This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Hiſtoriſch-politiſche Blätter

für das

katholiſche Deutſchland.

Des Jahrgangs 1870

Zweiter Band.

Hiſtoriſch-politiſche

Blätter

für das

katholiſche Deutſchland,

redigirt

von

Edmund Jörg und **Franz Binder.**

(Eigenthum der Familie Görres.)

Sechsundſechszigſter Band.

München, 1870.

In Commiſſion der Literariſch-artiſtiſchen Anſtalt.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACKS
DEC 11 1969

D1
H4
1970

Inhaltsverzeichniß.

Seite

I. Streiflichter auf die Verhältniſſe der Katholiken in Norddeutſchland 1

II. Die Conciliums-Briefe der Allgemeinen Zeitung.
IV. Die kirchlichen Aktenſtücke 21

III. Briefe des alten Soldaten.
Geſchrieben in England.
X. Im Lager der Freiwilligen . . . 41
XI. Die Muſterung der Freiwilligen . . 50

IV. Das badiſche Stiftungsgeſetz.
Aus einer ungedruckten Geſchichte des Badiſchen Landtags 59

V. Zur Geſchichte der Schulkomödien . . . 77

Seite

VI. Streiflichter auf die Verhältnisse der Katholiken in Norddeutschland.
(Fortsetzung) 85

VII. Die oberrheinische Kirchenprovinz von ihrer Gründung bis zur Gegenwart.
(Schluß) 111

VIII. Die Conciliums-Briefe der Allgemeinen Zeitung.
V. Die Verhandlungen der drei ersten Monate . 132

IX. Die moderne Geldwirthschaft in ihren Wechselbeziehungen 158

X. Dalmatiner-Briefe.
Vierter Artikel 173

XI. Die moderne Geldwirthschaft in ihren Wechselbeziehungen.
(Fortsetzung) 188

XII. Die Conciliums-Briefe der Allgemeinen Zeitung.
VI. Die conciliarische Freiheit 198

XIII. Adalbert Stifter nach seinen Briefen geschildert.
Erster Artikel 223

XIV. Zeitläufe.
Der Krieg zwischen Preußen und Frankreich . 238

XV. Die moderne Geldwirthschaft in ihren Wechselbeziehungen.
(Fortsetzung) 249

Seite

XVI. Dalmatiner-Briefe.
Fünfter Brief 262

XVII. Adalbert Stifter nach seinen Briefen geschildert.
Zweiter Artikel 275

XVIII. Generalvikar Lennig.
Adam Franz Lennig, Generalvikar und Dombekan von Mainz in seinem Leben und Wirken. Von Dr. Heinrich Brück. Mainz 1870 . . 289

XIX. Sage und Geschichte der weißen Frau . . 299

XX. Zeitläufe.
Der norddeutsche Bundeskanzler und die Diplomatie des Kriegs 313

XXI. Adalbert Stifter nach seinen Briefen geschildert.
Dritter Artikel 329

XXII. Die moderne Geldwirthschaft in ihren Wechselbeziehungen.
(Schluß) 345

XXIII. Dalmatiner-Briefe.
Sechster Brief (Cattaro) 361

XXIV. Drei deutsche Humanisten.
Peter Luder. Rudolf von Langen. Johann Butzbach 377

XXV. Zeitläufe.
Der französische Krieg und die neutralen Mächte 386

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Hiſtoriſch-politiſche Blätter

für das

katholiſche Deutſchland.

Des Jahrgangs 1874

Zweiter Band

Seite

LVI. Memoiren von Sankt Peter.
(Schluß) 823

LVII. Oeſterreich und der Krieg.
Zweiter Artikel 838

LVIII. Zeitläufe.
Rußland und der Krieg 863

LIX. Studien über den Staat.
II. Das Weſen des Staates (Schluß) . . 877

LX. Denkmale der Baukunſt.
III. Die Ciſterzienſer-Kirche zu Kaisheim . . 888

LXI. Aus der Metropolis Croatiens . . . 900

LXII. Univerſalgeſchichte.
Lehrbuch der Weltgeſchichte von Prof. Dr. J. B. Weiß. Dritter und vierter Band. Wien 1868. 1870 919

LXIII. Zur Geſchichte der nordiſchen Miſſionen.
Annuae missionis Hamburgensis a 1589 ad 1781 etc. ed. *Lebrecht Dreves.* Friburgi 1867 944

LXIV. Zwei Briefe über das neueſte öſterreichiſche Rothbuch 946

I.

Streiflichter auf die Verhältnisse der Katholiken in Norddeutschland.

Wenn es je noch eines Beweises bedurfte, daß die Kirchenspaltung des 16. Jahrhunderts in Deutschland durchaus das Werk der Politik gewesen und ihre Erfolge hauptsächlich dem Auftreten der kleinen Fürsten verdankte, dann brauchte man nur die einzelnen Ländertheile durchzugehen und deren religiöse Verhältnisse etwas näher in's Auge zu fassen. Fragt man dann, wie es gekommen, daß diese Gegend, jene Stadt, ja ein einzelnes Dorf katholisch geblieben oder protestantisch geworden, und dadurch eine Ausnahme von der Umgebung macht, so wird stets eine Erklärung erfolgen, welche obige Behauptung bestätigt. Ueberall war die Erhaltung des alten Glaubens, dem Deutschland seine Größe verdankt, oder die Einführung der Kirchenspaltung das Werk der betreffenden Machthaber und Obrigkeiten.

Gehen wir heute noch das weiland heilige römische Reich durch, dann finden wir, daß bis zu den Umwälzungen am Anfange dieses Jahrhunderts alle katholischen Gebiete auch von katholischen Fürsten beherrscht wurden. Der weltlichen Fürsten waren aber nur wenige: mit Oesterreich und Bayern,

dann einigen unbedeutenden Reichsständen, wie Baden-Baden, Hohenzollern, Leyen u. s. w. ist deren Liste abgeschlossen. Was sonst noch katholisch geblieben, sind ehemals geistliche Herrschaften, namentlich die kurfürstlichen Erzbisthümer Mainz, Köln und Trier, die Bisthümer Münster, Paderborn, Würzburg, Bamberg, Passau, Speier, Basel, Constanz, Hildesheim, Osnabrück, die gefürsteten Abteien Fulda, Corvey, Ellwangen u. s. w. oder auch ehemaliges Deutschordensgebiet. In Schlesien wurde der Katholicismus nur durch die weltliche Stellung des Fürstbischofs von Breslau und dann auch durch die polnische Sprache (in Oberschlesien) gerettet. Von dem ehemaligen Ordensland Preußen wurde eine Provinz, Ermeland, dadurch der Kirche erhalten daß dessen Bischof zugleich deutscher Reichsfürst gewesen und so eine unabhängige Stellung dem abtrünnigen Ordensobern gegenüber einnahm. Von den Reichsstädten sind außer Köln und Aachen nur einige unbedeutende, wie Schwäbisch-Gmünd ꝛc., der alten Kirche treu geblieben.

Die folgenschwerste Veränderung die seit Jahrhunderten in der innern Verfassung Deutschlands vollzogen worden, ist die Aufhebung aller geistlichen Fürstenthümer. Da deren Länder den weltlichen Herren zugetheilt und diese fast alle protestantisch waren, so kamen dadurch viele Millionen Katholiken unter protestantische Regierungen, deren Macht und Ansehen sie also verstärken halfen. Auch die theilweise schon früher erfolgten Verluste Oesterreichs, nämlich Schlesien, Breisgau, Belgien und Luxemburg, kamen protestantischen Fürsten zu gute. So wurde natürlich auch die politische Stellung der Katholiken bedeutend herabgedrückt. Seitdem nun Oesterreich, das freilich seit 1815 den deutschen Katholiken mindestens ebensoviel geschadet als genützt hat, ganz aus Deutschland ausgeschieden und Bayern in eine ganz absonderliche innere und äußere Lage gerathen, fehlt auch noch jenes äußere Ansehen, das dem Katholicismus wenigstens noch den Anschein einer Machtstellung gewahrt hatte. Damit

soll aber durchaus nicht gesagt seyn, daß wir dieß beklagen müssen; im Gegentheil, die Katholiken Deutschlands dürften froh seyn, daß endlich einmal das unheimliche Gespenst des österreich-bayerischen Schutzes oder Rückhaltes gründlich in sein Nichts zerflossen ist und Niemanden mehr täuschen oder zum Vorwurf werden kann. Namentlich ist dadurch den protestantischen Regierungen, denen wir schon seit Langem fast ohne Vorbehalt an Händen und Füßen gebunden überliefert sind, jeglicher Vorwand genommen, irgend ein Mißtrauen gegen ihre katholischen Unterthanen zu haben. So hat das Jahr 1866 eine größere Klarheit in die Stellung der Katholiken gebracht und ihnen ein richtigeres Bewußtseyn ihrer Lage und ihrer Pflichten auferlegt. Es gilt nun, auch der neuen Lage entsprechend zu handeln.

Anderntheils wird durch die Zunahme des Verkehrs und durch die politische Centralisation eine eigenthümliche Verschiebung und Verallgemeinerung der Interessen bewirkt. Die katholischen Gegenden geben fortwährend einen bedeutenden Theil ihrer Bevölkerung an Amerika und an die großen Mittelpunkte ab, wo dieselben unter der Uebermacht der protestantischen und unchristlichen Elemente verschwinden. Die gleichmäßigere Mischung der beiden Confessionen macht überall Fortschritte. Zwischen allen Theilen des Vaterlandes ist in dieser Hinsicht eine Wechselwirkung eingetreten, die alle Aufmerksamkeit verdient. Soll der Katholicismus nicht jeden Einfluß auf das öffentliche Leben verlieren, soll er von thatsächlichen Verlusten bewahrt bleiben, dann muß ein enger Zusammenhalt unter seinen Gliedern geschaffen werden. Es muß vor allem dafür gesorgt werden, daß überall da wo Katholiken sind, dieselben auch die einer Religionsgesellschaft unentbehrlichen Rechte und Anstalten besitzen.

Zunächst wird hier eine Uebersicht der Bevölkerungszahlen nach der Confession am Platze seyn. In seinen alten Provinzen zählte Preußen 1864: 11,736,734 Protestanten und 7,201,911 Katholiken; in den seitdem annexirten Län-

dern dagegen 3,685,199 Protestanten und 607,080 Katholiken, zusammen also 15,421,933 Protestanten und 7,808,991 Katholiken. Letztere bilden somit 33,08 Procent nach, und 37,40 Procent vor der Annexion. Das Verhältniß hat sich also zu ihren Ungunsten verändert. Die Juden und andere unbedeutenden Religionstheile sind hiebei außer Acht gelassen. Die 1867er Zählung ergab für die alten Provinzen 11,970,635 Protestanten, 7,335,836 Katholiken. Erstere haben um 233,901 Seelen oder 1,99 Procent, letztere um 133,925 Seelen oder 1,85 Procent zugenommen.

In den einzelnen Provinzen wechselt das Verhältniß gar sehr und läßt sich genau auf die geschichtlichen Ereignisse und politischen Zustände früherer Zeiten zurückführen. Die Provinz Preußen zählte 1864: 2,137,397 Protestanten und 815,142 Katholiken (1867: 2,192,095 Protestanten, 836,439 Katholiken). Etwa ein Viertheil der letzteren bewohnt das ganz katholische Ermeland, das in den vier Kreisen Braunsberg, Heilsberg, Allenstein und Rössel zwölf Städte zählt, in denen allein kleine protestantische, meist aus Beamten bestehende Colonien sich befinden. Eine größere katholische Bevölkerung bewohnt Westpreußen, wo sich beide Religionsparteien fast gleich stehen. Nur haben die Protestanten den Vortheil, daß sie in allen größern Städten weitaus die Oberhand haben. Ostpreußen dagegen ist, das deutsche Ermland abgerechnet, durchaus protestantisch und zum guten Theile auch litthauisch und masurisch. Ueberall in den Städten und Städtchen haben sich aber Katholiken, natürlich meist Ermeländer oder Flüchtlinge aus dem angrenzenden russisch Polen angesiedelt, denen es meist an Gelegenheit zur Uebung ihrer Religion fehlt. In Königsberg (3000 Katholiken), Memel, Tilsit und einigen andern größern Städten sind ältere katholische Pfarreien. Sonst muß man aber in der großen Provinz Tage lang reisen um eine katholische Kirche oder eine kümmerliche Missionsstation aufzufinden. In dem ungeheuer ausgedehnten, an der polnischen Grenze sich hin streckenden

Regierungsbezirk Gumbinnen leben etwa 10,000 Katholiken unter 745,736 Protestanten.

Schlesien hatte (1864) 1,704,919 Protestanten und 1,755,507 Katholiken, 1867: 1,707,231 Protestanten, 1,795,837 Katholiken unter seinen Bewohnern. Oberschlesien, das den Regierungsbezirk Oppeln bildet, zählt über 100,000 Katholiken und 100,000 Protestanten. Mittelschlesien (Regierungsbezirk Breslau) ist ziemlich gleichmäßig gemischt, Niederschlesien (Regierungsbezirk Liegnitz) hat nur 260,000 Katholiken unter nahezu 1 Million Seelen. Dieser Theil ist also wiederum ein Diasporagebiet. Die Lage der schlesischen Katholiken hat sich besonders durch die Klosterberaubung verschlimmert ebenso wie durch die stete Begünstigung der Protestanten Seitens der preußischen Regierung. Sogar in Oberschlesien befinden sich ein guter Theil des Grundbesitzes, namentlich des größern, und die meisten Bergbau- und Hüttenwerke in protestantischen Händen. In Verbindung mit glaubenslosen Katholiken und Juden haben sie es so weit gebracht, daß selbst in den weit überwiegend katholischen Städten die städtischen Behörden, Bürgermeister mit inbegriffen, meist Protestanten sind. An paritätische Gerechtigkeit gegen die Katholiken ist in den überwiegend protestantischen Städten erst recht nicht zu denken. In Breslau, wo doch zwei Fünftel Katholiken gegen drei Fünftel Protestanten stehen, befinden sich kaum drei oder vier der ihrigen unter mehr denn hundert Stadtverordneten. Als vor mehreren Jahren bei einer Bürgermeisterwahl sich auch ein höchst befähigter Katholik, dazu noch Stadtkind, um die Stelle bewarb, erhob sich ein gewaltiger Sturm gegen eine solche Anmaßung. Die Sprache der liberalen Blätter, welche in der Stadt den Ton angaben, wurde gefährlich drohend gegen den vermessenen „Eindringling".

Posen zählt (1864) 501,578 Protestanten und 949,952 Katholiken (1867: 504,823 Protestanten, 962,960 Katholiken). Unter den letztern gibt es etwa 150,000 bis

200,000 deutſch Redende, meiſt um Frauſtadt, längs der ſchleſiſchen Grenze und in den größern Städten. Unter den Proteſtanten gibt es dagegen nur etwa 20 bis 25,000 polniſch Redende, in den Kreiſen Adelnau und Schildberg an der ſchleſiſch-ruſſiſchen Grenze. Auch hier ſind ähnliche Verhältniſſe wie in Schleſien. Ebenſo wie dort ſind die ſehr bedeutenden katholiſchen Kirchengüter der frühern Zeit faſt ſämmtlich in proteſtantiſche Hände übergegangen und dienen jetzt mittelbar zur Bekämpfung der Kirche. Die preußiſche Regierung hat eigene Veranſtaltungen getroffen um den Grundbeſitz den Proteſtanten zuzuwenden, die jetzt ſchon den mehreren Theil der vielen großen Güter beſitzen. In den Städten ſpielen die Juden eine hervorragende Rolle, in vielen bilden ſie ein Fünftheil, ein Viertheil, ein Drittel oder gar noch mehr der Bevölkerung. Sie ſtehen meiſt zu den ſtets von den Beamten unterſtützten Proteſtanten. Daraus erklärt ſich, warum es in der ganzen Provinz kaum eine Stadt, vielleicht nicht einmal eine größere Gemeinde gibt, deren Verwaltung ſich in den Händen der Katholiken befände. Doch fängt in der letzten Zeit die polniſche Bevölkerung an ſich zu ermannen. Unter den Bauern gibt es viele Wohlhabende, und mehrere Adelige laſſen es ſich angelegen ſeyn ihre Güter beſſer zu bewirthſchaften, um ſo den Grundbeſitz vor den Wucherern und den proteſtantiſchen Käufern zu ſchützen.

Weſtfalen zählt 907,450 Katholiken (1867: 920,933), faſt ſämmtlich in den alten geiſtlichen Fürſtenthümern Münſter, Paderborn, Corvey, und 740,932 Proteſtanten (1867: 770,033), meiſt auf den Gebieten ehemaliger lutheriſchen Dynaſten. Der Regierungsbezirk Münſter iſt faſt ganz katholiſch, der von Arnsberg gemiſcht, der Mindener überwiegend proteſtantiſch. Die katholiſchen Gegenden ſind überwiegend Ackerbauländer, namentlich das vom Weltverkehr abgelegene, dem Bergbau wenig bietende Münſterland; ſie ſind aber durchgängig wohlhabend und trefflich angebaut. Der zahlreiche alte Adel

wohnt auf dem Lande und zeichnet sich durch gute Wirthschaft, hohe Bildung, ernste Kirchlichkeit und bedeutende Opferwilligkeit sehr vortheilhaft aus und behauptet deßhalb auch einen wohlverdienten Einfluß auf die ganze Bevölkerung. Die Städte, besonders die katholischen, sind meist klein, aber zahlreich. Gerade aus den katholischen Gegenden wandern viele aus, theils nach Amerika, vielfach auch als Handelsleute nach dem Nordosten Deutschlands. Auch die meist in protestantischen oder gemischten Gegenden belegenen Berg-, Hütten- 2c. Werke ziehen fortwährend viele katholische Arbeiter und Familien an, so daß die Mischung gerade in den ehemals ganz protestantischen Strichen am schnellsten vor sich geht. Um so größer ist auch die Gefahr geistlicher Vernachlässigung und des Abfalls, wiewohl schon Vieles für Gründung katholischer Schulen und Kirchen geschehen ist. Glücklicherweise kann die Münster'sche Diöcese hiezu Priester in hinreichender Zahl stellen. Außerhalb ihrer Provinz zeigen die katholischen Westfalen überall eine große Anhänglichkeit an ihre Heimath und halten landsmannschaftlich mehr zusammen als fast jeder andere deutsche Volksstamm. Diese westfälische Tugend ist allen Ständen gemein und hat der katholischen Sache in Norddeutschland schon viel genützt.

In allen bisher genannten Provinzen sind die katholischen Pfarreien meist sehr groß und umfassen gar oft zehn bis zwölf Orte, also eine ganze Gegend. In manchen Strichen Schlesiens, Posens, Westfalens und Westpreußens haben sogar nur die Marktflecken und Städtchen eine eigene Pfarrei, zu der dann die ganze Umgegend gehört. An den entferntern Orten befinden sich sogenannte Lokalkapläne oder Vikare, deren Wirksamkeit selbstverständlich eine beschränkte bleibt. So lange eine Gegend rein katholisch ist, sind die aus dieser Verfassung entstehenden Nachtheile nicht sehr erheblich; man ist ja von Alters her an die betreffenden Zustände gewohnt. Sobald aber durch Anlage von Fabriken, Hütten- und Bergwerken Protestanten einziehen, tritt das Mißverhältniß ge-

wöhnlich sehr empfindlich hervor. Der auf eine kleine, meist aus wohlhabenden oder Beamtenfamilien bestehende Heerde angewiesene Prediger, der stets bei der Regierung williges Ohr und ausgiebige Unterstützung findet, wird dann zu einem gefährlichen Rivalen des allseitig in Anspruch genommenen Pfarrers. Gewöhnlich haben die Protestanten, Dank der durch die Regierung erzwungenen Gemeindeunterstützung, sehr bald bessere, weil weniger zahlreich besuchte Schulen als die Katholiken. Es kostet dann nicht viel, eine Anzahl der ärmeren oder abhängigern Katholiken, besonders die in Mischehen lebenden zu bewegen ihre Kinder aus der überfüllten, daher ungesunden katholischen Schule heraus zu nehmen und in die protestantische zu schicken.

In einzelnen Gegenden herrschen ganz ungewöhnliche Zustände. So z. B. in der Grafschaft Lingen, einem seit 1815 zwischen Preußen und Hannover getheilten Ländchen. Am 1. Juni 1674 wurde die Grafschaft von dem niederländischen Oranier in Besitz genommen, der sofort sämmtliche Einnahmen und das Vermögen der katholischen Kirche, namentlich auch der Pfarreien, den Protestanten (kaum 2 bis 3 Procent der Bevölkerung) überwies. Die Feier des heiligen Meßopfers, selbst in den Wohnungen, wurde auf's strengste verboten, dafür aber das sogenannte Opfergeld, nämlich die Gaben welche an den vier Hauptfesttagen freiwillig auf den Altar gelegt wurden, laut Befehl des Erbstatthalters vom J. 1679 in eine feste Abgabe an die protestantische Güterkasse umgewandelt. Die hannöver'sche Regierung sah das höchst Ungerechte dieser Steuer ein und hob dieselbe 1822 auf. In dem preußischen, zu Westfalen geschlagenen Theil besteht die für das katholische Gefühl empörendste aller Abgaben noch fort, ebenso wie alle sonstigen Abgaben die einst an die Kirche gegeben wurden und nun an die protestantischen Prediger gezahlt werden müssen. Es sind das völlig irische Zustände. Die Prediger und ihre Familien leben glänzend und haben dazu nur ganz winzige

Gemeinden. Die katholischen Pfarrer und Kapläne aber fristen ihr Leben durch Termininen, nämlich sie halten alljährlich eine Sammlung bei allen ihren Pfarrkindern, deren Glaubensinnigkeit und Anhänglichkeit an den Priester durch den zweihundertjährigen Druck nur zugenommen hat. Die Wohlhabenden geben so reichlich, daß der Pfarrer den Armen bei seinem Rundgange als freigebiger Wohlthäter erscheinen kann. Durch Kabinetsordre vom 9. Mai 1840 wurden der katholischen Geistlichkeit des preußischen Antheils, der Grafschaft Oberlingen, jährlich 1000 Thaler aus Staatsmitteln angewiesen, die so vertheilt sind: Pfarrer in Brochterbeck 200; Pfarrer in Halverde 170; Pfarrer zu Recke, Ibbenbüren und Mettingen je 160. Der Kaplan zu Ibbenbüren erhält davon 35, die Kapläne zu Mettingen, Brochterbeck und Recke je 30 Thaler. Obwohl nun diese Summe amtlich als „Gehaltszulage" bezeichnet wird, ist sie doch das einzige feste Einkommen der gedachten Seelsorger, die vor wie nach auf das Termininen angewiesen sind. Nach dem Pfarrer hält der Kaplan, der Küster, Organist u. s. w. seinen Rundgang ab, um sich seinen Gehalt zu sammeln. Sämmtliche Pfarreien sind groß, die Pfarrorte kleine Städte zu denen je eine Anzahl Ortschaften und Höfe gehören. Seit der Besitzergreifung durch den Oranier hat Oberlingen viermal, Unterlingen (hannöver'scher Antheil) sechsmal den Landesherrn gewechselt, aber das von dem ersten Gewaltherrscher begangene ungeheuerliche Unrecht ist stets sorgfältig erhalten worden. Dasselbe wird heute noch als ein Recht angesehen. Die Protestanten wollen jetzt großmüthig seyn und die Ablösung des Opfergeldes und vielleicht auch der übrigen Abgaben zugestehen, aber nicht anders als gegen zwanzigfache Entschädigung. Es wäre Zeit, daß sich die katholische Presse dieser Sache annähme, die gar nicht so vereinzelt ist, als man glauben möchte: an hunderten von Orten, ja in ganzen Provinzen Norddeutschlands werden Katholiken zu gewissen Leistungen an protestantische Kirchen und Schulen herangezogen.

Rheinland hat (1864) 2,493,991 Katholiken und 826,642 Protestanten (1867: 2,612,467 Katholiken und 862,576 Protestanten). Nur die Regierungsbezirke Düsseldorf und Koblenz und einige Gegenden des Trier'schen können als gemischt angesehen werden. Köln und Aachen sind ganz katholisch; Protestanten finden sich erst seit der preußischen Besitznahme und zwar fast nur in Städten und als Beamte. Für sie ist in religiöser Hinsicht ausgezeichnet gesorgt. In den Bergbau- und gewerblichen Gegenden haben sich indeß viele Protestanten angesammelt. Mit Ausnahme von Aachen und einigen kleineren Städten herrschen sie mehr oder weniger in den städtischen Behörden vor. Nirgendswo wäre deßhalb eine Behandlung der Protestanten möglich wie sie den Katholiken in Breslau, Posen, Bromberg, Danzig, Berlin, Königsberg und allen andern überwiegend protestantischen Städten widerfährt. Ueberall erhalten die Protestanten reichliche Zuschüsse für ihre Schulen und Kirchen, gewöhnlich sogar mehr als ihnen im Verhältniß zur Kopfzahl zukäme, und sogar ohne daß die städtische Behörde ihnen besondere Bedingungen dafür auferlegt. Man gibt ihnen fast immer eine Pauschsumme, welche sie nach Belieben verwenden, ohne eine Ueberwachung oder ein Hineinregieren der Stadtbehörden in ihre Kirchen- und Schulangelegenheiten sich gefallen lassen zu müssen.

Dagegen haben die Katholiken mit allen jenen Schwierigkeiten zu kämpfen, welche die protestantischen Staatsbehörden ihnen entgegenzusetzen wissen. Bekanntlich ist auf der ganzen linken Rheinseite das Kirchengut durch die französische Republik weggenommen und später dafür von der kaiserlichen Regierung die Bestreitung der Bedürfnisse der katholischen Kirche übernommen worden. Die Protestanten allein behielten ihr Kirchenvermögen. Die preußische Regierung bestreitet nun immer die Pflicht des Staates den neu zu gründenden katholischen Pfarreien einen Gehalt zu gewähren, wogegen sie eine solche Weigerung niemals gegenüber den Protestanten geltend machte, sondern die Gründung neuer protestantischer

Pfarrsprengel vielmehr eifrigst förderte. Dadurch entstanden nun manche Ungelegenheiten; die katholischen Abgeordneten haben sich gar oft deßhalb mit den Ministern herumgestritten ohne jemals ein principielles Zugeständniß zu erlangen. Es wurde sogar schon nachgewiesen, daß von der Gesammtsumme, welche die französische Regierung als Dotation für die katholische Kirche ausgeworfen, ein Theil zurückbehalten bleibe und von der preußischen Regierung zu Gunsten der Protestanten verwendet werde. Die katholischen Pfarrstellen waren nämlich ursprünglich nur mit je 500, 1000 oder 1500 Franken dotirt, und sollten mit dem Betrage der den männlichen und weiblichen Mitgliedern der unterdrückten Klöster für ihre Lebensdauer gezahlten Entschädigungen aufgebessert werden. Auch zu den Kirchen-Neubauten sollte der Staat Beiträge leisten, was die preußische Regierung aber ebenfalls verweigert. So kommt es, daß auch in den katholischen Rheinlanden die Katholiken sich viel öfter in kirchlicher Bedrängniß befinden als die meist fremden Protestanten. In Koblenz, wo über 25,000 zum Theil sehr entfernt wohnende Katholiken sich mit den zwei alten Pfarrkirchen behelfen mußten, konnte erst nach vieljährigen Bemühungen ein dritter Pfarrgehalt erlangt werden. Während dessen erhielten die 4 bis 5000 Protestanten eine zweite von der Regierung unterhaltene Pfarrei; ihre beiden Kirchen wurden mit bedeutender Staatsunterstützung gebaut. In Crefeld mußten sich 30 bis 40,000 Katholiken Jahrzehnte hindurch mit einer alten schlechten Kirche behelfen. Erst in den letzten Jahren sind zwei neue Kirchen mit Pfarrsprengeln gegründet worden; die Zahl der Katholiken übersteigt jetzt 41,000. Die 44,936 Katholiken Essens (Zählung von 1867) müssen sich, obwohl in zwei Pfarrgemeinden getheilt, mit einer einzigen dazu baufälligen Kirche behelfen, die schon für die 7000 Schulkinder viel zu klein ist. Von den Katholiken wohnen 19,000 auf eine Entfernung von einer halben bis einer Stunde von der Stadt. Eine Baustelle für die zweite Kirche ist seit fünf

Trotz der 1815er Verträge welche dessen Bestand ausdrücklich zur Bedingung der Uebergabe an Preußen machten, wurde das Stift im gedachten Jahre förmlich militärisch überfallen, alle Urkunden, Werthpapiere, Habseligkeiten und Kunstschätze gewaltsam weggenommen und die Anstalt aufgehoben. Bei 160,000 Thaler sollen allein an baarem Gelde und an Werthpapieren weggenommen worden seyn. Aus den Einkünften der großen Güter wurden Gehälter für einen Pfarrer und zwei Kapläne angewiesen, die nun allein die ganze Landschaft versehen sollten. Alles Uebrige, der jährliche Ertrag dürfte jetzt 100,000 Thaler übersteigen, sollte zur Hälfte für katholische und protestantische Kirchen- und Schulzwecke verwendet werden. Bis jetzt sind zwar eine hübsche Zahl protestantischer Stellen davon dotirt, mehrere protestantische Gymnasien und höhere Schulen der Provinz erhalten bedeutende Zuschüsse, zwei große Lehrerseminare sind damit erbaut worden (das in Dreissig hat über 120,000 Thaler Baukosten verursacht) und werden davon unterhalten. Ein weiteres protestantisches Lehrerseminar ist gleich nach der Austreibung der Mönche in dem Klostergebäude untergebracht worden und wird ebenfalls von dem Klostergut erhalten. Neuzelle, das etwa 2000 Einwohner hat, ist zu zwei Dritteln katholisch. Von dem katholischen Antheil des Klostereinkommens sieht man weniger; kaum daß sich jährlich 6 bis 7000 Thaler Zuschüsse für katholische Anstalten nachweisen lassen. So viel wir erfahren, erhält keiner der in Brandenburg und Pommern angestellten Missionspfarrer daraus einen Zuschuß.

Selbst in Berlin, wo die Katholiken nie ganz ausgestorben, besteht eine wirkliche katholische Pfarrei erst seit 1786, und erst seit 1848 genießt dieselbe ihre wesentlichen Rechte ohne besondere Beschränkung. Aus dem vorigen Jahrhundert stammen auch die katholischen Kirchen und geistlichen Stellen zu Spandau, Potsdam, Frankfurt an der Oder, Stettin und Stralsund. Fast alle wurden ursprünglich der vielen katholischen Soldaten und Arbeiter (namentlich für

die königlichen Fabriken) wegen gegründet. Die kriegerischen Fürsten warben viele Soldaten in den geistlichen Staaten, die selbst wenig Militär hielten. Die Arbeiter für die Gewerbfabriken wurden aus Frankreich und Belgien herangezogen. In neuerer Zeit wandern viele Eichsfelder und Westfalen als Handelsleute ein, die anfangs hausiren und dann sich oft in den Städten und größern Orte fest niederlassen. In vielen kleinen Städten sind deßhalb eine hübsche Zahl wohlhabender katholischer Familien, die meist durch ihre Stellung, ihren religiösen Eifer und Opferwilligkeit der Sache der Kirche einen gewissen Vorschub leisten. Sie bilden den festen Kern aller neu entstandenen kleinen Gemeinden, deren anderweitige Elemente aus schlesischen und posen'schen Arbeitern bestehen. Die etlichen fünfzig Stationen welche seit zwanzig Jahren mit Hilfe des Bonifaciusvereins gegründet worden, können nicht genügen in zwei Provinzen, die zusammen eine Oberfläche haben, die dem Königreich Bayern gleichkommt. Wenn man bedenkt, daß in Brandenburg, Pommern, Sachsen, Ostpreußen und selbst in Niederschlesien und dem protestantischen Theil Westfalens die katholischen Missions-Pfarrbezirke oft so groß sind als ein bayerischer oder württembergischer Kreis, eine Kirche oft in einer Tagereise nicht zu erreichen ist, so kann man sich über die religiöse Vernachlässigung nicht wundern. Gibt es ja noch eine Menge nicht unbedeutender Städte welche keine katholische Station haben, und ganze Landstriche welche noch keinem Missions-Pfarrsprengel zugetheilt sind, obwohl kaum ein Dorf existirt, in dem nicht einige Katholiken zu finden wären.

Auch ist die Zahl der Katholiken viel größer als sie in den amtlichen Listen der Volkszählungen angegeben wird, indem gerade die vielen vereinzelten Katholiken meist nicht als solche aufgeführt sind. Um böse Bemerkungen oder rohe Ausbrüche des Hasses zu vermeiden, gestehen sehr viele es nicht, daß sie Katholiken sind. Anderntheils fragen auch die

Jahren für 22,000 Thaler gekauft, aber noch keine Ausſicht auf die Inangriffnahme des Baues. Dazu nimmt die katholiſche Bevölkerung fortwährend zu und erreicht jetzt wohl ſchon 50,000 Seelen.

Selbſt dann, wenn die Katholiken freiwillig alle Koſten zur Neugründung von Kirchen aufbringen, werden ihnen oft Schwierigkeiten von den einzelnen Behörden bereitet. So in Aachen, wo der Bau der Kirche zur Unbefleckten Empfängniß drei Jahre lang durch die dortige Regierung verhindert wurde, nachdem die Bauſumme, über 160,000 Thaler, ſchon längſt durch freiwillige Beiträge aufgebracht worden war. Selbſt als der König, an welchen ſich die Stadt durch eine Deputation der vornehmſten Einwohner gewendet, alles bereitwilligſt genehmigt hatte, wußte die Regierung wiederum durch neue Schwierigkeiten den Bau über ein Jahr lang hinauszuſchieben, ſo daß erſt eine zweite Deputation und ein zweiter königlicher Befehl die Ausführung des Baues ermöglichte. Dazu hat Aachen keinen Ueberfluß an Kirchen (8 Pfarreien für über 60,000 Seelen) und die neue Kirche kam in ein neues Viertel, das noch keine hatte. Dem gegenüber genügt es zu erwähnen, daß die Proteſtanten Kölns (13,875 im J. 1867) ſchon längſt drei Pfarrkirchen beſitzen, wovon eine den Katholiken abgenommen worden.

Von den übrigen Provinzen hat Sachſen die meiſten Katholiken, nämlich 130,176 gegen 1,903,119 Proteſtanten *). Jene bewohnen größtentheils den preußiſchen Antheil (Ober-Eichsfeld) des Eichsfeldes, oder die Kreiſe Heiligenſtadt, Worbis und Erfurt, beides früher kurmainziſches Gebiet. In den übrigen Theilen der Provinz finden ſich die Katholiken nur vereinzelt als Anſiedler. Kaum daß in Halberſtadt, Egeln, Magdeburg u. ſ. w. ſich einige katholiſche Pfarreien aus

*) 1867: 123,520 Katholiken, 1,931,816 Proteſtanten. Hier liegt jedenfalls ein Irrthum vor; früher haben die Katholiken immer regelmäßig zugenommen.

dem Kirchensturme herübergerettet haben. In Halberstadt, Huysburg und an einigen andern Orten befanden sich zu Anfange dieses Jahrhunderts noch Klöster, deren Mönche die Seelsorge bei den weithin zerstreuten Katholiken mit großer Mühe und Aufopferung pflegten. Sie sind dem Staatshunger erlegen und ein genügender Ersatz ist nicht geleistet worden. Der Staat zahlt Pfarrgehälter von 236 Thalern für die durch die Unterdrückung der Klöster verwaisten Stationen, und trotz aller Bitten hat er sich bisher geweigert, eine Erhöhung zu gewähren. Mehrere neue Pfarreien und Missionsstationen sind seit den letzten zwanzig Jahren in den Städten und in einigen größern Orten gegründet worden, wo sich namentlich viele Eichsfelder ansiedeln, die aus ihrer von dem Weltverkehr abgeschnittenen, fast nur Ackerbau treibenden und übervölkerten Heimath auswandern müssen. Meist zeichnen sich die Eichsfelder durch große Anhänglichkeit an ihren Glauben aus. Jedoch leiden Religion und Sittlichkeit außerordentlich bei den vielen jungen Leuten, namentlich Mädchen, die alljährlich nach dem Magdeburgischen, Braunschweigischen wandern, um dort den Sommer über bei der Verarbeitung der Runkelrüben mitzuhelfen. Auch im Eichsfeld ist durch die bereits angedeuteten Maßregeln der größere Grundbesitz den Katholiken entfremdet worden.

Brandenburg mit 66,168 Katholiken unter 2,509,111 Protestanten (1867: 69,461 Katholiken, 2,597,807 Protestanten) und Pommern mit 15,131 Katholiken und 1,401,485 Protestanten (1867: 14,219 Katholiken, 1,404,254 Protestanten) sind durchaus protestantische Provinzen. Die Verminderung der Katholiken ist höchst wahrscheinlich der Verlegung des Militärs zuzuschreiben. Nur im Kreise Schwiebus, früher zu Schlesien gehörig, und in Neuzelle (Lausitz) haben einige katholische Pfarreien die Kirchenspaltung überdauert. In Neuzelle bestand bis 1817 ein reiches Cisterzienserstift, das sich der in weiter Umgebung zerstreuten Katholiken annahm und außerdem ein kleines Progymnasium unterhielt.

Trotz der 1815er Verträge welche dessen Bestand ausdrücklich zur Bedingung der Uebergabe an Preußen machten, wurde das Stift im gedachten Jahre förmlich militärisch überfallen, alle Urkunden, Werthpapiere, Habseligkeiten und Kunstschätze gewaltsam weggenommen und die Anstalt aufgehoben. Bei 160,000 Thaler sollen allein an baarem Gelde und an Werthpapieren weggenommen worden seyn. Aus den Einkünften der großen Güter wurden Gehälter für einen Pfarrer und zwei Kapläne angewiesen, die nun allein die ganze Landschaft versehen sollten. Alles Uebrige, der jährliche Ertrag dürfte jetzt 100,000 Thaler übersteigen, sollte zur Hälfte für katholische und protestantische Kirchen- und Schulzwecke verwendet werden. Bis jetzt sind zwar eine hübsche Zahl protestantischer Stellen davon dotirt, mehrere protestantische Gymnasien und höhere Schulen der Provinz erhalten bedeutende Zuschüsse, zwei große Lehrerseminare sind damit erbaut worden (das in Droissig hat über 120,000 Thaler Baukosten verursacht) und werden davon unterhalten. Ein weiteres protestantisches Lehrerseminar ist gleich nach der Austreibung der Mönche in dem Klostergebäude untergebracht worden und wird ebenfalls von dem Klostergut erhalten. Neuzelle, das etwa 2000 Einwohner hat, ist zu zwei Dritteln katholisch. Von dem katholischen Antheil des Klostereinkommens sieht man weniger; kaum daß sich jährlich 6 bis 7000 Thaler Zuschüsse für katholische Anstalten nachweisen lassen. So viel wir erfahren, erhält keiner der in Brandenburg und Pommern angestellten Missionspfarrer daraus einen Zuschuß.

Selbst in **Berlin**, wo die Katholiken nie ganz ausgestorben, besteht eine wirkliche katholische Pfarrei erst seit 1786, und erst seit 1848 genießt dieselbe ihre wesentlichen Rechte ohne besondere Beschränkung. Aus dem vorigen Jahrhundert stammen auch die katholischen Kirchen und geistlichen Stellen zu Spandau, Potsdam, Frankfurt an der Oder, Stettin und Stralsund. Fast alle wurden ursprünglich der vielen katholischen Soldaten und Arbeiter (namentlich für

die königlichen Fabriken) wegen gegründet. Die kriegerischen Fürsten warben viele Soldaten in den geistlichen Staaten, die selbst wenig Militär hielten. Die Arbeiter für die Gewerbfabriken wurden aus Frankreich und Belgien herangezogen. In neuerer Zeit wandern viele Eichsfelder und Westfalen als Handelsleute ein, die anfangs hausiren und dann sich oft in den Städten und größern Orte fest niederlassen. In vielen kleinen Städten sind deßhalb eine hübsche Zahl wohlhabender katholischer Familien, die meist durch ihre Stellung, ihren religiösen Eifer und Opferwilligkeit der Sache der Kirche einen gewissen Vorschub leisten. Sie bilden den festen Kern aller neu entstandenen kleinen Gemeinden, deren anderweitige Elemente aus schlesischen und posen'schen Arbeitern bestehen. Die etlichen fünfzig Stationen welche seit zwanzig Jahren mit Hilfe des Bonifaciusvereins gegründet worden, können nicht genügen in zwei Provinzen, die zusammen eine Oberfläche haben, die dem Königreich Bayern gleichkommt. Wenn man bedenkt, daß in Brandenburg, Pommern, Sachsen, Ostpreußen und selbst in Niederschlesien und dem protestantischen Theil Westfalens die katholischen Missions-Pfarrbezirke oft so groß sind als ein bayerischer oder württembergischer Kreis, eine Kirche oft in einer Tagereise nicht zu erreichen ist, so kann man sich über die religiöse Vernachlässigung nicht wundern. Gibt es ja noch eine Menge nicht unbedeutender Städte welche keine katholische Station haben, und ganze Landstriche welche noch keinem Missions-Pfarrsprengel zugetheilt sind, obwohl kaum ein Dorf existirt, in dem nicht einige Katholiken zu finden wären.

Auch ist die Zahl der Katholiken viel größer als sie in den amtlichen Listen der Volkszählungen angegeben wird, indem gerade die vielen vereinzelten Katholiken meist nicht als solche aufgeführt sind. Um böse Bemerkungen oder rohe Ausbrüche des Hasses zu vermeiden, gestehen sehr viele es nicht, daß sie Katholiken sind. Anderntheils fragen auch die

Volkszähler oft gar nicht nach der Religion, so daß selb
in Berlin sogar katholische Kirchenvorstände mit ihren Fa
milien als Protestanten verzeichnet wurden. Der Haß de
Landbewohner gegen die Katholiken hat oft etwas ganz be
sonders Beleidigendes. Im J. 1848 wurden die Gard
Regimenter, bei denen ein Drittel der Soldaten katholis
ist, aus Berlin in die nächsten Dörfer verlegt. Mehre
Katholiken fanden Quartier bei einem reichen Bauer i
Königs-Wustershausen, dessen Söhne auch Militär gewese
waren und sich deßhalb schnell mit den Soldaten befreundeten
Diese fanden somit die beste Aufnahme. Als nun a
nächsten Sonntage katholischer Gottesdienst im Nachbardo
für die Soldaten gehalten wurde, gingen auch unsere Kath
liken dorthin. Kaum waren sie jedoch zurück, so sahen s
welche Veränderung in dem Hause vorgegangen war. Ke
Mensch sprach mehr mit ihnen, die Söhne thaten fremd un
mieden sie im Wirthshaus. Während man ihnen zuvor meh
geleistet als wozu man verpflichtet war, und sie als Haus
freunde und Gäste behandelt hatte, gab man von jetzt a
nur das unbedingt Gebotene und zwar mit dem abweisendste
Benehmen. Und so blieb es bis die armen Soldaten vo
dannen zogen. Wenn nun Träger der königlichen Uniform
die den Bauern bekanntlich stets Rücksichten auferlegt, so be
handelt werden konnten, dann mag man sich denken, wie e
den armen katholischen Arbeitern gehen muß, die hier ih
Brod zu verdienen suchen.

Katholische Beamten gibt es in den protestantische
Städten und Gegenden verhältnißmäßig mehr als in katho
lischen. Freilich sind es meist nur niedere schlechtbesoldet
Staatsdiener. In Berlin befindet sich eine Anzahl höhere
Beamten, meist Westfalen und Schlesier. Die Beamten
Familien sind zum größern Theil sehr lobenswerth in reli
giöser Hinsicht.

Unter Friedrich II. wurden viele katholischen Colonisten
namentlich auch Pfälzer, nach Brandenburg und Pommer

gegegen. Aber nur auf zwei Punkten Pommerns, zwischen Pasewalk und Ukermünde in den ganz katholischen Dörfern Heppenwalde, Viereck, Blumenthal, und bei Altdamm (Stettin) in den Dörfern Augustenwalde und Luisenthal, haben die Einwanderer sich bei ihrem Glauben zu behaupten gewußt. Beide Dörfergruppen wurden von Pfälzern gegründet. Trotz der vom König ihnen zugesagten Pfarr- und Schuleinrichtungen blieben diese Leute 35 Jahre lang ohne daß ein Priester in ihre Orte gekommen wäre. Sie bauten sich Nothkapellen und hielten Laiengottesdienst, wobei sie dieselben Stunden einhielten als wie in Stettin zu dem wirklichen Hochamte; in der Mitte des Gottesdienstes gab die Glocke das Zeichen der heiligen Wandlung, gerade als wenn das hehre Opfer gegenwärtig gefeiert würde. Taufen, Aufgebote und Beerdigungen wurden durch den Schullehrer vorgenommen. Bei Hochzeiten fuhr man im Winter nach Stettin. Trotzdem daß beide Dörfergruppen etliche zwanzig Stunden von einander entfernt und durch die Oder getrennt sind, heirathen die Bewohner sehr häufig untereinander, so daß sie sozusagen ein eigenes Völkchen bilden und überhaupt auch Mischehen meiden. Später kam alljährlich zweimal ein Geistlicher aus Stettin. Im J. 1848 suchte Herr von Ketteler, damals Propst zu St. Hedwig in Berlin, die Pfälzer-Dörfer auf und wurde besonders in Hoppenwalde und Viereck mit einer so rührenden Begeisterung und Verehrung aufgenommen, daß man unwillkürlich an die Zeiten der ersten Christen erinnert ward. Seitdem wurden nun zuerst in Hoppenwalde (zugleich auch für Blumenthal), dann in Pasewalk, Viereck und in den letzten Jahren auch in Luisenthal (wozu Augustenwalde gehört) Pfarrstellen gegründet, zu denen der St. Bonifacius- und der Lyoner Missionsverein das Meiste beigetragen. Jeder Ort hat schon seit längerer Zeit seine Schule.

Ein kleiner Theil Hinterpommerns, die Kreise Lauenburg und Bütow, wo sich noch ein paar alte katholische Pfarreien befinden, bildet ein eigenes Archipresbyteriat, das

zur Diöceſe Kulm gehört, die bekanntlich die Provinz Weſt
preußen umfaßt. Die Archipresbyteriate Neuzelle und Schwie
bus, Provinz Brandenburg, gehören zur Diöceſe Breslau
das ganze übrige Brandenburg und Pommern bilden de
Delegaturbezirk Berlin, der durch den Propſt zu St. Hedwi
als Vertreter des Fürſtbiſchofs von Breslau verwaltet wir
und jetzt zuſammen etliche fünfzig Pfarreien und Stationer
zählen mag. Der Delegaturbezirk wird in die Archipresbyteriat
Berlin, Potsdam, Frankfurt, Stettin und Stralſund eingetheil

Was nun die äußere Stellung der Katholiken betrifft
ſo läßt dieſelbe bekanntlich in Preußen wenig zu wünſchen
übrig, inſofern man nur den Buchſtaben des Geſetzes in Be
tracht zieht. Ganz anders verhält es ſich aber in der Wirk
lichkeit, wo man es durchgehends mit Menſchen und ihren
Schwächen zu thun hat. Seinem Urſprung und ſeinem
Princip, ſeinen Traditionen und Gewohnheiten gemäß iſt das
preußiſche Beamtenthum eine durchaus proteſtantiſche Körper
ſchaft und hat deßhalb auch, trotz der ſchon ſo lange beſtehen
den Einverleibung bedeutender katholiſcher Länder in den
preußiſchen Staatsverband, dennoch bis heute verhältnißmäßig
nur ſehr wenige Katholiken in ſich aufgenommen. Der Ka
tholik findet ſich unbehaglich in dieſem feſtgegliederten Körper
der ihn faſt inſtinktmäßig als einen Fremden, einen Eindring
ling behandelt und es ihn auch gar oft recht deutlich fühlen
läßt. Der Katholik hat in der Beamtenlaufbahn mit mehr
Schwierigkeiten zu kämpfen, weil der Proteſtant ihm gar zu
gern von der Oberbehörde vorgezogen wird. Nur in der letzten
Zeit hat ſich die Zahl der katholiſchen höhern Beamten etwas
gemehrt. Trotzdem aber ſind z. B. unter 11 Regierungs-
Präſidenten nur 1, ſage einer, unter mehr als 600 Regierungs-
Räthen höchſtens 50 Katholiken. Nur bei den richterlichen
Beamten in Rheinland und Weſtfalen iſt das Verhältniß
etwas günſtiger. Dagegen ſind bei dem höchſten Gerichtshof,
dem Obertribunal, unter Wilhelm I. nur Proteſtanten an
Stelle der verſtorbenen katholiſchen Räthe ernannt worden.

Man begreift, daß unter solchen Umständen, und ohne den preußischen Beamtenstand in seiner Gesammtheit der Parteilichkeit und Ungerechtigkeit gegen die Katholiken zu beschuldigen, dennoch behauptet werden darf, daß er im Ganzen und Großen den katholischen Mitgliedern ungünstig seyn muß und es auch in der That ist. Wenn auch vielfach eine Besserung eingetreten seyn mag, so ist bis heute vom preußischen Beamtenthum höchstens eine gewisse Billigkeit gegen die Katholiken, niemals aber Förderung der katholischen Sache zu erwarten. Viele Beamte, besonders auch höhere, sind stets gerecht gegen die Katholiken und unterstützen deren Rechte und Ansprüche; andere sind gleichgiltig; die meisten jedoch sind mehr oder weniger feindselig und setzen überall und immer jeglicher katholischen Angelegenheit und Bestrebung alle erfindbaren Hindernisse entgegen. Gar oft muß man alle Instanzen durchlaufen, bis man in einer mitunter sehr einfachen Frage zu seinem Rechte kommt. Selbst in den höchsten Instanzen, bei den Oberpräsidien, dem Ministerium und bei Hofe machen sich oft Einflüsse geltend welche die beste Sache in Gefahr bringen. Doch ist im Allgemeinen bei den Oberbehörden stets Schutz zu finden. Ueberall wo die Katholiken ihre Sache kräftig verfolgen und das Recht für sich haben, schlagen ihre Anstrengungen in der Regel durch. Nur daß es immer Mühe und Ausdauer kostet, die man sich eben nie reuen lassen sollte.

Ganz anders steht es mit den städtischen und den Gemeindebehörden, bei denen sich alle engherzigen und gehässigen Vorurtheile breitmachen, die den protestantischen und liberalen Spießbürger inmitten seiner Humanitätsphrasen kennzeichnen. Hier ließe sich ein langes Lied singen über die endlosen Benachtheiligungen und Verfolgungen, über die schreienden Ungerechtigkeiten welche von protestantischen Stadtverordneten-Versammlungen und Magistraten jahraus jahrein an der katholischen Minderheit verübt werden. Die Katholiken werden von ihnen als wahre Heloten behandelt, so daß man

glauben muß, dieſe Behörden ſehen in ihnen nicht gleichberechtigte Staatsbürger. Und wie oft, um nicht zu ſagen immer, bietet allein die königliche Regierung den bedrängten und unterdrückten Katholiken einigen Rückhalt und Schutz für ihr mißhandeltes Recht! In vielen Städten mußte zwanzig, dreißig Jahre lang gekämpft werden, um einen kümmerlichen Zuſchuß für die katholiſchen Schulen zu erhalten; in manchen iſt bis heute noch kein Erfolg erzielt. Ja noch mehr, die Magiſtrate proteſtantiſcher Städte widerſetzen ſich immer in der heftigſten Weiſe der Gründung katholiſcher Kirchen und Schulen, oder verweigern ihnen hartnäckig die öffentlichen Rechte. So petitionirte noch Ende 1869 der Magiſtrat von Preußiſch-Holland (Oſtpreußen) bei der zweiten Kammer gegen die von der Regierung zu Königsberg verfügte Erhebung der katholiſchen Schule jener Stadt zu einer öffentlichen, trotzdem die Schule 47 Schüler beſaß, 17 mehr als die geſetzlich erforderliche Zahl. Alle fortſchrittlichen Abgeordneten und Zeitungen unterſtützten den Magiſtrat, obwohl ſie keinen andern Grund anzuführen wußten, als daß die Stadt Preußiſch-Holland zu unvermögend ſei der katholiſchen Schule eine Unterſtützung (von vielleicht 60 bis 80 Thaler) zu gewähren. Niemals iſt ein Wort wahrer geweſen, als was Herr von Mallinkrodt 1868 in der preußiſchen Kammer ſprach: „Manche Orte der proteſtantiſchen Provinzen ſind wahre Neſter der Intoleranz.“ Er hätte ſagen können: alle.

Den glänzendſten Beleg für die Behauptung des muthigen Abgeordneten ſtellt die „Metropole der Intelligenz“ ſelber, deren Blätter und Einwohner mit ſo großer Salbung von Toleranz und Gleichheit vor dem Geſetz zu reden wiſſen.

(Fortſetzung folgt.)

II.

Die Conciliums-Briefe der Allgemeinen Zeitung

IV. Die kirchlichen Aktenstücke.

Will man über die Befähigung eines Schriftstellers zum Urtheil über kirchliche Dinge sich vergewissern, so darf man nur prüfen, ob er überhaupt kirchliche Aktenstücke versteht und recht auslegt. Das hat sich namentlich bei den verschiedenen Aeußerungen über den Syllabus von 1864 gezeigt. Die „Allgemeine Zeitung" und Blätter gleicher Richtung haben oftmals den Beweis geliefert, wie selten in ihnen das Verständniß solcher Dokumente sich findet, wie sehr sie dieselben, sei es aus Unwissenheit sei es aus Böswilligkeit, entstellen und verdrehen *). Und gerade die „Römischen Briefe

*) Am 2. Januar 1870 brachte die A. Z. nach dem Dresdener Journal Auszüge aus der Correspondance italienne, die solche Proben theologischer und canonistischer Gelehrsamkeit liefern. Wer die Worte ex motu proprio, ex certa scientia et ex apostolicae potestatis plenitudine für etwas Neues, die päpstliche Unfehlbarkeit Insinuirendes halten kann, der hat wohl noch nie eine päpstliche Bulle gelesen; wer die excommunicatio latae sententiae gegen die Appellation vom Papste an ein Concil für etwas Neues ansieht, der hat weder Kirchengeschichte noch Kirchenrecht studirt; sonst müßte er von den Constitutionen Martin's V., Pius' II., Julius' II. u. s. f. etwas wissen.

vom Concil“ haben hierin alle Erwartungen übertroffen. Selbſt die einfachſten Texte, auch von privaten Schriftſtellern, ſind auf eine ganz merkwürdige Weiſe mißdeutet und depravirt.

So wird z. B. im dreizehnten unſerer Briefe (A. Z. vom 8. Febr.) in der ſehr einfachen und unverfänglichen Broſchüre des römiſchen Prieſters und Advokaten Leonardo Proja*) der Satz gefunden: der Papſt ſoll Herr auch im Zeitlichen ſeyn, und das vel in civilibus mit großem Nachdruck hervorgehoben, das aber in ſeinem Zuſammenhang ſich nicht als Beſtandtheil eines theoretiſch ausgeſprochenen Lehrſatzes, ſondern eines hiſtoriſch referirenden Satzes über die allmählig herausgebildete zeitliche Herrſchaft der Päpſte zeigt**). Darauf folgt dann der Beweis, daß die weltliche Regierung im Kirchenſtaate nicht der geiſtlichen Gewalt des Papſtes widerſpreche, ſondern ihr dienlich und nothwendig ſei. Der ganze Context der vom Kirchenſtaate handelt, zeigt nichts von dem was der Briefſchreiber darin ſehen will, und dieſer hat hier ſich eine Fälſchung der Gedanken erlaubt, wie ſie

*) Adversus eos, qui sanctissimum Romani Pontificis studium et Vaticani Concilii celebrandi necessitatem vituperant. Ad universos Christi fideles. Roma 1869. Tipogr. di G. Via. p. 40.

**) §. 14 p. 19 seq. wird ausgeführt, der Papſt bedürfe auch menſchlicher Hilfsmittel; nach der Zeit der Katakomben habe man den heiligen Stuhl auch mit reichen irdiſchen Beſitzungen ausgeſtattet, um ſeine Unabhängigkeit zu ſichern; nach dem Sinken des römiſchen Reiches hätten die von Schutz entblößten (omni tutore carentes) chriſtlichen Bevölkerungen (in Italien, wie der Context zeigt) ſich den römiſchen Papſt zum Führer und Fürſten auch in bürgerlichen Dingen erwählt, von höherem Antrieb genöthigt — qui (Spiritus S. impulsus) dum Imperium Romanum vitiorum pondere corrueret, populos christianos.. Pontificem Romanum sibi ducem et principem, vel in civilibus, *ettigere* coegit. Vergl. p. 20 §. 15: Quod ita verum atque perspicuum, ut plures populi, etiam Romanus, eosdem reges et praesides esse voluerint, qui sacerdotes.

[redacted] wird gefunden werden können. In dieſer Weiſe läßt ſich das unſchuldigſte Wort als ſtaatsgefährlich und hochverrätheriſch denunciren.

Was nun die kirchlichen Aktenſtücke betrifft, ſo wird vor Allem die Sanktion und Verkündigung der Concilbeſchlüſſe durch den Papſt und die Formel sacro approbante Concilio beanſtandet und getadelt*). Es iſt aber die Sanktion der Concildekrete ein von allen Theologen anerkanntes Recht des Papſtes**), und jene Formel iſt in allen ökumeniſchen Concilien des Abendlandes, denen der Papſt in eigener Perſon präſidirte, den Lateranſynoden, denen von Lyon, Vienne und ſelbſt dem von Conſtanz***) gebraucht, wie man ſich ſchon aus dem canoniſchen Rechtsbuche†) überzeugen kann. In Trient präſidirte der Papſt nicht in eigener Perſon; daher kann die Faſſung der Dekrete für das vatikaniſche Concil nicht Muſter ſeyn, ſondern jene älteren Concilien die im Beiſeyn des Papſtes gehalten worden ſind. Sodann werden auch in conſtitutionellen Monarchien die Beſchlüſſe von dem Landesherrn ſanktionirt und verkündigt, und zwar mit der Formel: „unter Zuſtimmung beider Häuſer des Landtags“ oder einer ähnlichen; in der Kirche aber kommen dem Papſte auch nach den Gallikanern mindeſtens die Rechte eines conſtitutionellen Fürſten zu, wie denn auch Mſgr. Maret††), obſchon in der Durchführung nicht conſequent, und vor ihm Natalis Alexander und andere franzöſiſche Theologen†††), den monarchiſchen Charakter der Kirchenverfaſſung feſthalten. Wenn wirklich Biſchöfe der Oppoſition ſich gegen die Formel „mit

*) l. VII. IX. Br. A. Z. 17. Dez. 1869; 12. 19. Januar 1870.

**) Hefele Concil. I. S. 47.

***) Daſ. S. 61.

†) z. B. Sexti c. 1 de Sum. Trin. l. 1; c. 3 de elect. I. 6; Clem. c. 1. l. 1. u. ſ. w.

††) Du Concile général vol. I. p. 144 seq.

†††) Natal. Alex. Hist. eccl. Saec. I. diss. IV. §. 2. fin. Andere bei Zaccaria Antifebr. t. I. Introd. c. IV. n. 2. p. LVI. seq.

Zuſtimmung der heiligen Synode" erhoben haben ſollten, ſo müſſen das weniger unterrichtete geweſen ſeyn. Janus (S. 209) weiß ſehr gut, daß die Formel auf dem eilften allgemeinen Concil gebraucht ward. Merkwürdig aber iſt, daß während ehedem die Gallikaner gerade aus dieſer Formel die von ihnen behauptete Superiorität des Concils über den Papſt deduciren wollten*), die heutigen Epiſcopaliſten oder liberalen Theologen darin eine Herabwürdigung der Biſchöfe zu erkennen glauben. In der That iſt es völlig gleich, ob das Concil als ſolches eine Definition erläßt und der Papſt, wie mit dem Concil von Trient geſchah, ſie durch eine Bulle beſtätigt, welche Confirmation alsdann nothwendig iſt, oder aber ob der Papſt mit Zuſtimmung der Biſchöfe definirt; ohne ſeine Einwilligung entſteht niemals ein Dekret mit ökumeniſcher Autorität.

Wir ſehen ferner nicht nur dem in der ganzen Kirche angenommenen ökumeniſchen Concil von Florenz wegen des Widerſpruchs einiger Gallikaner (keineswegs der „gallikaniſchen Kirche") nur eine zweifelhafte Autorität zuerkannt, ſondern auch ſein Dekret über die Höllenſtrafen, wornach auch die mit der bloßen Erbſünde behafteten (Ungetauften) in infernum hinabſteigen, als gegen Gottes Liebe verſtoßend cenſurirt**). Aber die kirchliche, auf die Schrift geſtützte Lehre, die das Concil bekräftigt, nimmt keineswegs die gleiche Höllenſtrafe für die mit aktuellen Sünden und die bloß mit der Erbſchuld Behafteten an, ſondern ſetzt dispares poenas, wie das Dekret ſagt; die erſteren trifft poena sensus und die poena damni, die letzteren die poena damni allein, wie ſchon der zu Florenz anweſende Turrecremata in Uebereinſtimmung mit den übrigen Theologen***) erklärt. Da dieſer Verluſt

*) Defens. declar. Cleri gall. P. II. L. XII. c. 31; L. IX. c. 31.

**) VI. Br. A. Z. 3. Januar 1870.

***) Petrus Lombard. L. II. dist. 33. Halensis P. II. q. 105 m. 1051. Bonavent. in Lomb. l. c. a. 3 q. 1; S. Thomas in Lomb. l. c.

der Anschauung Gottes, die eine übernatürliche ist, nicht den Genuß der natürlichen Güter ausschließt*), damit keine sonstige äußere Strafe verbunden ist, so läßt sich auch nichts gegen die Liebe und Gerechtigkeit Gottes aus diesem Satze folgern, der durchaus den Worten der Schrift und der Väter entspricht. Infernum aber (Hades) ist ein sehr weiter Ausdruck und keineswegs mit der gehenna identisch. Kaum ist in milderer Weise der Ausspruch Christi Joh. 3, 5 (und mit ihm die Aeußerungen Augustins und anderer Väter**) erklärt worden, und eine Wiederholung des Florentiner Dekrets würde nicht die Freiheit der in der Kirche gangbaren Ansichten beeinträchtigen***).

Der Mangel an dogmatischer Bildung zeigt sich aber auch darin, daß den Häuptern der Infallibilisten der Glaube an den Eintritt einer neuen Oekonomie, an ein Zeitalter des heiligen Geistes in Folge der zum Glaubensartikel gewordenen päpstlichen Unfehlbarkeit zugeschrieben wird†) — ein Glaube, den die Kirche im 13. Jahrhundert an den apokalyptischen und anderen Schwärmern verurtheilt hat, der nur etwa bei protestantischen Anhängern der Zukunftskirche sich findet, die eine neue Offenbarung und eine neue Ausgießung des heiligen Geistes erwarten, den aber kein Theolog katholischen Bischöfen zuschreiben kann, den zudem noch einer der von der A. Z. gelieferten Canones verdammt††).

---

q. 2 a. 1; de malo q. 5 a. 2; Sum. 1. 2. q. 87. a. 4; q. 89 a. h.; 3. q. 1. a. 4. ad. 2. Cf. De Rubeis de peccato orig. c. 72 seq. Gregor von Rimini, der sehr hart über die Strafe der mit der Erbsünde Sterbenden — Augustin Enchir. c. 93 nannte sie mitissimam poenam — urtheilte, war bei den Scholastikern als tortor infantium verrufen. Vergl. auch Tosi Vorlesungen über den Syllabus S. 55.

*) Thomas in L. II. d. 33 q. 2 ad 2 ad 5.

**) Aug. ep. ad Hier. et Retract. II. 45.

***) cf. De Rubeis l. c. c. 75 n. 7.

†) III. Br. A. Z. 28. Dez. v. Jrs.

††) A. Z. 4. Febr. 1870. Can. 8 verdammt den Satz, praesentem

Im vierten und fünften Briefe iſt auch die Rede von der zur Beſchränkung der kirchlichen Cenſuren erlaſſenen päpſtlichen Conſtitution Apostolicae Sedis vom 12. Oktober v. Jrs. Dieſelbe erſcheint im erſten der beiden Briefe als eine ganz an die Jdeen des Syllabus ſich anlehnende Beſtätigung der berufenen „Nachtmahlsbulle“, in verjüngter Geſtalt, da doch einige Excommunikationen weggefallen ſind. „Allein andere, weit ausgreifende ſind dazu gekommen; die Biſchöfe ſind ganz davon betroffen; es ſcheint ſie ſollen den Kelch der Demüthigungen bis auf die Hefe leeren! Vergnügt darüber ſind nur die Jeſuiten, die im Beſitze größerer Fakultäten ſind und daher größeren Zudrang zu ihren Beichtſtühlen haben. Jede dieſer gehäuften Excommunikationen iſt für den Orden Goldes werth“ *). Hier haben wir faſt ſo viele Lügen als Worte; hier ſpekulirt man nur auf die Leichtgläubigkeit der Leſer, welche die Bulle nicht kennen und nicht verſtehen. Nicht nur ſind viele Cenſuren der Bulla Coenae weggefallen, ſondern es iſt auch keine einzige angehängt, die neu, die nicht ſchon unter Benedikt XIV. verhängt geweſen wäre; wer ſie mit den vorhandenen älteren Verzeichniſſen der bis jetzt in Geltung gebliebenen Excommunikationen, Suſpenſionen und Jnterdikte vergleicht, wie ſie in Moral- und Kirchenrechtslehrbüchern ſich finden **), wird ſogar ſehen, daß auch hier eine Verminderung eingetreten iſt. Weder die Jeſuiten noch ein anderer Orden haben darin vor den Biſchöfen ein Vorrecht; vielmehr ſind in der unzweideutigſten

---

Christi Ecclesiam non esse ultimam ac supremam consequendae salutis oeconomiam, sed exspectandam esse aliam per novam vel pleniorem divini Spiritus effusionem.

*) A. Z. 29. Dez. 1869 Beil. und 2. Januar 1870 B. d. d. Rom 20. und 23. Dez.

**) S. z. B. Gury Theol. moral. Ed. Germ. III. Ratisbon. 1862. p. 681 seq. II. n. 970 seq. 998 seq.; Voit Theol. morale Ed. Rom. 1838 t. II. 429 seq.; die Bulle Coenae bei Reiffenstuel Jus canon. L. V. tit. 39 t. IV. p. 550.

Weise die Privilegien der Congregationen und Institute jeder Art aufgehoben*). Hier ist nur die Alternative möglich: entweder verstand der römische Correspondent die Bulle nicht, das wäre der canonistischen Gelehrsamkeit entsprechend, welche die Allgemeine Zeitung regelmäßig zur Schau trägt**); oder er sprach absichtlich eine Lüge aus, um die armen Bischöfe beklagen zu können, die er, der edle Freund, so theilnahmsvoll an sein liebendes Herz drücken möchte, und um sein Lesepublikum gegen die römische Tyrannei zu entflammen, die Alles beim Alten läßt, die Bischöfe knechtet und nur den Jesuitenorden, „den großen kirchlichen Polyp mit seinen tausend Fühlern und Armen"***), begünstigt und erhebt.

Etwas mehr Verständniß zeigt sich bezüglich der anderen Constitution, die Anordnungen für den Fall trifft, daß der Papst während des Concils das Zeitliche segne†). Sie ist, heißt es††), nicht aus Furcht erlassen, sondern um die Oberhoheit des Papstes über das Concil zu zeigen, das beim Tode des Papstes sofort aufgelöst seyn und sich als ent-

*) Es heißt am Schlusse: Quae vero privilegia aut facultates sive a praedecessoribus Nostris sive etiam a Nobis *cuilibet coetui, ordini, congregationi, societati et instituto etiam regulari cujusvis speciei*, etsi titulo peculiari praedito atque etiam speciali mentione digno, a quovis unquam tempore hucusque concessae fuerint, ea omnia easque omnes Nostra hac constitutione revocatas, suppressas et abolitas esse volumus, prout reapse *revocamus, supprimimus et abolemus*, minime refragantibus aut obstantibus privilegiis quibuscunque.

**) Ein Münchner Correspondenz der A. Z. vom 12. Januar d. Jrs. redet vom Buche Extra des Corp. jur. can., wobei die Dekretalen (früher extra decretum Gratiani vagantes) gemeint sind.

***) A. Z. 18. Dez. 1869 Nr. 352 Schluß des ersten Briefes. Vergl. auch XVI. Br. A. Z. 13. Febr.: „Zu dieser (Bulle) verhalten sich die Bischöfe doch nur als der leidende und eigentlich gestrafte Theil."

†) Const. *Cum Romanis Pontificibus* dat. prid. Non. Dec. 1809.

††) V. Br. d. d. 23. Dez. A. Z. 2. Januar.

ſeelten Leichnam betrachten ſoll. Sehr nahe liegt es aber, wie die Conſtitution ſelbſt ſagt, daß ſie zunächſt die Streitigkeiten, die allenfalls entſtehen könnten, verhüten ſoll. Das Dekret von Baſel*), daß dem Concil die Papſtwahl zuſtehe, nicht den Cardinälen, kann keine Giltigkeit beanſpruchen, wie es auch gegen das Dekretalenrecht verſtieß. Pius IX. folgte hierin nur den von ihm ſelbſt erwähnten Beiſpielen ſeiner Vorgänger Julius II., Paul III. und Pius IV.; letzterer hat die Bulle ebenſo ohne das Concil erlaſſen und dieſes auch bei Kaiſer Ferdinand als durch die Umſtände gerathen bezeichnet**).

Aber nicht einmal das Concil von Trient ſcheint unſer Concilkritiker zu kennen. Er läßt den Erzbiſchof von Gran ſich ſcharf über einen Entwurf des zweiten Sekretärs Jacobini äußern, welcher die ihrer alten Rechte entkleideten Metropoliten dazu herabwürdige, die Denuncianten ihrer Mitbiſchöfe zu ſeyn***). Aber gerade in dem Punkte um den es ſich hier handelt — bezüglich der Reſidenz der Biſchöfe — hat das Concil von Trient ausdrücklich verordnet, die Erzbiſchöfe ſollen die Läſſigen im Falle fortgeſetzten Ungehorſams dem Papſte anzeigen†). An dieſer Beſtimmung iſt der gute Mſgr. Jacobini völlig unſchuldig und der Tadel des Primas Simor (oder vielmehr des Berichterſtatters) geht an die Adreſſe des Concils von Trient. Ebenſowenig werden die Verhandlungen dieſes Concils über die Streitfrage, ob die Reſidenz der Biſchöfe ex jure divino ſtamme, richtig gewürdigt††). Das betreffende Dekret†††) zeigt keine Niederlage der Spanier, die dieſe Frage bejahten, was nachher noch viel häufiger geſchah††††); der geträumte Sieg der italieniſchen Mehrheit

*) Augustin. Patric. Hist. Conc. c. 17. *Hard.* IX. 1101.

) *Raynald* a. 1563 n. 38. *) XV. Br. A. Z. 11. Febr.

†) Trid. Sess. VI. c. 1 de ref: Romano Pontifici *denunciare* teneantur.

††) XIX. Br. A. Z. 18. Februar. †††) Sess. XXIII. c. 1 de ref.

††††) Bened XIV. de Syn. dioec. L. VII. c. 1 n. 2—6.

ist nicht vorhanden und der Papst hatte kein anderes Interesse, als die heftigen Debatten abzuschneiden und die Entscheidung bis zur Abkühlung der Hitze zu vertagen*). Die Gründe für und gegen die Definition waren sehr gewichtig**), und nicht bloß Italiener sondern auch Bischöfe anderer Nationen, namentlich der Cardinal von Lothringen, der die Prälaten nicht ganz dem Dienste des Staates entzogen wissen wollte, waren gegen den Antrag der Spanier, von denen ebenfalls mehrere nach dem Wunsche ihres Königs ihrem früheren Starrsinn entsagten***). Von Pius IV. ist bekannt, daß er strenge auf die Residenz der Bischöfe sah.

Während diese Geschichte als Präcedenzfall für eine etwaige Majorisirung der Minderheitsbischöfe des Vatikanum angeführt wurde, wird anderwärts†) behauptet, Pius IV. habe es damals zum Gesetze gemacht, dogmatische Beschlüsse seien nur mit wenigstens moralischer Unanimität zu fassen. Allein von einem Gesetze dieser Art ist keine Spur zu entdecken, sondern nur von einem Wunsche des Papstes, den er, und zwar zunächst bezüglich einer speciellen Frage, im Januar 1563 durch den Cardinal Borromeo den Legaten aussprechen ließ††), wie es Kaiser Ferdinand schon vorher gewünscht hatte†††). Völlig unberührt blieb davon die Rechtsfrage, ob in Glaubensentscheidungen die Mehrheit der Bischöfe obsiegen muß, zumal wenn der Papst auf ihre Seite tritt, welche Frage die entschiedene Mehrzahl der Theologen††††)

*) Pallavic. Hist. Conc. Trid. L. XVI. c. 4. 5. 7. 8. L. XVII. c. 1. 13.

**) *Raynald* a. 1563 n. 13. 32. *Le Plat* Monum. ad Conc. Trid. spect. Lovan. 1787. t. VII. II. p. 140 seq.

***) Pallavic. L. XXI. c. 12 n. 5. c. 11 n. ult.

†) XV. XVIII. XXVIII. Br. A. Z. 11. 15. Febr. 18. März. Vergl. A. Z. 11. März.

††) Pallavic. L. XIX. c. 15 n. 3. †††) Raynald a. 1562 n. 104.

††††) Card. Turrecremata Sum. L. III. c. 65. Si vero materia. Bellarmin de Conc. I. 18.

bejahend beantwortet, darunter ſogar die Gallikaner*). Das Concil von Trient ſelbſt hatte in ſeiner erſten Epoche dieſe Einſtimmigkeit nicht gefordert, ſo z. B. bei dem Dekrete der vierten Sitzung, welches das Anathem über die Nichtannahme eines der bibliſchen Bücher ausſprach, und bei der Clauſel über die Empfängniß der heiligen Jungfrau, welche durch einfache Stimmenmehrheit feſtgeſetzt wurde**). Didacus Payva de Andrada***), der in der letzten Epoche des Concils zugegen war, gibt Zeugniß von dem dort herrſchenden Brauche, ſtellt aber keine Rechtsregel feſt.

Eine abſolute Berechtigung einer Minorität zur Verhinderung einer dogmatiſchen Definition kann nie zugeſtanden werden, ſchon darum nicht, weil auch unter den Biſchöfen Häretiker ſeyn können und oft ſchon geweſen ſind. Könnte nichts definirt werden, als was der Conſens aller oder faſt aller Biſchöfe feſtſtellt, ſo wäre im vierten Jahrhundert nichts über die Trinität, im fünften nichts über die Incarnation entſchieden worden†). Leicht kann in manchen „Theilkirchen“ durch ſtörende Einflüſſe, durch Verkümmerung des religiöſen Lebens, durch das Vorwalten einer einſeitigen Geiſtesrichtung oder Schule die wahre Lehre in dieſem oder jenem Punkte getrübt werden, während ſie ſich ungetrübt in anderen Theilen und im Centrum erhält. Die oft gebrauchten Worte des Vincenz von Lerin††): „Wir müſſen das feſthalten, was überall, was immer, was von Allen geglaubt worden iſt“,

*) Natal. Alex. H. E. Saec. VII. Diss. II. prop. 2. Tournely de Eccl. t. II. p. 285. Die Erklärung in der A. Z. vom 11. März beruft ſich wiederholt auf dieſen Theologen, übergeht ihn aber gerade bezüglich des Hauptpunktes.

**) Pallavic. l. VI. c. 11 n. 8; L. VII. c. 7 n. 2 seq.

***) Defens. fid. Trid. f. 17 citirt A. Z. 11. März.

†) So die während des Concils in Neapel gedruckte Schrift: De Romani Pontificis suprema potestate docendi disputatio theologica p. 48. Hier ſind auch andere Einwendungen ſorgfältig beſprochen.

††) Commonit. c. 1. n. 1—4.

sind nur affirmativ, nicht exclusiv zu fassen. Es ist nicht verheißen, daß stets Alle in Allem den wahren Glauben haben, auch nicht von den Bischöfen, und nie wäre eine Definition nothwendig gewesen, wenn immer Alle in Allem den wahren Glauben festgehalten hätten. Sodann lehrt Vincenz ausdrücklich, wo die Universalität für eine Lehre sich finde, habe man dieser zu folgen; finde sich aber dieselbe nicht vor, dann dem Alterthum; zeigt sich auch unter den Alten Verschiedenheit, den Dekreten der Kirche, und wo diese fehlen, den in der Kirche approbirten Lehrern. Mit dem verstümmelten Satze des Lerinensis kann man keine genügende Regel aufstellen. Hätten die Eusebianer auf dem ersten nicänischen Concil nicht das Symbolum unterschrieben (zuletzt weigerten nur zwei die Unterschrift, während andere sie heuchlerisch leisteten), hätte dann die Definition gegen Arius unterbleiben müssen? Verlor die Synode von Ephesus unter dem heiligen Cyrill ihre Geltung, weil ihr eine Minderheitssynode unter dem Patriarchen Johannes von Antiochien entgegenstand? Konnte es die Definition von Chalcedon beeinträchtigen, daß die Bischöfe des alexandrinischen Patriarchates sie lange nicht unterschreiben wollten, oder die des sechsten Concils von 680, daß Makarius von Antiochien mit seinem Anhang hartnäckig den Monotheletismus verfocht? Stand nicht der fünften Synode eine Anzahl dissentirender Bischöfe des Abendlandes gegenüber, nicht der siebenten und der achten eine solche aus dem Morgenlande?

In letzter Instanz muß stets der Papst den Ausschlag geben; wer könnte sonst, so oft die Bischöfe in verschiedene Lager auseinander gehen, die Entscheidung fällen, wer die Einheit erhalten? Nur durch den Papst ward die Räubersynode von Ephesus, wie vorher die von Rimini, alles Ansehens entkleidet. Der Papst ist auch, wie die Theologen lehren*), nicht

*) Canus de loc. theol. V. 5 q. 2. Bellarm. l. c. Benod. XIV. de Syn. dioec. L. XIII. c. 2 n. 3.

genöthigt, den Beschluß der Mehrheit zu bestätigen, aber er wird nie ohne eine beträchtliche Anzahl von Bischöfen eine Definition erlassen. Wenn daher Antonelli sagt*): „Sobald der Papst mit Zustimmung einer großen Zahl von Bischöfen ein Dekret verkündet, so ist es infallibel, und darum braucht eine Minderzahl von Gegenstimmen nicht beachtet zu werden", so hat er damit nichts Neues gesagt. Würde die Mehrheit der Concilsbischöfe sich auf die Seite der „deutschen Wissenschaft" gestellt haben, dann würde diese mit Maret**) unzweifelhaft entscheiden, der Papst und alle übrigen Bischöfe und Gläubigen seien an den Majoritätsbeschluß gebunden; da das bekanntlich nicht der Fall ist, verwahrt man sich nachdrücklichst gegen einen solchen im voraus, verwirft die ecclesia, die numerus episcoporum ist, um mit dem Montanisten Tertullian***) zu reden, zu Gunsten der ecclesia spiritus und hält sich an das Wort des Cardinals de Noailles — des durch die Protektion des häretischen Buches des P. Quesnell und durch seine Winkelzüge gegen die Bulle Unigenitus bekannten Erzbischofs von Paris — daß ein einziger Bischof, der „aus freier Ueberzeugung" stimmt, so viel oder mehr Gewicht hat, als dreihundert Bischöfe, die bloß auf das Wort des ihnen für unfehlbar geltenden Papstes hin einen theologischen Satz aussprechen†).

In der dem Erzbischof Spalding von Baltimore zugeschriebenen Formel††) findet unser Gelehrter†††) noch eine viel weiter gehende Doktrin als in der Martin-Dechamps'schen Adresse, weil er glaubt oder zu glauben sich den Anschein

*) XXIX. Br. A. Z. 23. März. Im XXXIV. Br. A. Z. 17. April läßt man Antonelli noch weiter gehen: der Papst habe das Recht, das Gegentheil von dem, was das Concil selbst einstimmig angenommen, zum Dogma zu erheben!

**) l. c. vol. I. p. 424.

***) Tertull. de pudic. c. 21.

†) XIV. Br. A. Z. 10. Februar. ††) A. Z. 30. Januar.

†††) XVI. Br. A. Z. 13. Februar. XVII. Br. 14. Februar.

gibt, unter judicium sei „jeder erdenkliche päpstliche Ausspruch“ zu verstehen, wobei er ebenso die vorausgehenden Worte dieses Aktenstücks*) als den kirchlichen Sprachgebrauch ignorirt, nach dem judicium in diesem Zusammenhange mit der locutio ex cathedra völlig zusammenfällt**). Von dieser verkehrten Auffassung aus meldet er am 28. Februar (A. Z. 8. März): „Der Erzbischof Spalding von Baltimore ist von seiner lächerlichen Meinung: seine Unfehlbarkeitsformel sei milder und erträglicher als die der Vierhundert, noch immer nicht zurückgekommen. Ihr Kern besteht darin, daß man jeden Ausspruch des Papstes über irgend eine Frage des Glaubens, der Moral und des kirchlichen Lebens mit unbedingtem innern Glauben aufzunehmen habe***). Da nun ein solcher Glaube nach allen Grundsätzen der Theologie nur

---

*) Omnino reprobamus eorum temeritatem, qui a summi Pontificis *judiciis supremis* ad Concilium oecumenicum appellare audent. Die judicia, gegen die man appellirt, sind nicht alle erdenklichen Aussprüche, sondern richterliche Entscheidungen der den Glauben und die Sitten betreffenden Controversen.

**) So schon Cardinal Turrecremata Summa de Ecclesia L. II. c. 109: Quod Sedis Apostolicae *judicium* in his quae fidei sunt et ad humanam salutem necessaria, errare non possit; so vorher Ivo Carnot. ep. 8 ad Rich.: Hujus sedis *judiciis* et constitutionibus obviare plane est haereticae pravitatis notam incurrere. So braucht auch M. Canus das Wort judicia, z. B. de loc. theol. V. 5 f. 170, a: Conciliorum de fide *judicia*. Das Provinzialconcil von Utrecht 1865 hat: (Rom. Pontificis) *judicium* in iis, quae ad fidem moresque spectant, infallibile esse, indubitanter retinemus. Andere Stellen siehe in der Schrift: Die „Irrthümer von mehr als vierhundert Bischöfen.“ S. 29. Nr. 1.

***) Aber sagt nicht die (fälschlich so genannte) Antiinfallibilistenadresse (A. Z. 22. Januar 1870): Abierunt tempora, quibus Sedis Apostolicae jura a Catholicis in dubium vocari contigit (?)... omnesque (?) S. Sedis mandatis promtissimo obediunt animo (?) Die Conciliumsbriefe scheinen gerade verfaßt, um diese Worte der „Oppositionsbischöfe“ Lügen zu strafen; sie predigen offene Auflehnung gegen diese „Rechte des apostolischen Stuhls.“

dann gewährt werden darf, wenn jede Möglichkeit des Irrthums ausgeschlossen ist, wenn es sich also um eine göttlich geoffenbarte Wahrheit handelt, so wäre mit der Annahme dieser Formel sogar die in Rom selbst bisher gebräuchliche Beschränkung, daß der Ausspruch von der Cathedra herab erfolgt seyn müsse, beseitigt und in dem Gedräng und Gewirr der unzähligen und sich oft wechselseitig aufhebenden päpstlichen Aeußerungen (Janus S. 52) würde die Theologie zum kläglichen Zerrbild einer an unauflöslichen Widersprüchen leidenden Disciplin erniedrigt. Wenn der gute Spalding nur einige Kenntniß der Kirchengeschichte besäße, so würde er wissen, daß er mit seinem innerlichen allen päpstlichen Dekreten gezollten Glauben vor allem seine eigene Ordination als nichtig verwerfen müßte.“ Eine kirchengeschichtliche Gelehrsamkeit solcher Art werden die meisten Leser nicht verstehen; wer aber den Janus gelesen hat (S. 64 f.), der weiß, daß darin auf Eugen's IV. Instruktion für die Armenier verwiesen wird, aus welcher der Mentor der Bischöfe die Lehre und die Thatsache herausgebracht hat, „daß es in der ganzen christlichen Welt, in der morgenländischen wie in der abendländischen Kirche, keine wahre und giltige Priester- und Bischofsweihe mehr gebe“*). Der Gedanke ist aber so specifisch Janisch, daß daraus fast schon mit Evidenz geschlossen werden könnte, Janus habe an den „Römischen Briefen vom Concil“ den hervorragendsten Antheil.

Bei diesem Stande der Dinge mußte es wahrlich mehr als bloßen Zweifel erwecken, wenn am 24. Dez. v. Jrs. (A. Z. 3. Jan.) das den Vätern vorgelegte Schema einer dogmatischen Constitution „nur der ausgeführte Anfang der Sätze des Syllabus, in ganz unconciliarischer Form, deklamatorisch gehalten, das Gepräge der neujesuitischen Schule an der Stirne tragend“ genannt ward. Mit dem Syllabus haben die meisten dieser Sätze nur eine sehr entfernte Ver-

*) Erwägungen für die Bischöfe des Concils S. 14 f. 20.

wandtschaft und wesentlich Neues findet sich nirgends in ihnen. Die 21 Canones von der Kirche, welche die Allgemeine Zeitung mittheilte (4. Febr. vgl. 9. Febr.), bilden aber den größten Stein des Anstoßes*). Da heißt es: 1) „der Papst besitzt die oberste und unmittelbare Herrschaft und Gerichtsbarkeit, nicht etwa bloß über die Kirche im Ganzen, sondern über jeden einzelnen Christen. Direkt und unmittelbar ist jeder Getaufte dem Papste, seinen Satzungen, seinen speciellen Befehlen, seiner Strafgewalt unterworfen. Seine Gewalt ist die oberste Jurisdiktion sowohl über die allgemeine Kirche als über alle und jede Kirchenhirten und Gläubigen, oder, wie die 21 Canones sagen (can. 16) eine ordentliche und unmittelbare Gewalt. Wer dieß nicht glaubt, den trifft das Anathem"**). — Wir haben hier den umgekehrten gallikanischen Standpunkt. Sonst mußte von den Theologen die Gewalt des Papstes über die ganze Kirche erwiesen werden, während die über die einzelnen Kirchen und Gläubigen feststand***), jetzt ist die letztere angefochten. Es ist aber der Papst nach dem Concil von Florenz Vater und Lehrer aller Christen, Haupt der Kirche sowohl collektiv als distributiv gefaßt; seine Gewalt ist eine ordentliche, unmittelbar von Christus herstammende; daß sie aber eine schrankenlose sá†), ist nirgends gesagt. Was gesagt ist, kann man in jedem dogmatischen und kirchenrechtlichen Compendium finden.

2) „Die Kirche steht so hoch über dem Staate, als die

*) XXII. Br. A. Z. 26. Februar.

**) In der Anmerkung heißt es noch: „Der Gedanke wird dreimal wiederholt (Einmal ausgesprochen wäre er schon zu viel!): fideles tam seorsim singuli quam simul omnes officio verae obedientiae obstringuntur, heißt es noch einmal im Schema."

***) *Raynald* a. 1563 n. 7 seq. n. 100. *Kilber* Principia theol. t. I. Disput. II. c. 3 a. 3 n. 177 seq.

†) So im XV. Br. A. Z. 11. Februar, wo als zweiter Hauptgedanke angeführt ist: Die weltliche Herrschaft des Papstes über ein Stück der Halbinsel muß als zum Dogma gehörig erhalten werden.

himmliſche Seligkeit über dem Nutzen und den Gütern des irdiſchen Lebens ſteht“ (Cap. 13). Darin liegt doch wahrhaftig kein neuer Gedanke; die Kirchenväter, namentlich im byzantiniſchen Reiche Johannes Chryſoſtomus*), haben das noch ſtärker ausgeſprochen und die Vernunft ſagt: der letzte und höchſte Zweck des Menſchen, die Erlangung der Seligkeit, geht den anderen Zwecken, denen des irdiſchen Daſeyns vor; die Schriftlehre ſteht damit völlig in Einklang und in der übernatürlichen Heilsordnung kann darüber kein Zweifel ſeyn. Unſerer Zeit muß das beſonders in das Gedächtniß gerufen werden.

3) „Darum muß auch jeder Menſch dem Nutzen der Kirche ſtets den Vorzug geben vor dem Wohle des Staates.“ Allein hier iſt der Text verfälſcht; nicht wird der Nutzen der Kirche dem Wohle des Staates gegenübergeſtellt, ſondern die Nothwendigkeit der höheren überirdiſchen Güter des Seelenheils und der Kirche**). Wo es ſich um das Eine Nothwendige handelt, ſollen alle irdiſchen Rückſichten zurückſtehen; es nützt dem Menſchen nichts, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber an ſeiner Seele Schaden leidet. Irdiſche Güter ſind nicht als wahre Güter zu betrachten, wenn ſie den überirdiſchen höheren widerſtreiten. Das iſt ein uralter und unvertilgbarer Satz der chriſtlichen Ethik. Mußte man auch ihn entſtellen?

4) „Das oberſte Magiſterium der Kirche, alſo der Papſt, entweder allein oder in Verbindung mit einem Concil, hat darüber zu entſcheiden, was die Fürſten und die Regierenden bezüglich der bürgerlichen Geſellſchaft und der öffentlichen

---

*) Chrys. hom. 15 in II. Cor. hom. 34 in Hebr. n. 1. cf. Constit. apost. II. 34. Isid. Pelus. L. III. ep. 249. IV. 179.

**) cap. 13 fin.: Si quando videantur *utilia* regno temporali, quae *bonis sublimioribus Ecclesiae et aeternae salutis repugnent*, ea numquam habebunt pro veris bonis. Das repugnare kann man doch nicht mit non prodesse überſetzen.

Angelegenheiten thun oder unterlassen müssen." Auch hier sind die lateinischen Worte nicht genau gegeben. Der Satz lautet: „Das Urtheil über die Norm des Handelns, insoferne über die Ehrbarkeit der Sitten, über Erlaubtes oder Unerlaubtes für die bürgerliche Gesellschaft und die öffentlichen Angelegenheiten zu bestimmen ist, steht dem höchsten kirchlichen Lehramt zu." Da die Kirche niemals zugeben kann, daß es eine zweifache Norm des sittlichen Handelns gibt, eine für die Individuen, eine andere für die bürgerliche Gesellschaft, sie ferner das Recht sich beilegen muß, über die norma agendi licite für die Individuen zu urtheilen, so muß sie consequent sich auch ein Urtheil über dieselbe für die bürgerliche Gesellschaft, für den Staat beilegen; sie hat auch dieses Recht des Urtheils immer geübt und wird es immer üben, selbst im Zustande der Unterdrückung und der Verfolgung.

5) „Da dem Papste nicht bloß ein oberstes Lehramt, sondern auch ein oberstes Straf- und Zwangsrecht zukommt, so unterscheidet er nicht etwa bloß als Lehrer zwischen dem was für Staaten und Völker erlaubt oder unerlaubt ist, sondern er kann auch jeden, sei er Monarch oder Minister oder einfacher Bürger, mit Strafen zwingen, seiner Entscheidung über das was politisch erlaubt oder unerlaubt ist, nachzukommen." Hier hat der Canon 12 eine nicht unbeträchtliche Erweiterung erfahren. Der Canon sagt nur: „Wenn Jemand behauptet, Christus habe seiner Kirche bloß die Macht ertheilt, durch Rathschläge und Mahnungen zu leiten, nicht aber auch durch Gesetze zu gebieten und die Verirrten und Widerspänstigen durch äußeres Gericht und heilsame Strafen in Zaum zu halten und zu zwingen, so sei er im Banne" — ganz wie das schon früher ausgesprochen war*). Daß die

*) Pius VI. Constit. Auctorem fidei 28. August 1794 prop. 45. Bened. XIV. Const. Ad assiduas 4. März 1755. Das Concil von Trient Sess. VII. can. 14 de bapt. verdammte diejenigen die

äußern Mittel zur Regelung des Innern zu verwenden ſind, iſt ſchon ein alter Erziehungsgrundſatz; als äußere Geſellſchaft hat die Kirche eine geſetzgebende Gewalt, der nothwendig eine richterliche und vollziehende zur Seite ſteht, ohne daß ſie dadurch eine „Zwangsanſtalt“ wird. Obſchon die Kirche, ſagt Suarez*), in Bezug auf ihren Zweck und ihre vorzüglichſten Mittel ein geiſtliches Reich iſt, ſo iſt ſie doch auch irdiſch in Bezug auf die Perſonen, aus denen ſie beſteht, und die Handlungen, in denen eine Leitung, Direktion und Correktion nöthig iſt, ſind ebenfalls irdiſch, d. i. äußerlich und ſinnlich wahrnehmbar, und mittelſt derſelben ſind der Friede, die Einheit, die Religion und alles Uebrige aufrecht zu erhalten, was zur entſprechenden Regierung dieſes Leibes vonnöthen iſt.

6) „Wo immer ein Kirchengeſetz in Widerſpruch ſteht mit einem Staatsgeſetz, da muß das letztere weichen und derjenige verfällt dem Bann, welcher etwa behauptet, daß etwas nach den bürgerlichen Geſetzen erlaubt ſei, was ein kirchliches Geſetz für unerlaubt erklärt.“ Zunächſt liegt auch hier eine falſche Ueberſetzung vor. Der angeführte Canon 20 lautet: „Wenn Jemand behauptet, in dem Geſetze des politiſchen Staats oder in der öffentlichen Meinung beſtehe die oberſte Gewiſſensnorm für die öffentlichen und geſellſchaftlichen Handlungen, oder auf eben dieſe erſtreckten ſich die Ausſprüche der Kirche nicht, durch die ſie ſich über Erlaubtes und Unerlaubtes äußert, oder kraft des bürgerlichen Rechts werde erlaubt, was durch das göttliche

ſagen, die Getauften ſeien durch keine andere Strafe zum chriſtlichen Leben anzuhalten (cogendos), als durch den Ausſchluß von der Euchariſtie und den anderen Sakramenten. Johann XXII. verdammte 1327 den Satz des Marſilius von Padua und des Johannes von Jauduno: Der Papſt und die ganze Kirche zuſammengenommen könne keinen auch noch ſo laſterhaften Menſchen punitione coactiva ſtrafen, außer wenn ihnen der Kaiſer dazu Auktorität verleihe.

**) Suar. Defens. fid. cath. L. III. c. 6.

oder kirchliche Recht untersagt ist, so sei er im Banne.“ Es ist nun der Satz: „Nach den bürgerlichen Gesetzen ist etwas erlaubt, was ein kirchliches Gesetz für unerlaubt erklärt“, weit verschieden von dem andern: „Kraft des bürgerlichen Rechts wird erlaubt, was durch das göttliche oder kirchliche Recht verboten ist.“ Ersterer spricht eine Thatsache aus, die nicht einmal absolut verwerflich ist; kann doch auch nach Thomas von Aquin*) die bürgerliche Gesetzgebung etwas straflos lassen (insofern erlauben), was die Kirche verbietet, wenn sie auch — was schon Beeinträchtigung der Gewissensfreiheit wäre — nicht das von der Kirche Verbotene gebieten noch das von ihr Befohlene verbieten kann. Letzterer Satz aber spricht ein Princip aus, welches gänzlich verworfen werden muß; das bürgerliche Recht kann nicht bewirken, daß im Gewissen etwas erlaubt werde, was Gottes und der Kirche Gebot untersagt, wie z. B. die willkürliche Auflösung der Ehe. Die Sittengesetze bedürfen der göttlichen Sanktion; die menschlichen Gesetze müssen mit dem natürlichen Rechte in Uebereinstimmung gebracht werden und ihre verpflichtende Kraft von Gott erhalten**). Die Theorie, daß das weltliche Gesetz, das von jeder beliebigen Kammermajorität ausgeht, das öffentliche Gewissen sei, kann auf kirchlichem Boden keinerlei Zustimmung finden***).

Anderwärts†) lesen wir den Satz so formulirt: „Staat und Kirche bleiben ewig verbunden, aber in der Weise, daß die kirchlichen Gesetze stets vor den bürgerlichen und gegen sie zu gelten haben. Also jede Verfügung des Papstes, wenn ihr Verfassung und Gesetz eines Landes entgegensteht, verpflichtet den Gläubigen bei schwerer Sünde zum Ungehorsam

*) Thom. Sum. 1. 2. q. 1. a. 4.

**) Syllab. 1864 prop. 56.

***) Frhr. v. Ketteler: Ist das Gesetz das öffentliche Gewissen? Die Verhandlungen der ersten Kammer der Stände zu Karlsruhe über das Gewissen. Mainz 1866.

†) XV. Br. A. Z. 11. Februar.

gegen Verfassung und Gesetz seines Landes.“ Wiederum*) wird der Satz, daß die kirchlichen Gesetze (alte und zukünftige) stets den bürgerlichen vorgehen und ihnen derogiren sollen, mit folgendem Commentar aus der „Civiltà cattolica“ versehen: „Etwaige Maßnahmen der Regierungen gegen die kirchlichen Uebergriffe in das bürgerliche Gebiet und gegen den Aufruf zur Uebertretung der Landesgesetze würden die Katholiken nicht verpflichten.“ Der fragliche Aufsatz**) hält die Pflicht des Gehorsams als die Regel fest und setzt nur zwei Ausnahmen: 1) wenn eine entgegengesetzte Vorschrift von höherer Autorität besteht, 2) wenn der Vorgesetzte Dinge vorschreibt, in Bezug auf welche der Untergebene ihm nicht unterworfen ist***). Würde ein weltliches Gesetz sich gegen das Dogma der Kirche richten, so wäre das ein das Gewissen verletzender Eingriff in das kirchliche Gebiet, das dem weltlichen Gesetzgeber nicht untersteht. Ob aber ein kirchlicher Uebergriff in das bürgerliche Gebiet vorliegt, das ist in jedem Falle nicht eher ausgemacht, als bis Sinn und Tragweite des Kirchengesetzes genau eruirt ist, was, wie wir sahen, nicht Allen gelingt.

An solchen Beispielen läßt sich erkennen, wie es mit der Benützung und Ausdeutung der durch Schleichwege erreichten Aktenstücke, mit dem Verständniß der kirchlichen Lehren und Ausdrücke bei unseren Conciliumsgelehrten steht. Welche Berechtigung zum Urtheil können wir dem Organe zugestehen, das auch sonst noch vor Entstellungen und unrichtigen Uebersetzungen nicht zurückbebt? Und was dürfen wir nach diesen Urtheilen über Personen, Parteien und Urkunden für Aufschlüsse über Concilsakte und Verhandlungen erwarten, die zudem noch meistens mit dem Schleier des amtlichen Geheimnisses bedeckt sind?

*) XIX. Br. A. Z 18. Februar.

**) Civiltà cattolica vol. IX. n. 477. Febr. 1870. p. 257—274.

***) Nach Apostelgesch. 4, 19; 5, 29. S. Thom. Sum. 2. 2. q. 104. a. 5. Vgl. Tosi Vorlesungen über den Syllabus S. 103 ff. zu prop. 42.

III.

Briefe des alten Soldaten.

An den Diplomaten außer Dienst.

(Geschrieben in England.)

X. Im Lager der Freiwilligen.

Wimbledon-Park 21. Juli 1869.

Diejenigen welche ich jetzt und im J. 1865 gesehen, sind die freiwilligen Schützen von London — also Volunteers aus den Grafschaften London-city, Middlesex und Surrey.

Die Brigaden sind großentheils nach Bezirken, nebenbei aber auch nach Nationalitäten und Berufsarten formirt. So heißt es z. B. Brigade 3, 7 Middlesex, Brigade 7 Surrey u. s. w., oder es heißt die schottische oder die irische Brigade von London oder die Brigade des Civil-Service oder der Engeneers. Eine ziemlich starke enthält eitel Advokaten und Anwälte (lawyers); das Volk nennt sie die „Teufelsbrigade" (the devils own); andere, meist aus verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzt, führen besondere Namen als z. B. Queens-Victorias, St. Georges Brigade. Diese Abtheilungen haben sehr verschiedene Stärke, ich kenne nicht deren wirklichen Stand, aber durchschnittlich möchte ich die Stärke zwischen 100 und 160 Mann annehmen. Im Lager von

Wimbledon-Common haben abwechſelnd die Schützen von 20 Brigaden gelegen.

Zuerſt geſtatte mir einige Worte über den Raum, auf welchem das Lager mit ſeinem Schießplatze liegt.

Die Wimbledon-Common, ich habe es früher bemerkt, iſt eine Fläche von 1300 Acres oder 644 Hectaren. Dieſes ungeheure Feld iſt vollkommen eben, nur in der Mitte der weſtlichen Seite hat der Boden eine Einſenkung (pool), wahrſcheinlich früher ein Teich, an welcher ſich eine mäßige Höhe erhebt und, gegen Süden fortgeſetzt, die weſtliche Grenze der Common bildet. Von dieſer nehmen das Lager und der Uebungsplatz die ſtarke ſüdliche Hälfte ein. Sie erſtreckt ſich in nordöſtlicher Richtung von der angeführten Höhe bis an die Straße nach Wimbledon oder Merton; ſüdöſtlich iſt ſie begrenzt von einem Vicinalweg welcher von dieſer zu der Hauptſtraße von London Kingſtone führt. Die nordweſtliche Seite iſt eine Linie welche von dem Pool bis zur Straße von Wimbledon ziehend, das Lager von der anderen Hälfte der Haide abſchneidet. Der ganze Platz iſt auf drei Seiten mit einer Einfriedigung von Brettern eingefaßt; die weſtliche Seite jedoch iſt von den erwähnten leichten Höhen geſchloſſen.

Der größte Theil der Fläche innerhalb ihrer Einfriedigung iſt den Schießübungen gewidmet. Die feſten Scheiben (targes), ich meine 30 an der Zahl, ſind an den Höhen aufgeſtellt; ein ſehr unförmlicher Hirſch, als bewegliche Scheibe, läuft an der weſtlichen Abdachung des Pool. Es ſind nicht, wie in Deutſchland und in der Schweiz, feſte Gebäude für die Schießſtände aufgerichtet; der betreffende Stand iſt immer nur durch eine Tafel mit der Nummer oder dem Buchſtaben der zugehörigen Scheibe bezeichnet und ein ausgeſpanntes Tau hält die Zuſchauer zurück, ſo daß ſie die Schützen nicht hindern. Bei jedem Stand, ſelbſtverſtändlich innerhalb des Taues, häufig vollkommen frei, manchmal unter einem Schutzdach und ſeltener unter einem kleinen Zelt ſteht ein Tiſch für den Schreiber, welcher die Liſten führt über die Schützen

und ihre Schüsse. Dieser Beamte hat ein starkes Fernrohr aufgestellt und zu den sehr entfernten Scheiben hat er einen einfachen Telegraphen zur Verfügung. Die größte Entfernung zwischen Schießstand und Scheibe beträgt 1000 Yards oder 915 Meter oder etwas mehr als 1200 Schritte. Die größten Entfernungen sind auf der südlichen Seite der Scheibenlinie, die kleinste, nur etwa 150 Yards oder 200 Schritte, ist auf der nördlichen bei dem Pool. Von den Schießständen bis zu der östlichen Einfriedigung längs der Straße nach Wimbledon ist ein großer Raum ganz frei gelassen.

Das Lager der Freiwilligen — ein spitziges Dreieck — liegt an dem nördlichen Rande des eingeschlossenen Raumes. Offen gegen Westen, liegt seine Spitze viel weiter östlich als die Mitte der Linie von dem nordwestlichen Ende bis zu der Wimbledon-Straße. Die eine Seite ist die nördliche Einfriedigung des Platzes, die andere ist die Trennungslinie des Lagers von dem Schießplatz. Durch dieses Dreieck ziehen, den beiden Seiten parallel, die breiten Straßen an welchen die Freiwilligen lagern, und von der Spitze des Dreieckes bis zu der östlichen Einfriedigung liegen die verschiedenen Etablissements, ohne welche der Engländer meint nicht leben zu können. Zu dem Lager bestehen besondere Eingänge für Wagen und Reiter und für Fußgänger, und am nordwestlichen Ende ist ein besonderes Thor für die Leute (trades-men) welche dem Lager seine Bedürfnisse bringen.

Auf dem Schießplatz knallen die Büchsen — ich höre sie recht gut in meinem Zimmer — vor und nach Mittag. Diese Engländer nehmen es sehr ernst mit ihrem Schießen; sie fangen an mit kleinen Entfernungen und gehen allmählig fort bis zu den großen. Meistens schießen sie nur um sich in ihrer Waffe zu üben; zu gewissen Zeiten aber um ausgesetzte Preise zu gewinnen. Sie stellen sich Fernröhren auf, die Beauftragten telegraphiren manchmal nach der Scheibe und jeder Schütze hat ein kleines sehr gut eingerichtetes Büchlein (Warrens: Rifle-larget Outlines) in welchem er,

auch wenn er nicht um einen Preis ſchießt, ſorgfältig Alles einſchreibt, was Einfluß haben könnte auf ſeinen Schuß. Um ſtrenge Ordnung zu halten, ſind mehrere Scheiben von gleicher Entfernung für verſchiedene Abtheilungen oder Brigaden beſtimmt, aber faſt immer findet man auf demſelben Schützenſtand einen vornehmen Mann unter den Kleinbürgern. Der Engländer ſchießt immer knieend oder liegend, und da ſind denn bei den Ständen auf weite Entfernung Teppiche oder Matrazen auf den Boden gelegt, oder innerhalb eines Rahmens iſt eine fußhohe Lage von Sand mit einer Decke darüber. Auf dieſen oft genug, oder auf dem bloßen Erdboden auf dem Bauche liegend, die Ellbogen aufgeſtemmt, feuert der Schütze, wenn er etwa nicht knieet.

Im Allgemeinen wird auch auf die großen Entfernungen ſehr gut geſchoſſen; daß man auf 1000 Yards ſchieße, das habe ich im J. 1865 nicht glauben wollen; ich habe mich gewaltig darüber geſtritten, aber man hat mir die Beweiſe vorgelegt und mit Beſchämung mußte ich am Ende geſtehen, daß die Sache ihre Richtigkeit habe. Auf die Entfernung von 800 Yards oder die Entfernung von 960 Schritten habe ich allerdings oft ſchießen ſehen und zwar nicht ſchlecht, faſt niemals oder nur ſelten wurde die verhältnißmäßig nicht große Scheibe gefehlt und nicht ſelten haben die Geſchoſſe in das Schwarze oder ſehr nahe an demſelben eingeſchlagen.

Hier, in dem Lager auf der Wimbledon-Common zum erſtenmal habe ich eine Uebung geſehen, welche, recht geleitet und ausgeführt, eine ſehr zweckmäßige ſeyn könnte. Der Schütze wird in gewiſſer Entfernung etwa 200 Yards von der betreffenden Scheibe aufgeſtellt; er muß die Strecke von dieſem bis zu einem beſtimmten anderen Punkte in gegebener, verhältnißmäßig kurzer Zeit durchlaufen und während dieſes Laufes muß er eine beſtimmte Anzahl von Schüſſen laden und abfeuern. Hat er dieſes vollbracht, ſo werden die Ringe die er geſchoſſen zuſammengezählt, und nach deren Anzahl wird der Preis beſtimmt oder verweigert. Dieſe Uebung iſt

freiwillig und sie wird nicht von Vielen ausgeführt. Der Zuschauer sieht den jungen Schützen im Rennen daher kommen, er sieht wie dieser in vollem Laufe seine Büchse ladet, an gewissen Stellen niederkniet und feuert. Im J. 1865 habe ich mit großer Aufmerksamkeit einen Schützen bei dieser Uebung beobachtet und wie ich, so noch unzählige Engländer, welche in Anerkennung seiner Kraft und Gewandtheit ihm den Preis aufrichtig gönnten. Dieser Schütze war ein Deutscher.

Die Volunteers verknallen allerdings viel Pulver außer der Zeit der regelmäßigen Uebungen des Corps; ich habe nach Aufhebung des Lagers fast täglich solche Schützen auf der Wimbledon-Haide gesehen oder gehört. Wie in Deutschland, wie in Tyrol und in der Schweiz, so auch in England gibt es allerdings Leute welche das Schießen um des Gewinnstes willen fast professionsmäßig betreiben; solche Spieler, manchmal ganz fashionable Männer, lassen sich in das Corps aufnehmen und bei allen Preisvertheilungen hört oder liest man ihre Namen.

Habe ich Dich, mein Freund, bis jetzt mit meiner Erzählung von dem Schießen der Engländer gelangweilt, so denke, daß der alte Soldat, wenn er dazu kömmt, eben gerne von der Uebung mit der Waffe spricht, die früher ihm so lieb gewesen und die er selbst mit einiger Geschicklichkeit geführt hat.

Die Freiwilligen liegen in Zelten von verschiedenen Größen; wie viel Mann durchschnittlich in einem, das kann ich Dir wahrlich nicht sagen. Vor vier Jahren waren diese Zelte mit allem möglichen Comfort ausgestattet; da war ein hölzerner Fußboden mit Teppich, da waren elegante eiserne Bettstellen, da waren Waffenständer und vollkommen ausgestattete Toiletten, häufig auch noch eine Badewanne; und viele von diesen eleganten Schlafkabineten im Lager waren damals allerdings nur von einem Manne bewohnt. Heuer habe ich die ganze Einrichtung viel einfacher und in allen

Dingen habe ich mehr einen ſtreng militäriſchen Charakter gefunden.

Innerhalb der allgemeinen Einfriedigung, dicht an dem Lager ſteht, beſonders eingeſchloſſen, der Thurm der Windmühle mit ſeinem Nebengebäude und ſeinem kleinen ſehr zierlichen Gärtlein. Die Windmühle hat noch ihre Flügel, aber ſie arbeitet nicht mehr, denn ſie iſt jetzt nur noch das Abſteigequartier des Grafen Spencer. Dieſer empfängt hier ſeine Bekannten wenn ſie das Lager beſuchen, und man erkennt wohl das Quartier des großen Grundherrn (Lord of manor) — ein alter maſſiver ſteinerner Bau, inmitten der luftigen Stadt von Leinwand. Von dieſem Thurm oder von der Spitze des Lagers gegen Oſten hin liegen die vorerwähnten zahlreichen Etabliſſements welche der Engländer nicht entbehren will. Da iſt denn ein Poſtamt, ein Telegraphen-, ein Bank- und ein Polizei-Bureau, eine Uhr auf einem hölzernen Thurm; auf der Höhe deſſelben iſt eine Glocke und an den Seiten hängen ſehr große Barometer, Thermometer und dgl.; nahe dabei ſehr große Zelte, das eine für die Sitzungen des Verwaltungsrathes (Council) mit der brittiſchen Flagge, das andere für die Ausſtellung verſchiedener Dinge (exhibition); wieder nicht weit von dieſen liegt die ſehr große, ſchön eingerichtete Reſtauration und weiter entfernt eine gewöhnliche Schenke. Da ſind ferner noch Zelte für die verſchiedenen Notabilitäten der Grafſchaften und für die Offiziere der Armee, deren einige ſich immer im Lager befinden, auch fehlt nicht ein Hoſpital und ein großer Bazar, in welchem man kaufen kann was immer das Herz begehrt. Zahlreiche kleinere Buden für allerlei Gegenſtände ſind an verſchiedenen Stellen zu finden. Es fehlt dem Lager auch nicht ein beſonderes Tageblatt (Volunteer-Service-Gazette) und auch dieſes hat ſein eigenes Zelt. Etwas weiter von den anderen entfernt, mit einer beſonderen ſtarken Einfriedigung umgeben, ſteht ein Zelt welches Vorräthe für Munition und verſchiedenen Schießbedarf enthält. Von der

südlichen ausgehend, liegt längs der östlichen Umfassung eine Pferdebahn mit flachen Schienen (tram-road), deren Wagen jedoch nur die Breite des eingeschlossenen Raumes durchlaufen. Daß in dem Lager, in welchem doch einige tausend Engländer beisammen sind, nicht auch eine Kapelle errichtet ist, darüber hab' ich mich nicht verwundert, denn ich habe gedacht, da am Sonntag kein Schuß fallen darf, rechnet man darauf, daß die frommen Schützen in Wimbledon, in Putney, in Roehampton oder in irgend einem der nahe gelegenen Orte ihre Andacht verrichten; später aber habe ich gehört, daß jeden Sonntag regelmäßiger Gottesdienst abgehalten werde in dem großen Zelt des Rathes (Council-Tent) oder nach Umständen wohl auch im Freien — ich selbst bin niemals dabei gewesen.

Am Vormittag, wenn diejenigen schießen welche gerade an der Reihe sind, sehen die anderen den Uebungen zu, oder sie richten und reinigen ihre Waffen oder sie gehen um Pulver und Blei zu kaufen und suchen sich etwas in dem Bazar, oder sie lesen die Zeitung oder sie schlendern gemächlich in dem Lager umher. Die Lieferanten bringen die bestellten Dinge, die Bank gibt Geld oder Noten aus und das Postamt nimmt Briefe in Empfang. Von Zuschauern beim Schießen sind meistens nur solche zugegen welche sich ernsthaft für die Sache interessiren. Die Besuche sind spärlich, die fashionable Welt fehlt gänzlich, höchstens kann man einige Ladies und Gentlemen sehen, welche den Einfall hatten ihren Morgenritt in das Lager zu machen. Dieses ist sehr stille und die Restauration ist ziemlich leer zwischen Frühstück und dem Lunch.

Das Schießen hört um Mittag auf und eine Stunde nachher ist die Zeit für den Lunch. Da füllt sich denn die große Restauration; eine halbe oder höchstens eine Stunde lang geht es da recht lebendig her; Beefs und Chops, Butter und Käse und Porter und Ale verschiedener Sorten werden in Massen verzehrt und die Kellner (waiters) müssen ent-

setzlich springen in der Hitze des Mittags. Ist aber der Lunch zu Ende, so ziehen die Schützen sich in ihre Zelte zurück; und die wenigen Besuche, welche nicht in die Stadt oder in ein Landhaus oder in einen nahen Ort gegangen, bleiben still und ruhig mit ihren Bekannten in den weiten, vergleichsweise kühlen Sälen der Restauration. In diesen ersten Stunden des Nachmittags ist das Lager so still, als ob kein Mensch darin wäre.

Wenn, etwa um vier Uhr Nachmittags, die Uebungen wieder beginnen, so kommen mit ihren Waffen viele der Schützen welche nicht in dem Lager liegen herbei, und es kommt die Masse von Besuchen. In der Station von Putney steigt aus jedem Zug eine Menge von Menschen und auf dem Platz vor dem Bahnhof stehen in dichten Klumpen die Miethwagen welche diese Leute in das Lager bringen wollen, kaum zwei englische Meilen entfernt. An jedem nicht ganz schlechten Nachmittag gehen ununterbrochene Reihen von Fuhrwerken über die Brücken von Battersea und von Putney; Cabs, Handsomes, Omnibus und elegante Equipagen bedecken die Straßen und über die Haide selbst zieht ein Zug von Fußgängern zu dem betreffenden Eingang (Putney-entrance). Viele Fuhrwerke gehen von dem Lager wieder zurück um andere Personen zu holen. Die Wagen jedoch welche in das Lager einfahren, müssen sich auf bestimmten Plätzen aufstellen und dürfen diese nicht verlassen, manche, besonders Miethwagen jedoch ziehen es um die Eintrittstaxe zu ersparen vor, außerhalb der Einfriedigung auf der Haide zu warten. Innerhalb des eingeschlossenen Raumes gehen auf der Pferdebahn immerfort Wagen, gefüllt mit Menschen welche von Wimbledon, von Merton oder von anderen nahen Orten auf der südlichen oder östlichen Seite des Lagers herkommen.

In allen Räumen, den abgeschlossenen Schießplatz ausgenommen, stehen und gehen zahlreiche und verschiedene Gruppen; junge Bursche welche ihren Comtoirs oder Bureaus

entlaufen, behäbige Gentlemen und allerlei Damen vornehm und gering, jung und alt, hübsch oder garstig. Sie besehen sich die Zelte und sie stehen zu den Schießständen, an welchen jetzt das Knallen sehr lebhaft ist.

Die Ladies welche bei diesen einen bekannten Schützen finden, werden eingeladen in den Raum einzutreten, welchen das Tau abschließt; man gibt ihnen Stühle, sie sitzen neben den Schießenden; manche beobachten die Scheiben durch ein Fernrohr, andere haben wenigstens ihre Gucker, sie zeigen ein reges Interesse für die Schüsse ihrer Männer, ihrer Söhne, ihrer Verwandten, ihrer Freunde und Bekannten. Der Engländer in seiner achtungsvollen Höflichkeit für die Damen erfüllt ihre leisesten Wünsche; die Sonne, der Pulverdampf, das Knallen stört die zarteste Miß so wenig als die gereifte Lady und gar oft sind sie nicht von der Stelle zu bringen; die Männer ihrerseits besprechen mit großem Ernst die Schützen und die Schüsse; die Frauen, wenn sie an den langen Erörterungen nicht theilnehmen, fühlen doch deren Wichtigkeit, aber nicht selten verrathen sie entschiedene Vorliebe für irgend einen Schützen, der ihnen sonst unbekannt ist und manchmal müssen die Männer wetten, und zwar gerade auf diese. Es ist eine lebendige Bewegung in dem ungeheuren Raum bis hin zu dem Tau welches den Schießplatz bezeichnet und absperrt, und in dieser Bewegung zwischen all den verschiedenen Gruppen sieht man denn zahlreich eigentliche und ächte „Swells" mit sehr eleganten Ladies in ihrer vornehmen Blasirtheit, stehend oder langsam umhergehend, als ob sie sich gar nicht bekümmerten um die ganze Geschichte. Die Restauration ist besetzt, denn auch die vornehmen Damen verschmähen es nicht einen Becher Eis zu genießen; freilich ist dieses eben nicht vortrefflich, aber es ist sehr theuer und da erlaubt denn die „Fashion", daß sie davon etwas nehmen auch wenn sie einige Minuten lang in der Nähe von Shopkeepers, Clerks, Workmen und Tradespeople und dergl. sitzen müssen.

Die vornehmen, oder besser die „fashionablen“ Leute halten selten sich lange Zeit auf; wenn sie ein bischen zwischen den Zelten oder an den Schießständen herumgeschlendert, sich lorgnirt und gelangweilt haben, so suchen sie ihre Wagen, um zur rechten Stunde zu ihrem Dinner zu kommen. Nicht selten und besonders an Tagen an welchen Musik gemacht oder Feuerwerk abgebrannt wird, speisen viele anständigen Leute im Lager und da geht es denn recht lebendig zu; während die einen in die Stadt zurückgehen, kommen andere wieder heraus und das Getümmel währt meistens bis tief in die Nacht. An solchen Tagen macht dann die Wirthschaft gar gute Geschäfte, denn es werden fabelhafte Massen verzehrt.

Auch außerhalb der Einfriedigung auf dem nächstgelegenen Stück der Haide herrscht Bewegung und Leben, auf dem zunächst gelegenen Stück Haide sind Fuhrwerke, treiben sich allerlei Menschen umher, stehen verschiedene Schenken, stehen Tische auf welchen Krämer niedriger Sorte, schlechten Porter, noch schlechteren Ale, das beliebte Ginger-beer, verschiedene Brandies, erschreckliche Kuchen (cakes), gräßliche Pasteten (pies), gräuelhafte Cigarren und Zündhölzer verkaufen.

So viel für heute.

XI. Die Musterung der Freiwilligen.

Wimbledon-Park 23. Juli 1869.

Von der Anstalt der Volunteers habe ich Dir geschrieben, was mir zur Mittheilung geeignet erschien, jetzt aber mußt Du noch Einiges lesen über das letzte Effektstück — über die Musterung.

Am Abend vor der Musterung, als die Uebungen vollkommen geschlossen, wurde im Lager Musik gemacht und wurden größere Feuerwerke abgebrannt. Massen von Menschen

ſtrömten auf allen Wegen herbei und am Ende der Feſtlichkeit war das Gedränge entſetzlich. Allerdings waren innerhalb der Einfriedigung die Räume bei weitem nicht angefüllt, aber dieſe Räume ſind eben ſehr groß und der Oeffnungen ſind offenbar zu wenig. In den Ausgängen für die Fußgänger drängten und drückten ſich tauſende von Menſchen, und durch die Oeffnungen für Fuhrwerke herauszugehen war auch für den gewandten und beſonnenen Mann eine wirkliche Gefahr. Die Herrſchaften hatten große Mühe, um zu ihren Equipagen zu gelangen; dicht außerhalb der Oeffnungen waren Haufen von anderen Wagen; ſehr lange Zeit mußte man in dem Gedränge ſtehen und war man endlich herausgekommen, ſo ſtund man an einer Reihe welche in Ruhe oder in Bewegung nirgend eine Lücke wahrnehmen ließ. Längs dieſer Reihe konnte man unmöglich gehen und es war viel Geduld und große Beſonnenheit nöthig, um den Augenblick zu erwiſchen, in welchem man zwiſchen den Hinterrädern des vorderen und den Pferden des hinteren Wagens durchſchlüpfen konnte. Dieſes ganze Gewirre wäre am Tag noch beſſer zu überſtehen geweſen, aber in der ziemlich dunklen Nacht war es gefährlich und ſchreckhaft. Die Leute von London ſind an arges Treiben gewöhnt und im allgemeinen ſind auch die Frauen beſonnen und ruhig, aber doch *habe ich* aus dem Getümmel heraus manchen Angſtruf von weiblicher Stimme gehört. Erreichte man endlich einen ruhigen Platz auf der Haide und ging über dieſe zu einer der Straßen, ſo war dieſe wieder mit Reihen von Fuhrwerken bedeckt und wenn man ſie kreuzen mußte, ſo war das wieder eine harte Uebung der Geduld.

Ich bin mit zwei Damen und einem Herrn in das Lager gefahren. Da unſere Wohnung kaum eine halbe Stunde entfernt iſt, ſo meinten wir viel beſſer zu thun, wenn wir den Wagen zurückſendeten und für unſere Rückkehr einen angenehmen Spaziergang durch den Park in der milden Sommernacht machten. Aber wir hatten nichts dadurch ge-

wonnen. Der Besorgniß für Pferde und Wagen waren wir ledig, aber viel schwerer war die Sorge für unsere beiden Ladies und die Mühe um sie, besonders die eine, sehr ängstliche, durch das Gedränge der Menschen und zweimal durch die Reihen der Fuhrwerke hindurch auf die schönen ruhigen Wege des Parkes zu bringen.

Dieser Beschwerden und dieser Mühseligkeiten war die ganze Sache nicht werth, denn die Musik war eben wie man sie in England überall hört, und das fast dürftige Feuerwerk hatte nur einen einzigen schönen Moment, als mit einem Kanonenschuß plötzlich die ganze Reihe der Scheiben, also die westliche Höhe in blendendem Feuer stund. Den eigentlichen Schießplatz durfte auch jetzt Niemand betreten, man sah diese Feuer aus einer bedeutenden Entfernung und da war denn der Anblick großartig.

Für die Feierlichkeit am andern Tag wurde das Feld besonders zugerichtet. Von der Vertiefung des Bodens an dem nordwestlichen Eck war bis zu der östlichen und parallel mit der südlichen Einfassung etwa vier Fuß über dem Boden ein Tau gespannt und dieser abgeschlossene Raum, jetzt viel größer als der Schießplatz, war für die Manöver bestimmt. An dem äußersten östlichen Ende, innerhalb der Einschließung waren Tribünen errichtet, außerhalb und längs des gespannten Taues war der eigentliche Platz für die Zuschauer. Diese kamen denn auch in ungeheurer Menge herbei. Ob, wie man sagt, 150,000 Menschen und mehr als 1000 Wagen zugegen gewesen, das vermag ich weder zu bejahen noch zu verneinen, aber so viel weiß ich daß einige Stunden lang und Meilen weit alle Straßen und alle Wege bedeckt waren.

Die Anordnung auf dem Platze ist so zweckmäßig daß ich sie Dir schon bemerken muß: die Wagen müssen etwa 30 Schritte von dem erwähnten Tau wegbleiben, längs diesem müssen sie sich in paralleler Reihe aufstellen und zwar mit dem Vordertheil gegen die Einfassung gekehrt. Die Pferde werden ausgespannt und an ein in bedeutender Entfernung

gespanntes Seil gebunden, von den betreffenden Kutschern gehütet. Von den Wagen werden die Deichseln abgenommen und unter diesen auf den Boden gelegt. So sind die Zuschauer welche bis dicht an das umfassende Tau herangehen, gänzlich ungehindert und die Herrschaften die in den Wagen bleiben, haben ganz vortreffliche Plätze. Polizeimänner zu Pferd und zu Fuß überwachten die genaue Befolgung der Vorschriften und sie hatten wenig zu thun, denn nirgends habe ich auch nur eine Spur von Störung bemerkt. — Der Aufwand für diese Einrichtungen mag sich sehr hoch belaufen, ich glaube jedoch, daß dessen größter Theil durch die Eintrittspreise gedeckt worden ist*).

Mit den Volunteers manövrirten dießmal reguläre Truppen jeglicher Waffengattung, aus dem Lager von Aldershott herangezogen. Um drei Uhr Nachmittags waren die Truppen, ich schätze dieselben zu etwa 9000 Volunteers und 4000 Reguläre, auf den vorgeschriebenen Plätzen und die hohen Personen waren angekommen. Zuerst wurden nun die Preise an die Schützen vertheilt, und als diese langweilige Feierlichkeit, für welche die Engländer sich sehr interessirten, vollendet war, begannen die Manöver.

Die beiden Parteien, jede aus Volunteers und Regulären zusammengesetzt, waren in der Stärke nicht viel voneinander verschieden — die eine sollte den Platz angreifen, die andere sollte denselben vertheidigen. Der eigentliche Angriffspunkt war das nordwestliche Eck des Platzes; die Aufstellung der Vertheidiger hatte Front gegen Westen, ihre vorgeschobenen Abtheilungen, durchaus Volunteers, stunden nahe an der

*) Diese Eintrittspreise sind, nach unseren Begriffen, sehr hoch. Ein Zuschauer der außerhalb des Taues bleibt, zahlt einen Schilling; wer innerhalb desselben gehen will, wodurch er den Vortheil hat den Bewegungen der Truppen folgen zu können, der muß vier Schillinge bezahlen; ein Platz auf der Tribüne zweiten Ranges kostet zehn Schillinge, ein solcher auf der Tribüne ersten Ranges aber ein Pfund.

Einſenkung des Bodens; die Maſſen weiter zurück und die Regulären in Reſerve. Die Angreifer, ſtärker an Reiterei, zogen ſich in die Schlucht und aus dieſer heraus machten ſie den Angriff in der Front; die Regulären waren in der vorderſten Linie und als ſie, aus der Vertiefung heraufgekommen, die nöthige Strecke Boden gewonnen hatten, brach die Reiterei durch eine Oeffnung am weſtlichen Ende der nördlichen allgemeinen Umfaſſung, alſo eigentlich an dem Rande der Schlucht.

Die Vertheidiger wurden langſam gegen Oſten zurückgedrückt; ſie brachten das Gefecht zum Stillſtand, machten dann, das Lieblings-Manöver der Engländer, eine Frontveränderung nach rechts rückwärts, die Reſerve nahm das Gefecht auf und der Angreifer veränderte nun auch ſeine Front: ſeine Reiterei machte einen Angriff auf eines der Infanterie-Regimenter und dieſer war entſchieden der ſchönſte Moment des Manövers. Man kann nichts Eleganteres ſehen, als das Anreiten der Huſaren und furchtbar, wie ich es noch niemals gehört, war das Rottenfeuer der Infanterie. Vor vier Jahren habe ich bei Portsmouth, als die engliſche und die franzöſiſche Flotte bei Spithead lagen, das Feuer der Engländer gehört, aber damals waren ſie noch nicht mit Hinterladern bewaffnet. Der Vertheidiger, als er den Angriff auf ſeiner ganzen Front abgeſchlagen hatte, veränderte dieſe wieder nach rechts vorwärts; der Angreifer wurde an das ſüdweſtliche Eck des Platzes bis über die Höhen hinaus zurückgedrängt und die Volunteers mit einigen Geſchützen beſchäftigten ſeine Nachhut. Nach dem Manöver defilirten die Truppen vor dem Herzog von Cambridge und anderen hohen Perſonen und das währte wenigſtens zwei Stunden.

Die ganze Sache ging recht gut, obwohl auch manche Fehler und Lächerlichkeiten vorkamen. Daß der Vertheidiger durch ſtarke Beſetzung des nordweſtlichen Eckes ſeine rechte Flanke nicht ſicherte, daß er den Aufmarſch in der Vertiefung des Bodens nicht ſtörte, das lag vielleicht in der

Diſpoſition; aber lachen hätte man doch mögen, als in der vorgeſchobenen Kette ſchon manche Schützen feuerten ehe ſie noch einen Feind ſehen konnten u. ſ. w. Im Allgemeinen haben die Freiwilligen alle Bewegungen ſchnell und richtig ausgeführt und bei mehreren Gelegenheiten haben ſie eine natürliche Intelligenz gezeigt. So z. B. hatte ein Zug Lanzenreiter, welcher durch den nordöſtlichen Theil eingedrungen, ſich auf die rechte Flanke der ziemlich dichten Kette der Freiwilligen geworfen und hatte angefangen dieſe aufzurollen. Das war ein luſtiger Reiterſtreich, offenbar in der Diſpoſition nicht vorgeſehen, und ich erwartete mir arge Verwirrung; aber die Freiwilligen zogen ſich ſchnell und gewandt in einen Klumpen; ſie unterhielten ein lebhaftes Feuer gegen die Reiterei, gaben den Geſchützen den nöthigen Raum, formirten ſich ſchnell unter dem Schutze derſelben, und in der Front gedrängt, zogen ſie ſich in voller Ordnung zurück, ohne daß einen Augenblick ihr Feuer geſchwiegen hätte.

Freilich gab es auch Unglücksfälle; denn mehreremal ſah ich, von reitenden Garden (horse-guards) begleitet, die Sanitätswagen fahren. Wer in dieſen gelegen, das konnte ich nicht ſehen, wohl aber konnte ich bemerken, daß ſie nicht leer geweſen und daß die Menſchen nicht zum Scherz fortgefahren worden ſind.

Willſt Du die hohen Perſonen wiſſen welche die Preisvertheilung und die Muſterung mit ihrer Gegenwart beehrten; willſt Du die Namen der Generale erfahren, welche die Manöver commandirten; willſt Du endlich die Aufſtellung einer jeden Abtheilung kennen u. ſ. w., ſo will ich einen Pack machen aus zwei Nummern der Times, welche das Alles mit engliſcher Weitläufigkeit berichten — ich ſelbſt habe genug an dem was ich geſehen, und ich denke Du auch.

Wohl iſt viel Spielerei in der Sache, aber erinnere Dich, mein Freund: „hoher Sinn liegt oft in kindiſchem Spiel.“ Sagſt Du nun, ich ſolle den Ernſt Dir bezeichnen, ſo kann ich es thun und zwar mit wenigen Worten.

Daß vorkommenden Falles von den 191,000 Freiwilligen welche jetzt eingeſchrieben und bewaffnet ſind, alle ſich ſtellen würden, das glaube ich ſo wenig als Du — aber Thatſache iſt es, daß ſie mit jedem Jahr ſich vermehren und unwiderſprechlich wird durch dieſes Inſtitut der beſte Theil der Bevölkerung in dem Gebrauch der Waffe geübt, welche außer den Berufsſoldaten und theilweiſe den Seeleuten nur den vornehmen und reichen Herren als Spielzeug bekannt war. Sind nun einmal die höheren und die mittleren Claſſen bewaffnet, ſo wird es der Regierung viel leichter werden eine vernünftige Umſtaltung der Miliz auszuführen und die Freiwilligen der niederen Claſſe in dieſe einzureihen. Daß der Engländer jeden Standes ſich zur Vertheidigung herbeidrängte, wenn irgend ein Feind den Boden des Vaterlandes beträte, das verbürgt der engliſche Nationalſinn und der engliſche Nationalſtolz, welche die gleichen ſind auch bei denjenigen die, im Auslande lebend, wohl manchmal über ihr Vaterland ſchimpfen, anderen Leuten aber niemals einen ernſtlichen Tadel geſtatten. In der Zeit der Gefahr würden die Volunteers einen ſehr großen Theil des Vertheidigungsheeres bilden.

Der Engländer, wenn er einmal will, kann Alles durchmachen und dieſe Volunteers, wenn auch an den engliſchen „Comfort" gewöhnt, würden Strapazen und Entbehrungen viel beſſer noch als die geworbenen Berufsſoldaten ertragen. Von Haus aus hat der Engländer praktiſchen Verſtand und praktiſche Gewandtheit; körperlich kräftig und in mannhaften Uebungen erſtarkt, würde er ſchnell ſich an das Kriegsweſen gewöhnen und die Volunteers würden Alles was einer leichten Truppe obliegt, mit Ausdauer und Geſchicklichkeit ausführen. So würden dieſe Volunteers bei der unmittelbaren Vertheidigung des Vaterlandes, richtig geführt und verwendet, eine furchtbare Waffe ſeyn, vollkommen geeignet für die Eigenthümlichkeiten des engliſchen Bodens.

Das Inſtitut der Volunteers iſt weſentlich verſchieden

von all den ſogenannten Vertheidigungsanſtalten anderer Staaten, mit welchen man es gerne vergleichen möchte.

Die preußiſche Landwehr iſt ein Hauptbeſtandtheil der Armee und in dieſen einzutreten iſt jeder Bürger des beſtimmten Alters verpflichtet und gezwungen. Der preußiſche Landwehrmann iſt Soldat, welcher außer dem Dienſt wohl ein bürgerliches Gewerbe treiben kann, aber, pflichtig bis zu ſeinem 32. Jahre, wird dieſer Soldat eingetheilt wie es der Regierung gefällt, und in Dienſt gerufen nach deren Belieben. Die preußiſche Landwehr iſt nicht bloß eine Vertheidigungsanſtalt; denn wie die übrigen Theile der Armee wird ſie in dem Lande und außerhalb des Landes verwendet, nach des Königs Befehl. Im J. 1849 iſt ſie gegen den Aufruhr in Sachſen und Baden marſchirt; im J. 1864 hat ſie auf der nordalbingiſchen Halbinſel gegen die Dänen gefochten und im J. 1866 hat ſie ſich mit den Oeſterreichern in Böhmen und mit den deutſchen Bundestruppen in Kurheſſen und in Franken geſchlagen.

Die frühere Nationalgarde in Frankreich iſt ein Staatsinſtitut geweſen, eine Armee in welche einzutreten ein jeder Bürger bis zu einem gewiſſen Alter gezwungen war, und dieſe Armee hat ganz und gar zur Verfügung der Regierung geſtanden. Die franzöſiſche Nationalgarde war eine Schöpfung des Mißtrauens gegen die Staatsgewalt, und ſpäter iſt ſie in eine Schutzanſtalt des Beſitzes gegen die ſogenannten Proletarier — iſt ſie für die Herrſchaft der Bourgeoiſie die Waffe geworden. Die Mobilgarde nach dem Wehrgeſetz vom J. 1868 ſoll eine Reſerve des ſtehenden Heeres ſeyn. Wird deren Organiſation aber wirklich ausgeführt, ſo dürfte ſie freilich wohl einen Charakter annehmen, welcher dem Imperator nicht angenehm wäre.

Die Miliz in der Schweiz iſt eine Anſtalt für die Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht und jeder fähige Bürger wird zur Erfüllung derſelben gezwungen. Die Regierungen der Kantone reihen die Leute in die betreffenden

Eintheilungen ein, die Bundesregierung organiſirt dieſe Miliz-Armee und verfügt über ſie in wenig beſchränkter Machtvollkommenheit.

Auch die engliſche Miliz iſt eine Anſtalt des Zwanges und die Königin hat über dieſelbe die freie Verfügung innerhalb der Grenzen welche die betreffenden Geſetze bezeichnen.

Der Volunteer in England iſt ein Freiwilliger in allen Beziehungen, er kann von der Regierung zum Dienſte nicht befehligt ſondern nur aufgerufen werden, gewiſſermaßen eingeladen ſich zu dieſem zu ſtellen, und unter keinen Umſtänden kann die Staatsgewalt ihn anders als zur unmittelbaren Vertheidigung des Landes gegen äußere Feinde oder etwa zur Aufrechthaltung der Geſetze gegen innere Aufrührer verwenden. Daß das Inſtitut der Volunteers auf der Grundlage vollkommener Freiheit errichtet iſt — darin liegt eben ſeine eigenthümliche Kraft, und dieſe Kraft wird niemals der Herrſchaft einer Parteiregierung oder den Abſichten eines herrſchſüchtigen Bürgerthums, aber es wird auch niemals einer gewaltſamen Umwälzung dienen.

Allerdings liegt die Anſtalt noch in ihren Anfängen, aber der praktiſche Sinn der Engländer und deren zähe Beharrlichkeit werden ſie ausbilden. Wäre deren Wichtigkeit nicht von der Regierung anerkannt, ſo würden nicht ſtolze Generale dieſe Freiwilligen commandiren und es würden nicht Regimenter ihrer ſchönſten Truppen mit dieſen gemeinſchaftlich manövriren.

Mit den Volunteers wär ich nun fertig. Die künftigen Mittheilungen werden Gegenſtände behandeln, welche Deinem Geſchmack beſſer zuſagen dürften.

Wie immer

Dein R. R.

IV.

Das Badiſche Stiftungsgeſetz.

Aus einer ungedruckten Geſchichte des letzten Badiſchen Landtags.

Einen Hauptſtreich gedachte der Miniſter Jolly auf dem letzten Landtage gegen die katholiſche Kirche des Landes dadurch zu führen, daß er ihr einen großen Theil ihres Stiftungsvermögens entriß und auch den Beſitz des vorderhand noch verbleibenden Reſtes in Frage ſtellte.

Schon auf den vorausgegangenen Landtagen war von einigen Hauptvertretern des kirchenfeindlichen Krakehls (Roder, Eckhard ꝛc.) der förmliche Antrag geſtellt worden, die ſogenannten weltlichen Stiftungen d. h. diejenigen welche die Herrn Lamey und Jolly vom Miniſtertiſch aus die Güte gehabt hatten für weltliche zu erklären — der Kirche und den kirchlichen Genoſſenſchaften (Kirchſpielsgemeinden) denen ſie gehören, zu entziehen und auf weltliche Behörden zu übertragen. Herr Jolly war natürlich mit dieſen Anträgen in hohem Grade einverſtanden und ſagte entſprechende Erledigung zu.

Unter den weltlichen Stiftungen verſteht man aber nach der Definition der badiſchen Regierung hauptſächlich diejenigen welche der Schule, der Armen- und Krankenpflege gewidmet ſind. Nun ſind aber ſowohl die Schule als die Armen- und

Krankenpflege anerkannt kirchliche Zwecke, Zwecke welche der Kirche schon durch ihren göttlichen Stifter ausdrücklich gegeben und welche denn auch seit Gründung dieser Kirche bis auf die neueste Zeit von derselben gepflegt worden sind.

Der Staat überließ der Kirche die großen Aufgaben welche der Schule, der Armen- und Krankenpflege gesetzt sind, gerne, weil alle denkenden Staatslenker erkannten, daß diese Aufgaben mit Erfolg nur im religiösen Sinne, durch religiöse Begeisterung, und nicht bloß für kalten Geldeslohn gelöst werden können. Ueberdieß war es für den Staat finanziell vortheilhaft, jene Thätigkeiten der Kirche zu überlassen, da er sich hiedurch einen großen Theil des heutigen „Staatsaufwandes" ersparte und die Kirche nach bekannten Erfahrungen solche Wirksamkeit nicht nur besser, sondern auch mit viel geringeren Mitteln auszuüben pflegt. Will der Staat diese Wirksamkeit auch sich selbst zur Aufgabe machen, so folgt hieraus weder logisch noch politisch und am wenigsten juristisch, daß die Kirche davon auszuschließen sei.

So behielt die Kirche auch in denjenigen Staaten, wo man den Jugendunterricht und die Fürsorge für Hülfsbedürftige zu Staatsaufgaben machte, ihre Schulen und ihre Spitäler, ihre Leprosenhäuser und Elendherbergen und keinem wahren Staatsmann fiel es ein, die Kirche auf diesen Gebieten, welche anderthalb Jahrtausende hindurch ausschließlich von ihr gepflegt worden waren, zu beeinträchtigen. Vielmehr erkannte man, daß hier ein Wetteifer zwischen Staat und Kirche dem eigentlichen Zwecke nur förderlich seyn könne und man pflegte auch die derartigen Staatsanstalten nach dem bewährten Muster der kirchlichen einzurichten. Daß die Kirche durch solche Wirksamkeit zu vielen Einfluß erlangen könne, und daß sie deßhalb auf den bezeichneten Gebieten möglichst zu hemmen, ja vollständig von denselben auszuschließen sei — dieser sublime Gedanke war kleinstaatlichen Schwachköpfen des 19. Jahrhunderts, Leuten welche ihre

kirchlichen Parteizwecke für Staatsaufgaben anſehen, vorbehalten.

Der katholiſchen Kirche in Deutſchland und ſpeciell in Baden iſt nun der Beſitz ihrer Schulen und Wohlthätigkeitsanſtalten und der dieſen Anſtalten gewidmeten Stiftungen überdieß durch Reichsgeſetze und Staatsverträge (Weſtfäliſcher Frieden Art. V §§. 7, 25, 26, 31, Reichsdeputationshauptſchluß §§. 63, 65) ſowie noch durch die badiſchen Grund- und Verfaſſungsgeſetze in feierlicher Weiſe garantirt worden und es beſtimmten dieſe Geſetze namentlich, daß „in keinem Fall ſich ein anderer Religionstheil in Beſitz oder Genuß ſolcher Anſtalten und Güter eindrängen oder von Jemanden darein eingewieſen oder zugelaſſen werden ſolle, mithin ein Simultanum durchaus verboten ſei“; und ferner „daß der Kirche ſolches Vermögen, was ſie dermalen zum Gebrauch ihrer Kirchen-, Pfarr- und Schuleinrichtungen wirklich und unbeſtritten beſitzt, ihr niemals entzogen, mithin weder für bloße Staats- noch für Bedürfniſſe anderer Religionsverwandten verwendet werden dürfe“; endlich daß das Kirchengut und die eigenthümlichen Güter und Einkünfte der Stiftungen, Unterrichts- und Wohlthätigkeitsanſtalten ihrem Zwecke nicht entzogen werden dürfen. (Badiſches Organiſationsedikt vom 11. Februar 1803 Art. 18—20. Conſtitutionsedikt vom 14. Mai 1807 §§. 9, 10, 19. Verfaſſung vom 22. Auguſt 1818 §§. 7, 13, 14, 20).

Dieſe Garantien und deren gewiſſenhafte Beobachtung waren vertragsmäßige Bedingungen der in den Jahren 1803 bis 1806 erfolgten Zuweiſungen katholiſcher Landestheile an Baden und die andern betheiligten Staaten, wie insbeſondere aus den officiellen Protokollen über die Verhandlungen der außerordentlichen Reichsdeputation zu Regensburg von 1803 erhellt.

Durch zahlreiche Urtheile der bürgerlichen Gerichte des Landes wurde denn auch in den letzten Jahren ausdrücklich

anerkannt und feſtgeſtellt, daß Schule und Armenpflege reichs- und landesgeſetzlich kirchliche Zwecke, und das dieſen Zwecken gewidmete Vermögen Kirchengut ſei, ſowie daß dieſes wohlbegründete Recht der Kirche und der kirchlichen Genoſſenſchaften durch ſpätere (Jolly'ſche) Geſetze nicht rechtsgültig alterirt werden konnte oder alterirt worden ſei.

Das war für Herrn Jolly und ſeine Pläne ſehr unangenehm und durfte nicht geduldet werden. Er ließ beim Beginn des jüngſten Landtags durch die Thronrede ankündigen, daß „durch einen Geſetzesentwurf über die Verwaltung der weltlichen Stiftungen die Mängel, an welchen die bisherige Geſetzgebung in dieſer Beziehung leide, beſeitigt werden ſollten." Gegenüber dieſer Ankündigung war man nicht wenig erſtaunt, aus dem nachher vorgelegten Entwurf zu entnehmen, daß derſelbe in den wichtigſten Beſtimmungen, in denjenigen welche offenbar den eigentlichen Zweck des beabſichtigten Geſetzes ausmachen, ſich nicht allein mit ſogenannten weltlichen, ſondern hauptſächlich mit den anerkannt kirchlichen Stiftungen befaßt, während doch die Rechtsverhältniſſe der kirchlichen Stiftungen erſt neuerdings durch das Geſetz vom 9. Oktober 1860 und durch die zu deſſen Vollzug zwiſchen Staats- und Kirchenbehörden abgeſchloſſenen Vereinbarungen vom 5. November 1861 ſchon vollſtändig geregelt waren.

Während nun nach dieſen letztern Vorſchriften Leitung und Aufſicht über die Verwaltung des Kirchenvermögens und der kirchlichen Stiftungen von Staat und Kirche gemeinſchaftlich ausgeübt werden (§. 10 des Geſetzes vom 9. Oktober 1860) und durch die Vereinbarung vom November 1861 auf's genaueſte beſtimmt iſt, in welchen Fällen der Staat d. h. die Regierung bei dieſer Leitung mitzuwirken habe, ſoll nach dem neuen Geſetz die Oberaufſicht auch über die kirchlichen Stiftungen (§. 2), ferner die geſammte Leitung des Stiftungsweſens einſchließlich der Entſcheidung von wem

eine Stiftung zu verwalten und die Stiftungsgenüſſe zu verzeben ſeien (§. 10), ausſchließlich der Staatsbehörde d. h. Herrn Jolly zuſtehen.

Nach §. 9 des neuen Geſetzes ſoll ferner die Regierung, alſo wieder Herr Jolly berechtigt ſeyn, Stiftungen deren Fortbeſtand „aus irgend welchen Gründen als dem Staatswohl nachtheilig“ angeſehen werden müſſe, andern Zwecken zu widmen, d. h. aufzuheben und über deren Vermögen nach Gutdünken zu verfügen. Bei kirchlichen Stiftungen ſoll zu Verfügungen ſolcher Art nur die Vernehmung, keineswegs aber die Zuſtimmung der Kirchenbehörde erforderlich ſeyn — während ſogar das aus der Zeit der ausgebildetſten Staatsomnipotenz ſtammende Verfaſſungsgeſetz vom 14. Mai 1807 (1. Conſtitutionsedikt) dem Rechte gemäß beſtimmt hatte, daß kirchliches Vermögen nur „nach Ermeſſen der Kirchengewalt mit Gutheißen des Regenten“ andern und wieder nur kirchlichen Zwecken gewidmet werden dürfe (§. 9).

Nach §. 10 des neuen Geſetzes ſteht ferner die Entſcheidung der Frage, ob eine Stiftung kirchlich oder weltlich ſei, d. h. ob ſie dem Staat oder der Kirche gehöre, welche Frage ihrer Natur nach offenbar eine rein vermögensrechtliche, alſo privatrechtliche iſt, nicht mehr den durch das Geſetz vom 7. Oktober 1865 für unabhängig erklärten bürgerlichen Gerichten, ſondern dem Verwaltungsgerichtshofe zu, deſſen Mitglieder nach dem Verwaltungsgeſetze vom 5. Oktober 1863 (§. 19) der dienſtlichen Aufſicht des Miniſteriums des Innern, alſo wieder des Herrn Jolly unterſtehen und von dieſem ernannt, verſetzt und abgeſetzt werden können.

Der Kirche und ihren Stiftungen wird durch dieſe Beſtimmung geradezu der noch durch die badiſche Verfaſſung von 1818 (§§. 7, 13, 14) allen badiſchen Staatsbürgern ausdrücklich garantirte bürgerliche Rechtsſchutz entzogen — während man dieſen Corporationen in allen Ländern, wo Gerechtigkeit und wahrhafte Staatsklugheit das Ruder führen,

eher noch erhöhte ſtatt verminderte Rechtsgarantien angedeihen läßt.

Der neuen Competenzbeſtimmung gab man ſodann noch ausdrücklich (§. 3) Anwendung auf alle ſchon anhängigen Streitſachen fraglicher Art, und deren ſind es ſehr zahlreiche und bedeutende. Ja man hatte dieſe Streitſachen Seitens der betheiligten Regierungsbehörden offenbar aus demſelben Grunde ſeit Jahr und Tag durch Competenzconflikte und verzögerliche Einwendungen aller Art (ſonſt „Trölereien“ genannt) abſichtlich hinzuhalten gewußt. Ebenſo ſoll jene willkürliche, dem beſtehenden Recht durchaus widerſprechende Begriffsbeſtimmung, wornach alle in irgend welcher Form zur Armenunterſtützung und Krankenverpflegung oder zu Unterrichtszwecken beſtimmten Stiftungen weltliche ſeyn ſollen (§. 3), auch auf alle ſchon vorhandenen Stiftungen dieſer Art Anwendung finden. Dieſe Stiftungen ſtammen aber faſt ohne Ausnahme aus Zeiten wo, wie oben erwähnt, jene Zwecke faſt ausſchließlich von der Kirche und den kirchlichen Genoſſenſchaften gepflegt worden waren und ſie wurden überdieß zu einem ſehr großen Theile aus kirchlichen Mitteln gegründet.

Alle dieſe ſogenannten „weltlichen“ Stiftungen (mit Ausnahme der Schulſtiftungen über welche ſchon das famoſe Schulgeſetz von 1868 disponirt hat) ſollen nun künftig, ohne Rückſicht darauf ob ſie confeſſionell ſind oder nicht, von den meiſt confeſſionell gemiſchten, vielfach aber ausſchließlich einer andern Confeſſion angehörenden und im Princip confeſſionsloſen Gemeindebehörden verwaltet werden (§. 11 ff. des neuen Geſetzes).

Bei dieſer Maxime wird es der Fall ſeyn und iſt in der That ſchon mehrfach in's Werk geſetzt, daß katholiſche Stiftungen von ausſchließlich proteſtantiſchen Gemeinderäthen verwaltet werden, während Herr Jolly zu Gunſten proteſtantiſcher Stiftungen gerne Ausnahmszuſtände zu bewilligen

Auf der Gegenseite hatte man den einzigen Roßhirt in die Commission genommen, natürlich nur um ihn zu überstimmen.

Der jugendliche Advokat Grimm aus Mannheim übernahm es als Berichterstatter der Commissionsmehrheit mittelst eines 122 Druckseiten in Großquart umfassenden Berichts voll unsäglichen Wortschwalls und voll der plumpsten Sophistereien das Jolly'sche Gesetzoperat der Kammer mundgerecht zu machen. Das gute Männchen hätte sich diese Mühe sparen können. Für die Kammermajorität genügte es zu wissen, daß die Regierung das Gesetz wolle und daß dasselbe gegen die katholische Kirche gerichtet sei — und seine Annahme war sicher. Hatte doch der Präsident der Kammer, der während des Landtags zum Hofgerichtspräsidenten in Karlsruhe beförderte Hildebrandt es verweigert, die der Kammer officiell mitgetheilten Denkschriften und Gutachten des Capitels-Vikariats und der oben genannten Rechtslehrer an die Mitglieder derselben vertheilen zu lassen.

Vergebens wies nochmals der Abgeordnete Roßhirt in seinem meisterhaften Minderheitsgutachten das absolut Rechtswidrige des Jolly'schen Gesetzesprodukts nach, indem er auf Ablehnung desselben antrug. Es war keinerlei Aussicht vorhanden, mit diesem Appell an Rechtssinn und Ehrgefühl bei einer solchen Zusammensetzung der Kammer, wie sie nun einmal war, durchzudringen. Unter diesen Umständen war der kleinen Schaar katholischer Ehrenmänner, welche auf diesem Landtage die Sache des Rechts vertreten, ihr Verhalten gegenüber dem Jolly'schen Gesetzesstück klar vorgezeichnet. Sie konnten und durften sich offenbar weder aktiv noch passiv an diesem schreienden Rechtsbruche betheiligen.

Nach mehrmaliger Abbestellung wurde die Plenarversammlung der zweiten Kammer über das Gesetz auf Montag den 17. Januar 1870 festgesetzt. Beim Beginn der Sitzung erhob sich sofort der Abgeordnete (Oberhofgerichtsrath) Roß-

anerkannteſten Vertreter des Staats- und Kirchenrechts im In- und Auslande, Männer wie Schulte in Prag, Bauerband in Bonn, Zöpfl in Heidelberg, Hofgerichtspräſident Preſtinari in Conſtanz, führten in beſonderen Schriften mit Gründlichkeit und Schärfe das rechtlich Unſtatthafte, das Völkerrechts-, Vertrags- und Verfaſſungswidrige des von der Regierung d. h. von Jolly geplanten Aktes aus; daſſelbe thaten in umfaſſenden Denkſchriften das erzbiſchöfliche Capitel-Vikariat und der katholiſche Oberſtiftungsrath, und dieſen Verwahrungen ſchloſſen ſich endlich auch proteſtantiſche Kirchengemeinderäthe in großer Anzahl an. Selbſt der evangeliſche Oberkirchenrath, deſſen Vorſitzender Mitglied des Staatsminiſteriums iſt, gab ſeine Bedenken in einer öffentlichen Erklärung kund, obgleich dieſe Proteſtanten ſehr wohl wiſſen konnten, daß das Geſetz nach der Abſicht Jolly's keineswegs gegen ſie und ihre Kirche gerichtet war. Eine große Verſammlung katholiſchen Volkes in Hartheim beauftragte aus derſelben Veranlaſſung die Abgeordneten der Volkspartei, dieſem Miniſterium, vor welchem das Eigenthum nicht mehr ſicher ſei, keinen Kreuzer Geld und keinen Soldaten zu verwilligen.

In der zweiten Kammer dagegen ward ſchon durch die Zuſammenſetzung der Commiſſion für Begutachtung des Geſetzes dafür geſorgt, daß die Abſichten Jolly's nicht ſcheitern konnten. Die Miniſterialräthe Turban und Nock, die Herrn Grimm, Roder, Eckhard und Kuſel waren Bürgen dafür, daß die Commiſſion nach den Wünſchen ihres Herrn und Meiſters Jolly agirte; ja der Jude Kuſel war es, der in der Commiſſion (ohne Zweifel kraft beſonderer Miſſion) gerade zu denjenigen Beſtimmungen, welche hauptſächlich gegen die wohlbegründeten Rechte der Kirchen und Confeſſionen gerichtet ſind und den eigentlichen Zweck des Geſetzes darſtellen, ſogar noch Verſchärfungsanträge ſtellte. Das Benehmen dieſes „Juriſten“ verdient beſondere Vermerkung.

Inhalten jeden privatrechtlichen Anſpruch an das Vermögen der kirchlichen Stiftungen abſpricht (§. 41), 2) alle Stiftungen ohne Unterſchied, die in irgend welcher Form zur Armenunterſtützung, zur Krankenverpflegung oder zu Unterrichtszwecken beſtimmt ſind, für weltlich erklärt (§. 3), 3) den Stiftungen und deren Betheiligten den Rechtsſchutz durch die ordentlichen bürgerlichen Gerichte entzieht, namentlich die Fragen, ob eine Stiftung kirchlich, weltlich oder gemiſcht ſei, von wem eine Stiftung zu verwalten und von wem die Stiftungsgenüſſe zu vergeben ſeien, theils den Verwaltungsbehörden, theils dem Verwaltungsgerichtshof überläßt (§. 10), 4) der Staatsregierung die Befugniß verleiht, das Vermögen kirchlicher Stiftungen nach bloßer Vernehmung und ohne Zuſtimmung der Kirchenbehörden nicht kirchlichen Zwecken zu widmen, ſobald die Staatsregierung nach ihrem einſeitigen Ermeſſen die Erfüllung des Stiftungszweckes für nicht mehr möglich oder die Wirkſamkeit der Stiftung aus irgend welchen Gründen für das Staatswohl nachtheilig erklärt (§. 9).

Der erwähnte Geſetzesentwurf verletzt aber zweitens völkerrechtliche Verträge, auf welchen der Territorialbeſtand des Großherzogthums Baden ſelber beruht, und zwar nicht nur durch die bereits angeführten §§. 3, 9, 10, 41, ſondern auch ferner durch die Beſtimmungen der §§. 11, 13, 14, 15, 25, 26, 28 und 31, wornach regelmäßig alle in §. 3 für weltlich erklärten Stiftungen, ohne Rückſicht darauf ob ſie confeſſionell ſind oder nicht, als Lokalſtiftungen von den confeſſionsloſen Staatsbehörden verwaltet und verwendet werden ſollen.

Alle dieſe Vorſchriften verſtoßen 1) gegen den weſtfäliſchen Frieden vom 24. Oktober 1648, welcher in Art. V §. 25 den Kirchen ihre Stiftungen, Schulen, Hoſpitäler und andern mittelbaren kirchlichen Güter zuſichert, 2) gegen den Reichsdeputationshauptbeſchluß vom 25. Februar 1803, welcher in den §§. 63 und 65 die Vorſchriften des weſtfäliſchen Friedens ausdrücklich beſtätigt und fromme und milde Stiftungen jedem andern Privateigenthum gleichſtellt. — Nicht minder verſtoßen jene Beſtimmungen gegen die Kundgebungen der badiſchen

Staatsregierung, welche die gedachten völkerrechtlichen Verträge in feierlicher Weise bestätigen, insbesondere 1) gegen das Manifest des Markgrafen, später Kurfürsten und Großherzogs Karl Friedrich bei Uebernahme der Markgrafschaft Baden vom 23. Oktober 1771, und 2) gegen den §. 18 des III. Organisationsedikts vom 11. Februar 1803, erlassen beim Anfall confessionell gemischter Landestheile. Der Gesetzesentwurf greift also in den auf diese Weise gewährleisteten Bestand der katholischen Kirche ein, indem es sie in ihren Vermögensrechten auf das schwerste beeinträchtigt.

Endlich aber drittens überschreitet das Gesetz die Grenzen, und damit die Rechte wie die Pflichten einer jeden gesetzgebenden Gewalt. Auch die höchste Macht im Staate ist nur souverän innerhalb der ewigen Gebote des Rechts und der Gerechtigkeit. Auch die höchste Macht im Staate kann, soll und darf nicht für weltlich erklären, was nach Natur und Geschichte kirchlich ist. Auch sie ist nicht befugt, Eigenthumsverhältnisse willkürlich zu regeln und einer ganzen Classe von Rechtssubjekten den Schutz der Gerichte mit ihrer Unabhängigkeit und mit ihrem Instanzenzuge zu entziehen. Auch die höchste Macht im Staate darf nicht gebraucht werden um aus politischen Gründen wohlerworbene Privatrechte zu beeinträchtigen, wie dieß durch die mehrerwähnten §§. 3, 9, 10 und 41 des Gesetzesentwurfs geschehen soll.

Aus allen diesen Gründen vermögen wir nach sorgfältiger und pflichtgetreuer Ueberlegung an der Berathung eines solchen Gesetzentwurfes keinerlei Antheil zu nehmen.

Wohl aber protestiren wir gegen die Erhebung desselben zum Gesetze. Wir erheben diesen Protest vor Gott und unserem Gewissen, vor der geheiligten Person unseres erhabenen Landesfürsten, vor dem ganzen badischen Volk ohne Unterschied der politischen Ansicht oder des religiösen Bekenntnisses, vor dem Rechtsgefühle Europa's.

Die Volksabgeordneten: R. Baumstark, F. Bissing, X. Lender, J. Lindau, F. Roßhirt.

Nach Entfernung der katholischen Abgeordneten, und

nachdem ſich die dadurch hervorgerufene Aufregung etwas gelegt hatte, ging der Reſt der Kammer in der That an die Berathung des famoſen Geſetzes, wobei ſich jedoch die anfänglich ſtark beſetzte Gallerie bald faſt vollſtändig leerte, da mit dem Ausſcheiden der Oppoſition jedes Intereſſe an der Verhandlung dieſer nunmehrigen Rumpfkammer geſchwunden war.

Nach zweitägiger Scheindebatte, wobei nur die Herrn Mühlhäuſer und Gulat einige matten Einwendungen machten, wurde das famoſe Geſetz noch mit den Kuſel'ſchen Verſchärfungen und namentlich unter ausdrücklicher Außerkraftſetzung der entgegenſtehenden Beſtimmungen der Vereinbarung von 1861 — mit allen gegen drei Stimmen (Mühlhäuſer, Gulat, Kaiſer) angenommen. Lamey, der jene Vereinbarung von 1861 Namens der Regierung abgeſchloſſen hatte, und deſſen Pflicht es ſchon im Intereſſe ſeiner eigenen Ehre geweſen wäre dafür einzuſtehen, hatte ſich von der ganzen Verhandlung ferngehalten.

Damit hatte die Sache das erſte Stadium durchlaufen und ging nun an die erſte Kammer über. Hier übernahm es der von Jolly in das Land und in die erſte Kammer berufene Geheimrath und Profeſſor Dr. Hermann, welcher ſchon vorher durch ein Schriftchen über die ſtreitige Freiburger Erzbiſchofswahl ſich einige Sporen um die Zwecke Jolly's erworben hatte, über das Geſetz zu berichten. Er beantragte einige nicht ganz unerhebliche Modifikationen des von der Kammer angenommenen Entwurfs hauptſächlich in der Richtung, um den von den Proteſtanten geäußerten Beſorgniſſen für ihre Armenfonds entgegenzukommen.

Wie weit jedoch dieſer profeſſorenhafte Gerechtigkeitsmuth ging, erhellt aus dem Umſtand, daß er dem §. 9 des Entwurfs, welcher die Regierung förmlich ermächtigt kirchliche Stiftungen jederzeit „aus irgend welchen Gründen" und ohne Zuſtimmung der Kirche zu ſäkulariſiren, folgende Faſſung

zu geben vorſchlug: „Eine ſolche Verfügung über kirchliches Stiftungsvermögen iſt im Einverſtändniß mit der Kirchenbehörde zu treffen. Nur wenn dieſes nicht zu erreichen iſt, bewendet es bei der Verfügung der Staatsregierung ꝛc.“

Alſo: nur im Einverſtändniß mit der Kirche, wenn dieß aber nicht zu erreichen iſt, auch ohne ſolches! Wo in einer ſolchen Geſetzesbeſtimmung noch ein Funke von Recht und juriſtiſcher Logik zu finden ſei, dürfte ſchwer zu ſagen ſeyn.

Herrn Jolly ſollte eben in Wahrheit und Wirklichkeit — wenn auch unter etwas milderer Form — gerade das eingeräumt werden, worauf es bei ihm hauptſächlich abgeſehen war. Ebendeßwegen war der Rechtslehrer Hermann auch ganz damit einverſtanden, daß über die Anſprüche der Kirche auf ihr Stiftungsvermögen nicht mehr die unabhängigen bürgerlichen Gerichte, welche ihre Zuſtändigkeit in nahe an dreißig Fällen ausdrücklich bejaht hatten, entſcheiden ſollten, obgleich noch unmittelbar vorher die claſſiſche Schrift Preſtinari's „Hat die katholiſche Kirche in Baden ein Recht an dem ihren Bedürfniſſen gewidmeten Vermögen“, den privatrechtlichen Charakter der kirchlichen Anſprüche auf ihre Stiftungen und die wohlbegründete Zuſtändigkeit der bürgerlichen Gerichte für ſolche Anſprüche in unwiderleglicher Weiſe dargethan hatte.

Herr Jolly erklärte bei dieſer Verhandlung der I. Kammer geradezu: die Kirche beſitze keinen Rechtsanſpruch auf die kirchlichen Stiftungen; einen Gerichtshof, bei dem ſie ihr vermeintliches Recht erſtreiten könne, gebe es nicht; die betreffenden Entſcheidungen der bürgerlichen Gerichte ſeien falſch; es ſtehe vielmehr lediglich bei der Regierung (d. h. bei Jolly) ob ſie eine Stiftung in einzelnen Fällen als eine kirchliche anerkennen wolle oder nicht! Deutlicher konnte man offenbar nicht ſprechen, um die totale Rechtloſigkeit der Kirche (es galt natürlich nur der katholiſchen) zu proclamiren.

Der letzte Taglöhner kann ſein Recht bei einem Ge-

nicht abringen und erzwingen; für die katholiſche Kirche aber, das erſte und wichtigſte aller Rechtsſubjekte, der zwei Drittel der geſammten Bevölkerung des Landes angehören, und welche als rechts- und vermögensfähige Perſönlichkeit in dieſem Lande lange ſchon exiſtirte bevor es ein Großherzogthum Baden gab, ſoll es hier kein Forum mehr geben; ihr Recht ſoll von der Gnade eines proteſtantiſchen Miniſters, eines erklärten Feindes derſelben, eines Jolly abhängen! Und das ſoll noch ein Rechts- und Verfaſſungsſtaat, ja überhaupt noch ein Rechtszuſtand ſeyn!?

In der That gelang es Herrn Jolly (nachdem das Geſetz wieder an die zweite Kammer und ſodann nochmals an die erſte Kammer zurückgelangt war), es noch als eine Conceſſion von ſeiner Seite durchzuſetzen, daß ihm die Ermächtigung ertheilt wurde, einzelne Armen- und Krankenſtiftungen ausnahmsweiſe (im Gnadenwege) als kirchliche anzuerkennen. Ungeachtet aller Bemühungen Jolly's und ſeiner Schleppträger wurde übrigens das Geſetz in der erſten Kammer ſchließlich nur mit 13 Stimmen gegen 7 angenommen.

Das Geſetz enthält nun aber, wie es in der Denkſchrift des erzbiſchöflichen Capitels-Vikariats und des katholiſchen Oberſtiftungsraths dargethan iſt, und wie Jedem der das öffentliche Recht Badens und insbeſondere die badiſche Verfaſſung kennt, ſofort einleuchtend war — Abänderungen weſentlicher Garantiebeſtimmungen dieſer Verfaſſung, namentlich derjenigen der allgemeinen Rechtsgleichheit (§§. 7, 13), des gleichmäßigen bürgerlichen Rechtsſchutzes (§. 14) und der Erhaltung des Kirchenguts und kirchlicher Stiftungen (§. 20). Zur Gültigkeit ſolcher Kammerbeſchlüſſe, wodurch die Verfaſſung ergänzt, abgeändert oder erläutert wird, iſt durch dieſe Verfaſſung ſelbſt (in den §§. 64, 74) die Anweſenheit von drei Viertel aller Mitglieder einer jeden der beiden Kammern und die Zuſtimmung von mindeſtens zwei Drittel der Anweſenden als nothwendig erklärt. Ob bei der

den im Jahre 1866 an's Ruder gekommenen Miniſter Jolly in der unverhülltesten Weiſe zu Tage getreten.

Da man nun in Baden allgemein weiß, daß gerade dieſer Miniſter, der im Uebrigen vermöge ſeines ganzen Weſens faſt nach allen Seiten hin verhaßt iſt, als hervorragender Boruſſomane und Nordbunds-Fanatiker hauptſächlich durch Preußen gehalten wird (an demſelben Tage, wo das Stiftungsgeſetz in der erſten Kammer verhandelt wurde, erhielt er einen hohen preußiſchen Orden), ſo beſtärkt ſich unter den badiſchen Katholiken, deren fortdauernde Mißhandlung offenbar mit Gutheißung der preußiſchen Regierung geſchieht, die allgemeine Ueberzeugung, daß von einer Vereinigung mit Preußen eine Verbeſſerung ihrer gegenwärtigen Lage keineswegs zu hoffen ſei, und daß man von preußiſcher Seite vielmehr nur den Moment herbeiführen will, um den Katholiken, wenn ſie im preußiſchen Netze gefangen wären, den Hals vollends zuzuſchnüren — eine Ueberzeugung, welche die Sympathie der badiſchen Katholiken nach ganz anderen Richtungen drängt als nach der preußiſchen.

V.

Zur Geschichte der Schulkomödien.

Die Frage, ob in kirchlichen Bildungs- und Erziehungs-Anstalten theatralische Aufführungen zulässig seien, ist in jüngerer Zeit von französischen Schriftstellern vielfach in verschiedenem Sinne discutirt worden. Einer der bedeutendsten Pädagogen Frankreichs, der Abbé Timon-David in Marseille hat in seinem Werke über Jugendanstalten*) dem Theater-

*) Jüngst auch in deutscher Uebersetzung erschienen: „Das Werk der Jugend. Ein Handbuch über Vereine und Anstalten für die Jugend, besonders des Arbeiterstandes." Mainz, Kirchheim 1869. Um auf den hohen Werth dieses Buches aufmerksam zu machen, wollen wir das Urtheil mittheilen, welches Dupanloup in seiner „Erziehung" III. 387 darüber ausgesprochen hat: „Dieses Buch, das seinem Titel nach sich speciell nur auf das bezieht, was man les oeuvres de jeunesse nennt, enthält eine bewunderungswürdige Fülle von Ein- und Ausblicken, die für Alle welche sich mit Kindern und jungen Leuten beschäftigen, höchst nützlich seyn werden. Ich möchte es gerne in den Händen aller Direktoren von Knabenseminarien sehen." Auch culturgeschichtlich ist das Buch von hoher Bedeutung und gewährt tiefe Blicke in die socialen Zustände Frankreichs. Dabei ist es mit einer bei Franzosen seltenen Kürze und Präcision des Ausdrucks geschrieben.

ſpiel ein beſonderes Capitel gewidmet, worin er ſich, ohne den bildenden Werth ſolcher Aufführungen zu verkennen, im Ganzen doch negirend verhält.

„Die Univerſität“, ſagt er, „hat die Aufführung von Komödien in den Collegien und ſelbſt in den Primärſchulen ſtrenge verboten; gleichermaßen haben einige Biſchöfe ſie in ihren Knabenſeminarien unterſagt. Die Frage ſcheint indeſſen noch nicht ganz entſchieden zu ſeyn, da wir andere Biſchöfe haben welche ſie billigen, und da die Orden welche ſich in den früheren Jahrhunderten und bis auf den heutigen Tag mit dem Unterricht befaßten, ihre Zöglinge Theaterſtücke ſpielen ließen. Wir haben in unſerer Kindheit in einem berühmten Penſionat theatraliſche Darſtellungen aufführen geſehen und da unſere Schülererinnerungen uns nur das Angenehme ſolcher Rekreationen in das Gedächtniß zurückführten, ſo haben wir nicht angeſtanden ihnen in unſerer Anſtalt eine Stelle einzuräumen. Die Kinder welche nicht ſpielen, lieben dieſe Unterhaltung bis zur Tollheit, und die Spielenden gewöhnen ſich daran mit einer Sicherheit öffentlich zu ſprechen, welche ihre Erziehung ihnen nie verliehen haben würde.“

Demungeachtet drückt Timon-David ſein lebhaftes Bedauern aus, dieſes Vergnügen in ſeiner Anſtalt eingeführt zu haben, wiewohl er alle erdenklichen Maßregeln trifft, um den ſo leicht daraus hervorgehenden Nachtheilen vorzubeugen oder ſie wenigſtens abzuſchwächen. Dieſe Nachtheile oder Gefahren charakteriſirt er nach ernſtem Nachdenken und reichlicher Erfahrung von verſchiedenen Geſichtspunkten aus. Zunächſt verwirft er die theatraliſchen Aufführungen, weil ſie „ein weltliches Vergnügen und nicht die Rekreation einer chriſtlichen Erziehungsanſtalt“ ſind. „Wenn die Jeſuiten im vorigen Jahrhundert Schauſpiele aufführten, wenn Frau von Maintenon ſelbſt ſie in Saint-Cyr eingeführt hatte, ſo war das Theater damals vielleicht nicht das was es in unſeren Tagen geworden iſt. Die Schriftſteller ſuchten nur Meiſterwerke zu ſchreiben, die Schauſpieler ſtrebten nur dieſelben gut zu geben; Schriftſteller wie Schauſpieler machten es ſich nicht zum Hauptzweck, den Sinnen zu ſchmeicheln, ſich darin zu gefallen, die Herzen zu

verderben" — wie es leider heutzutage der Fall ist; denn ein flüchtiger Blick auf die Bühnen großer und selbst kleiner Städte zeigt uns oft ein Repertoire, daß man sich, ohne einer pinperlichen Prüderie zu huldigen, doch entrüstet abwenden muß. Ja, man möchte wirklich oft ausrufen: die Kunst ist in einen Sumpf gerathen, seitdem sie ihr erhabenes Ziel, die Bildung des Geistes und des Herzens, aus den Augen verloren hat!

Von Wichtigkeit ist Timon-David's zweiter Einwurf: „Die Aufführung von Theaterstücken bringt Geschmack am Theater bei. Schon mehrere Male habe ich den Kummer gehabt zu erleben, daß junge Leute welche mir tüchtig schienen, eine Leidenschaft für die Bühne faßten, vom Beifall berauscht wurden und die Anstalt verließen, um sich auf eigentlichen Schaubühnen einen traurigen Ruhm zu holen. Unter den zahlreichen Schauspielern Frankreichs gibt es wirklich mehrere, die in religiösen Häusern gebildet worden wo Komödie gespielt wurde, und wo sie den Keim der Lust zu diesem so gefährlichen Beruf in sich aufnahmen"*).

Während Timon-David in dem obengenannten Buch sein Bedauern darüber ausdrückt, das Theaterspielen in seiner Anstalt eingeführt zu haben und alle „Väter der Jugend" beschwört, die daraus hervorgehenden Uebelstände reiflichst zu erwägen, um nicht später bereuen zu müssen, was man anfänglich im guten Glauben an die Harmlosigkeit eines solchen Vergnügens befürwortet, ja selbst mit Mühe eingeführt hat, erzählt er zugleich, wie unschuldig die theatralischen Vorstellungen in seiner Anstalt in Marseille begannen. „Man

*) Aehnliche Erfahrungen hat man in Deutschland gemacht: das Talent Stranitzky's wurde durch die Wiener Jesuitenkomödie geweckt (Devrient, Geschichte der Schauspielkunst, I. 332, 369) und Iffland verdankte die erste Anregung den theatralischen Aufführungen auf dem Gymnasium zu Hannover (Prutz, Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Theaters S. 121); beide haben sich jedoch keinen „traurigen Ruhm" geholt.

ängt an, ohne zu wiſſen wo man aufhören wird. Im Jahr 849 ſpielten wir das „Schäferſpiel“ zum erſtenmal in einem Winkel, der damals unſer einziges Gemach war. Die Schauſpieler hatten ihre Hoſen bis an die Kniee hinaufgeſtülpt, ihre Weſten verkehrt angezogen; die Bühne hatte kaum zwei Meter n Geviert, und von der Decke herabhängende zuſammengenähte Zeitungen deuteten die Couliſſen an. Keine Zurüſtung atte unſere Feſtvorſtellung angekündigt. Wir lachten viel, hne daran zu denken, daß wir den erſten Schritt auf einer gefährlichen Laufbahn gethan hatten. — Im folgenden Jahre ielten wir in einer großen Scheune, die weder getäfelt noch ebielt war; unſere Füße wateten im Staub und der Wind ſchte unſere Lampen aus. Aber wir hatten bereits gemalte ouliſſen — und dieß war ſchon ein weſentlicher Fortſchritt n Vergleich zum vorigen Jahr.“ Wie groß muß der Reiz, der Zauber des Theaterſpielens an ſich ſeyn, da Timon-David trotz der Aermlichkeit ſeiner Dekorationen und trotz r gewiß ſtrenge durchgeführten Controlle in Allem und llem bei der Erwähnung eines am 16. Januar 1853 aufführten, beinahe improviſirten Feſtſpieles wieder in die Klagsbricht: „Ach, der Erfolg dieſes Stückes war ein zu großer nd als ich mehrere Jahre ſpäter auf meine Koſten das Böſe ahrnahm, das unſer Theater ſelbſt mit ſeinen beiden Stücken n Jahr angeſtellt hatte, war der Schaden beinahe nicht wieer gut zu machen. Principiis obsta, sero medicina paratur.“

Indeſſen müſſen wir bemerken, daß es ſich in der Anlalt des Abbé Timon-David vorzugsweiſe um die Erziehung on Kindern aus dem Volke handelt. Anders dürfte das Urjeil in Bezug auf höhere, beſonders gelehrte Schulen lauten nd hier tritt der geiſt- und geſchmackvolle Biſchof von Orleans ür die Schulkomödie auf — aber wir werden gleich ſehen lr welche Schulkomödie! Nicht für langweilige, pedantiſch ers- und Stylübungen eines gelehrten Humaniſten, worin ch die Schüler in endloſen Phraſen und Moralſentenzen proziren müſſen, ſondern für die Meiſterwerke der griechiſchen nd römiſchen Dichtung, für Aſchylus, Sophokles, Ariſtophanes Plautus und Andere, welche unſere deutſchen Gymnaſiaſten

und Lyceisten mit Mühe zu interpretiren, weit seltener noch in vollen Glanze ihrer Größe und Schönheit zu würdigen verstehen.

Wenn die Knabenseminarien von Paris, von Orleans, von Bergerac ganz in der Stille und ohne den Schein von Ostentation ihre Zöglinge gewissermaßen zur Belohnung für sittlich ausgezeichnetes Verhalten und tüchtige wissenschaftliche Studien classische Stücke aufführen ließen, das Geheimniß aber doch in das Publikum drang und einige Kritiker von ganz entgegengesetzter Richtung anlockte, so gibt uns deren in jeder Hinsicht unbestochenes Urtheil Veranlassung zu den wichtigsten Schlußfolgerungen auf die Gesammtwirksamkeit der Anstalten, wo die Geistesbildung eine solche kaum glaubliche Höhe erreicht hat, und auch die Frage wegen Zulässigkeit der theatralischen Vorstellungen an solchen Stätten tritt in ein völlig neues Licht.

Wie wir aus französischen Zeitschriften ersehen, wurde um das Jahr 1855 im Knabenseminar von Paris die Mostellaria von Plautus *) und etwas später ebendaselbst „Plutos" von Aristophanes aufgeführt. In Bergerac spielte man am 8. März 1860 den „Philoktet" von Sophokles und noch in jüngerer Zeit, am 7. Mai 1862, in Orleans die „Perser" von Äschylus.

Im Knabenseminar von Bergerac traten die Schüler des rhetorischen Cursus als Schauspieler auf. „War es zunächst die Neugierde", schreibt ein Augenzeuge, „die mich und einige Andere angelockt hatte, so gewann uns diese in ihrer Art jedenfalls neue Vorstellung doch bald Interesse ab. Aber ich muß auch beifügen, daß die Wahl der Spieler eine höchst

*) Die Mostellaria oder das Hausgespenst ist eines der lebendigsten und geistvollsten Stücke des großen römischen Lustspieldichters. Die Hauptrolle, der durchtriebene Sklave Tranio, erfordert einen höchst gewandten Darsteller; wir glauben aber, daß junge Franzosen von Witz und Leben sich vortrefflich dafür eignen. Selbstverständlich ist, daß bei Plautus wie bei Aristophanes Modifikationen mancherlei Art eintreten müssen.

glückliche war; denn außer dem vortrefflichen Gedächtniß, von dem sie Alle einen glänzenden Beweis ablegten, besaßen sie das Talent, ihren Vortrag den Umständen gemäß zu nüanciren und wußten sich mit vollkommenem Verständniß des Textes jenem Ton, jenem Ausdruck, jenen Bewegungen, jenen Gesten anzupassen, welche Allen die dramatischen Situationen, die großen Gedanken, die erhabenen Gefühle verständlich machten, die sie in einer mehreren Anwesenden fremden Sprache auszudrücken hatten."

Die Aufführung der „Perser" *) im Knabenseminare von Orleans machte aber noch weit mehr Aufsehen und fand allseitig den größten Anklang. Sie wurde von dem verehrungswürdigen Prälaten dirigirt, welcher der Diöceſe Orleans als Oberhirte vorsteht, und bildete in gewisser Weise einen Theil der Festlichkeiten, welche zum Jahresgedächtniß der Befreiung der Stadt durch Johanna von Arc stattfanden. Hören wir, wie sich einer der feinsten Kritiker Frankreichs, der vor vielen andern solche wissenschaftlichen Unterhaltungen einer höhern Ordnung zu würdigen versteht, über diese Festlichkeit ausspricht! Nach einer Erörterung über das patriotische Drama des Aeschylus fährt Prevoſt-Paradol fort: „Das Schauspiel, das vor dreiundzwanzig Jahrhunderten die Athenienser hinriß, wurde gestern vor unseren Augen aufgeführt und hat uns auf das tiefste ergriffen; und dieß sagen nicht nur wir, sondern die Herrn Saint-Marc-Girardin, Patin, Legouvé, Egger und Alle welche das Glück hatten diesem Feste des Geistes beizuwohnen, das mit der liebenswürdigsten Zuvorkommenheit und wohlwollendsten Gastfreundschaft geboten wurde. Nichts ist gespart worden, was zur Illusion und zum Effekt dieses edlen

*) Die Personen dieses Drama's sind Atossa, die Mutter des Xerxes, Xerxes selbst, sein Vater Darius als Geist und der Bote, welcher die prachtvolle Schilderung der Schlacht bei Salamis überbringt. Den Chor bilden die persischen Fürsten. Da der Palast in Susa der Ort der Handlung ist, so wäre es von Interesse zu erfahren, in welcher Art das unten erwähnte Tableau von Salamis des Hrn. Lenormant verwendet worden ist.

Schauspieles beitragen konnte. Eine von Herrn F. Lenormant während seines Aufenthaltes in Griechenland aufgenommene Ansicht von Salamis, die Costüme die auf seine nach antiken Vasen, welche eine Scene aus den Persern darstellen, gemachten Angaben hin gefertigt wurden, endlich die Musik Mendelssohn's für die Gesangspartien der Dichtung, dieß Alles brachte diese Vorstellung soviel als nur immer möglich dem nahe, was sie zu der Zeit und an dem Orte, wo dieses großartige Werk aus der Intelligenz und dem Herzen der Menschen hervorgegangen ist, gewesen seyn muß." Soviel über das was die Inscenesetzung des alten Meisterwerks betrifft.

Was die Schauspieler betrifft, so blieben sie nicht hinter ihrer Aufgabe zurück. „Wir sind in das lebhafteste Staunen versetzt worden", fährt Herr Prevost-Parabol fort, „und zwar nicht allein durch die Sicherheit ihres Gedächtnisses, sondern auch durch die vollkommene Vertrautheit mit dem Sinn und mit dem Geist ihrer Rolle. Wir folgten ihnen aufmerksam nach dem Originaltext und nach der Uebersetzung, indem wir nicht ohne Erstaunen wahrnahmen, wie sie jedes Wort in der richtigsten Weise betonten und wie jede ihrer Bewegungen passend war; und wenn zufällig ihr Gedächtniß sie einen Augenblick im Stiche ließ, so ersetzten sie ein Wort durch ein anderes mit einer Leichtigkeit, die ihre tüchtigen Studien bewies und Zeugniß dafür ablegte, daß sie in Wahrheit und mit Recht das Bürgerrecht in Athen empfangen hatten."

Wir möchten uns mit dem Berichterstatter in der Revue contemporaine, der wir diese letzten Mittheilungen entnehmen, völlig einverstanden erklären, daß auch der ängstlichste Censor in dieser Art von dramatischen Vorstellungen keine Gefahr zu entdecken vermöchte. Handelt es sich hier ja doch gewiß nicht nur um einen zerstreuenden Zeitvertreib, um Blendwerk, das die Eitelkeit stachelt und ernsteren Studien Kraft und Zeit raubt. Wie ernst, wie tief, wie geistvoll muß da der ganze Erziehungs- und Bildungsgang seyn, wo derartige Leistungen gewissermaßen nebenbei und zur Unterhaltung geboten werden! Und wenn Jünglinge solche Eindrücke der Art in sich auf-

nehmen, daß ſie ihnen gleichſam in Fleiſch und Blut über gehen, wenn ſie ſo mit der feinſten Blüthe des Claſſicismus genährt werden, dann können wir dieſer Art und Weiſe unſern Beifall nicht verſagen.

Gewiß iſt zu wünſchen, daß Diejenigen welche an der Spitze unſerer Bildungsſchulen für die männliche Jugend ſtehen, ſich nicht einſeitig von den ſicherlich nicht zu leugnenden Befürchtungen beherrſchen laſſen, ſondern nach allen Seiten hin prüfen möchten. Wenn die dramatiſchen Vorſtellungen mit ſolchem Ernſte ausgewählt, mit ſolcher künſtleriſchen Gewiſſenhaftigkeit eingeübt, mit ſolcher edlen Begeiſterung aufgeführt werden, dann iſt auch nicht zu fürchten, daß die Luſt daran zur Gewohnheit ausarte, daß die Studien darunter leiden, daß einer niedrigen Genußſucht und Eitelkeit dadurch geſchmeichelt werde. Vorſtellungen wie die oben erwähnten erſcheinen uns nicht nur als eine ſchöne Blüthe, ſondern auch als eine der löblichen Früchte der genannten Anſtalten; an den Früchten aber, ſagt die Schrift, erkennt man den Baum!

VI.

Streiflichter auf die Verhältniſſe der Katholiken in Norddeutſchland.

(Fortſetzung.)

Trotz wiederholter Aufforderungen Seitens der Regierung und fortwährender Bitten der Katholiken leiſtete die Stadt Berlin bis 1851 gar keinen Zuſchuß zu den katholiſchen Schulen, die bloß auf ihr eigenes kleines Vermögen, einen ſehr beſcheidenen „Staatszuſchuß“ (aus den Neuzeller Fonds) und das Schulgeld angewieſen waren. Um deren Beſtand einigermaßen zu ſichern, hatten die Katholiken einen Schulverein gebildet. Die Stadt zahlte nur das Schulgeld für einige armen Kinder. Erſt 1858 kam es zu einem Uebereinkommen zwiſchen dem Magiſtrat und dem katholiſchen Kirchenvorſtand, nach welchem von etwa 1500 bis 1600 armen katholiſchen Kindern 910 auf Koſten der Kirchengemeinde unterrichtet werden ſollten, während die Stadt für alle übrigen ein jährliches Schulgeld je von ſechs Thalern zu leiſten verſprach. Die ſtädtiſche Schuldeputation beſorgte aber die Einſchulung und wußte es ſo einzurichten, daß der Kirchengemeinde die armen, der Stadt die zahlenden Kinder zugewieſen wurden. Das Abkommen erwies ſich auch ſehr bald als vollkommen unzulänglich. Schon nach vier Jahren ſchloß die katholiſche Schulkaſſe mit einem Ausfall von über 8000 Thalern. Nach

längern Verhandlungen kam ein neues Abkommen zu Stande, nach welchem die Stadt diesen Ausfall deckte und sich verpflichtete, für alle Kinder über die Zahl von 505, welche der Schulkasse zur Last blieb, ein Schulgeld von sechs Thalern zu zahlen.

Nun gründeten die Katholiken eine fünfclassige Schule für die neue St. Sebastianspfarrei und erhöhten die Lehrergehälter, die bisher vielfach unter 200 Thaler betragen hatten, auf 300 bis 450 und für drei Hauptlehrer auf je 650 Thaler. Für die dritte, die St. Michaelspfarrei, konnte aber keine Schule gegründet werden, und schon Ende 1864 waren alle Mittel erschöpft und die katholische Schulkasse mit einem Ausfall von 10,000 Thalern belastet, der schließlich über 14,000 stieg. Während des ganzen Jahres 1865 erhielten die Lehrer fast gar keinen Gehalt mehr ausbezahlt, man konnte ihnen nur kleine Abschlagszahlungen geben.

Mittlerweile erhöhte der Magistrat das Schulgeld in den städtischen, d. h. protestantischen Elementarschulen auf acht Thaler jährlich, natürlich ohne sich verpflichtet zu fühlen, auch die katholischen Kinder in diese Erhöhung einzuschließen. Er zahlte acht Thaler für die in Privatschulen unterrichteten protestantischen Kinder, aber nur sechs für die in den katholischen Pfarrschulen. Anstatt der katholischen Gemeinde beizustehen, waren die städtischen Behörden, besonders die Stadtverordneten, bedacht die katholischen Schulen aus Anlaß ihrer Bedrängniß in ihre Gewalt zu bekommen und der Geistlichkeit gänzlich zu entziehen. Sie erboten sich die sechs katholischen Schulen zu übernehmen und den Ausfall zu decken, aber unter der Bedingung, daß der Magistrat die Lehrer anstelle, die Geistlichkeit ungefähr auf die Ertheilung des Religions-Unterrichtes beschränkt und im Uebrigen alles Einflusses auf die Schule entkleidet werde. Nur der Umsicht und Ausdauer des katholischen Kirchenvorstandes und dem kräftigen Auftreten der königlichen Regierung zu Potsdam ist es zu danken, wenn diese Bedingungen dahin abgeändert wurden, daß die

Lehrer nicht ohne Zustimmung des Propstes und der Regierung angestellt werden können, die Leitung des Unterrichts aber und die Aufsicht den katholischen Geistlichen verblieb. Für jede Schule ist ein katholischer Vorstand gebildet, dessen Vorsitzender ein Geistlicher ist.

Und was leistet seitdem die Stadt für die katholischen Schulen? Sie schießt jährlich höchstens 15 bis 16,000 Thaler zu, eine äußerst winzige Summe für eine Stadt, welche jährlich über 800,000, ja über 900,000 Thaler für protestantische Schulen ausgibt, darunter fast die Hälfte zu ordentlichen Ausgaben? Wollte man die Kopfzahl und das Bedürfniß als Maßstab annehmen, dann würden, da Berlin unter 700,000 Seelen 50,000 Katholiken zählt, für dieselben jährlich 60 bis 80,000 Thaler ausgegeben werden müssen. Es gehen nämlich noch immer mindestens 800 bis 1000 katholische Kinder in protestantische Schulen. Auch wäre ein katholisches Gymnasium eine unabweisbare Nothwendigkeit. Unter den Ausgaben für protestantische Schulen befinden sich nämlich auch die sehr bedeutenden Zuschüsse und Baukosten für 16 von der Stadt unterhaltene höhere Schulen, als Gymnasien, Bürger-, Real-, Gewerb- und Töchter-Schulen. Auf eine von 2000 Katholiken unterzeichnete Petition um Unterstützung des bestehenden katholischen Privat-Progymnasiums oder Gründung eines katholischen Gymnasiums antwortete der Magistrat: die Unterhaltung, Vermehrung und Verbesserung der höhern städtischen Schulanstalten erfordere viele Opfer und seien dieselben auch so eingerichtet, daß sie allen Confessionsverwandten zugänglich seien, weßhalb an die Gründung besonderer confessioneller Anstalten, wozu übrigens auch kein Bedürfniß vorliege, nicht zu denken sei. Ueberdieß glaubt der Magistrat, daß unsere Zeit auf Verwischung der confessionellen Gegensätze dränge, er also nie eine confessionelle Scheidung der höhern städtischen Schulen geben werde. Alle jene Anstalten aber sind thatsächlich protestantische, alle Lehrer sind Protestanten, die Prediger

führen die Aufsicht, und Katholiken werden als Lehrer nicht zugelassen. Gegenwärtig hat die Stadtbehörde die Gründung confessionsloser Schulen beschlossen, um so die gegen die Katholiken eingegangene Verpflichtung der Vermehrung katholischer Schulen zu umgehen. Sie behauptet, Confessionsschulen seien zu kostspielig!

In den protestantischen höhern Schulen gibt es einige hundert katholische Schüler, für deren Religionsunterricht die Regierung seit etwa fünfzehn Jahren jährlich 200 Thaler bezahlt. Die Schüler müssen wöchentlich zweimal zur St. Hedwigskirche gehen, wo ihnen dieser Unterricht ertheilt wird. Natürlich kann der betreffende Geistliche von 200 Thalern nicht leben, er bezieht daher noch jährlich 500 Thaler als Missionsvikar von dem bayerischen Ludwigs-Missionsverein.

Die Stadt Berlin gibt 30,000 Thaler an jährlichen Zuschüssen für die Prediger-Gehalte. Außerdem macht sie fortwährend außerordentliche Ausgaben für protestantische Kirchenbauten. So hat sie unter Anderm in den letzten Jahren allein über 300,000 Thaler (Werth des Bodens inbegriffen) für den Bau der St. Thomaskirche und des Predigerhauses ausgegeben. Die Katholiken haben sich noch niemals getraut so etwas zu beanspruchen; selbst damals nicht, als ihre St. Michaelskirche jahrelang unvollendet stehen blieb und in Gefahr war Schulden halber verkauft zu werden. Von den bittern Ausfällen, welche oft in der Versammlung der Stadtverordneten bei Behandlung katholischer Angelegenheiten fallen, soll hiebei noch gar nicht die Rede seyn. Bis vor wenigen Jahren wurden auch alle katholischen Waisen im städtischen Waisenhaus protestantisch erzogen. Jetzt zahlt die Stadt 50 Thaler für jedes katholische Waisenkind, das in katholischen Anstalten erzogen wird. In den städtischen Anstalten kommt der Unterhalt eines Kindes auf 90 Thaler.

Schlimmer noch ist es in Frankfurt an der Oder. Dort hat 1845 die Regierung die Verordnung erlassen, die katholische Schule auf Rechnung der Gemeinde zu über-

nehmen. Aber obgleich dergleichen Weisungen seitdem schon mehrfach und stets mit Nachdruck wiederholt worden sind, hat die Stadtbehörde sich bis jetzt der Pflicht zu entziehen gewußt. 1843 hatte die städtische Kämmereikasse 124 Thaler für die katholische Schule ausgeworfen, aber nie ausbezahlt. Die Schule blieb dem Pfarrer zur Last, der sie bis 1848 mit Hülfe eines Zuschusses von 150 Thalern (aus dem Neuzeller Fonds) und dem Schulgelde kümmerlich erhielt. Zur selben Zeit aber gewährte der Magistrat einem rongeanischen Prediger ohne weiteres einen Gehalt von 500 Thalern. Im J. 1848 schaffte der Magistrat das Schulgeld ab und erhöhte dem entsprechend die städtischen Auflagen, aus welchen die protestantischen Schulen reichlich unterhalten werden. Die Katholiken müssen diese Auflagen seitdem wie alle anderen zahlen, erhalten aber erst seit 1857 und in Folge fast übermenschlicher Bemühungen und Demüthigungen den winzigen Zuschuß von 200 Thalern für ihre nunmehr fünfclassige Schule. Das Schullokal, die Wohnung der Lehrer, der Schul-Schwestern, des Pfarrers und des Kaplans, die Rettungsanstalt sowie die Kirche (ein großer Saal) befanden sich bis 1867 in einem alten Hause aus Fachwerk, das 1747 der katholischen Gemeinde von einem Grafen Schafgotsch geschenkt worden war. Eine Classe befand sich auf dem Speicher, eine in der Küche, eine andere im Kinder-Schlafzimmer der Rettungsanstalt; letztere Räumlichkeiten mußten nach den Schulstunden stets ausgeräumt werden, um ihren andern Zwecken zu dienen. 1865 erließen die Kinder einen Bitt- und Bettelbrief an alle Schulkinder Deutschlands, um sie zu Beiträgen für ihren so durchaus nothwendigen Schulhausbau aufzufordern. Dieselben flossen auch so reichlich, daß eine große Mädchenschule nebst Rettungs- oder Communikanten-Anstalt erbaut und Ende 1867 bezogen werden konnte. Während des Baues suchte der Magistrat die Katholiken auf jegliche Weise zu belästigen, ließ sie wegen Abänderung des Bauplanes und wegen dem Bauzaun polizeilich verfolgen

und die Geldſtrafen zwangsweiſe eintreiben. Als die Regierung auf ihrer Weiſung beſtand, wollte der Magiſtrat nur unter der Bedingung, daß die Schweſtern beſeitigt und Lehrer für die Mädchenclaſſen angeſtellt würden, den ſtädtiſchen Zuſchuß auf 430 Thaler erhöhen, oder die katholiſchen Schulen ganz auf ſtädtiſche Rechnung, aber auch ſtädtiſche d. h. proteſtantiſche Leitung übernehmen. Die untern Claſſen ſollten gemiſcht, alle Claſſen aber von der Kirche weg nach der im ſchmutzigſten elendeſten Stadtviertel belegenen ſogenannten Lumpen- oder Hüttenſchule verwieſen werden. Kein proteſtantiſches oder liberales Organ ſprach eine „ſittliche Entrüſtung“ aus über ein ſolches Benehmen. Die katholiſche Pfarrſchule, obwohl ſie über 350 Kinder zählt, bleibt was ſie geweſen, nämlich eine Privatſchule, eine Anſtalt der die weſentlichſten Rechte abgehen. Und dieß alles trotz der kräftigen Unterſtützung, welche die katholiſche Gemeinde bei der k. Regierung fand!

Aehnlich geht es in allen Städten der Mark und Pommerns. Bis jetzt hat ſich faſt nur Potsdam etwas gerechter gezeigt und die katholiſchen Schulen, nebſt Schulſchweſtern, auf ſtädtiſche Rechnung übernommen, ohne der Kirchenbehörde drückende Beſchränkungen aufzuerlegen. Sonſt überall ſind die katholiſchen Pfarrſchulen nicht als öffentliche anerkannt, trotzdem ſie oft mehrere Claſſen haben. Sie müſſen ſich deßhalb die Oberaufſicht, ja die Inſpektion der proteſtantiſchen Beamten und Prediger gefallen laſſen und können Kinder aus gemiſchten Ehen nur unter erſchwerenden Förmlichkeiten aufnehmen. Nur Stettin und Spandau zahlen einen Beitrag zur Unterhaltung der katholiſchen Schulen. Sonſt ſind überall die Katholiken für ihre Schulbedürfniſſe auf ſich ſelbſt und auf die Unterſtützung ihrer Glaubensbrüder angewieſen. Die Stadtbehörden ſetzen gewöhnlich alle Hebel in Bewegung, um ſowohl die Gründung katholiſcher Schulen als auch deren Erhebung zu öffentlichen zu hintertreiben, gerade weil ſie ſich im voraus gegen jede Leiſtung

an die Katholiken sichern wollen. Daß auch der Gründung von Kirchen und Missionsstationen gar viele Hindernisse entgegengesetzt werden, ist schon erwähnt worden. An Beiträgen für katholische Kirchenbauten ist unter solchen Umständen vollends nicht zu denken. Daß, wie früher in Berlin, alle katholischen Waisen, die den Städten zur Last fallen, auch protestantisch erzogen werden, braucht kaum noch bemerkt zu werden. Nur Eine Ausnahme hat es in letzter Zeit gegeben. Die Stadt Greifswald hat den Bauplatz für die katholische Kirche hergegeben, deren Grundstein am Jubeltage Pius IX. gelegt wurde. Der Umstand, daß ungefähr ein Drittel der Studenten der Universität, der Greifswald seinen Wohlstand mitverdankt, katholisch sind, mag zu dieser Freigebigkeit beigetragen haben.

Was hier von Brandenburg und Pommern gesagt wird, gilt mehr oder weniger von fast allen Städten und Gemeinden Preußens wo die Protestanten die Oberhand haben. Selbst wenn die Katholiken einen starken Theil oder gar die Hälfte, ja die Ueberzahl der Bevölkerung bilden, Magistrat und Stadtverordneten-Versammlung aber überwiegend aus Protestanten und verwandten Elementen zusammengesetzt sind, werden die Katholiken auf manigfache Weise benachtheiligt. In Breslau, wo zwei Fünftel der Bewohner katholisch sind, zahlt die Stadt über 30,000 Thaler Gehälter für die Prediger, unterhält alle protestantischen Elementar- und sechs protestantische höhere Schulen, welche allein 30,100 Thaler jährlich kosten, verstand sich aber erst nach langem Sträuben zur Gründung einiger katholischen Elementarschulen. Seit mehreren Jahren hatte der Magistrat beschlossen noch zwei höhere Anstalten, eine Realschule und ein Gymnasium für Protestanten zu gründen und die erforderlichen Gebäude aufführen lassen. Die Katholiken verlangten nun durch Petitionen und Vorstellungen an die Stadt- und Staatsbehörden, daß, in Anbetracht der ungewöhnlichen Ueberfüllung ihres St. Mathiasgymnasiums und der 300 katholischen

Zöglinge in höhern protestantischen Schulen, eine der beiden neuen Anstalten katholischen Charakter erhalte. Magistrat und Stadtverordneten-Versammlung antworteten mit Hohn, indem sie die Katholiken als anmaßende Friedensstörer, unberechtigte Eindringlinge behandelten und schnöde abwiesen. Es wurde nun die Errichtung confessionsloser Schulen beschlossen. Regierung und Provinzialschulcollegium erklärten sich dagegen und erkannten die Forderung der Katholiken als gerechtfertigt an. Die Stadtbehörde wandte sich an das Ministerium und durch eine eigene Deputation an den König. Sie wollten nunmehr nicht confessionelle, noch confessionslose, sondern allgemein christliche höhere Schulen stiften. Die Katholiken protestirten von neuem durch eine mit mehreren tausend Unterschriften versehene Petition an das Abgeordneten-Haus, das sich durch eine von besonderen Umständen geschaffene kleine Mehrheit gegen ihr Verlangen entschied. So blieben die beiden Schulgebäude, die Hunderttausende gekostet, über drei Jahre lang leer stehen. Bisher waren die Katholiken Breslau's auf ihre aus kirchlichen Mitteln erhaltenen Anstalten, das 800 Schüler zählende St. Mathiasgymnasium und die Pfarrschulen, angewiesen. Die Regierung maßt sich die Patronatsrechte über dieselben an, weigert sich aber die entsprechenden Pflichten zu erfüllen. Kürzlich hat der König endlich in Folge einer Audienz des Oberbürgermeisters die confessionslosen Schulen genehmigt, dagegen aber einer katholischen Deputation den Empfang abgeschlagen und die Petition der Katholiken unbeantwortet gelassen.

Der Magistrat von Bromberg unterhält nur Mischschulen, die dem Protestantismus in die Hände arbeiten, da sie der thatsächlich protestantische [illegible] Städte Westpreußens haben nur protestantische Schulen, zu deren Besuch die katholischen Kinder [illegible] gezwungen werden. Ueberhaupt haben Westpreußen [illegible] Die Städte wie [illegible] Die Polen [illegible] der Regierung [illegible] hat

nur 247 Pfarreien und 364 Priester für 539,834 meist auf dem Lande unter Protestanten wohnende Katholiken. Es gibt genug Pfarreien von 2 bis 3000 Seelen die gar keine katholische Schule und nur einen Priester haben. Die Regierungsstatistik von 1864 bezeugt, daß 14,079 katholische Kinder protestantische Schulen besuchen müssen. Es gibt einen Ort (Thorn) wo über 200, einen wo über 100, 11 wo 70 bis 80, 15 wo 60 bis 70, 17 wo 50 bis 60, 38 wo 40 bis 50, 49 wo 30 bis 40 und 69 wo 20 bis 30 katholische Kinder, aber keine katholischen Schulen sind. Wie es unter solchen Umständen namentlich auch mit den Kindern aus den zahlreichen gemischten Ehen geht, kann man sich denken.

Aehnliche Verhältnisse finden sich in allen Provinzen Preußens. Ueberall sind die Katholiken in ihren Schuleinrichtungen benachtheiligt und fast nur auf eigene Mittel angewiesen. Dagegen werden häufig protestantische Missions- oder Gustav-Adolfvereins-Schulen schon zu öffentlichen erklärt und deren Unterhalt den Gemeinden aufgebürdet, selbst wenn diese Anstalten keine 25 oder 20 Schüler haben. In einer Stadt des Ermelandes ist dieß geschehen, trotzdem die Schule nur 9 Zöglinge hatte. Steinheim (in Westfalen) wurde kürzlich trotz allen Widerspruchs der Stadtbehörden gezwungen, an die protestantische Schule, die nur 12 Schüler hat, aber von der Regierung zur öffentlichen erklärt worden war, einen namhaften Zuschuß zu geben.

Die amtliche Statistik bestätigt das Gesagte. Im Jahre 1861 gab es 1,905,335 protestantische und 1,114,450 katholische Kinder im schulpflichtigen Alter. Die Zahl der protestantischen Schulen betrug 16,540 mit 24,788 Classen, so daß durchschnittlich 72 Kinder auf eine Classe kommen. Katholische Schulen waren 8082 mit 11,758 Classen, oder eine Classe für 90 Kinder. In den Provinzen wo die Protestanten zahlreich sind, ist das Verhältniß noch ungünstiger: z. B. in Schlesien kommen 63 Schüler auf eine protestantische, aber 99 auf eine katholische Schulclasse. Wie oft werden da nicht

katholische Kinder wegen Ueberfüllung ihrer Schulen, die manchmal bis 160 Zöglinge zählen, in die protestantische Schule verwiesen? Auch wird dafür vorgesorgt, daß die Zahl der katholischen Lehrer nicht zu groß werde. Im J. 1865 gab es 39 protestantische, aber nur 16 katholische Schullehrer-Seminare. In Schlesien, wo die Katholiken überwiegen, gibt es 5 protestantische und 4 katholische Seminare; eine von einem katholischen Priester in Schlegel für die Grafschaft Glatz gestiftete Anstalt der Art wurde aufgehoben. Seitdem hat die Stadt Habelschwerdt das Gebäude für ein neues katholisches Schullehrer-Seminar hergegeben, aber die Regierung beeilt sich wenig die Anstalt in's Leben zu rufen. In der Rheinprovinz, wo die Protestanten doch nur ein Fünftel der Bevölkerung bilden, haben dieselben aber stets ebenso viele Seminare gehabt als die Katholiken, nämlich drei. Ein katholisches Seminar wurde aufgehoben. 1865 aber hatten die Protestanten deren schon 4, während die Katholiken sich mit 3 behelfen müssen. Nach alle dem wird man wohl glauben, daß in Preußen mindestens 35 bis 40,000 katholische Kinder zum Besuche protestantischer Schulen gezwungen sind.

Auch ein Ueberblick des mittlern Unterrichts möchte hier am Platze seyn. Ganz Preußen zählte (1861*) an protestantischen Anstalten: 104 Gymnasien, 9 Progymnasien, 40 Realschulen erster und zweiter Ordnung und 16 höhere Bürgerschulen, zusammen 184. An katholischen Anstalten: 37 Gymnasien, 14 Progymnasien, 1 Realschule erster Ordnung (in Münster) und 2 höhere Bürgerschulen (wovon 1 in Hechingen), zusammen 54. An simultanen Anstalten: 3 Gymnasien, 5 Progymnasien, 8 Realschulen erster und 1 zweiter Ordnung und 3 höhere Bürgerschulen, zusammen 20. Es kommt ein

*) Seitdem haben sich die Ziffern, nicht aber das Verhältniß, durch neu gegründete Anstalten und Vermehrung der Einwohner geändert; ein genauer amtlicher Ausweis ist aber seitdem nicht veröffentlicht worden.

proteſtantiſches Gymnaſium auf je 108,554 Seelen und eine höhere Schulanſtalt auf je 61,357. Ein katholiſches Gymnaſium kommt auf je 189,216 Seelen und eine höhere Schule auf je 127,426.

Die Proteſtanten beſitzen demnach verhältnißmäßig doppelt ſo viel höhere Schulen als die Katholiken. Um die Parität herzuſtellen, müßten die Katholiken 63 Gymnaſien, oder 26 mehr, im Ganzen 112 höhere Anſtalten überhaupt, alſo 58 mehr beſitzen. Außer den 26 Gymnaſien fehlen demnach noch 32 andere höhere Schulen.

Die Urſachen des Mangels ſind leicht nachzuweiſen. Ebenfalls nach amtlichen Ausweiſen erhalten die proteſtantiſchen Gymnaſien zuſammen 223,449, die katholiſchen 37,497 Thaler jährliche Zuſchüſſe. Auf die 11,289,655 Proteſtanten (Zählung von 1861) vertheilt, macht dieß durchſchnittlich 19 Thlr. 23 Sgr. und 6 Pf. auf je 1000 Proteſtanten; bei den 6,901,023 Katholiken beträgt die Ausgabe 5 Thlr. 13 Sgr. auf je 1000 Katholiken. Sollte für dieſe ebenſo geſorgt werden wie für jene, d. h. ſollte die durch Verfaſſung und wiederholte Regierungserklärungen feierlich zugeſicherte Gleichberechtigung eine Wahrheit werden, dann müßten die Katholiken 136,587 Thaler Staatszuſchüſſe für ihre höhern Schulen erhalten. Da ſie aber nur beſagte 37,497 erhalten, ſo fehlen noch 99,090 Thaler mit welchen wohl 25 neue Gymnaſien zu unterhalten wären.

Daß mehrere große Städte ebenfalls verpflichtet wären katholiſche höhere Schulen zu unterhalten, um der katholiſchen Minderheit gerecht zu werden, iſt ſchon bei Berlin und Breslau nachgewieſen. Danzig iſt in demſelben Falle. Die Stadt gibt jährlich 14,736 Thaler für drei proteſtantiſche höhere Schulen, die über 100 katholiſche Zöglinge haben, und zählt (1861) 19,298 Katholiken und 54,288 Proteſtanten unter ihrer Bevölkerung. In Erfurt, wo faſt die Hälfte der Einwohner katholiſch iſt, ſind 1650 Thaler Einkommen und die Gebäude welche den Katholiken gehören, dem ſimultanen,

thatsächlich aber protestantischen Gymnasium zugewiesen das, nebst der Realschule, auch noch Zuschüsse aus städtischen Mitteln erhält. Die Katholiken müssen sich mit einer Privatanstalt behelfen. Wären sie nicht des Ihrigen und der städtischen Fürsorge beraubt, dann könnten sie ein eigenes wohlausgestattetes Gymnasium besitzen, das ihnen sehr nothwendig wäre.

Bezeichnend ist auch der Umstand, daß die wirklich simultanen Anstalten sich alle in überwiegend katholischen Städten befinden. So sind die Real- und Gewerbeschulen in Köln, Aachen, Düsseldorf, Trier und andern katholischen Städten des Rheinlandes simultan; in Elberfeld, Barmen, Kreuznach und andern überwiegend protestantischen Städten aber sind sie protestantisch, trotzdem eine sehr bedeutende katholische Minderheit vorhanden ist. Auch in Neisse und einigen andern westlichen Städten sind die Realschulen simultan. Jedenfalls ist dieß der Lässigkeit der Katholiken zuzuschreiben, die es dulden, daß ihre Stadtbehörden sich mit den protestantischen Beamten über die Einrichtung solcher Anstalten verständigen.

Daß aber durch die Benachtheiligung der Katholiken hinsichtlich des höhern Schulwesens ein bedeutender Schaden und namhafte Verluste an Kirchenmitgliedern bewirkt werden, ist klar. Die höhern Classen gehen dadurch für die Kirche verloren und tragen dazu bei das materielle Uebergewicht der Protestanten, das schon schwer genug auf den armen Katholiken lastet, zu verstärken.

In den annexirten Ländern herrschen zum größten Theil ganz ähnliche Zustände, wie in den alten Provinzen. Auch hier sind die Katholiken nirgends wahrhaft gleichgestellt. Unter diesen Ländern hat das vereinigte Hessen-Nassau die meisten Katholiken, nämlich 374,973 neben 990,257 Protestanten. Davon kommen 234,000 Katholiken, welche unter 350,000 Protestanten leben, auf die Diöcese Limburg, die Nassau und Frankfurt umfaßt. Einige der Hindernisse, die sich dem kirchlichen Leben entgegensetzten, sind durch die Annexion gefallen.

Das ſchlimmſte aber, das naſſauiſche Communal- oder Miſchſchulweſen ſcheint beibehalten werden zu ſollen, trotz der manchfachen Kundgebungen gegen das Unweſen und der über 40,000 Unterſchriften zählenden Petitionen für Trennung der Schulen nach der Religion. Noch mehr. Als die Stadtbehörde und die katholiſchen Familienväter Oberlahnſteins einſtimmig die Trennung beſchloſſen und die entſprechenden Anträge an die Regierung zu Wiesbaden geſtellt hatten, wurden ſie abgewieſen. Die kleine proteſtantiſche Minderheit, welche bei den Miſchſchulen ihre Rechnung findet, ſcheint Schuld an der Abweiſung zu ſeyn.

Die Katholiken von Heſſen-Naſſau bewohnen faſt ausſchließlich ehemals geiſtliches Gebiet. In den Städten, wo ſie ſich ſeit den letzten Jahrzehnten angeſiedelt, beſtehen ungemeine Nothſtände in kirchlicher Beziehung. So iſt allein in der Diöceſe Limburg die Gründung von 28 Pfarreien für unumgänglich nothwendig erkannt worden.

Für die 20,000 Katholiken Frankfurts beſteht ein unerhörter Ausnahmezuſtand. Seit der joſephiniſch-febronianiſchen Zeit liegt die Verwaltung des Kirchen- und Schulvermögens ſowie die geſammte Kirchenregierung in den Händen eines ſogenannten katholiſchen Kirchenvorſtandes, der ſich durch Option ſelbſt ergänzt und von dem die Geiſtlichen grundſätzlich ausgeſchloſſen ſind. Das Collegium figurirt als katholiſche Kirchenobrigkeit, regulirt den Gottesdienſt und beſtimmt ſogar die Zahl der Kerzen die auf dem Altare gebrannt werden dürfen. Die Geiſtlichkeit iſt von der kirchlichen Regierung ausgeſchloſſen. Gegenwärtig beſteht der Kirchenvorſtand faſt aus lauter Taufſchein-Katholiken, die Freimaurer ſind und ſich überall als entſchiedene Feinde der Kirche zeigen. Trotz der Einführung der preußiſchen Verfaſſung, welche die Selbſtſtändigkeit der katholiſchen Kirche und freie innere Verwaltung derſelben zuſichert, fährt der Kirchenvorſtand fort, der kirchlichen Autorität und insbeſondere der biſchöflichen zum Hohne ſeine Eigenmacht geltend zu machen. So hat

derselbe kürzlich sogar der Einrichtung von Mischschulen zugestimmt und das katholische Schulvermögen, die Frucht langjähriger Mühen und Aufopferung, zu dem Zwecke ausgeliefert.

Hannover zählt 226,009 Katholiken unter 1,683,457 Protestanten. Die Katholiken wohnen in dem Gebiete der alten Bisthümer Osnabrück, Münster und Hildesheim, und auf dem hannöver'schen Antheile des Eichsfeldes, dessen Mittelpunkt das Städtchen Duderstadt ist. Die beiden Bischofsstädte Osnabrück und Hildesheim sind zu zwei Drittheilen protestantisch, die städtischen Behörden zeichnen sich durch Feindseligkeit gegen die Kirche aus. Nur einige kleineren Städte, darunter Meppen die bedeutendste, sind überwiegend katholisch. In allen Städten des Landes, namentlich in Celle, Harburg, Göttingen, Clausthal, Emden, Norden, haben sich Katholiken angesiedelt und sind Stationen für sie gegründet deren Schulen aber nichts aus städtischen Mitteln erhalten, selbst nicht in Hannover, wo 5 bis 6000 Katholiken wohnen, und eine Pfarrei seit über hundert Jahren besteht. Ein apostolischer Vikar residirte sogar dort im vorigen Jahrhundert, wo auch eine katholische Colonie in der Lüneburger Haide angelegt worden. Eine zweite, hauptsächlich auch für die Garnison bestimmte Kirche sollte in Hannover gebaut werden, König Georg gab einen bedeutenden Beitrag. Seit der Annexion scheint das Unternehmen in's Stocken gerathen zu seyn. Durch die Einführung der Nordbunds-Verfassung haben die hannöver'schen Katholiken jedenfalls an gesetzlicher Freiheit der Bewegung gewonnen, dagegen aber an dem durch hohen Gerechtigkeitssinn und Generosität ausgezeichneten König Georg einen persönlichen Beschützer und Gönner verloren. Daher auch die Treue und Anhänglichkeit welche die Katholiken ihm bewahren, obwohl sie doch meistens erst seit 1815 zu Hannover gehören. Das preußische Abgeordnetenhaus scheint übrigens die hannöver'schen Katholiken eher schädigen als in ihren gesetzlichen Rechten schützen zu wollen. So hat es den Zuschuß (von 1060 Thaler) gestrichen, den die frühere

Regierung dem bischöflichen Lehrerseminar zu Osnabrück gezahlt und den auch das preußische Ministerium für gerechtfertigt erkannte und fortgewähren wollte.

Schleswig-Holstein ist ein durchaus protestantisches Land, das sich bis 1863 durch seine gehässigen Ausnahme-Gesetze gegen die Kirche ausgezeichnet hat. Nach amtlichen Berichten zählte man damals kaum 1300 Katholiken in beiden Ländern; in der That aber gab es allein schon fast so viel in Altona. Gegenwärtig zählt man 6098 Katholiken unter 1,011,485 Protestanten. Bis 1863 durfte katholischer Gottesdienst nur in Altona, Kiel, Glückstadt, Friedrichstadt und Nordstrand (alte holländische Colonie auf der gleichnamigen Insel) stattfinden und auch nur da durften katholische Geistliche wohnen. Dieselben hatten aber sozusagen keine pfarramtlichen Rechte, standen unter der Aufsicht der Regierung, die sie jeden Augenblick aus dem Lande weisen konnte, und durften Amtshandlungen nur mit Bewilligung der protestantischen Prediger und Consistorien ausüben. Diejenigen welche ohne Erlaubniß Kinder katholisch taufen oder sich katholisch trauen ließen, wurden mit harten Geld- und Gefängnißstrafen oder Landesverweisung bestraft. Thürme an den Kirchen waren verboten, da die katholischen Kirchen überhaupt nur als Privathäuser behandelt wurden. Mit den Schulen stand es wo möglich noch schlimmer. Ein Bischof oder Ordensmann durfte das Land nicht betreten; die an den Kirchen angestellten Priester mußten sich mit einer Ermächtigung der Regierung versehen, um zugelassen und geduldet zu werden; fremde Geistliche durften nicht einmal die heilige Messe lesen. In mehreren Städten, namentlich in Neumünster, hatten sich in den letzten Jahrzehnten kleine katholische Gemeinden angesammelt, welche fortwährend um freie Religionsübung bei dem Landtage petitionirten und sich die protestantischen Zwangstaufen, Zwangsaufgebote, Zwangstrauungen und Zwangs-Stollgebühren nicht länger gefallen lassen wollten.

Erst 1863 wurden die meisten dieser Beschränkungen aufgehoben, Ordensleuten blieb jedoch der Eintritt in das Land untersagt. Aber schon im folgenden Jahre brachte der Krieg eine Aenderung hervor. Die katholischen Feldgeistlichen und Soldaten ließen sich durch kein Gesetz abhalten, auch in Städten wo der katholische Gottesdienst noch nicht bestand, die heiligen Geheimnisse zu feiern. Zur Pflege der zahlreichen Verwundeten und Kranken war keine bessere und schnellere Hülfe herbeizuschaffen als durch katholische Ordensleute, deren Zulassung soeben noch ausdrücklich verpönt worden war. Auch in diesem Punkt erwies sich das Gesetz als ohnmächtig und todtgeboren: kein Mensch kehrte sich oder erinnerte nur daran. Doch wurden die Ordensleute, namentlich die barmherzigen Schwestern, in Kiel von der Bevölkerung, die Gebildeten mit-inbegriffen, auf öffentlicher Straße beschimpft und angefallen, so daß ohne den Schutz der katholischen Soldaten das Schlimmste zu befürchten gewesen wäre. Den Soldaten war es auch zu verdanken, daß damals in Flensburg eine feierliche, öffentliche Frohnleichnamsprozession gehalten werden konnte, die seitdem alljährlich stattfindet. Außer Flensburg, wo die Schwestern eine kleine Schul-, Waisen- und Krankenanstalt besitzen, sind auch in Schleswig, Rendsburg und Neumünster Stationen errichtet. Zwei katholische Militärgeistliche sind für die vielen Soldaten aus Westfalen angestellt und nehmen sich selbstverständlich auch der andern Katholiken an, die ihre Hülfe beanspruchen.

Daß in Sachsen, trotz des katholischen Königshauses oder vielmehr gerade wegen desselben, unsere Glaubensgenossen, 51,478 unter 2,361,861 Protestanten, besonders beargwöhnt und benachtheiligt werden, daß sie sogar mit einer Kopfsteuer belegt sind, ist eine bekannte Sache. Orden sind auf's strengste untersagt, auswärtige Priester müssen schwören daß sie einem Orden nicht angehören, und können überhaupt nur mit großen Schwierigkeiten im Lande Stellen annehmen. Die katholischen Geistlichen müssen die amtlich festgesetzten Stollgebühren an

öffentliche Kassen abführen, was bei Amtshandlungen für Arme nicht wenige Unannehmlichkeiten verursacht. Die Errichtung katholischer Kirchen und Schulen wird außerordentlich erschwert, so namentlich in Zittau, wo über 800 Katholiken ansässig sind. In der Lausitz, die eine eigene Diöcese bildet, gibt es 18 Pfarreien und 42 Priester, darunter 8 wendische Dorfpfarren und das ganz katholische Städtchen Ostritz. Zwei Cisterzienserinenklöster, Marienthal und Marienstern, haben sich ebenfalls dort erhalten. Der Dom in Bautzen aber, der Hauptstadt der Lausitz, ist simultan. In der Diöcese Dresden, welche das ganze übrige Königreich umfaßt, halten 31 Geistliche Gottesdienst an 37 Orten, darunter Dresden, Leipzig, Pirna, Meissen, Chemnitz, Plauen. Schulen gibt es 44 mit 68 Lehrern, ein Progymnasium in Dresden und ein kleines Schullehrerseminar.

Seit dem Rücktritt des Grafen von Schönburg-Glauchau-Wechselburg ist auch in Glauchau durch den gräflichen Haus-Kaplan katholischer Gottesdienst eingerichtet worden. Bezeichnend aber ist, daß der Cultusminister die Erlaubniß dazu nur unter der ausdrücklichen Bedingung gegeben, daß der betreffende Geistliche sich jeglicher kirchlichen Funktion enthalte, welche andere Katholiken betreffe als solche die zu der Familie oder dem Hausstande des Grafen gehören. Zuwiderhandeln ist mit schweren Strafen bedroht. In und um Glauchau, auf den Besitzungen der Schönburge, gibt es etwa 600 Katholiken unter 120 bis 130,000 Protestanten.

Ueberhaupt darf man nie vergessen, daß in ganz Norddeutschland, Preußen mit eingeschlossen, ein reines Landeskirchenthum herrscht. Kraft dessen betrachtet sich jeder Prediger als Parochus proprius oder ordinarius aller innerhalb seines Sprengels wohnenden Katholiken, zieht Abgaben und Stollgebühren von denselben ein und duldet nicht, daß ein anderer als er Taufen, Trauungen und Beerdigungen vornimmt. Selbst wenn die Katholiken seines Sprengels schon einer staatlich anerkannten Missionspfarrei zugetheilt

ſind, erhebt der Prediger noch dergleichen Anſprüche, die oft nur durch Prozeſſe gelöst werden. Und da in den meiſten proteſtantiſchen Städten die Urheber der Kirchenneuerung, nämlich die Magiſtrate, auch Kirchenpatrone geblieben ſind, ſo iſt bei den weltlichen Behörden ſtets bereitwillige Unterſtützung gegen derlei „ultramontane Uebergriffe“ zu finden.

Schreiende Unduldſamkeit herrſcht in Mecklenburg, wo noch in den letzten Jahren ein aus Preußen auf einige Zeit dorthin geſchickter Handwerker wegen Anwohnung beim katholiſchen Gottesdienſte in der Hauskapelle des Freiherrn von der Kettenburg gerichtlich verfolgt wurde. Beide Großherzogthümer zählen etwa 1500 Katholiken — die Zahl wird amtlich nicht feſtgeſtellt, da dieſelben nur geduldet und nicht berechtigt ſind wie etwa die Juden und Reformirten — unter 647,227 Lutheranern und 184 Reformirten. Katholiſche Kirchen und Prieſter befinden ſich in Schwerin und Ludwigsluſt, jedoch ohne pfarramtliche Rechte. Trauungen einer gemiſchten Ehe, katholiſche Erziehung der Kinder aus ſolchen Verbindungen, iſt nur mit Zuſtimmung der Prediger und der Regierung und bei ausdrücklicher, protokollariſch feſtgeſtellter Willenserklärung des proteſtantiſchen Theiles erlaubt. Iſt der Mann aber proteſtantiſch und die Frau katholiſch, ſo iſt dieß nie erlaubt. Auch ganz katholiſche Paare müſſen in der proteſtantiſchen Kirche aufgeboten werden und die Traugebühren zahlen, wie denn alle Stollgebühren geſetzlich dem Prediger zugeſprochen ſind. In Neuſtrelitz, wo etwa 200 Katholiken wohnen, darf der katholiſche Prieſter ſich nur an zehn beſtimmten Tagen des Monats aufhalten, die übrige Zeit darf er ſich bei Strafe nicht blicken laſſen und wohnt deßhalb in Wittſtock, einer zehn Meilen entfernt in Brandenburg belegenen Stadt, deren Miſſionspfarrer er zugleich iſt. In Roſtock durfte bisher zweimal jährlich, während der Meßzeit, katholiſcher Gottesdienſt ſtattfinden, in Güſtrow dagegen nur einmal, ſonſt im ganzen Lande nicht. Kürzlich ſollen dieſe Beſchränkungen vermindert und es ſoll erlaubt

werden seyn monatlich in Rostock Gottesdienst zu halten. Wie es mit dem katholischen Unterricht steht, kann man sich denken.

Daß der Freiherr von der Kettenburg sich bis an den weiland deutschen Bundestag wenden mußte, um die gewaltsame Ausweisung seines Hausgeistlichen rückgängig zu machen, ist bekannt. Ebenso daß andere Edelleute, wie Schrötter, Gläden, Raussen, Suckow, Stein, Vogelsang u. s. w., welche katholisch wurden, auch das Land verlassen mußten. Ein sittlicher Entrüstungssturm, wie etwa bei der gerichtlichen Verfolgung des spanischen Verschwörers Matamoros, hat sich bei all diesen Verfällen in der für Duldung und Fortschritt kämpfenden liberalen Presse durchaus nicht bemerkbar gemacht.

Mecklenburg ist überhaupt ein Musterbild jener Unduldsamkeit, wie sie zu Anfang dieses Jahrhunderts noch in allen protestantischen Staaten Deutschlands, selbst in manchen Provinzen Preußens, üblich war. Der Norddeutsche Bund scheint hierin bisher keine besondere Aenderung in den nicht annexirten Staaten hervorgebracht zu haben. Indeß muß die mecklenburgische Unduldsamkeit durchaus dem herrschenden Grundadel, den städtischen Vertretungen, der Beamtenschaft überhaupt zur Last gelegt werden. Das Volk ist in seiner großen Mehrheit einer religiösen Gleichgültigkeit und Unwissenheit verfallen, so daß jede Woche in Dutzenden von Kirchen der Sonntagsgottesdienst ausfällt, weil keine Andächtigen in der Kirche erscheinen. Die beiden Höfe sind den Katholiken gerecht, sogar günstig, indem sie schon öfter tüchtige Katholiken in ihre Dienste genommen, und den katholischen Priestern und Gemeinden Gefälligkeiten erwiesen haben.

Ganz die gleichen Beschränkungen bestehen in Braunschweig, wo 3775 Katholiken unter 287,610 in zwei Culte, lutherisch und calvinisch, getheilten Protestanten leben. Sie besitzen Kirchen und Geistliche in Braunschweig (zwei Geistliche), Helmstädt und Wolfenbüttel. Aber erst 1867 haben dieselben Pfarrrechte erhalten, jedoch mit der Beschränkung

auf die betreffenden Städte. Sonst überall darf jetzt wie früher eine pfarramtliche Handlung nur mit Erlaubniß der protestantischen Behörden vorgenommen, die Stollgebühr muß aber immer an den Prediger bezahlt werden. Die lutherischen Generalsuperintendenten sind Revisoren der katholischen Kirchenbücher. Auch in den genannten drei Städten bestehen die gewöhnlichen Hindernisse für gemischte Ehen und katholische Kindererziehung fort. Nur in Helmstädt sind Kirche und Schule, die aus älterer Zeit stammen, in gutem Zustande. Die Kirche in Braunschweig ist längst unzureichend, dazu in dem ungesundesten Stadtviertel belegen, weil bei ihrer Errichtung im vorigen Jahrhundert die Stadtbehörde trotz des damaligen katholischen Herzogs sie nicht anderswo dulden wollte. Der dringend gebotene Erweiterungsbau erfordert 20,000 Thaler, wovon erst 7000 durch mühsames langjähriges Sammeln aufgebracht sind. In Wolfenbüttel dient ein Saal im ersten Stock des Pfarr- und Schulhauses als Kirche, ist aber viel zu klein und niedrig, so daß oft Ohnmachten vorkommen.

Trotz des 1867 erlassenen Gesetzes und der Einverleibung in den Norddeutschen Bund hat die herzogliche Regierung die Errichtung einer katholischen Pfarrei in Holzminden nicht erlaubt, und doch befinden sich dort mehrere hundert Katholiken, 13 katholische und 70 gemischte Ehen und außerdem 100 bis 150 katholische Baugewerkschüler. Der dort stationirte Geistliche darf Werktags in der Kapelle keine heilige Messe lesen, und muß nach wie vor bei 10 Thaler Strafe oder 14 Tage Gefängniß zu allen Amtshandlungen, selbst zu Trauungen katholischer Paare und zur Taufe der Kinder katholischer Eltern, die Erlaubniß des Predigers schriftlich einholen. Auf ein letztes Gesuch der Katholiken erwiderte die Regierung am 29. September 1869, daß „die Bildung einer neuen Kirchengemeinde nicht erlaubt werden könne, weil weder eine Nothwendigkeit noch die Zweckmäßigkeit vorliege.“ Die Erlaubniß zur Abhaltung des katholischen Gottesdienstes in Söllingen wurde ebenfalls erst nach langjährigen Bemühungen

erhält und von folgenden Bedingungen begleitet: Der Gottesdienſt ſoll alle 14 Tage in dem Schützenhauſe zu Söllingen abgehalten werden, der Prieſter aber darf dabei durchaus keine Pfarrhandlung vollziehen; die ſtaatliche Genehmigung muß noch beſonders eingeholt werden, wenn ein anderer als einer der im Herzogthum geduldeten vier Prieſter den Gottesdienſt abhält. Außerdem wird monatlich einmal in Blankenburg von einem Geiſtlichen aus Halberſtadt Gottesdienſt gehalten, ſelbſtverſtändlich unter den gleichen Beſchränkungen.

Und doch zählt das Staatsgrundgeſetz die katholiſche Kirche zu den ſtaatlich anerkannten Confeſſionen; und §. 211 ſichert allen im Staate anerkannten oder durch ein Geſetz aufgenommenen chriſtlichen Confeſſionen freie öffentliche Religionsübung, gleichen Schutz des Staates und ihren Angehörigen gleiche bürgerliche Rechte zu. Nach §. 29 wird jedem Einwohner vollkommene Freiheit des Gewiſſens und des religiöſen Glaubens, auch das öffentliche Bekenntniß deſſelben in einer der im Staate jetzt geſtatteten kirchlichen Geſellſchaften gewährt. Man ſollte meinen, daß bei ſolchen Geſetzen eine Bedrückung der Katholiken nicht möglich wäre. Aber man muß wiſſen: dieſe Geſetze ſind nur für Rongeaner und ähnliche Leute da, die viel Lärm in den Zeitungen machen.

Nur Oldenburg bildet unter den norddeutſchen Kleinſtaaten eine Ausnahme, die freilich wiederum lediglich in dem Umſtande beruht, daß 1815 mehrere katholiſchen, ehemals Münſter'ſchen Landestheile, Cloppenburg und Vechta und einige Trier'ſchen Ortſchaften im Fürſtenthum Birkenfeld, mit Oldenburg vereinigt wurden. Das Großherzogthum zählt jetzt 72,077 Katholiken neben 241,381 Proteſtanten. In den letzten Jahren hat ſich eine Streitfrage wegen Beſetzung der Pfarrämter erhoben, indem die großherzogliche Regierung ein weitgehendes Vorſchlags- und Beſtätigungsrecht beanſprucht, das der Biſchof nicht zugeben kann. Deßhalb ſind die meiſten der 36 Pfarrien im Großherzogthum nur mit Pfarradminiſtratoren beſetzt. Ein Münſter'ſcher Domherr iſt biſchöflicher Offizial und

Vorsitzender des katholischen Ober-Schulcollegiums. Ein katholisches Gymnasium ist in Vechta. Eine bedeutende Missionsgemeinde hat sich in der Hauptstadt, 2000 Katholiken auf 20,000 Seelen, gebildet und sammelt seit Jahren für den dringend gebotenen Bau einer Kirche. Gelegentlich des Pius-Jubiläums sind 4 bis 5000 Thaler zu einer Piusstiftung in derselben Stadt für Kranke und Waisen gesammelt worden. In einer Entfernung von drei bis vier Meilen von Oldenburg ist eine andere katholische Kirche nicht zu erreichen. Eine beträchtliche Missionsgemeinde entsteht aber in Wilhelmshafen, Hauptstation der norddeutschen Kriegsflotte. In dem von der Diöcese Trier eingeschlossenen und zu derselben gehörenden Fürstenthum Birkenfeld sind 7 oder 8 Pfarreien für etwa 7500 Katholiken, die unter 25,000 Protestanten leben. In Eutin, Hauptstadt des von Holstein umschlossenen Fürstenthums Lübeck, ist die Gründung einer katholischen Station dringend geboten. In der und um die Stadt wohnen 150 bis 200 Katholiken. Der Erzbischof Melchers von Köln, damals noch Bischof von Osnabrück und apostolischer Vikar der nordischen Missionen, hat im J. 1865, gelegentlich des Millenariums des heiligen Ansgar, Gottesdienst in Eutin gehalten.

Die Hansestädte sind kaum etwas gerechter als die übrigen protestantischen Staaten gegen ihre katholischen Einwohner. Hamburg zählt 5419 Katholiken in der Stadt und vielleicht auch 1000 in dem Gebiete, zusammen also 6500 unter 306,000 Seelen. Unter den 109,572 Staatsangehörigen Bremens sind etwa 3000 Katholiken, wovon zwei Drittel in der Stadt selbst, die übrigen zum guten Theil in Bremerhafen. Im Lübeck'schen finden sich 200 oder 300 Katholiken unter 48,538 Einwohnern. Pfarrkirchen sind in allen drei Städten und in Bremerhafen. Hamburg hat in den letzten Jahren ein katholisches Waisenhaus mit Kapelle in der Vorstadt St. Georg gegründet, mit dem kurz vor dem Schleswig'schen Kriege auch ein von Ordensschwestern geleitetes Kranken-

haus verbunden worden, das seitdem mit gutem Erfolge fortbesteht. Auch eine höhere katholische Schule erfreut sich trefflichen Gedeihens. Dank der großherzigen Stiftung eines bemittelten Convertiten der Stadt, Dr. Julius, ist in Hamburg ein Missionspriester angestellt, der die in der Umgegend zerstreuten Katholiken zu besorgen hat und namentlich auch in der Kapelle zu Wandsbeck Gottesdienst hält. Bei der großen Ausdehnung Hamburgs wären noch zwei Kirchen oder Kapellen, davon eine in der Vorstadt St. Pauli, nothwendig, um allen Katholiken die Erfüllung ihrer kirchlichen Pflichten zu ermöglichen. Wir erinnern hiebei ausdrücklich, daß in diesen Städten, wie in allen protestantischen Städten und Gegenden des Nordens die amtliche Zahl der Katholiken stets hinter der Wirklichkeit zurücksteht.

In keiner Hansestadt erhalten übrigens die Katholiken Zuschüsse für ihre Schulen, geschweige für ihre Kirchenbedürfnisse, trotzdem sie auch zur Füllung der öffentlichen Kassen beitragen, welche den protestantischen Schulen und Kirchen einen so reichlichen Unterhalt gewähren. Doch ist der Ausübung der katholischen Religion kein besonderes Hinderniß in den Weg gelegt, außer daß deren Angehörige zu keinen öffentlichen Aemtern zugelassen werden. Auch hinsichtlich der Erziehung der Kinder aus gemischten Ehen bestehen die gewöhnlichen Hindernisse und Unzuträglichkeiten.

Im Herzogthum Anhalt ist, Dank dem Rücktritt des letzten Herzogs von Anhalt-Cöthen zur Kirche, den Katholiken ein erträgliches Daseyn geschaffen. In Cöthen wirkten eine Zeit lang Jesuiten, darunter der jetzige General des Ordens, P. Beckx. Man zählt 3156 Katholiken unter den 197,041 Einwohnern (143,305 Evangelische, 21,305 Lutherische und 27,618 Calviner) des Landes. Die katholischen Kirchen von Dessau und Cöthen sind schöne neue Gebäude; auch in Bernburg und Zerbst bestehen vollständig eingerichtete Pfarreien. An einigen andern Orten, namentlich in Ballenstädt und Ludwig, wäre die Einrichtung von Stationen erwünscht.

Unter den thüringischen Staaten ist Sachsen-Weimar wohl der duldsamste, natürlich aus der einfachen Ursache weil er seit 1815 ehemaliges kurmainzisches Gebiet besitzt. In dem bedeutendsten Orte dieser Erwerbung, in dem Städtchen Vacha, war schon längst eine Gustav-Adolfs-Pfarrei errichtet ehe katholische Kirchen in Weimar und Eisenach entstanden. Man zählt 9927 Katholiken welche der Diöcese Fulda zugehören, und 267,007 Protestanten.

Sachsen-Coburg-Gotha zählt etwa 1000 bis 1500 Katholiken unter 168,290 Protestanten; eine amtliche Zahl war nicht zu ermitteln. Katholische Kirchen befinden sich in Coburg und Gotha. Sachsen-Altenburg hat 240 Katholiken unter 141,839 Seelen. Von der Gründung einer Kirche hat bis jetzt nichts verlautet, so viel zu ermitteln, wird in Altenburg hin und wieder Gottesdienst gehalten. In Sachsen-Meiningen-Hildburghausen haben die Katholiken, 1102 unter 180,335 Seelen, nach langjährigen Anstrengungen beschränkte Religionsübung und die Erlaubniß zum Baue von Kirchen in Meiningen und Hildburghausen errungen. An beiden sind Priester angestellt.

Schwarzburg-Rudolstadt zählt (amtlich) 93 Katholiken unter 75,074 Seelen, Schwarzburg-Sondershausen 101 unter 67,452. Doch ist deren Zahl bedeutender. So wurde unter Anderm durch genaue Nachforschungen festgestellt, daß in und um Arnstadt allein über 200 Katholiken mit 30 schulfähigen Kindern wohnen, weßhalb die Gründung einer Station für nothwendig erachtet und auch beabsichtigt wird. Bis jetzt wird, von Erfurt aus, nur sechs- bis achtmal jährlich Gottesdienst in Arnstadt und dreimal in Rudolstadt gehalten. In letzterer Stadt wäre die Errichtung einer Station sehr leicht, indem der katholische Minister (von Bertrab) einen Hausgeistlichen hält, der die Station zu besorgen erbötig ist. Auch in Sondershausen und Frankenhausen dürften Missionen nothwendig werden.

Uebrigens ist den in Thüringen zerstreuten Katholiken

gewissermaßen eine Zufluchtsstätte in Ranis (preußische Enklave) eröffnet worden, wo, Dank den unermüdlichen Bemühungen des Regierungraths Wilhelm Volk (Ludwig Clarus) eine Missionspfarrei gegründet worden ist. Volk hat sich dadurch ein würdiges Denkmal gesetzt.

Von den reussischen Staaten, mit 132,986 Einwohnern, fehlen alle Angaben über die Katholikenzahl die wohl nicht über einige Hunderte beträgt. Hauptsächlich durch die Bemühungen des Adjutanten des Fürsten, Grafen Clairon d'Haussonville, eines aus Westfalen stammenden Offiziers, ist seit 1868 katholischer Gottesdienst in Gera eingerichtet worden, wobei in dieser Stadt gleich über 120 Katholiken ermittelt wurden. Jedenfalls ist die Gründung von ständigen Missionspfarreien in Gera (16,283 Seelen) und Greiz (10,644 Seelen) als nothwendig zu bezeichnen.

Schaumburg-Lippe, wo 200 Katholiken unter 31,186 Einwohnern angegeben werden, hat eine Station in der Hauptstadt Bückeburg. Lippe-Detmold hat 2658 Katholiken neben 109,374 Protestanten. Katholische Pfarreien bestehen in Pyrmont und Detmold. Die Gründung der letztern ist vornehmlich den Anstrengungen und der Opferwilligkeit des 1863 daselbst verstorbenen fürstlich thurn- und taxischen Postdirectors, Freiherrn von Laßberg, zu verdanken. So viel zu erfahren, wird in Lemgo zeitweilig Gottesdienst gehalten und befindet sich dort eine Schule.

Waldeck hat 1164 Katholiken unter 57,036 Protestanten. In Arolsen besteht eine Station und in Korbach findet periodischer Gottesdienst statt.

Selbstverständlich wird bei den vorstehenden Angaben nicht auf unbedingte Vollständigkeit Anspruch gemacht, da es fast unmöglich wird, über alle diese kleineren Staaten einigermaßen Aufschlüsse zu erhalten und wiederzugeben. Könnten oder wollten wir auch hier auf die innere Lage der katholischen Diaspora eingehen, so käme dabei nur die fortwährende Wiederholung alles dessen heraus, was bei größern Staaten,

Mecklenburg und Braunschweig etwa, ausführlich dargelegt worden ist. Deßhalb darf das Gegebene wohl genügen um den Hauptzweck zu erreichen, nämlich die bedrängte Lage der unter den Protestanten Norddeutschlands zerstreuten Glaubensbrüder darzuthun.

Wird auch in den norddeutschen Staaten der Protestantismus nicht geradezu als Staatsreligion hingestellt, ja sogar die Gleichberechtigung der Katholiken auf dem Papier der Verfassungsurkunden eingetragen, so ist doch der Protestantismus Staatssache geblieben. Der Landesherr ernennt alle Prediger und sonstigen Cultusdiener ebenso gut wie alle übrigen Beamten. Die Ausbildung der Prediger ist ebenso sehr Staatsangelegenheit als das Drillen der Rekruten. Der Pastor ist Glied der großen Beamtenhierarchie und Diener des Landesherrn, der alle seine Rechte als die seinigen betrachtet und demgemäß schützt. Daher werden, trotz aller modernen Staatsgrundgesetze, alle aus dem Reformations-Grundsatze cujus regio illius religio hergeleiteten Vorrechte der Prediger eifersüchtig gewahrt. Von folgerichtiger Anerkennung pfarramtlicher Rechte der Katholiken ist darum auch selbst bei gesetzlicher Zulassung und Zusicherung gleichen Rechts der Confessionen noch nicht zu reden. Alle Behörden bis zur höchsten entscheiden stets zu Gunsten der Diener der „Landeskirche", deren Name allein, der auch in Preußen beibehalten wird, schon der Gleichberechtigung widerspricht. Der katholische Priester wird als Fremdling und Eindringling behandelt, weil er selbstständig ist und nicht zur Beamten-Hierarchie gehört. Seine Stellung ist besonders im Anfange sehr schwierig und erfordert immer viele Vorsicht und eine besondere Hirtenklugheit.

(Fortsetzung folgt.)

VII.

Die oberrheinische Kirchenprovinz von ihrer Gründung bis zur Gegenwart.

(Schluß.)

Es war eine für die Wiederherstellung der Religion, der Grundlage der Autorität und Freiheit, wahrhaft rettende That, daß auf die Anregung des Erzbischofs Geissel von Köln die deutschen Bischöfe am 21. Oktober 1848 in Würzburg sich versammelten. Die Verhandlungen dieser denkwürdigen bischöflichen Versammlung hatten auf die neue Gestaltung der Kirche in Deutschland, insbesondere in der oberrheinischen Kirchenprovinz, den bedeutendsten Einfluß. Sie hätte in dem Werke von Brück eingehender und mit Beigabe der wichtigeren Actenstücke dargestellt werden sollen*).

Die Bischöfe stützten in der von ihnen in Würzburg erlassenen Denkschrift vom 14. November 1848 die von ihnen vindicirte Freiheit der Kirche auf die Grundsätze der allgemeinen Freiheit. „Die Kirche habe ein Interesse an der Sicherung alles desjenigen, was der Ruf nach Freiheit von

*) Dieß ist nunmehr von Vering in dem von ihm herausgegebenen Archiv für katholisches Kirchenrecht (1869) XXI. S. 108 ff 207 ff. XXII. S. 214 ff. 370 ff. geschehen.

administrativer Bevormundung Wahres enthalte." Sie folgerten aus der fürstlichen Zusage „uneingeschränkter Glaubensfreiheit, sowie daß jede Kirchengesellschaft ihre Angelegenheiten frei und selbstständig zu ordnen habe" — die Mitwirkung der Kirche bei der Leitung des Unterrichtswesens, insbesondere die freie Leitung der religiösen Erziehung und Bildung, überhaupt der kirchlichen Angelegenheiten. Sie verlangten, daß der Kirche die selbstständige Heranbildung des Klerus, die Prüfungen desselben, die Leitung des kirchlichen Armenwesens, des Cultus, der kirchlichen Versammlungen und Genossenschaften (Synoden, Klöster, Bruderschaften), die freie Verwaltung und Verwendung des Kirchenvermögens, die freie Besetzung der Kirchenämter und die Freiheit der kirchlichen Gesetzgebung und Gerichtsbarkeit — vom Staate eingeräumt werde.

Diese Forderungen der Bischöfe sind, abgesehen vom positiven Recht der Kirche, lediglich ein Correlat der allgemeinen Freiheit der Ueberzeugung und des religiösen Bekenntnisses, der Presse und Vereine. Der deutsche Episcopat legte die Denkschrift den deutschen Regierungen, dem heiligen Stuhl die Resultate seiner Verhandlungen vor und wendete sich in einem Hirtenbriefe an das deutsche Volk. In Preußen und Oesterreich wurde durch die Verfassung von 1850 die Freiheit der Kirche wieder hergestellt. Im ersteren Königreiche ist die Kirche bis jetzt im Ganzen im Besitze ihrer Freiheit geblieben. In Oesterreich wurde dieser Weg der Freiheit wieder verlassen. In der oberrheinischen Kirchenprovinz wurde er erst nach schweren Kämpfen und nur theilweise betreten.

Nachdem die Revolution in Baden durch preußische Hülfe niedergeschlagen war, wehte ein gar frommer Wind von Karlsruhe her. Die Beamten gingen in die Kirche, begünstigten und besuchten die meistens von Jesuiten abgehaltenen Volksmissionen und wußten der Presse gleichfalls die Milch christlicher Denkungsart beizubringen. Man mochte

in Karlsruhe in jenen Tagen eingesehen haben, daß die Beamten, welche der von ihnen nominell bekannten Religion nicht treu sind, welche dem höchsten Herrn den Eid der Treue brechen, auch ihren Fürsten verlassen, wenn ihr Vortheil es zu bedingen scheint. Initium sapientiae timor Domini. Hätte nur die Staatsweisheit, daß auf der positiven christlichen Religion das Glück der Staaten und Völker beruht, länger als die Angst vor dem Umsturz vorgehalten!

Diese Wahrheit sprach der Erzbischof von Freiburg in seinem Erlasse vom 7. September 1849 an die badische Regierung aus. Gestützt auf die berührte Würzburger Denkschrift reklamirte er die in derselben erwähnten Rechte der Kirche. Er sprach es geradezu aus, daß das seitherige System der Bedrückung und Bevormundung der Kirche im Princip der Revolution wurzle, von der „freien Kirche hänge die Moral und das Wohl des Staates ab." Auf die Motion des Domdekans v. Hirscher in der ersten badischen Kammer vom 18. November 1850 und den trefflichen Commissionsbericht des Hofraths Dr. Zöpfl beschloß die erste Kammer am 14. Dezember 1850, den Großherzog zu bitten, es möge eine aus Mitgliedern der Regierung und des Ordinariats bestehende Commission niedergesetzt werden, welche die Gesetze und Verordnungen vorzubereiten habe, wodurch die Selbstständigkeit der Kirche hergestellt und insbesondere die kirchliche Erziehung des Klerus in kirchlichen Anstalten bewirkt werde. Diese Adresse der ersten Kammer kam geschäftsordnungsgemäß an die zweite Kammer.

Die zweite Kammer, welche ihre Schwäche gegen die Revolution so ausgiebig gezeigt hatte, wurde damals und ist seit 1845 nicht aufgelöst worden. Sie kam als eiserner Bestand in die sogenannte Reaktionsperiode und die Majorität derselben, die Beamten, stimmte 1850 mit dem sogenannten reaktionären, 1860 mit dem „liberalen" und 1866 mit dem frommen Ministerium Jolly. An dem bureaukratischen Absolutismus der eine große Zahl dieser Beamten-Abgeordneten,

und an dem antikatholischen Fanatismus der einen andern Theil derselben beherrscht, scheiterte jene Adresse. Die zweite Kammer verwarf trotz des gründlichen Separatvotums des Geheimen Hofraths Dr. Zell am 30. Januar 1851 die Adresse der ersten Kammer und wollte nur diejenige Selbstständigkeit der Kirche anerkannt wissen, welche mit den „staatlichen Hoheitsrechten" vereinbar sei. Was diese Bureaukraten unter solchen Rechten verstehen, hat die seitherige Darstellung gezeigt. Sie hatten auch aus der Revolution nichts gelernt. Dieser wie jeder stärkeren Gewalt opfern sie jedes Recht des Staates, der Kirche gegenüber aber sollte der seitherige widerrechtliche Zustand aufrecht erhalten bleiben. Sie entläßt ja keinen „reaktionären" Beamten und verschafft ihm kein Ansehen und keine Besoldungserhöhung. Auf gütlichem Wege war es also nicht möglich, die seitherige „miserrima servitus Ecclesiae" zu brechen.

Wenn auch ein oder der andere Fürst und Regierung es nicht einsehen wollte, so war in der That auf die Kreuzigung die Auferstehung der Kirche erfolgt. Wie ihr göttlicher Bräutigam, so erstand die Kirche der oberrheinischen Kirchenprovinz aus eigener Kraft. Nach dem am 30. Dezember 1848 erfolgten Ableben des Bischofs Leopold Kaiser von Mainz, wählte die Majorität des Capitels den Professor Schmid. Er wurde vom Papst nicht bestätigt. Die Majorität schlug dem heil. Stuhl drei Candidaten vor, unter welchen der Papst den Probst Wilhelm Emmanuel Freiherrn von Ketteler zum Bischof von Mainz ernannte. Der Episcopat der oberrheinischen Kirchenprovinz, aber auch der Klerus war ein anderer, an Haupt und Gliedern seiner Kirche treu ergeben geworden. Bischöfe und Geistliche wollten dem Kaiser geben was des Kaisers, aber auch Gott was Gottes ist. Sie waren entschlossen, die zur Wirksamkeit der Kirche erforderliche Freiheit, die Rückerstattung ihrer Rechte zu erringen und „Gott mehr als den Menschen zu gehorchen." Am Consecrationstag des erwähnten Bischofs von Mainz, am 25. Juli 1850,

wurde die erste Zusammenkunft des Episcopats der Provinz verabredet.

Die erwähnte Vorstellung des Bischofs von Limburg fand so wenig Beachtung, als die Monitorien des Erzbischofs von Freiburg an die badische Regierung vom 28. Dezember 1849 und 27. September 1850 eine Erwiderung. Zu Folge der in Freiburg stattgehabten Conferenz, richtete der Episcopat der oberrheinischen Kirchenprovinz im März 1851 seine erste gemeinsame Denkschrift an die resp. Regierungen. Die Bischöfe begründeten darin vom Standpunkt des Rechts und der Natur der Sache die vier Forderungen*): 1) die „Priester zu erziehen und frei anzustellen, und über Priester und Laien die kirchliche Disciplin zu handhaben, 2) katholische Schulen zu besitzen und zu errichten, 3) das religiöse Leben zu leiten, die zu dessen Pflege dienenden Institute und Genossenschaften zu besitzen und zu errichten, 4) das der katholischen Kirche gehörige Vermögen selbst zu verwalten."

Die Regierungen der oberrheinischen Kirchenprovinz außer Kurhessen und Frankfurt traten in Karlsruhe zu Conferenzen zusammen. Erst auf ein dringendes Monitorium der Bischöfe erließen die Regierungen am 5. März 1853 ihre Antwort**) an die Bischöfe auf deren eben berührte Denkschrift. Die Regierungen gaben die in der Verordnung vom 30. Januar 1830 deponirte Staatsbevormundung der Kirche nicht auf und machten den Bischöfen nur einzelne Concessionen. Sie wollten eine Mitwirkung derselben bei der Erziehung, An-

*) Brück a. a. O. S. 304.

**) Der Form nach am schroffsten antwortete die württembergische, etwas milder die badische Regierung, oder wie mir ein alter Diplomat im März 1853 sagte: „Württemberg zeigt bei dem Kampf zwei Drittel, Baden ein Drittel Courage." Im ersteren Lande sind zwei Drittel der Bevölkerung, im letzteren ein Drittel protestantisch.

stellung und Disciplin des Klerus, bei der Leitung der Schul
der beschränkten Zulassung von Orden und bei der V
äußerung (Leitung) des Kirchenvermögens zugeben; jed
sich überall die oberste Leitung vindiciren. Die Bisch
wollten Freiheit und Recht, die Regierungen die Herrsch
des Polizeistaats aufrecht erhalten. So standen sich die Pr
cipien einander gegenüber — der Conflikt war unvermeidl
Man erwartete allgemein, daß in dem Lande, in welch
die katholische Kirche unter dem Druck des bureaukratisch
Systems und confessioneller Intoleranz am schwersten
fast ununterbrochen zu leiden hatte, der „Kirchenstreit"
erst ausbreche. In Baden wurde denn auch nach dem
anläßlich des Hinscheidens des Großherzogs Leopold († 24. A
1852) der Conflikt eröffnet. Das Ministerium ließ näml
das Ordinariat auffordern, in sämmtlichen Pfarrkirchen
Exequien für den als Protestant verstorbenen Landesfürs
abzuhalten, wollte sich also in die Leitung des Cultus
mischen und eine kirchlich unzulässige Culthandlung
listren.

Mit Recht sagt Schulte in der berührten Recension
Brück'schen Werkes: „Jeder, welcher jemals mit dem E
bischof Hermann in Berührung kam, kennt dessen kindl
Güte, Friedensliebe, Leutseligkeit und treue Anhänglichkeit
den Landesherrn." Der selige Erzbischof Hermann liebte
Großherzog Leopold aufrichtig und dieser, ein persön
gütiger Monarch, war dem Erzbischof stets „wohlgeneig
und bewies ihm bei jeder Gelegenheit seine Gewogenheit.
mußte es dem greisen Kirchenfürsten sehr schwer fallen,
von seinen Vorfahren nicht beachteten Kirchengesetze ge
die Exequien für einen Nichtkatholiken zu versagen. Er
das Aeußerste, indem er am 30. April 1852 anordnete,
am 9. Mai Abends der Trauergottesdienst durch „festli
Geläute, Trauerrede und der oratio pro defunctis an
Tumba" abgehalten werden solle. Der Erzbischof ließ
von dieser Anordnung auch durch den an ihn gesand

landesherrlichen Commissär nicht abbringen, weil sie der erst 1842 ergangenen päpstlichen Anordnung entsprach*).

Gegen jene bischöfliche Anordnung vom 30. April erließ das Ministerium am 6. Mai 1852 ein Ausschreiben, wonach die erzbischöflichen Anordnungen „nicht als die feierlichen Trauergottesdienste anzuerkennen seien, welche nach der Entschließung des Regenten vom 27. April hätten abgehalten werden sollen." Die Aemter wurden angewiesen, dieses Cirkulare zur Nachachtung den „Bürgermeistern und Pfarrämtern" mitzutheilen. Der Erzbischof stellte in dem Hirtenschreiben vom 9. Mai 1852 die entsprechenden Vorschriften der Kirche dar und erörterte, daß die Kirchenbehörde das Heiligste nicht zur „bloßen äußerlichen und ceremoniellen Handlung" herabwürdigen dürfe. Die künstlich herauf beschworene Aufregung legte sich Angesichts der so klar dargelegten Wahrheit. Einige Geistliche ließen sich von der Zusicherung des Ministeriums verlocken, es werde die Geistlichen, welche die unplacetirte erzbischöfliche Anordnung nicht befolgen, schützen; die meisten fehlten aus Unkenntniß. So hielten etwa 60 Geistliche den vom Erzbischof angeordneten Gottesdienst nicht, einige sogar eine Seelenmesse. Der Erzbischof berief alle die renitenten Geistlichen nach St. Peter zu Exercitien und alle — gehorchten ihrem Bischof. Der Bureaukratismus hatte von da an keine Gewalt mehr über die Geistlichen. Die Disciplin des Erzbischofs über den Klerus, die kirchliche Leitung des Cultus war siegreich errungen.

Die Bischöfe der oberrheinischen Kirchenprovinz erklärten einzeln und durch ihre Collectivnote vom 12. April 1853 an ihre Regierungen, daß die gemachten Zugeständnisse ungenügend seien. Sie beschlossen in der Freiburger Conferenz vom 6. März 1853, in einer Denkschrift ihre Forderungen

*) Breve Gregor XVI. an den Bischof von Augsburg vom 16. Febr. 1842, Allocutio Pii P. IX. vom 9. Dezember 1854 cf. Wetzer, Kirchenlexikon (Freiburg, Herder 1856) S. 337 ff.

einläßlich zu begründen. Dieß geschah in der berühmten „Denkschrift des Episcopats der oberrheinischen Kirchenprovinz" vom 18. Juni 1853. Die in der bischöflichen Denkschrift vom März 1851 erhobenen Rechtsbegehren der Kirche werden hier in der gründlichsten Weise aus der Natur der Sache, und dem göttlichen und positiven Recht motivirt. Im Juli 1853 überreichten die Bischöfe der oberrheinischen Kirchenprovinz den resp. Regierungen diese Denkschrift mit einer „Erwiderung auf die allerhöchste (Regierungs-) Entschließung vom 5. März 1853." Sie vindicirten wiederholt ihre Rechte und erklärten, sie würden solche nöthigenfalls mit eigenen Mitteln zur Durchführung bringen. Der Bischof von Fulda unterzeichnete die Denkschrift vom 18. Juni 1853 hauptsächlich zu dem „Zweck, die volle Gemeinsamkeit seiner Ueberzeugung mit denen seiner Herren Mitbischöfe zu beurkunden". Die kurhessische Regierung hatte ihm schon am 24. März 1851 Eröffnungen gemacht, wodurch die Rechte der Kirche in friedlicher Weise restituirt wurden.

Die Regierungen von Württemberg, Baden, Hessen-Darmstadt und Nassau dagegen hielten an ihren Verordnungen von 1830 und vom 5. März 1853 fest und so drohte in diesen Ländern der Kirchenconflict auszubrechen. „Wie in Kurhessen, beseelte aber auch im Großherzogthum Hessen ein milder Geist die Lenker der Staatsgeschäfte" *). Als der Bischof von Mainz einerseits begann, ohne Rücksicht auf die erwähnten Verordnungen der Regierung, seine Rechte dadurch auszuüben, daß er das Concurserамen für vacante Pfründen selbstständig abhielt, andrerseits aber sich einer billigen Verständigung geneigt zeigte, wurde hier der letztere Weg betreten. Diesen, den „rechten Weg fand der erleuchtete Gerechtigkeitssinn des Großherzogs" **). Am 23. August 1854 wurde zwischen der Regierung und dem Bischof von Mainz

*) Brück a. a. O. S. 361.
**) Brück a. a. O. S. 362.

ein Uebereinkommen abgeschlossen, worin den Rechten der Kirche (mit Ausnahme des Punktes über die Klöster und das Kirchenvermögen) im Wesentlichen von der Regierung Genüge geleistet ward.

Der König von Württemberg sah ebenso wie der hessische Landesfürst ein, daß die Gerechtigkeit verlange den bischöflichen Begehren zu entsprechen, und die Weisheit gebiete einem solchen Conflict zwischen den Autoritäten vorzubeugen. Trotz der Drohungen der Regierung begann der friedliebende, aber seiner Pflicht klar bewußte Bischof Joseph Lipp von Rottenburg seine Rechte auszuüben. Als einige Monate vergingen, ehe die Regierung die im Juli 1853 vom Herrn Bischof vorgelegte Denkschrift einer Erwiderung würdigte, verbot der Bischof seinem Klerus, an dem Staatsconcurs pro beneficiis Theil zu nehmen. Er erließ, ohne das Placet einzuholen, am 5. August 1853 eine Instruction an die Schulinspectoren über die religiöse Erziehung und Bildung *), worin er in praktischer Weise das bischöfliche Schulaufsichtsrecht zur Durchführung brachte. Er übte ohne Mitwirkung des k. Kirchenraths seine Disciplinargewalt gegen Geistliche aus und nahm die Candidaten der Theologie in's Priester-Seminar auf. Der greise König von Württemberg hatte mit dem jugendlichen Regenten von Baden beim Ausbruch des badischen Kirchenstreits eine Zusammenkunft, bald darauf aber ließ er den Bischof nach Stuttgart kommen. Er sah die Folgen des badischen Conflicts und veranlaßte die am 19. Dezember 1853 zwischen der k. Regierung und dem Bischof abgeschlossene Convention.

Obgleich sowohl die Rottenburger als die Mainzer Convention in praktischer Hinsicht den in der Denkschrift von

*) Vogt, kirchliche Verordnungen für das Bisthum Rottenburg (Rottenburg, Schmid 1863) S. 368. Am 15. Dezember 1852 ernannte der Bischof schon selbstständig seinen Generalvikar. Vogt a. a. O. S. 137.

1853 begründeten Forderungen des Episcopats entsprach, wurden doch beide vom heil. Stuhle nicht genehmigt, wohl deßhalb weil ein Bischof solche Principienfragen contra jus commune für sich nicht entscheiden darf.

Die hessische Regierung und der Bischof von Mainz haben bis jetzt factisch nach jener Vereinbarung ihre Beziehungen geordnet. Die württembergische Regierung dagegen schloß am 8. April 1857 eine Convention mit dem heiligen Stuhle ab, in welcher fast gleichheitlich mit dem am 28. Juni 1859 zu Stande gekommenen badischen „Concordate" die von den Bischöfen beanspruchten Rechte anerkannt wurden. Zwar wurde auch die württembergische Convention am 13. Juni 1861 von der Regierung auf Begehren der Stände aufgehoben, das darauf folgende Gesetz vom 30. Januar 1862 enthielt aber im Wesentlichen die Grundsätze der Convention*). Die loyale Ausführung desselben durch die württembergische Regierung ermöglichte die Fortsetzung des seit 1854 zwischen dieser und dem Bischof ungetrübten friedlichen Verhältnisses.

So blieb der Kirchenconflict auf das Großherzogthum Baden und das Herzogthum Nassau beschränkt. Der Druck gegen die katholische Kirche war hier am stärksten, der Rückschlag mußte also auch am schärfsten in diesen Ländern erfolgen. Das Werkzeug für die Bedrückung der Kirche in Baden war der aus katholischen Geistlichen und Laien von der Regierung besetzte Oberkirchenrath. Der Erzbischof forderte die Mitglieder dieser Stelle als Katholiken wiederholt auf, eingedenk ihrer Pflichten als Glieder der Kirche ihrem Bischof gegenüber nicht in eine schismatische Stellung zu treten, sondern dem Regenten zu erklären, „daß sie ohne schwere Versündigung unmöglich die Hand bieten könnten zur Durchführung von Maßregeln, durch welche die Juris-

*) Walter, fontes juris ecclesiast. (Bonn 1862) S. 363 ff. Beck a. a. O. S. 561 ff.

diction der Bischöfe vernichtet würde." Als diese Mahnungen fruchtlos blieben und die Mitglieder des Oberkirchenraths beharrlich erklärten, daß sie die Befehle des Ministeriums unbedingt vollziehen würden, drohte der Erzbischof denselben die Excommunikation an.

Deßhalb und weil ferner der Erzbischof ohne Mitwirkung der Regierung eine Concursprüfung abhielt und einige Pfarreien besetzte, sendete die Regierung den Staatsrath von Stengel nach Freiburg. Derselbe erschien am 31. Oktober 1853 in Begleitung des Regierungs-Assessors (jetzt Präsident des Justizministeriums) Obkircher in strammer Haltung bei dem Erzbischof. Er hielt dem von seinem Capitel umgebenen Kirchenfürsten vor, daß er durch die eben erwähnten kirchlichen Anordnungen gegen die Landesgesetze des Ungehorsams sich schuldig gemacht habe. In nichts weniger als urbaner oder diplomatischer Weise forderte dieser Agent der Regierung seinen (Herr von Stengel ist Katholik) Erzbischof auf, die berührte Excommunikations-Androhung zurückzunehmen und sich der Regierungsverordnung vom März 1853 zu unterwerfen. Unter Berufung auf seine oberhirtliche Pflicht lehnte der Kirchenfürst in einer letzten, an das Ministerium gerichteten Vorstellung diese Ansinnen ab und entsprach der Aufforderung des Herrn von Stengel nicht, in seiner Gegenwart mit dem Domcapitel über diese Fragen zu berathen und den Beschluß oder seine Erklärung der Regierungs-Commission zu Protokoll zu geben. Das Domcapitel erklärte aber in Folge dieses Auftritts durch die bekannte Adresse an den Erzbischof vom 4. November 1853, es werde für die Forderungen des Episcopats seinem Erzbischof treu zur Seite stehen.

Das badische Ministerium glaubte diese große geistige Erhebung durch bureaukratische Maßregelungen erdrücken zu können. Der damals herrschende polizeiliche Kriegszustand hatte ja alle liberalen Parteien zum Schweigen gebracht. Während aber die Führer der „Liberalen" Alles über sich ergehen

ließen, war die Kirche noch die einzige Macht, welche für die Freiheit gegen die allmächtige Bureaukratie im J. 1853 wie 1870 in die Schranken trat.

Die Regierung eröffnete den Krieg durch ihre Verordnung vom 7. November 1853. Sie untersagte darin dem Erzbischof, ohne Mitunterschrift des landesherrlichen Special-Commissärs, Stadtdirektors Burger, irgend eine kirchliche Verfügung abzulassen. Unter Drohungen wurde darin den Geistlichen untersagt, irgend einen von Burger nicht mitunterzeichneten Erlaß des Oberhirten zu beachten oder auszuführen. Den ihrem Erzbischof ungehorsamen Geistlichen wurde der staatliche Schutz „in Ausübung ihrer Functionen" und im Bezug ihres Pfründeeinkommens zugesichert.

Erzbischof Hermann nahm sofort den Kampf auf der ganzen Linie auf. Sein Ordinariat erklärte alsbald dem Commissär Burger*): „ein katholischer Bischof unterwerfe seine Verwaltung keiner andern als der ihm von Gott gesetzten Controle." Obgleich der Generalvikar wegen Nichtbeachtung des Burger'schen Placets (das Volk nannte dieß: Burger's „Ablaß") mit etwa 1200 fl. gestraft wurde, ließ die Kirchenbehörde alle ihre Erlasse ohne Einholung dieses Placet abgehen. Der Erzbischof excommunicirte den Stadtdirektor Burger und die Mitglieder des Oberkirchenraths. Zugleich erließ er den Hirtenbrief vom 11. November 1853, jenes denkwürdige Manifest wider die „Masse von Ungerechtigkeiten und Schädigungen gegen die Kirche, wie keine Zeit der Kirchengeschichte ein zweites Beispiel zeigt." Vor Gott und der katholischen Welt klagt der bischöfliche Greis die badische Staatsgewalt an, daß sie „sich am Lehramt der Kirche vergriffen, die Sakramente durch ihre Gesetzgebung verletzt, den Einfluß des Christenthums auf den Unterricht gehemmt, die Kirche an der Verwaltung ihres Vermögens behindert habe." Jetzt wolle man durch jene Verordnung „die

*) Brück a. a. O. S. 329.

Kirche und ihren Oberhirten mundtodt machen. Zu allen früheren Vergewaltigungen habe man die äußerste Verunehrung der Kirche gefügt. Die letzten Schritte des Staatskirchenthums enthüllten das Endziel auf dem entsetzlichen Felde, wo die Kirche weder leben noch sterben konnte."

Und dieſe Geiſtesthat, dieſes Gottesurtheil wollte die kleine badiſche Bureaukratie durch Subalternbeamte, Polizeidiener und Gendarmen einfangen! Die Burger'ſchen Ordonnanzen, die polizeilichen Durchſuchungen der erzbiſchöflichen Kanzlei und der Pfarrhöfe, die Hetzjagd welche die Beamten nach dem Hirtenbrief anſtellten, Alles war vergeblich. Obgleich die Geiſtlichen, welche den Hirtenbrief verkündeten, je nach ihrer Geſinnung mit 10--300 fl. geſtraft und eingeſperrt wurden, wurde er doch faſt von allen Kanzeln verleſen. Einige laxen Pfarrer fürchteten, wie ſie ſagten, die Kirchenſtrafen mehr als die polizeilichen. Faſt der ganze badiſche Klerus ſtand wie Ein Mann zu ſeinem Erzbiſchof, weil er wußte, daß es der Nothwehr für die Freiheit der Kirche galt.

Einige wenigen Geiſtlichen, welche entweder aus unkirchlicher Geſinnung oder aus Schwäche die Anordnung ihres Oberhirten nicht ausführten, wurden ſuſpendirt, bei beſonderer Hartnäckigkeit excommunicirt und deponirt. Neben dem erzbiſchöflichen Abgeſandten, welcher die Excommunikation der Oberkirchenräthe nach Karlsruhe verbrachte, ſaßen zwei Staatsbeamte, welche meinten, der Erzbiſchof könne dieſe Excommunikationen nicht verkünden laſſen, weil ja Burger ſie nicht placetire. Sie wurden verkündet, und die renitenten Geiſtlichen wurden geſtraft, ohne daß die Regierung die Kirchenſtrafe hindern konnte. Die Verordnung vom 7. November 1853 erwies ſich als durchaus unnütz und die Regierung beſeitigte ſie. Sie fuhr aber in ihrer Maßregelung gegen die Kirche fort und wußte auch die im Januar 1854 angeknüpften Unterhandlungen zur Beilegung des Conflicts zu beſeitigen.

Der Erzbiſchof forderte die Gemeinden auf, für den

Unterhalt der von ihm bestellten Pfarrer und Pfarrverweser zu sorgen, denen die Regierung die Temporalien sperrte. Die Regierung ließ den excommunicirten und deponirten Pfarrern das volle Pfründeeinkommen ausfolgen. Der Erzbischof nahm mit Erfolg die Leitung der religiösen Erziehung in die Hand, übte gegen den Widerspruch der Regierung seine kirchliche Jurisdiction aus und hinderte diese das sogenannte landesherrliche Patronat durchzuführen, indem er die Pfründen besetzte, auf denen kein kanonisch begründetes Patronat ruht. Der Erzbischof eröffnete das theologische Convict und stellte es unter seine Leitung. Die Regierung ließ das Convictsgebäude räumen und dessen Thüren versiegeln. Diese Gewaltshandlung und die weitere vom 18. April und 6. Mai 1854, wodurch das Ministerium die Geistlichen von der Verwaltung des lokalen Kirchenvermögens ausschloß, führte zur Krisis.

Durch die erst am 14. Mai publicirte Verordnung vom 5. Mai 1854 restituirte der Erzbischof die Geistlichen im Vorsitz der Stiftungscommissionen und ordnete an, daß diese kirchliche Verwaltungsbehörde den rechtswidrigen Anordnungen des Staats über die Verwaltung und Verwendung des Kirchenvermögens (Temporaliensperre ꝛc.) nicht nachzukommen habe. Die meisten Stiftungscommissionen schlossen sich der Anordnung ihres Oberhirten an. Die Regierung ließ durch ihre Beamten ihre Stiftungskisten wegnehmen und — als Vorspiel zum Jolly'schen Gesetzentwurf von 1869 über das Kirchenvermögen ordnete sie eine „weltliche" Verwaltung desselben an. Am 19. Mai 1854 erschien im Auftrag der Regierung Oberamtmann von Senger im erzbischöflichen Palais und nahm nach einem vierstündigen Verhör des gerade aus der Sitzung des Ordinariats heimgekehrten Erzbischofs denselben in criminelle Untersuchung. Die Anschuldigung bestand darin, daß er durch die Verordnung vom 5. Mai die öffentliche Ordnung gestört, das Ausnahmsstrafgesetz §. 631 a ff. übertreten habe. Erst am 22. Mai 1854 entschloß sich die Staatsge-

wollt, den Erzbischof in seiner Wohnung zu verhaften und ihn durch Gensdarmen von jedem Verkehr abzuschließen.

„Gott Lob, jetzt brauchen sie Gewalt“: rief der greise Bekenner mit dem Erzbischof Clemens August von Köln aus. Auf seine Anordnung ruhten die Ordinariatsgeschäfte. Das Domcapitel berichtete über die Verhaftung des Erzbischofs nach Rom und theilte sie mit entsprechender Instruction dem Klerus mit. Die Kirchenglocken, die Orgel verstummten, die Kirchentrauer wurde angeordnet, der Klerus und die Gläubigen versammelten sich zum Gebet für ihre bedrängte Kirche.

Die katholische Welt hatte diesem Kampfe für die Freiheit der Kirche, diesem „Schauspiel für Engel und Menschen“ nicht müßig zugeschaut. Schon am 19. Dezember 1853 sanctionirte der heil. Vater das Auftreten des Erzbischofs und „spendete der Standhaftigkeit“ desselben in Vertheidigung der Rechte der Kirche „das höchste Lob“ (Brück S. 393). Der Episcopat der katholischen Welt und die Katholiken Deutschlands und Frankreichs sendeten nicht bloß begeisterte Zustimmungsadressen an den Erzbischof, sondern auch bedeutende Geldspenden zur Unterstützung der gemaßregelten Katholiken. Die katholische Presse, die Schriften Hirscher's, des Oberprocurators Seitz u. A. traten für die Gerechtigkeit der Sache des Erzbischofs auf. Die wirklich freisinnigen, nichtkatholischen Zeitungen erhoben sich gegen die Bedrückung der verfassungsmäßigen Freiheit und für die Kirche. Die österreichische, französische und bayerische Diplomatie intervenirte gegen eine solche die Autorität schädigende Behandlung der katholischen Confession und ihres Oberhirten. Der Papst protestirte insbesondere in dem Promemoria vom 5. Juni 1854 *) „gegen alle von der badischen Regierung verübten Gewaltthätig-

*) Am 8. Juni 1854 überreichte Antonelli dem badischen Gesandten eine energische Protestnote gegen die Verhaftung des Erzbischofs. Brück a. a. O. S. 397.

keiten" und sprach die Erwartung aus, daß sie „dem Zustande der Feindschaft ein Ende machen werde."

Die badische Regierung konnte einem solchen compacten Auftreten nicht widerstehen. Die von ihr hervorgerufene Katastrophe, die Verhaftung des Erzbischofs zwang sie zum Frieden mit der Kirche. Da sie mit dem Erzbischof nicht unterhandeln wollte, mußte sie die im November 1853 durch Graf Leiningen von ihr zögernd begonnenen Unterhandlungen mit dem heil. Stuhl nunmehr ernstlich aufnehmen. Am 31. Mai 1854 nach zehntägiger Gefangenschaft wurde die Verhaftung des Erzbischofs aufgehoben, der standhaft auch gegenüber dem Regierungscommissär Schaaff erklärt hatte, er werde die Rechte der Kirche fortan wie bisher vertheidigen.

Am 23. September 1854 wurde dem Erzbischof durch den Nuntius Viale Prela das Interim mitgetheilt, welches zwischen Rom und Karlsruhe am 25. August abgeschlossen worden war*). Die Regierung stellte die Untersuchung gegen den Erzbischof und die Geistlichen, die Einziehung der Geldstrafen ein, ließ den vom Erzbischof ernannten Pfarrern und Pfarrverwesern ihre „Gebühren" ausfolgen und stellte den Statusquo betreffs der Verwaltung des Kirchenvermögens her. Der Erzbischof sistirte die berührte Verordnung vom Mai 1854 und besetzte gemäß dieses Interims keine Pfründen mehr bis 1862. In der Folge ließ die Regierung die Wiedereröffnung des Convicts zu. Der Erzbischof hat aber die Excommunikation der Oberkirchenräthe und sein Verbot mit dieser Stelle zu verkehren nicht aufgehoben, bis sie aufhörte ein Werkzeug der Regierung gegen die kirchlichen Rechte zu seyn, d. h. bis zum Abschluß der Convention von 1859. Die vom Erzbischof eingesetzten Pfarrer erhielten hierauf vom Tag der Investitur ihr Pfründeeinkommen, und die von ihm deponirten

*) Brück theilt uns die Beweise mit, daß die badische und nassauische Regierung das päpstliche Interim benützten, um neue Streitkräfte gegen die Kirche zu sammeln.

Priester wurden auch factisch außer Besitz ihrer Pfründen gesetzt.

„Die Leiden des Bischofs von Limburg waren nicht geringer als die des hochherzigen Erzbischofs von Freiburg. Die nassauischen Staatsmänner (?) fürchteten den offenen Conflict und suchten den Bischof im Geheimen zu quälen und in Ausübung seines Hirtenamts zu hemmen" — sagt Brück mit Recht (S. 371). Wie die badische Regierung beim Ausbruch des Conflicts die Jesuiten aus Freiburg ausgewiesen hat, so wollte die nassauische die Redemptoristen aus Bornhofen entfernen, stand aber später davon ab. Ebenso cassirte das nassauische Oberappellationsgericht die Untersuchung gegen „Peter Joseph Blum und Consorten wegen Erpressung", die der Bischof Peter Joseph durch Zudekretirung von Meßstipendien an den bezugsberechtigten Geistlichen begangen haben sollte. Die nassauische Regierung sperrte den vom Bischof ernannten Pfarrern die Temporalien, ließ aber die Verwesergebühren ihnen ausfolgen, als der Bischof einige Beamte, welche jene Anordnung vollzogen, excommunicirte und das katholische Volk derselben widerstand. Ebenso gab die Regierung nach vergeblichen Quälereien gegen Bischof und Klerus den Staatsconcurs der Geistlichen auf und behandelte die Dekane nicht mehr als „herzogliche" Beamte. Die Regierung hatte die in der Missionsstation Marienthal weilenden nassauischen Geistlichen ausgewiesen, nahm aber auf Intervention des Herzogs diese Maßregel zurück. Erst durch die bei Brück (S. 550) abgedruckte Ministerialverfügung vom 25. Mai 1861 kam ein provisorisches Uebereinkommen zwischen dem Bischof und der Regierung zu Stande, wodurch den Forderungen des Episcopats bezüglich der kirchlichen Disciplin, Pfründbesetzung, Erziehung des Klerus und der religiösen Leitung der Schulen im Wesentlichen entsprochen wurde.

In Nassau konnte die Pharaonennatur der Kirchenfeinde sich nicht mehr gegen diese Convention wenden. Es

fehlte ihnen dazu die Zeit. Im Jahre 1866 ward Nassau eine preußische Provinz. Seitdem ist dort von einer Verfolgung der Kirche keine Rede*). Anders ging es in Baden. Der Großherzog von Baden publicirte die Convention vom Juni erst im Dezember 1859. Inzwischen hatten die dem Hofe nahestehenden „Durlacher" Professoren schon die Agitation gegen das Concordat begonnen. Das Ministerium Stengel that nichts dagegen, vielleicht weil es hoffte, diese Bewegung werde ihm den Vorwand bieten, nicht alle Theile der Convention vollziehen zu müssen. Es ist Thatsache, daß unter dem Ministerium Stengel alsbald nach der Durlacher Conferenz der Hofliebling Häusser, das Haupt der Durlacher, eine Besoldungszulage von 500 fl. erhielt. Die Beamtenkammer, die sonst dem Ministerium so willfährig war und ist, trat gegen dieses und das Concordat auf. Die Fahne auf dem Schlosse hatte sich nach Norden gedreht. Ehe die erste Kammer über die Aufhebung der Convention berathen konnte, änderte der Großherzog das Ministerium. Das Concordat wurde aufgehoben und das bekannte Kirchengesetz vom 9. Oktober 1860 an dessen Stelle gesetzt.

Naturam expellas furca, tamen usque recurret. Die Abneigung gegen katholisches Wesen, das protestantische Staatskirchenthum der kleinen, aber mächtigen Durlacher-Partei hinderten im entscheidenden Moment das energische Auftreten der Regierung für die Convention. Diese seit langer Zeit herrschende Partei glaubte durch die Beseitigung des Concordats die Kirche rechtlos der Staatsallmacht, der in den Kammern herrschenden Bureaukratie überliefert zu haben. Die Repristination der Bedrückung der Kirche und der katholischen Glaubensfreiheit, der Staatsabsolutismus, bei Manchen auch der protestantische oder freimaurerische Fanatismus ist der Grund und Zweck des Concordatssturms gewesen. Das

*) Die Dotation des Bisthums Limburg ist unter der preußischen Herrschaft besser gestellt worden.

Territorialkirchenrecht, das Staatskirchenthum ist aber unwiederbringlich verloren, weil das katholische Bewußtseyn erwacht ist, weil die Bischöfe sich nicht mehr als Unterdrücker der kirchlichen Rechte mißbrauchen lassen, und weil jenes System von der aufblühenden Kirchenrechtswissenschaft verurtheilt ist.

Unter dem Ministerium Lamey erfreute sich Erzbischof Hermann einer kurzen Waffenruhe. Die Regierung erkannte die Kirche als selbstständige Corporation an, schloß mit ihr als solcher die Convention vom November 1861 über die Pfründbesetzung und das katholische Vermögen, und berechtigte zu der Hoffnung, daß durch den loyalen Vollzug des Gesetzes von 1860 und dieser Vereinbarung die Selbstständigkeit der Kirche zur Durchführung komme. Die Ereignisse, die seit dem Eintritt der „Durlacher" (wie Jolly) in's Ministerium folgten, sind bekannt. Trotz aller Vorstellungen des Erzbischofs, der Petition von 60,000 Katholiken wurden die Schulen der ausschließlichen Leitung unkatholischer Staatsbehörden unterstellt. Die Kirche wurde von der Schule getrennt, die Einführung confessionell gemischter Schulen begünstigt. Seit 1866 ist Herr Jolly badischer Minister und seitdem ist der Schul- und Kirchenstreit wieder ausgebrochen. Die Vereinbarung von 1861 wurde mehr und mehr von der Regierung verletzt. Wie Jolly in seiner 1860 erschienenen Brochüre über das erwähnte Kirchengesetz und später es klar ausgesprochen hat, betrachtet er die katholische Kirche, wie sie nach ihrer Lehre und Verfassung besteht, als eine culturfeindliche Macht. Die durch den 25jährigen Kampf des am 14. April 1868 dahin geschiedenen Erzbischofs Hermann errungene Freiheit der Kirche soll ihr wieder entzogen, das Staatskirchenthum soll wieder zur Herrschaft gebracht werden.

So wollte das Ministerium Jolly das Placet, den Staatsconcurs der Geistlichen wieder einführen, die Besetzung der Kirchenstellen, vom Erzbischof an bis zur Caplanei, von der Entscheidung der Regierung abhängig machen, über das

Kirchenvermögen und dessen Verwaltung einseitig verfügen. Herr Jolly ist meist unterlegen, weil er in diesem geistigen Kampfe mit bloßen Mitteln der Gewalt nicht ausreichte. Interessant ist die aktenmäßige Darstellung Brück's über die Rechtsvorgänge bei der Ernennung des Domdekans Dr. Kübel. Der Herr Minister verstrickte sich im eigenen Netze und sein Plan, einen ihm gefügigen Domdekan zu erhalten, ist mißlungen. Er hat ebenso Fiasko gemacht mit dem Pforzheimer Beamten-Katholicismus und der Galvanisirung des National-Kirchenthums.

Er hat indessen die katholischen Schulfonds, eine große Reihe katholischer, meist kirchlicher Spitalstiftungen der kirchlichen Leitung und Verwaltung entzogen und sie unter katholische Behörden gestellt. Eine Reihe von Kirchen- und Pfründstiftungen wurden ihrem Zweck entfremdet und für Schulen, ja, wie z. B. die Ullner'sche Pfründstiftung in Weinheim, der St. Erhardsfond in Ettlingen, auch für Protestanten verwendet. Die badischen Gerichte verurtheilten die Regierung wiederholt, solche katholische Stiftungen ihrem stiftungsgemäßen kirchlichen Zweck zurückzugeben. Um dieser Verlegenheit zu entgehen, hat Herr Jolly ein Stiftungsgesetz den Kammern vorgelegt, welches die katholischen Schul- und Wohlthätigkeits-Stiftungen ihrer confessionellen Verwaltung entkleidet und die Kirchenfonds unter die Leitung und Verfügung der Regierung stellt. Wenn man der Kirche die Schulen, die Verfügung über ihr Vermögen entzieht, sie vom öffentlichen Leben ausschließt, und wenn die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten in den Händen der Gegner der Kirche ruht — dann kann eine beliebige Heidelberger Staats-Religion gedeihen.

Indessen ist in unsern Tagen das jus reformandi trotz aller Mittel der materiellen Gewalt, trotz einer gegen die christliche Religion so constant tobenden Presse, trotz des Freimaurerthums in den Kammern und den Sophismen gelehrter Lohnbedienten nicht mehr durchzuführen. Mag es der

Bureaukratie gelingen, die badische Schul- und Kirchenkrankheit chronisch, Baden zum „Conflictsland" zu machen, mag Herr Jolly noch so viel kirchliche Institute zerstören und an Ordensfrauen männliche Thaten verüben; so lange es ihm nicht gelingt, an die Stelle der guten Hirten „Friedensbischöfe", Miethlinge und Feizlinge zu setzen, steht es gut um die katholische Sache. Die durch den Conflict geschwächte Autorität, die durch die berührten Gesetze herbeigeführte Rechtsunsicherheit, die dadurch bewirkte Schutz- und Hülflosigkeit der Schwachen und Armen wird die sociale Frage nur beschleunigen. Je mehr die Freiheit der Kirche gefesselt und das Recht mißachtet, je mehr die Staatsallgewalt verstärkt wird und der Militärabsolutismus die Völker niederdrückt, desto mehr wird die Solidarität der Freiheit erkannt werden.

Brück hat in dem vorliegenden Werke eine fast durchweg aktenmäßige, in wichtigen Punkten mit den Worten der ihm wie kaum einem Andern zu Gebot stehenden Quellen gegebene Geschichte über die Verhältnisse der Kirche in der oberrheinischen Kirchenprovinz geliefert. Die Geschichte derselben in Frankfurt hätte etwas einläßlicher dargestellt und vielleicht auch die so reichhaltig fließenden Quellen der Concordatstürme und des neuesten badischen Kirchenconflicts noch weiter benützt, die Freiburger „Officiellen Aktenstücke" z. B. mehr berücksichtigt werden sollen. Brück wollte aber „die neuesten Vorgänge in Baden unerwähnt lassen", deren Darstellung allerdings einen eigenen Band ausfüllen würde.

Das Werk des Professors Brück zeichnet sich nicht bloß durch die fast erschöpfende Darstellung der Geschichte der oberrheinischen Kirchenprovinz von 1818 bis 1864, sondern auch durch seine treffliche Verarbeitung des massenhaften Materials und seine angenehme Diktion aus. Das Buch zeigt, wie dessen Verfasser so richtig am Schlusse desselben sagt: „daß die bureaukratischen und liberalen Feinde der Kirche kein Mittel gescheut haben, um ihre verderblichen

Pläne durchzuſetzen, daß ſie aber nur dann ihre Abſichten erreichten, wenn die Würdenträger der Kirche in unthätige Schwäche den Verheerungen ihrer Gegner ruhig zuſahen, da dagegen die Wächter auf den Mauern Sions die Pläne der antikirchlichen Partei immer durchkreuzen können, wenn ſie ihre Stimmen zur rechten Zeit erheben.“

Aus dieſem ſo wichtigen Werke erſehen wir aber noch zweierlei: die Grundſätze der Vereins- und der religiöſen Freiheit*) ſind es, mit welchen die Kirche ihre Rechte erfolgreich vertheidigt; ihre Feinde ſind die ſolidariſch verbundenen Afterliberalen und Abſolutiſten. Deßhalb ſollten die Katholiken dieſelbe Gemeinſamkeit der Intereſſen überall bethätigen und die Freiheit vertheidigen.

VIII.

Die Conciliums-Briefe der Allgemeinen Zeitung

V. Die Verhandlungen der drei erſten Monate.

Wer etwa geglaubt hätte, in den römiſchen Briefen der „Allgemeinen Zeitung“ ein getreues Bild der Concilsverhandlungen zu finden, der mußte, ſo ſehr er auch ſonſt dieſem Blatt ergeben ſeyn mochte, ſich bald bitter getäuſcht ſehen. Nur fragmentariſche, lückenhafte, ungenügende, gänzlich parteigefärbte Notizen mit eingeſtreuten langwierigen Reflexionen aller Art konnte man entdecken; Hinweiſe auf mißverſtandene Dokumente, Salonanekdoten und pikante Hiſtörchen drängte

*) Schulte a. a. O.: „der Zug der Zeit will nichts mehr wiſſen von Verträgen, mit denen man früher die Spaltungen — verkleiste!“

sich in den Vordergrund, mit tüchtigen Schlagwörtern gewürzt, an die „sich trefflich glauben, von denen sich kein Jota rauben läßt." Einzelheiten aus den Generalcongregationen schlossen sich an, deren Magerkeit und Dürre nach Abstreifung der vielen Umhüllungen hervortrat und allein schon dafür bürgte, daß nur Weniges wie immer im Fluge erhascht, Nichts aus gründlicher Erforschung oder gar persönlicher Erfahrung geschöpft war.

Doch daran trägt nicht der geistreiche Verfasser der römischen Briefe die Schuld, sondern das fluchwürdige Geheimthun in Rom, das so ganz unserer Zeitrichtung zuwider ist. Anderwärts freilich hält man das Amtsgeheimniß hoch und betrachtet seine Verletzung mindestens als Vergehen; in Bayern darf sich kein „Patriot" das so ungestraft erlauben. Aber bei dem Concilium ist man liberalerseits höchlich entrüstet über die ängstliche Geheimthuerei, und zwar in dem Grade, daß man die Vorliebe der italienischen Sekten für strengste Geheimhaltung als Erklärungsgrund anführen zu müssen glaubt*). Veröffentlichung von geheimen Aktenstücken gegen den Willen der Betheiligten gilt sonst als wenig ehrenhaft; aber wo es sich um das Concil handelt, da ist sie ganz in der Ordnung, auf was immer für Wegen man in den Besitz gelangen mag. Und doch hat das ärgerliche Geheimthun den schlauen Autor nicht gehindert, eine Reihe von Dokumenten, Vorgängen, Aeußerungen und selbst Stimmungen seinen Lesern in bunter Abwechslung vorzuführen, in drei Monaten 26 umfangreiche Briefe zu schreiben, denen bis zu Ende Mai 34 weitere folgten. Vielleicht hätte er seine Glaubwürdigkeit erhöht, hätte er weniger über das Geheimhalten geklagt; jetzt könnte er fast zu viel zu wissen scheinen. Allein abgesehen von allem Andern, es ist der Gang der Welt so: ist das Geheimniß da, so wird verrathen, ist es nicht da, so wird verläumdet.

*) l. Br. A. Z 18. Dez. v. Jrs

Von den zwei ersten feierlichen Sitzungen am 8. Dez. und 6. Januar hatte man wenig zu berichten; kirchliche Ceremonien, Gesänge und Gebete haben kein Interesse für unsere geistreichen Concils-Kritiker. Aber es ärgerte sie „die bedeutungslose Ceremonie einer Eidesleistung, diese Profusion von völlig überflüssigen Eidschwüren“, die dem biblischen Verbote des unnöthigen Schwörens so sehr entgegen ist*). Statt derselben hätte die Sitzung lieber abgesagt werden sollen; aber damit hätte man thatsächlich eingestanden, daß man sich geirrt habe, das thut man in Rom nicht. Dort sagt man lieber wie 1793 im Convent: „Eher mögen die Colonien zu Grund gehen, als ein Princip“**). Den Tadel muß sich das vatikanische Concil gefallen lassen und es wird nichts helfen, daß es sich auf den Vorgang früherer Concilien berufen kann, namentlich des Tridentinischen, das am 4. Febr. 1546 nicht seine zweite, sondern sogar seine dritte Sitzung mit Erneuerung des Symbolums ausfüllte***), und daß überhaupt bei sehr verschiedenen Anlässen die professio fidei in der Kirche abgelegt wird†). Daß das nicht unter den Begriff des leichtfertigen Schwörens fällt, davon könnte man sich freilich aus jedem Lehrbuch der Moral überzeugen, um von den Exegeten zu schweigen, die diese Bibelstellen behandeln.

Desto mehr kümmerte man sich um die vorbereitenden Generalcongregationen, die mit dem 10. Dezember v. Jrs. begannen, zuerst sich mit der Wahl der Ausschüsse beschäftigten und erst mit dem 28. Dezember eigentliche Reden lieferten. Natürlich war es, daß man, da das „Giornale di Roma“ im Anfange die Namen der Redner bekannt gab, aus den theils sonst bekannten theils errathenen Gesinnungen

*) Allg. Zeitung vom 17. Jan. und 31 März.

**) XXII. Br. a. a. O.

***) Sess. III. Decr. de symbolo fidei.

†) Phillips Lehrbuch des Kirchenrechts §. 248 S. 809 ff.

derſelben auf den Inhalt der Reden ſchloß; ſpäter als dieſe Namen nicht mehr officiell veröffentlicht wurden, brachte man ſie doch heraus und ſtellte ihre Worte mit natürlichen und künſtlichen Mitteln zuſammen, wenn auch manchmal die Referate darüber höchſt dürftig ausfielen. In römiſchen Blättern konnte man finden, daß am 28. Dezember ſieben Redner aufgetreten waren*); unſer Berichterſtatter weiß, daß ſie alle**) gegen das von den Jeſuiten (Schrader, Franzelin oder Kleutgen) ausgearbeitete Schema ſprachen, ſelbſt Rauſcher, der den P. Schrader einſt nach Wien berief, und daß in der folgenden Verſammlung die Biſchöfe Stroßmayer und Ginoulhiac von Grenoble ebenſo daſſelbe rügten***). Ueberhaupt war (unter den erſten Rednern) die Zahl der Gegner des Schema überwiegend†), und zwar wurde daſſelbe nicht ſowohl in den einzelnen Artikeln als im Ganzen und in ſeiner Tendenz gerügt. Eine Umarbeitung ward mehrfach beantragt; wie ſie geſchehen ſolle, blieb unbekannt††). Am 4. Februar†††) erfolgte die Meldung: „das erſte dogmatiſche Schema iſt nach langer, vielſeitiger und ſcharftadelnder Kritik an die Glaubenscommiſſion zurückgegangen und ſoll nun revidirt und möglichſt wenig verändert dem Concil wieder vorgelegt werden"††††). Mit der Reviſion ſind neben den ganz unentbehrlichen Jeſuiten Schrader und

*) Civiltà cattolica 15. Gen. 1870 p. 226.

**) Darunter der erblindete Mſgr. Tizzani, Infallibiliſt, der als ſolcher mit der Curie „durch Dick und Dünn geht".

***) VII. Br. v. 29. Dez. A. Z. 12. Januar. Die fünfte Generalcongregation wird in der Civiltà cattolica aber nicht auf den 29., ſondern auf den 30. Dezember angeſetzt und die Zahl der Redner auf vier angegeben, während unſer Berichterſtatter ſieben zählte. Selbſt ſolche Angaben waren unrichtig.

†) IX. Br. A. Z. 19. Januar

††) XI. Br. v. 17. Januar. A. Z. 27. Januar.

†††) XV. Br. v. 4. Februar. A. Z. 11. Februar.

††††) Das war aber auch vorher nicht „unbekannt", ſondern ſchon längſt in der „klerikalen Preſſe" verkündigt.

Franzelin*) drei der eifrigsten Infallibilisten, nämlich Martin, Dechamps und Pie, betraut. Dann sollen die Bischöfe das Ganze „einfach ohne Diskussion" annehmen. „Wäre so das erste Schema votirt, so dürfte man es mit den folgenden ebenso machen." Nachher wurde wiederholt, es werde dieses Jesuitenprodukt unter Nichtbeachtung der Gegenvorstellungen der Opponenten fast unverändert aus der Commission zurückgelangen und dann promulgirt werden, wornach den Opponenten nur erübrige, in aller Schnelligkeit eine große geistige Schwenkung zu machen, ihre Denkgesetze zu ändern, das als göttlich geoffenbarte Wahrheit anzunehmen, was sie bisher als Irrthum zurückgestoßen haben, und Kleriker und Laien zu diesem Aequilibristensprung aus dem Nichtglauben in den festen und unerschütterlichen Glauben zu nöthigen **). Das ist freilich stark!

In diesem ersten Schema, das elementare Sätze der Dogmatik enthält, mußte es sich bei der Revision sicher mehr um die Fassung als um den Inhalt handeln, und grobe Irrthümer waren wohl auch bei der ersten Formulirung vermieden. Aber auch die Voraussetzung, das Schema de fide werde nicht wesentlich verändert, erwies sich als falsch; es

*) Am 21. März (XXXI. Br. A. Z. 31. März) erfahren wir, daß noch eine neue Kraft herbeigezogen worden ist, der Jesuit Kleutgen, der vor einiger Zeit von dem heiligen Officium wegen einer „anstößigen Klostergeschichte" verurtheilt worden war, jetzt aber, da die Jesuiten keinen Ueberfluß an Theologen besitzen, rehabilitirt und zur Theilnahme an der Umarbeitung der Schemata berufen ist. Diese köstliche Geschichte wird im XLIX. Briefe vom 26. Mai (A. Z. 2. Juni), damit sie bei den vergeßlichen Lesern ja nicht in Vergessenheit gerathe, nochmals aufgetischt und dazu erweitert. Die Erzählung des Thatbestandes hätte dem Leser gezeigt, wie strenge man in Rom gegen jeden Schein eines superstitiösen Heiligencultus, auch ohne piae fraudes verfährt. Die Verurtheilung zu sechsjähriger Haft ist eine Fabel.

**) XVIII. Br. v. 6. Februar. A. Z. 15. Februar.

ist nach dem Zeugnisse des Bischofs von Rottenburg*), und zwar unter Anwendung der dagegen gemachten Bemerkungen, total umgearbeitet worden, wenigstens in den vier ersten Capiteln, worüber Primas Simor von Ungarn am 18. März Bericht erstattete. Davon wußte der Concils-Bericht vom 21. März noch nichts**); erst am 28. März und am 15. April ward die bedeutende Umänderung eingestanden***).

Das Lesepublikum erfährt nichts Näheres über die Reden, welche noch im Dezember der Cardinal-Patriarch von Venedig, der Erzbischof von Sorrent, die Bischöfe von Saluzzo und Urgel gehalten haben — vermuthlich weil die drei ersteren Italiener sind, der letzte ein Spanier; von diesen Nationen ist ja nichts Gutes zu erwarten. Aber nicht einmal über die ersten Vorträge des Cardinals Rauscher und des Bischofs Stroßmayer, des Erzbischofs Kenrick von St. Louis, der Erzbischöfe von Halifax und Fogaras sowie von Aleppo (armenischen Ritus) werden weitere Mittheilungen gemacht. Ueberhaupt gewinnen wir kein Bild von den ersten neun Generalcongregationen, die über das erste dogmatische Schema vom Glauben verhandelten. Die Lücken werden aber vortrefflich ausgefüllt durch anderweitige dicta et facta, durch beständige Hinweisung auf die weitfliegenden Plane der Curie, aus denen auch der anfängliche Stoffmangel erklärt wird. „Mit weiser Berechnung behandelt die Curie das Concil wie einen Patienten, welchem man erst gelinde, dann in steigender Progression stärkere Dosen gibt." Das Schema von der philosophisch-theologischen Doktrin war eben nur die erste gelinde Dosis, dann sollte die Disciplin, dann die Frage vom

*) im „Deutschen Volksblatt". A. Z. Außerord. Beil. vom 29. März.
**) XXXI. Br. A. Z. 31. März.
***) XXXII. und XXXVII. Br. A. Z. 2. 23. April. Die Leser hatten wohl schon längst die frühere Voraussage vergessen.

allgemeinen Katechismus folgen, hinter diesem das tief einschneidende Schema von der Kirche*).

In den neun ersten Congregationen waren als Redner aufgetreten: neun Franzosen, neun Italiener, fünf Oesterreicher, drei Nordamerikaner, je zwei Deutsche und Orientalen, je ein Spanier, Südamerikaner, Belgier und ein apostolischer Vikar (von Aegypten). Eine absichtliche Begünstigung einer Nation vor der anderen ließ sich nirgends wahrnehmen, wer das Wort haben wollte, erhielt es; daß die Bischöfe bloß als Automaten behandelt werden sollten, denen man nach Veuillot's Ausdruck die Freiheit des Bösen nicht lassen dürfe, deren Seelenheil man ängstlich behüten müsse**), davon zeigte sich nirgends eine Spur. Zeit konnte allerdings erspart werden; aber nur mit der Gefahr, gleich von Anfang an der Klage um Verkümmerung der Freiheit eine noch plausiblere Unterlage zu geben, als sie sich in den „Ketten und Hemmschuhen" der Geschäftsordnung fand. Es hat wohl mehr als ein Bischof die langen Redeübungen einiger Oppositionsmitglieder als Geduldproben betrachtet; aber man wollte alle möglichen Rücksichten nehmen, so lange es noch einigermaßen thunlich schien.

Unter dem 17. Januar erhalten wir Aufschlüsse über die am 14. abgehaltene zehnte Generalcongregation, die über das zweite Schema (über die Pflichten der Bischöfe) debattirte, obschon „eigentlich keine Debatten stattfanden." Natürlich [illegible] noch größere Centralisation***), [illegible] mußte ihn bestimmen und [illegible] in der Kürze nöthig, von den

*) [illegible] **) [illegible]

***) [illegible] stellte nach [illegible] für innere [illegible] daß [illegible] einmal über [illegible] Kirche in ein unter[illegible]

Rechten der Bischöfe zu reden. Das müßte sich sonderbar im Munde eines Erzbischofs von Paris ausnehmen, der ohnehin sehr viele Rechte über seinen Klerus geltend macht, der bekanntlich in Frankreich — aber nicht durch die Schuld der Curie, die ihn in vielen Fällen beschützte, wie die Akten der Congregatio Concilii ausweisen, und die überhaupt an dem gemeinen kirchlichen Rechte festhält — mehrfach bedrückt ist. Cardinal Schwarzenberg eröffnete die Debatte in diesem Sinn, was natürlich „einem einfachen Bischofe nicht hingegangen wäre.“ Patriarch Ballerini und Primas Simor hatten Vieles zu tadeln und die Reden waren lang. Das ist Alles was wir erfahren; dafür werden wir mit dem Hinweis auf die doppelte Strömung unter den Katholiken Rußlands, das Benehmen des Lubliner Bisthumsverwesers Sosnowski und andere Erzählungen entschädigt*). Von den folgenden Verhandlungen hören wir**), daß der Erzbischof von Köln, der gegen die römische Vielregiererei, die maßlose Centralisation und die Dispensationen sprach, einen viel günstigeren Eindruck machte, als der Bischof von Paderborn; daß Haynald — nebst Stroßmayer der beste Redner des Concils, auch fein und vorsichtig — noch tiefer einschnitt; daß Erzbischof Darboy von Paris eine vortreffliche Rede über den Mangel an Freiheit, über die Centralisation und die bischöflichen Rechte hielt, ohne unterbrochen zu werden; er soll auch gesagt haben, er habe gleich Condé seinen Marschallsstab in die feindlichen Reihen geworfen. Herrlich sprach auch Dupanloup von Orleans gegen die Schmeichler, die dem Papste nie die Wahrheit zu sagen wagten; er hätte nur noch (aus Janus S. 251 Note) die Denkschrift Paul's IV. (des Cardinals Caraffa) erwähnen sollen, dann wäre seine Rede vollkommen gewesen. Aber es war auffallend — bei dem gänzlichen Mangel an aller und jeder Freiheit“***)! —

*) XI. Br. v. 17. Januar. A. Z. 27. d. Mts.

**) XV. Br. v 4. Februar. A. Z. 11. Februar.

***) XXIII. Br. v. 16. Februar A. Z. 2. März.

daß auch nur ſo viel geſagt werden durfte; es wurde als eine moraliſche Niederlage oder Capitulation der in Belagerungsſtand verſetzten Curie empfunden. Schwarzenberg und Simor hatten bereits den Ton angeſchlagen, der nun fortklang; die (ſo tyranniſchen) Legaten hatten bei jenen zwei das principiis obsta verſäumt. Schwarzenberg empfahl regelmäßige Wiederkehr der allgemeinen Concilien, zurückgreifend auf das in Rom ſo verhaßte Conſtanzer Dekret (Janus S. 331*). Anderen Prälaten, welche die Curie zu den diis minorum gentium rechnet, „wird allerdings nichts nachgeſehen.“ Doch ſcheint auch das nicht ſo ſtrenge genommen werden zu dürfen. Gegen die Zumuthung des unglückſeligen Jacobini, Biſchöfe, die ſich aus ihrer Diöceſe entfernen, ſollten die Erlaubniß in Rom holen — „um die Dauer der Abſenz kümmert man ſich hier nicht“ — erklärte einer der dii minorum gentium rundweg, er werde ſich keineswegs zuvor einen Urlaub aus Rom erbitten, wenn er von ſeinem Arzte in's Bad geſchickt werde. Weiter erfahren wir, daß deutſche und ungariſche Biſchöfe die Frage der Erſetzung der Köchinen der Geiſtlichen durch „Laienbrüder“ nach Martins Wunſch und der Wiedereinführung des „gemeinſchaftlichen Lebens“, alſo des Chrodegang'ſchen Inſtituts, in ſehr modificirter Form natürlich, beſprachen und daß Haynald, Meignan und der chaldäiſche Prälat darauf drangen, daß man doch nicht ohne alle Noth „Schulfragen“ durch das Concil ent-

*) Das Dekret Frequens erwies ſich aber ſchon damals als unpraktiſch. Unſer Gewährsmann bemerkt hier: „Gehörig dreſſirte und auf den Wink parirende Concilien, wie die jetzige Mehrheit eines darſtellt, ließe man ſich wohl alle 10 oder 20 Jahre gefallen; aber die fatale Oppoſition verbittert dieſen Genuß; und iſt die Unfehlbarkeit proklamirt, wird man in Rom finden, daß die Maſchine ſich nicht bezahlt mache; denn 300 Placet ſagende Biſchöfe zu verpflegen koſtet doch zu viel Geld, um das Drama oder vielmehr die Pantomim öfters aufzuführen.“ Das Conſtanzer Dekret urgirte auch Maret Du Concile II. p. 405.

ſchehen laſſen*) und der Wiſſenſchaft einige Freiheit der Bewegung gönnen ſolle. Am allerintereſſanteſten aber iſt die Mittheilung, daß ein Kapuziner Charbonnel von Sozopolis i. p.**) über geiſtliche Stellenjägerei, das Haſchen nach Auszeichnungen, die krummen Wege, die Mancher dabei einſchlage, zu reden begann und dabei mit Geſtikulationen und Blicken ſeinen Nachbar, den Sekretär Feßler, der allzeit geſchmeidig und dienſtfertig ſei, ſo deutlich bezeichnete, daß dieſer im Hinausgehen äußerte, es ſei doch wohl Zeit dem Concil, das immer unangenehmer werde, bald ein Ende zu machen. Glaubt man denn wirklich, mit ſolchen Geſchichtchen einen katholiſchen Biſchof in ein glänzendes Licht zu ſetzen und zu verherrlichen?

Doch während die trockenen Diſciplinargegenſtände verhandelt wurden, gingen außerhalb der Aula weit wichtigere Dinge vor ſich, die weit mehr das Intereſſe unſeres Beobachters feſſeln mußten. Ihn beſchäftigte und beunruhigte vor Allem „das neue Dogma“ von der päpſtlichen Unfehlbarkeit, das ja nach Janus (S. 48 ff.) als der ſchrecklichſte der Schrecken angeſehen werden und trotz aller beſchränkenden Erklärungen***) die ſchrankenloſe Papſtherrſchaft auf allen Gebieten des Lebens bedeuten muß. Zwar vernahm er die Verſicherung, vom Papſte gehe keine Initiative aus, und anfangs ſchien er das nicht zu bezweifeln. Aber damit war für den eifrigen Wächter der kirchlichen Freiheit die Gefahr noch

*) Vergl. Dogma und Schulmeinung von Hrn v. Liano. München 1869.

**) Die vielgetadelten Biſchöfe in partibus, die „eigentlich kein Stimmrecht haben ſollten“, ſind doch ſehr willkommene Verbündete, wenn es ſich handelt, dem verhaßten „Oberſchreiber aller Schreiber des Concils“ Eins zu verſetzen. Der Biſchof von St. Pölten, früher ſehr geachtet als Profeſſor der Theologie, 1848 thätig auf der Würzburger Biſchofsverſammlung, iſt über die Vorwürfe dieſer Art erhaben.

***) z. B. im Mémorial diplomatique. A. Z. 9. Januar.

lange nicht beseitigt, zumal da er wußte, daß „absolutistisch gesinnte“ Bischöfe damit hervortreten, die Prälaten deßhalb von der Curie bearbeitet werden würden, deren geheime Gedanken ihm offen dalagen: „Jetzt oder nie! Da die Curie später das Eindringen des historisch-kritischen Geistes und die Erkenntniß der (von Janus entdeckten) Fiktionen fürchtet, soll das Dogma die Geschichte (deren Schlüssel Janus allein besitzt) besiegen“ *). Der Bischof Feßler, dann der P. Roh, und nicht bloß dieser, sondern der ganze Jesuitenorden, der dafür unter und über der Erde arbeitet, dann die ganze Propaganda, die römische Prälatur wirke in diesem Sinne gegenüber etlichen wenigen dagegen zum Kampf bereiten Bischöfen, während die anderen Orden, selbst wenn sie andere Gesinnungen hegten, sich als ganz unbedeutend erwiesen.

Unter den Bischöfen waren dazu die Parteien sehr ungleich; mehr als zwei Drittheile zählten zu den Infallibilisten **). Die Welt hatte schon vor dem Zustandekommen des Concils erfahren, wie Erzbischof Manning ***) den Impuls geben sollte, die Unfehlbarkeit des Papstes durch Acclamation zu proklamiren, und war schon des Spektakels gewärtig; siehe, da heißt es im zweiten Briefe: „Manning hat der ihm zugedachten Rolle entsagt“, und schon zuvor ward gemeldet, man sei in Rom von dem Gedanken abgekommen, das Infallibilitätsdogma auf dem Wege der Acclamation fertig bringen zu können †). Doch auch später noch soll die Acclamation viele Freunde gehabt haben. „Sechshundert bischöfliche Kehlen sind zu schreien bereit und würden die Sache um so lieber in so summarischer Weise abmachen, als ihnen damit das Anhören von Dingen erspart bliebe, welche doch

*) Vergl. XXIX. Br. A. Z. 23. März über Manning's Aeußerung.

**) I. II. Br. A. Z. 17., 18., 27. Dezember.

***) Derselbe erscheint mit Ward neben den Jesuiten als Haupturheber der ganzen Unfehlbarkeitsagitation. XXX. Br. A. Z. 27. März. Vergl. 13. März 1869. Janus S. 7.

†) A. Z. 19. 20. Nov. v. Jrs. („die Bischöfe und das Concil“).

scheiden lassen*) und der Wissenschaft einige Freiheit der Bewegung gönnen solle. Am allerinteressantesten aber ist die Mittheilung, daß ein Kapuziner Charbonnel von Sozopolis i. p.**) über geistliche Stellenjägerei, das Haschen nach Auszeichnungen, die krummen Wege, die Mancher dabei einschlage, zu reden begann und dabei mit Gestikulationen und Mienen seinen Nachbar, den Sekretär Feßler, der allzeit geschmeidig und dienstfertig sei, so deutlich bezeichnete, daß dieser beim Hinausgehen äußerte, es sei doch wohl Zeit dem Concil, das immer unangenehmer werde, bald ein Ende zu machen. Glaubt man denn wirklich, mit solchen Geschichtchen einen katholischen Bischof in ein glänzendes Licht zu setzen und zu verherrlichen?

Doch während die trockenen Disciplinargegenstände verhandelt wurden, gingen außerhalb der Aula weit wichtigere Dinge vor sich, die weit mehr das Interesse unseres Beobachters fesseln mußten. Ihn beschäftigte und beunruhigte vor Allem „das neue Dogma" von der päpstlichen Unfehlbarkeit, das ja nach Janus (S. 48 ff.) als der schrecklichste der Schrecken angesehen werden und trotz aller beschränkenden Erklärungen***) die schrankenlose Papstherrschaft auf allen Gebieten des Lebens bedeuten muß. Zwar vernahm er die Versicherung, vom Papste gehe keine Initiative aus, und anfangs schien er das nicht zu bezweifeln. Aber damit war für den eifrigen Wächter der kirchlichen Freiheit die Gefahr noch

*) Vergl. Dogma und Schulmeinung von Hrn v. Liano. München 1869.

**) Die vielgetadelten Bischöfe in partibus, die „eigentlich kein Stimmrecht haben sollten", sind doch sehr willkommene Verbündete, wenn es sich handelt, dem verhaßten „Oberschreiber aller Schreiber des Concils" Eins zu versetzen. Der Bischof von St. Pölten, früher sehr geachtet als Professor der Theologie, 1848 thätig auf der Würzburger Bischofsversammlung, ist über die Vorwürfe dieser Art erhaben.

***) z. B. im Mémorial diplomatique. A. Z. 9. Januar.

Glauben ſchenken, außer wer die Mehrheitsbiſchöfe für unfähig hält, ein ſolches Aktenſtück ſelbſt zu redigiren. Die Adreſſe, gegen die ſich bald jenſeits der Alpen lauter Sturm erhob und die man grober und handgreiflicher Unwahrheiten und Entſtellungen beſchuldigte *), ſollen 400 bis 410 Biſchöfe unterſchrieben haben **), während die Spanier für ſich eine eigene Adreſſe einzureichen beſchloſſen. Eine beſondere Eingabe von italieniſchen Biſchöfen, die ſich vorzüglich auf St. Thomas und St. Alphons von Liguori berief, ward alsbald von dem Augsburger Blatte (3. Februar) veröffentlicht.

Was that inzwiſchen die Oppoſition? Sie hatte ſicher nicht geſchlafen; ſie ſcheint ſogar weit früher einen Schritt in entgegengeſetzter Richtung vorbereitet zu haben, der wohl mit früheren Beſprechungen und Berathungen vor dem Concil zuſammenhängt. Unſer neunter Brief gibt uns einen Paſſus***) aus einer „recht gut abgefaßten" Denkſchrift Schwarzenberg's, über deren weitere Schickſale wir keine Aufſchlüſſe mehr erhalten, und meldet uns, daß ſchon in der erſten Hälfte des Januar eine Schrift Rauſcher's (unter den deutſchen Biſchöfen) circulirte, von der es nachher (5. Februar) heißt, ſie werde jetzt (erſt!) in das Lateiniſche übertragen, greife das ganze Princip in ſehr gründlicher Weiſe an, dürfe aber in Rom nicht gedruckt werden, werde alſo wohl in Wien gedruckt und unter diplomatiſchem Schutze nach Rom geſendet†). Nach dem zehnten Briefe vom 25. Januar hatten 35 deutſche Biſchöfe erklärt, die in der Form einer Petition an den Papſt ge-

*) XIII. XVII. Br. A. Z. 8. 14. Februar.

**) Am 15. Januar (X. Br. A. Z. 26. Januar) waren 450 bis 500 Stimmen gerechnet.

***) A. Z. 20. Januar in Note: In specie ne Concilium declaret vel definiat infallibilitatem summi Pontificis a doctissimis et prudentissimis fidelibus S. Sedi intime addictis vehementer optatur. Gravia enim mala exinde oritura timent tum fidelibus tum infidelibus etc.

†) XVII. Br. a. a. O.

Manchem die Schamröthe in's Gesicht zu treiben geeignet sind"*). Im dritten Briefe hieß es, die Spanier sollten jetzt das neue Dogma proponiren, im achten wieder, die Adreßbewegung sei von Martin und Senestrey ausgegangen. Dann kam, nachdem vermuthlich der im vierten Briefe erwähnte „Waffenstillstand" abgelaufen war, eine andere Depesche aus dem Kriegslager der Infallibilisten: „die schon berühmt gewordene Unfehlbarkeitsadresse scheint zu gleicher Zeit von zwei Seiten colportirt worden zu seyn, nämlich von dem Kleeblatt Manning, Dechamps und Spalding, andererseits auch von Martin und Senestrey; die Zahl der Unterschriften ist noch unbekannt, die Bewegung in's Stocken gerathen"**). Während das am 15. Januar geschrieben wird, brachte Tags darauf die Allgemeine Zeitung den lateinischen Text der beregten Adresse, in welcher das Concil gebeten wird, die von Solchen, welche sich des Namens Katholiken rühmen, selbst unter Angriffen auf die Synode von Florenz angefochtene Wahrheit, „daß die Autorität des Kirchenoberhaupts die höchste und darum eine irrthumsfreie ist, wenn er in Sachen des Glaubens und der Sitten das festsetzt und vorschreibt was von allen Christgläubigen zu glauben und anzunehmen, oder zu verwerfen und zu verdammen ist", wie sie auch die neueren Provincialconcilien von Köln (1860), Utrecht (1865), Baltimore (1866) und andere ausgesprochen, als Glaubenssatz zu definiren. Die Adresse wurde in unseren Briefen zuerst (30. Januar) als Produkt eines Comité's von Manning, Dechamps, Spalding, Martin, Senestrey, Mermillod, Bischof Canossa von Verona, dann wieder (2. Februar) als von den Jesuiten im Bureau der „Civiltà cattolica" gefertigte Arbeit bezeichnet***). Letzterer Angabe würde auch ohne die entschiedene Erklärung der römischen Zeitschrift†) Niemand

*) XXIX. Br. A. Z. 23. März.

**) X. Br. A. Z. 26. Januar.

***) Vergl. XIII. und XVII. Br. A. Z. 8. 14. Februar.

†) Civiltà cattolica N. 477 d. 3. Febr. p. 334.

Glauben ſchenken, außer wer die Mehrheitsbiſchöfe für unfähig hält, ein ſolches Aktenſtück ſelbſt zu redigiren. Die Adreſſe, gegen die ſich bald jenſeits der Alpen lauter Sturm erhob und die man grober und handgreiflicher Unwahrheiten und Entſtellungen beſchuldigte *), ſollen 400 bis 410 Biſchöfe unterſchrieben haben **), während die Spanier für ſich eine eigene Adreſſe einzureichen beſchloſſen. Eine beſondere Eingabe von italieniſchen Biſchöfen, die ſich vorzüglich auf St. Thomas und St. Alphons von Liguori berief, ward alsbald von dem Augsburger Blatte (3. Februar) veröffentlicht.

Was that inzwiſchen die Oppoſition? Sie hatte ſicher nicht geſchlafen; ſie ſcheint ſogar weit früher einen Schritt in entgegengeſetzter Richtung vorbereitet zu haben, der wohl mit früheren Beſprechungen und Berathungen vor dem Concil zuſammenhängt. Unſer neunter Brief gibt uns einen Paſſus***) aus einer „recht gut abgefaßten" Denkſchrift Schwarzenberg's, über deren weitere Schickſale wir keine Aufſchlüſſe mehr erhalten, und meldet uns, daß ſchon in der erſten Hälfte des Januar eine Schrift Rauſcher's (unter den deutſchen Biſchöfen) circulirte, von der es nachher (5. Februar) heißt, ſie werde jetzt (erſt!) in das Lateiniſche übertragen, greife das ganze Princip in ſehr gründlicher Weiſe an, dürfe aber in Rom nicht gedruckt werden, werde alſo wohl in Wien gedruckt und unter diplomatiſchem Schutze nach Rom geſendet †). Nach dem zehnten Briefe vom 25. Januar hatten 35 deutſche Biſchöfe erklärt, die in der Form einer Petition an den Papſt ge-

*) XIII. XVII. Br. A. Z. 8. 14. Februar.

**) Am 15. Januar (X. Br. A. Z. 26. Januar) waren 450 bis 500 Stimmen gerechnet.

***) A. Z. 20. Januar in Note: In specie ne Concilium declaret vel definiat infallibilitatem summi Pontificis a doctissimis et prudentissimis fidelibus S. Sedi intime addictis vehementer optatur. Gravia enim mala exinde oritura timent tum fidelibus tum infidelibus etc.

†) XVII. Br. a. a. O.

über die Infallibiliſten ihren Antrag an das Concil, nicht an den Papſt gerichtet und nicht daran gedacht, den geſchäftsordnungsmäßigen Weg zu verlaſſen.

Der Text der von den Oeſterreichern, Ungarn und Deutſchen unterzeichneten Adreſſe ſtand am 22. Januar in der „Allgemeinen Zeitung“, früher alſo noch, als ſie dem Papſte übergeben werden ſollte. Sie trug aber nicht 47 oder 46, auch nicht 45 oder 43, ſondern nur 38 Unterſchriften, einſchließlich dreier öſterreichiſchen Aebte *). Sie enthielt auch nicht das, was der Verfaſſer unſerer Briefe wünſchte, der zu voreilig ſchloß: „die katholiſche Kirche Deutſchlands hat ſich in ihrer großen Mehrheit gegen das Unfehlbarkeitsdogma ausgeſprochen.“ In der That ſprach ſie ſich nur gegen die Zweckmäßigkeit der Definition aus. Unter Hinweiſung auf die vielfach, zumal aus hiſtoriſchen Dokumenten, gegen die von gelehrten und frommen Männern vorgetragene Lehre erhobenen Schwierigkeiten, auf die Gefahren und Nachtheile, welche die Definition zumal bei den hervorragenderen (potiores) Nationen hervorbringen würde, auf die Anläſſe, die ſie vorausſichtlich den Regierungen zu neuen Eingriffen in die Rechte der Kirche gebe, auf den Umſtand, daß bei der Ergebenheit der Katholiken gegen den heiligen Stuhl eine Nothwendigkeit für dieſelbe nicht vorliege und das Florentiniſche Dekret genüge, bitten dieſe Prälaten, es ſolle durch päpſtlichen Machtſpruch (uno imperio) die Vorlage der fraglichen Doktrin zur Diskuſſion im Concil verhütet werden, wobei wohl kaum bedacht ward, welchen Eindruck es machen würde, wenn dies in einer anderen Frage der Antrag ſo vieler Biſchöfe ohne Weiteres die gleiche Behandlung erführe. Unſer Berichterſtatter meint: „der Widerſpruch der Minderheit iſt zwar, wie nach den Antecedentien der letzten zwanzig Jahre nicht

*) Z. B. 24. Januar. Nach Br. XIV. unterſchrieben weder Biſchof Papp-Szilaghy noch der Primas Simor, obſchon dieſer am 16. Januar ſich nachdrücklich gegen die Unfehlbarkeit ausgeſprochen haben ſoll.

der deutſchen etwas verſchiedene Adreſſe der Franzoſen, der am 15. Januar 33 bei Cardinal Mathieu verſammelte Biſchöfe beitraten, bis 40 Unterſchriften zu gewinnen hoffe und daß zweimal ſoviel Franzoſen in der Oppoſition ſtehen als auf der Definitioniſtenſeite*), da weniger als zwanzig Manning's Adreſſe unterzeichneten und zwanzig andere ſich überhaupt nicht unterzeichnen wollten. Ferner erfahren wir, daß 17 Anglo-Amerikaner die deutſche Adreſſe angenommen haben mit Weglaſſung derjenigen Sätze, die auch bei den Franzoſen ausgefallen ſind. Bezüglich der Norditaliener leſen wir daſelbſt S. 614 Z. 22: „Auch die norditalieniſchen Biſchöfe haben eine Adreſſe, die mit der deutſchen im Weſen gleichlautend iſt, beſchloſſen", dagegen Z. 33: „die Nord-Italiener haben ſich dieſelbe (die deutſche Adreſſe) unverändert angeeignet." Von den apoſtoliſchen Vikaren hören wir nur gelegentlich und viel ſpäter, daß einige derſelben die Vorſtellung gegen die Dogmatiſirung der päpſtlichen Infallibilität mit unterzeichneten und ſo in der römiſchen klerikalen Welt große Entrüſtung erregten, gleich als ob ein armer Biſchof, wenn er auf päpſtliche Koſten ißt, ſeinem Gewiſſen nicht folgen dürfe**). Der Bericht vom 5. Februar endlich beſagt: die Gegenadreſſen wurden von 46 Deutſchen und Ungarn, 30 Franzoſen, 20 Italienern, dazu einigen Nord-Amerikanern und Portugieſen unterſchrieben. Die Infallibilitätsadreſſe ſoll nicht übergeben worden ſeyn, weil Gegenordre kam. Die Majorität beſchloß am 25. Januar, ihre Adreſſe fallen zu laſſen, wenn die Minderheit Spalding's Zuſatz zum dritten Schema annähme, was dieſe nicht wollte. Die Infallibiliſten ſcheinen das Gerücht, ihre Adreſſe ſei wirklich abgegeben, nur ausgeſprengt zu haben, um ihre Gegner in die Falle zu locken***). So die Berichte. In der That hatten

*) Das ſtimmt jedoch nicht mit anderen Briefen, z. B. XXIV., zuſammen

) I.. Br. A. Z. 4. Juni. *) XVII. Br. A. Z. 14. Februar.

Hoffnung, den Entscheidungskampf zu vermeiden, die auf beiden Seiten „Viele" theilten *), mußte nun in dem Maße schwinden, je größer die Ungeduld der Eiferer bezüglich der Definition sich zeigte, je mehr der Standpunkt der Opportunität und Nichtopportunität die Versicherung zu stützen schien, daß gegen das Dogma selber keine Opposition bestehe oder doch keine solche, welche die Proklamirung desselben aufhalten vermöchte **).

Am 15. März ward endlich gemeldet: „Mit dem ganzen Gerede von Inopportunität ist nun rein aufgeräumt. Ich hatte das von Anbeginn vorhergesagt. Wer jetzt noch unter den Bischöfen darüber discutiren wollte, ob es zeitgemäß sei das neue Dogma zu machen, würde gar nicht angehört, würde vielmehr ausgelacht werden. Daß das Dekret opportun sei, haben 500 Bischöfe mit dem Papst ausgemacht, und wenn sie sagen: bei Glaubensartikeln darf nur die Frage nach der Wahrheit, nicht die der Convenienz und Bequemlichkeit in Betracht kommen, so haben sie Logik und Geschichte auf ihrer Seite" ***). Unter ähnlichen Complimenten wird später wiederholt: „Es war ein unglücklicher Gedanke, bloß Gründe der Rathsamkeit, der Klugheit und der auf die öffentliche Stimmung zu nehmenden Rücksicht vorzuwenden; denn was ließ sich erwidern, wenn Spanier, Südamerikaner, Irländer, Neapolitaner und Sicilianer sagten: Bei uns existirt eine solche Stimmung nicht; die Einen sind apathisch und die Anderen haben den Papst schon längst für unfehlbar gehalten; das neue Dogma wird bei uns — und wir bilden die Mehrheit — nicht die geringste Verlegenheit oder Unbequemlichkeit schaffen" †)? Wie viel gläubiger — ruft unser Berichterstatter am 23. April aus — stände die Sache der Kirche, wenn die Nothwendigkeit diesem Ketzenhaupte (dem Unfehlbarkeitsdogma) fest in's Antlitz

*) XX. Br. A. Z. 20. Februar. **) XXXII. Br. A. Z. 2. April.
***) XXIX. Br. A. Z. 23. März.
†) XXXVIII. Br. v. 17. April A. Z. 29. April.

zu ſchauen und dem verſteinernden Blicke deſſelben zu trotzen, früher ſchon klar erkannt worden wäre und unſere Biſchöfe ſchon im Dezember offen und entſchieden ihren Entſchluß ausgeſprochen hätten, hierüber nicht zu transigiren*)!

Der Fehler war nun einmal gemacht; die unhaltbare Poſition wurde zu ſpät aufgegeben. Aber neben dieſer Gefahr zeigten ſich dem wachſamen Hüter der „freieren kirchlichen Richtung“ ſchon frühzeitig (5. Februar) noch zwei große Gefahren: 1) die Einführung einer Mehrheitsabſtimmung über die Schemata, um das beliebte Dogma im Sturmſchritt zu erobern, 2) die Täuſchung und Ueberliſtung der minder ſcharfſichtigen Prälaten „durch eine von den verhüllende oder eingewickelten Formeln, die man jetzt um die Wette erſinnt und die dem dritten Schema einverleibt werden ſollen**“.

Was zunächſt die letztere Gefahr angeht, ſo werden zwei derartige Projekte angeführt: a) das von Biſchof Mermillod und Genoſſen: „Wir wollen erklären, daß der Papſt, ſo oft er ſich über die Lehre äußert, als Mund und Organ der Kirche ſpricht.“ Das — dem Theologen iſt es nichts Unerhörtes***) — ſoll ſo viel heißen: die Kirche hat keinen andern (?) Mund als den Papſt; alſo iſt er infallibel. b) Das von Spalding, das 35 franzöſiſche Biſchöfe einſtimmig zurückwieſen†): „Wir verdammen die verkehrten Cavillationen derjenigen, die zu ſagen wagen, es ſei wohl ein äußerer Gehorſam, nicht aber innere Zuſtimmung des Geiſtes und des Herzens den Lehrentſcheidungen des römiſchen Papſtes ſchuldig.

*) XL. Br. A. Z. 1. Mai.

**) XVI. Br. A. Z. 13. Februar.

***) So drückte ſich der heilige Bernhard aus, den Biſchof Dupanloup von Orleans (La souveraineté pontificale selon le droit catholique. Paris 1865) citirte. Der Papſt iſt der Mund der Kirche, der Führer, das Licht der Welt, der Cardinalpunkt aller Kirchen, der appellabler Richter der religiöſen Intereſſen der Menſchheit. Hiefür beziehen die Theologen Akt. 15, 7 und viele Väterſtellen.

†) XXVI. Br. A. Z. 7. März.

lassen.“ Das geht, wie unser Berichterstatter (mit welchem Recht, haben wir Art. IV gesehen) meint, noch viel weiter als die Martin-Dechamps'sche Adresse, das erklärt jeden eventuellen päpstlichen Ausspruch für unfehlbar, das ist die monströseste Zumuthung, die dem Gewissen und dem Verstande der katholischen Welt jemals gemacht ward. Unser theologischer Diplomat und diplomatischer Theologe meint, es sollen die Väter des Concils Geld zusammenschießen und einen Preis von tausend Dukaten auf diejenige Umschreibung oder Entwicklung der päpstlichen Unfehlbarkeit setzen, durch welche harmlose Bischofsseelen am besten gefangen genommen würden*). Was übrigens die Spalding'sche Formel betrifft, so finden wir dieselbe, auch wenn der Ausdruck judicia nicht nach dem Zusammenhange und dem kirchlichen Sprachgebrauch genommen wird, genau wieder in einer keinem Geringeren als dem Oppositionsmitglied, Cardinal Schwarzenberg, zugeschriebenen**) Broschüre, die hierin vielleicht unvorsichtig den Infallibilisten zu viel zugestanden, jedenfalls aber den Erzbischof von Baltimore gerechtfertigt hat***). Ueberhaupt scheint das Preisausschreiben uns unnöthig; unser großer Theolog sagt uns ja selbst, daß schon in dem Schema von der Kirche und dem Papste die exorbitantesten Behauptungen über die päpstliche Gewaltfülle sich finden und darin die dogmatische Unfehlbarkeit implicit und auf Umwegen ein-

*) XVI. Br. A. Z. 13. Februar.

**) im XXXVIII. Briefe A. Z. 29. April.

***) De summi Pontificis infallibilitate personali (Von Prof. Mayer in Prag). Neapoli, typis fratrum de Angelis. p. 4: *Sponte fluit* oppositorum errorum condemnatio, porro consectariorum plurium assertio, v. g. 1. repugnare sanae doctrinae, *a judiciis* Summi Pontificis (sive jurisdictionis sive magisterii) appellare (ergo aperte negando obedientiam) ad futurum generale Concilium, fortuitum utique, et ac si penes solum Concilium sit circa fidem definiendi potestas; 2. falsum et illicitum esse, Concilium oecumenicum *praeter* vel *supra* Papam statuere; 3. falsum et illicitum esse, summi Pontificis in rebus fidei ac

geführt wird *). Dieſes dritte Schema nämlich, am 31. Januar den Biſchöfen übergeben, 213 Seiten ſtark, gearbeitet vom Generalvikar von Poitiers, einem glühenden Infallibiliſten**), ſei in der Art verfaßt, daß die Infallibilität als gleichſam logiſch nothwendige Ergänzung noch hinzugefügt werden kann.

Ja, was man ſieht und findet — überall blickt die Infallibilität hervor; man kann ihr in Rom nicht entgehen, mit ihr hängt Alles zuſammen. So ſelbſt das Schema vom allgemeinen Katechismus. Denn wenn die neuen Dogmen gemacht ſind, werden ſie ſofort in dieſen Univerſalkatechismus eingerückt und damit in der einfachſten und bequemſten Weiſe der Jugend und dem Volke beigebracht ***). Die Jeſuiten haben in Deutſchland mit ihrem Dcharbe'ſchen Katechismus †) die günſtigſten Erfahrungen gemacht und die Unfehlbarkeits-

---

morum definitionibus *externum tantum obsequium* (famosum-fors obsequiosum silentium), *non vero internum subjectionem animi praestare.*

*) XV. Br. v. 4. A. Z. 11. Februar. Ebenſo meldet Br. XIX. v. 8. A. Z. 18. Februar von der Hoffnung der Curialiſten, im dritten Schema werde das Unfehlbarkeitsdogma in einer allenfalls etwas gemilderten, aber leicht dehnbaren und den römiſchen Bedürfniſſen völlig genügenden Form vom Concil angenommen werden.

**) Aber dem frommen Franzoſen wird die am 4. Februar zugedachte Ehre am 8. März wieder entriſſen. Denn im XXVII. Br. (A. Z. 17. März) heißt es: „Man hat das Schema von der Kirche mit den Collegienheften eines Jeſuiten, Profeſſors am Collegium Romanum, verglichen und es hat ſich gezeigt, daß beide völlig (?) gleichlautend ſind; das hat denn doch ſelbſt in den ergebenſten Placetiſten der Majorität ein Schamgefühl erregt; daß man ſie nach Rom rufen werde, um Collegienhefte eines Jeſuiten zu dogmatiſchen Dekreten für die ganze Kirche zu ſtempeln, dieß hatten ſie doch nicht erwartet.“

***) XXII. XLV. Br. A. Z. 26. Februar, 22. Mai.

†) Bekanntlich hat Deharbe mehrere der gehäſſigen Inſinuationen gegen ſeinen Katechismus in öffentlichen Blättern bereits entkräftet.

Lehre wurde durch dieſes Büchlein in berechnender Anbahnung des neuen Dogma und in einer mit den ſucceſſiven Ausgaben fortſchreitenden Präciſion in den Knaben- und Mädchenſchulen und vorzüglich in den Nonnenklöſtern bereits eingebürgert. Dabei iſt der Katechismus auch finanziell für den Orden ſehr erziebig und ſind dadurch ganze Länder bereits tributpflichtig gemacht. So wird denn auch der neue Concil-Katechismus der Curie wie dem Orden nützen*). Da nun die Lehre von der Kirche verändert und mit neuen Dogmen bereichert werden ſoll, ſo haben die den Papſt leitenden Jeſuiten ganz richtig erkannt, daß ein mit höchſter Autorität bekleideter Katechismus, wie bisher noch keiner exiſtirte, in der ganzen katholiſchen Welt eingeführt werden müſſe**). Es würde wenig helfen, wollten wir dem gegenüber hervorheben, daß die Veranlaſſung, das Thema von dem allgemeinen Katechismus zum Berathungsgegenſtande zu machen, eine ganz andere war; daß die Biſchöfe Deutſchlands zu Würzburg (1848), die Provincialſynoden von Wien (1858), Colocza (1863), Baltimore (1852 und 1866) die aus der Verſchiedenheit der Katechismen in den einzelnen Diöceſen hervorgehenden Nachtheile beklagt und Abhülfe geſucht hatten; daß in Frankreich, ſeitdem der Napoleoniſche Katechismus von 1806 beſeitigt war; in einer und derſelben Diöceſe ganz verſchiedene Katechismen beſtanden, und daß unter den ſchon vor Berufung des Concils nach Rom geſandten, in den vorbereitenden Commiſſionen berathenen biſchöflichen Anträgen ſich auch der befand, es möge das neue Concil einen paſſenden Katechismus anfertigen laſſen, damit die, welche Einen Glauben haben, auch eine und dieſelbe Darlegungsweiſe deſſelben haben können. Unſer Concilhiſtoriker ſieht überall nur einen

*) Daß nur Jeſuiten ihn ausarbeiten, gilt als ſelbſtverſtändlich. Die Dominikaner, die den Catechismus Trid. ad parochos verfaßten, bleiben ausgeſchloſſen.

**) XLV. Br. A. Z. 22. Mai

jeſuitiſchen Plan, nur eine Beziehung auf das neu zu machende Dogma, das für Rom „Aladin's Zauberlampe" ſei, „der unwiderſtehliche Talisman, der jede Pforte öffnet, jeden Wunſch erfüllt, jeden Schatz hebt" *).

„Mit der Discuſſion über den Katechismus (24. — 29. Generalcongregation vom 10. — 22. Februar) trat das Concil in das letzte Stadium der friedlichen Verhandlungen, die dem Kampfe über die Anſprüche der römiſchen Autorität vorangehen ſollten" **). Aber es warfen dieſe Sitzungen bereits „den Schatten der kommenden Dinge" voraus. Eine Rede des (erkrankten) Cardinal Rauſcher, vom Biſchof von Gurk vorgetragen, machte großen Eindruck. Es ſprachen Cardinal Mathieu, die Erzbiſchöfe von Gran und Tours (neben Anderen, die nicht genannt ſind, am 10. Februar). Dupanloup geißelte jene, die von Rom aus den gebildeten Nationen der katholiſchen Welt ſogar einen Katechismus diktiren zu müſſen glauben. Die Sitzung war den Vorlagen nicht günſtig***). Daß auch Mitglieder der Mehrheit gegen den Entwurf waren, wird verſchwiegen; wie wären ſie ſonſt die zu Allem Placet ſagende bornirte Partei? Die Curie drängte ja die ihr ergebene Mehrheit in den Kampf. „Geſtern, 14. Februar" — ſo meldete ein weiterer Brief†) — „iſt endlich das Eis gebrochen. Der Biſchof von Bellay hat zum erſtenmale die Unfehlbarkeit in der Generalcongregation beſprochen; das Concil, ermahnte er, ſolle nur raſch das neue Dogma proklamiren und dann auseinandergehen; denn nur dazu ſeien ſie nach Rom berufen worden"††). Abermals

*) XXV. Br. A. Z. 6. März.

**) Auch das zeigten die Vorgänge des März und April als unrichtig.

***) Merkwürdig iſt es, daß der XX. Brief (A. Z. 20. Febr.), der gleich im Eingang über die Sitzung vom 10. Februar berichtet, das Datum vom 9. Februar trägt. Hier iſt ein Verſehen der Oberredaktion zu vermuthen.

†) XXII. Br. A. Z. 26. Februar.

††) XXV. Brief vom 24. Febr. A. Z. 6. März.

Lehre wurde durch dieses Büchlein in berechnender Anbahnung des vollen Dogma und in einer mit den successiven Ausgaben fortschreitenden Präcision in den Knaben- und Mädchenschulen und vorzüglich in den Nonnenklöstern bereits eingebürgert. Dabei ist der Katechismus auch finanziell für den Orden sehr ergiebig und sind dadurch ganze Länder bereits tributpflichtig gemacht. So wird denn auch der neue Concil-Katechismus der Curie wie dem Orden nützen*). Da nun die Lehre von der Kirche verändert und mit neuen Dogmen bereichert werden soll, so haben die den Papst leitenden Jesuiten ganz richtig erkannt, daß ein mit höchster Autorität bekleideter Katechismus, wie bisher noch keiner existirte, in der ganzen katholischen Welt eingeführt werden müsse**). Es würde wenig helfen, wollten wir dem gegenüber hervorheben, daß die Veranlassung, das Thema von dem allgemeinen Katechismus zum Berathungsgegenstande zu machen, eine ganz andere war; daß die Bischöfe Deutschlands zu Würzburg (1848), die Provincialsynoden von Wien (1858), Colocza (1863), Baltimore (1852 und 1866) die aus der Verschiedenheit der Katechismen in den einzelnen Diöcesen hervorgehenden Nachtheile beklagt und Abhülfe gesucht hatten; daß in Frankreich, seitdem der Napoleonische Katechismus von 1806 beseitigt war; in einer und derselben Diöcese ganz verschiedene Katechismen bestanden, und daß unter den schon vor Berufung des Concils nach Rom gesandten, in den vorbereitenden Commissionen berathenen bischöflichen Anträgen sich auch der befand, es möge das neue Concil einen passenden Katechismus anfertigen lassen, damit die, welche Einen Glauben haben, auch eine und dieselbe Darlegungsweise desselben haben können. Unser Concilhistoriker sieht überall nur einen

*) Daß nur Jesuiten ihn ausarbeiten, gilt als selbstverständlich. Die Dominikaner, die den Catechismus Trid. ad parochos verfaßten, bleiben ausgeschlossen.

**) XLV. Br. A. Z. 22. Mai

jesuitischen Plan, nur eine Beziehung auf das neu zu m
Dogma, das für Rom „Aladin's Zauberlampe“ se
unwiderstehliche Talisman, der jede Pforte öffnet,
Wunsch erfüllt, jeden Schatz hebt“ *).

„Mit der Discussion über den Katechismus (24
Generalcongregation vom 10. — 22. Februar) trat das
in das letzte Stadium der friedlichen Verhandlung
dem Kampfe über die Ansprüche der römischen K
vorangehen sollten“ **). Aber es warfen diese Sitzu
reits „den Schatten der kommenden Dinge“ voraus
Rede des (erkrankten) Cardinal Rauscher, vom Bis
Gurk vorgetragen, machte großen Eindruck. Es
Cardinal Mathieu, die Erzbischöfe von Gran un
(neben Anderen, die nicht genannt sind, am 10. F
Dupanloup geißelte jene, die von Rom aus den c
Nationen der katholischen Welt sogar einen Kat
diktiren zu müssen glauben. Die Sitzung war den
nicht günstig***). Daß auch Mitglieder der Mehrh
den Entwurf waren, wird verschwiegen; wie wären
die zu Allem Placet sagende bornirte Partei? K
drängte ja die ihr ergebene Mehrheit in den Kampf.
14. Februar“ — so meldete ein weiterer Brief†)
endlich das Eis gebrochen. Der Bischof von Bellay
erstenmale die Unfehlbarkeit in der Generalcongreg
sprochen; das Concil, ermahnte er, solle nur rasch
Dogma proklamiren und dann auseinandergehen;
dazu seien sie nach Rom berufen worden“ ††).

*) XXV. Br. A. Z. 6. März.

**) Auch das zeigten die Vorgänge des März und April al

***) Merkwürdig ist es, daß der XX. Brief (A. Z. 20.
gleich im Eingang über die Sitzung vom 10. Febru
das Datum vom 9. Februar trägt. Hier ist ein Versehen
redaktion zu vermuthen.

†) XXII. Br. A. Z. 26. Februar.

††) XXV. Brief vom 24. Febr. A. Z. 6. März.

hören wir: „Die Bischöfe von Bellay und Carcassonne*) (15. Februar) erklärten unumwunden, die Unfehlbarkeit solle proklamirt werden, schon darum, meinte jener, damit die gefährdete oder eigentlich gebrochene kirchliche Einheit wieder hergestellt werde. Die Ungeduld, der Verdruß, wie er höheren Ortes sich kundgab, ward immer auffallender. Manning äußerte**): es gebe nur ein einziges Mittel das Dogma noch aufzuhalten, und das bestehe darin, daß man der infallibilistischen, ein halbtausend Köpfe zählenden Mehrheit die Hälse abschneide. Natürlich riefen die zuhörenden Prälaten der Minderheit, wie Kaiser Karl V. auf dem Reichstag zu Augsburg, als Markgraf Georg von Brandenburg sich für eine andere Lehre den Kopf wollte abhauen lassen: Nicht Kopf ab!"

In der letzten Sitzung über dieses Thema am 22. Febr., in der auch drei deutsche Prälaten sprachen (wir vernehmen nichts von ihren Reden) soll der Bischof von Namur gegen die Angriffe auf das Brevier***) gesprochen und unter Anderem gesagt haben: wer sich ungünstig über es äußere, könne kein guter Christ seyn. Da Erzbischof Haynald von Colocza unter denen sich befand, die früher die jetzige Beschaffenheit des Breviers gerügt hatten, so ergriff er das Wort, um zunächst gegen Gravez zu bemerken, daß er in der Kritik des Breviers die Väter von Trient zu Vorgängern und auch die Päpste zu Mitschuldigen habe. Schon bei diesen Worten brach ein Sturm los, der sich noch mehrte, als der Redner gegen den Bischof von Bellay sagte, an der in der Kirche ausgebrochenen Uneinigkeit sei die Mehrheit mit ihren

*) Zwei „Sakristei-Naturen" heißen sie Ll. Br. A. Z. 8. Juni.

**) Wo? In der Sitzung? Die Verzeichnisse der betreffenden General-Congregationen führen ihn nicht auf.

***) Hier erhält der Leser eine Instruktion über das Brevier und eine Vorlesung über die abgeschafften besseren Breviere der französischen Kirche und die Mängel des Breviarium Romanum.

Anträgen auf neue Dogmen ſchuld; es wäre viel beſſer, wenn die Häupter der Kirche, ſtatt neue Lehren hinzuzuthun, ſich auf die Bewahrung der alten in ihrer Reinheit beſchränkten; die Kirche habe ſich bei der alten Lehre glücklich befunden*). Bei dieſem Angriff auf das Unfehlbarkeits-Projekt in der Aula brauste der Sturm noch ſtärker auf und nun ergriff Capalti (der ſonſt nichts Anderes zu thun zu haben ſcheint) die Glocke des (erſten) Präſidenten de Angelis, ſchellte gewaltig und erklärte, daß er dem Redner das Wort entziehe (Taceas et ab ambone descendas, rief er aus). Als Haynald dennoch fortfuhr, brach ein wüſtes Geſchrei von Seite der Mehrheit los. Der Erzbiſchof von Colocza ſtieg endlich herab und die Aufregung war ſo groß, daß die Sitzung geſchloſſen werden mußte und die nächſte bis nach dem 2. März vertagt wurde**). Freilich gab es zu dieſer Vertagung noch andere, ſpäter uns ſich darbietende Gründe als die wegen der Aeußerung Haynald's und ſeines ganzen Benehmens entſtandene Aufregung. Ein Sturm konnte nicht ausbleiben; aber jetzt mußte der Gegenſatz zwiſchen Mehrheit und Minderheit ſich viel ſchroffer geſtalten. Daß es ſo kam, fällt auch nach den Berichten unſeres Kritikers den Provokationen einzelner Oppoſitionsbiſchöfe zur Laſt.

Die andere Gefahr der Minderheit, die wir oben erwähnten, die der Majoriſirung, ward von dieſer noch weit ernſtlicher in Betracht genommen, als die der Ueberliſtung, weit mehr aber noch von den Urhebern der Concilsbriefe, die gegen ſie Vernunft und Kirchengeſchichte, Preſſe und Diplomatie, ja Hölle und Himmel aufgeboten haben. Am 6. Febr. ward eine Majoriſirung der vereinigten deutſchen, franzöſiſchen und nordamerikaniſchen Biſchöfe (keineswegs der Totalität des Epiſcopates dieſer Länder) durch die wie Ein

*) Daß die Angaben des Berichterſtatters in allen Stücken die Rede Haynald's genau referiren, dafür übernehmen wir keinerlei Bürgſchaft.

**) XXV. und XXVI. Br. A. Z. 6. und 7. März.

Rom nach päpſtlichem Winke (nicht nach ihrem Gewiſſen) ſtimmende Phalanx der fünfhundert Köpfe als drohend ſignaliſirt und zugleich erklärt, daß ſie unkirchlich, zu einer nationalen Verbitterung führend, ein Bruch mit der kirchlichen Vergangenheit und der conciliariſchen Praxis ſei*). Schon früher war hervorgehoben worden, die Oppoſition habe einen univerſellen, die verſchiedenſten Nationalitäten umfaſſenden Charakter erhalten, wornach es kaum möglich ſei, durch die Kopfzahl der Köpfe zu entſcheiden**); dogmatiſche Beſchlüſſe müßten doch wenigſtens mit einer nahe an Einſtimmigkeit grenzenden Majorität gefaßt werden, wie ſelbſt der Jeſuit Ratisbon anerkannt habe***). Würde aber dieſer noch zu Trient feſtgehaltene†) Grundſatz beſeitigt, der Widerſtand der Oppoſition gebrochen und nutzlos gemacht, ſo würde ein ſolcher Sieg der curialiſtiſchen Partei alle anderen Errungenſchaften an Gewicht und Werth übertreffen. Mit dieſer Frage ſcheine das Concil an einem ernſten Wendepunkt angelangt††).

Dieſe Majoriſirung ward zwar nicht faktiſch, aber principiell entſchieden durch die revidirte oder „verſchärfte“ Geſchäftsordnung vom 22. Februar†††), zu der wir uns nun zu wenden haben. So viel aber ſteht durch die Vorgänge der drei erſten Concilmonate, in denen keinerlei Beſchluß zu Stande kam, feſt, daß die Biſchöfe nicht einfach Ja zu ſagen, ſondern ihre Bedenken und Anſichten vorzutragen volle Freiheit hatten — eine Freiheit, deren Mißbrauch durch Einzelne nur um ſo mehr ihr Vorhandenſeyn bewies.

---

*) XVIII. Br. A. Z. 15. Februar.

**) XIV. Br. v. 2. Febr. A. Z. 10. Febr.

***) X. Br. v. 15. Jan. A. Z. 26. Jan., wo auf die Etudes religieuses. Paris 1868 p. 26 verwieſen wird.

†) XVIII. XXVIII. Br. A. Z. 15. Febr. 18. März.

††) XV. Br. A. Z. 11. Febr.

†††) XXXII. Br. A. Z. 2. April.

IX.

Die moderne Geldwirthschaft in ihren Wechselbeziehungen.

Unsere Zeit producirt sich als die eigentliche Periode der Trennung jener großen öffentlichen Interessen, welche eine frühere Zeit eng verbunden und miteinander vermischt habe. Staat und Kirche, Gesellschaft und Staat sollen von einander getrennt, volkswirthschaftliche und politische Fragen sorglich auseinander gehalten werden. So lautet das Schlagwort. Thatsächlich und in Wahrheit waren die Wechselbeziehungen zwischen allen diesen Gebieten des öffentlichen Lebens nie enger, die gleichzeitige Umwälzung in den wirthschaftlichen, religiösen und politischen Zuständen nie augenscheinlicher. Die centrale Macht aber welche das Leben der Völker beherrscht, ist allerdings eine neue: es ist mit Einem Wort die Börse.

In einem frühern Aufsatze*) haben wir die Finanzwirthschaft des zweiten Kaiserreichs in Frankreich zu schildern versucht. Heute wollen wir mit Oesterreich beginnen, wo sich die Dinge mit einer Raschheit entwickelt haben, welche gerade deren Zusammenhang und geheime Triebfedern am leichtesten sichtbar werden lassen mußte. Die unter dem Ein-

*) Band 61. S. 710 ff.

[redacted] einer an Zügellosigkeit unübertroffenen Presse eingeleitete Neue Aera stürzte sich mit einer noch nie dagewesenen Hast und Wuth in alle möglichen Unternehmungen auf dem materiellen Gebiete des öffentlichen Lebens. Die seit Jahren in umfassendster Weise betriebene Concordats- und Pfaffenhetze hatte die Geister so sehr in Aufregung und Ueberspannung hineingebracht, sie so willenlos den Winken der klerikalen Häuptlinge überantwortet, daß die Leitenden nun vor keinem Wagniß mehr zurückzuschrecken brauchten. Man hatte es so weit gebracht dem „intelligenten Publikum" steif und fest einzureden, das Concordat sei die einzige Ursache aller vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Uebel und Unannehmlichkeiten Oesterreichs. Und indem man fortwährend von Trennung zwischen Religion und Politik perorirte, wurde so die religiöse oder vielmehr die Concordatsfrage zum Angelpunkt um den sich die ganze öffentliche Thätigkeit und Aufmerksamkeit drehte. Vollkommen dem entsprechend mußte nun auch die Annahme der sogenannten interconfessionellen Gesetze durch den Reichsrath von der zeitungsgläubigen Menschheit als die sichere Bürgschaft einer glänzenden Zukunft begrüßt werden. Die Fortschrittsbegeisterung gelangte zur Siedehitze, und es war somit der Augenblick gekommen, wo die Leiter und Treiber der Bewegung, unter Vorspiegelung dieser zu verwirklichenden Zukunft, ihre längst beabsichtigten Pläne ausführen konnten.

Das durch sie von den freilich nie gefühlten Fesseln des Concordats befreite Volk begrüßte sie als Helden, trug ihnen ein blindes, fabelhaftes Vertrauen entgegen. Die „gebildete" Menschheit glaubte im Ernste, das Concordat habe den Aufschwung des Wohlstandes und den gesunden Unternehmungsgeist niedergehalten, und daß den heldenmüthigen Ueberwindern jenes finstern Phantoms selbstverständlich die Aufgabe zufallen sei die Scharten auszuwetzen. Das Publikum war in diejenige Stimmung hineingerathen, wo die Führer es als „politisch reif" zu erklären pflegen und wo für sie die Ernte ihrer langjährigen Aussaat beginnt. Es war bereit

auf alle Forderungen des fortgeschrittenen Jahrhunderts blindlings einzugehen.

Die natürlich nur für das allgemeine Wohl sich opfernden Ritter der Neuen Aera gaben nun auch in uneigennützigster Weise Gelegenheit, um an der humanen und wirthschaftlichen Wiedergeburt Oesterreichs mitzuwirken und das Versäumte in kürzester Zeit nachzuholen. Die menschenfreundlichsten und dabei vielversprechendsten Unternehmungen schossen gleich Pilzen aus der Erde hervor. Noch nie, seit Law und der Pereire-Rothschild-Mires'schen Periode, verstieg sich der Unternehmungsgeist zu solchen für den gewöhnlichen Sterblichen unbegreiflichen Höhen empor als in Oesterreich unmittelbar nach der Veröffentlichung der gegen das Concordat gerichteten Gesetze. Der gewohnheitsmäßige Liberalismus war nun in Taumel und völlige Besinnungslosigkeit übergegangen. Den Leitern folgend stürzte sich der ganze Troß der Gebildeten und das vom Fortschritt angesteckte Volk kopfüber in Unternehmungen, deren vollständigste Lebensunfähigkeit auch dem blödesten Verstande hätte auffallen müssen. Ein unverdächtiges liberales Blatt konnte sagen, daß selbst eine unterirdische Eisenbahn von Wien nach Znaym oder eine Mondbank zahlende Gläubige oder Aktionäre gefunden haben würde, wenn nur der Versuch gewagt worden wäre. So überaus unsinnig waren die meisten der Unternehmungen um deren Aktien man sich förmlich schlug. Es war die modernste aller Krankheiten, das Gründungsfieber. Todtgeborne Anstalten verkauften ihre Aktien mit 10 bis 20 Procent Aufgeld. Die Banken wuchsen über Nacht aus dem Boden, mehrere Straßen hatten in jedem Haus eine neue Bank. Ein auf wenige Minuten abgerufener Geschäftsmann konnte in allem Ernste sagen: „benachrichtigen Sie mich telegraphisch von der Gründung der neuen Banken während meiner Abwesenheit." Die meisten, um nicht zu sagen alle diese Bank- und sonstigen Anstalten hatten aber keinen andern Zweck, keine andere Wirksamkeit als den Gründern und Verwaltungsräthen den sogenannten Gründergewinn, eigent-

lich den Rahm sammt der Milch, zu verschaffen. Alle Gründer sind reich, überreich geworden, alle Aktionäre haben ihr Geld verloren.

Die Summe, welche mittelst der Concordatshetze dem fortschrittseligen Volke in Oesterreich ohne jeglichen Entgelt aus der Tasche gespielt worden, beträgt nicht unter tausend Millionen Gulden. Das Gründungscapital der 1868 und 69 an die Börse gebrachten neuen Aktienunternehmungen übersteigt 1600 Millionen. Dazu die auswärtigen Anleihen und Geschäfte. Rechnet man das oft bis 60 Proc. betragende Aufgeld und die durch schwindelhafte Coursschwankungen der ältern Papiere hervorgebrachten Verluste, dann kommt die erstgenannte Summe so ziemlich heraus. Denn auch das in wirklichen und vernünftigen Geschäften angelegte Geld kann den Aktionären keinen Ertrag gewähren. Viele der neugegründeten Anstalten haben überhaupt nur an der Börse existirt.

Ein Beispiel von den wirklich zum Vollzug gekommenen Unternehmungen. Eine Ziegelei-Gesellschaft wurde mit sieben Millionen Gulden Aktiencapital gegründet, die mittelst des Aufgeldes den Aktionären auf 10 Millionen zu stehen kamen. Eine große Ziegelei wurde angekauft, indem man den Preis nach dem Ertrag zu 15 Procent capitalisirt berechnete. Im gewöhnlichen Leben stellt der Ertrag 5 Procent des Kaufwerthes der Fabriken, Ziegeleien u. s. w. dar. Der genannte Preis war also um das Dreifache zu hoch. Das Beste aber war, daß das Objekt nicht einmal betriebsfähig, da die ganze Einrichtung veraltet und unzweckmäßig war. Um das Werk konkurrenzfähig zu machen, mußten neue Maschinen und eine ganz neue Einrichtung geschaffen werden. Der Verwaltungsrath bestellte dieselben bei denjenigen Fabrikanten, welche ihm die größten Procente an der Bestellung zukommen ließen; also ein wahrer Diebstahl an dem Vermögen der Aktionäre. Die Maschinen, deren Preis auf diese Weise größtentheils in die Taschen der Verwaltungsräthe geflossen, erwiesen sich als unbrauchbar und mußten durch andere ersetzt werden. Kurz, die Herren Gründer haben mindestens 6 bis 7 Millionen

reinen Gewinn in der Tasche und schalten nach Belieben mit den Ziegeleien. Diejenigen, welche ihre Aktien mit klingender Münze bezahlt, haben keine Aussicht auf Zinsen. Wäre selbst ein kleiner Reinertrag möglich, dann würde er wiederum größtentheils in den Händen der Verwaltungsräthe bleiben. Der Hauptmacher bei diesem Geschäfte wurde seitdem, „aus Anerkennung seines langjährigen gemeinnützigen und humanitären Wirkens" in den Ritterstand erhoben.

Wie es unter der Neuen Aera mit der Vergebung öffentlicher Arbeiten zuging, erzählte Anfangs Dezember 1869 der Pesther „Neue freie Lloyd": „Eine französische Gesellschaft hatte die Entsumpfungsarbeiten der Save um 2,200,000 Gulden übernehmen wollen; man übertrug aber das Geschäft einem Consortium für 4½ Millionen. Dasselbe überließ die Sache unterm 19. Juni d. Jrs. an die Wiener Bauunternehmer Pelli und Picini, welche die Ausführung um 2,575,000 übernahmen; diese aber traten ihren Vertrag wieder an Radice und Compagnie ab für 2,240,250 fl. ab. Das Consortium verdiente also durch seine bloße Unterschrift 1,925,000, das zweite in gleicher Art und Weise 334,750 fl. und das letzte oder dritte wird wahrscheinlich ebenfalls nicht zu kurz kommen. So ist es keine Kunst schnell reich zu werden: aber die Steuerpflichtigen in letzter Instanz büßen dafür."

Zur selben Zeit, Ende 1869, trat die bekannte Minister-Krisis ein. Die Widerlegung der Nachricht von dem Rücktritt Giskra's wurde von der Börse mit einem tüchtigen Aufstrich begrüßt. Der sehr liberale „Wanderer" erklärte diese Erscheinung aus andern als politischen Gründen folgendermaßen: „Dieses Ministerium war es, welches den Börsen-Fürsten heuer durch die Nonchalance, die es dem Gründertreiben gegenüber an den Tag legte, zu den bekannten „guten Geschäften" verhalf; dieses Ministerium war es, welches Concessionen ertheilte und Statuten bewilligte, welche geschäftliche Ungeheuerlichkeiten enthalten; dieß Ministerium war es welches, anstatt wenigstens weiteren Folgen vorzubeugen und daher auf eine strikte Handhabung des Handelsgesetz-

buches bedacht zu seyn, gestattete daß die neuen Gesellschaften ohne Unterschied schon die Auszahlung von Zinsen für den 1. Januar ankündigten, und dieß Ministerium war es endlich, welches die Helden der dießjährigen Gründerepoche zur Belohnung für ihre Verdienste zu Verleihungen von Ritter- und Freiherrntiteln in Vorschlag brachte. Kann man sich darüber wundern, wenn dieselben Börsenfürsten, welche dem Ministerium zu so vielem Danke verpflichtet sind, die Courtoisie besitzen, das Gerücht von dem Sturze desselben mit einem Weichen und jenes von seinem Verbleiben mit einem Steigen der Curse zu illustriren? Es ist dieß wahrlich die geringste Artigkeit, welche das Ministerium von seinen Protektionskindern erwarten durfte."

Ueber die Gefälligkeiten von oben für die Gründer und Geschäftemacher ließe sich ein hübsches Buch schreiben, dessen Lesern keinerlei Zweifel über die Ursachen des stetigen Ausfalls im österreichischen Staatshaushalt belassen würde. Im Herbst 1869 hielt eine große Bahngesellschaft, deren Netz in einer andern als der südlichen Richtung sich erstreckt, ihre Generalversammlung in Wien. Der Vortragende berichtete, die Ausgabe eines Anleihens, welche die Direktion für Rechnung der Regierung besorge, trage der Gesellschaft, außer den selbstverständlichen Gebühren oder Rabatt, baare 3,200,000 Gulden ein, indem die betreffenden Obligationen mit 20 Proc. Aufgeld untergebracht seien. Nach gewöhnlichen Geschäfts- und Rechtsbegriffen hätte man glauben müssen, dieser Mehrwerth gehöre dem eigentlichen Verkäufer, der Regierung, und nicht dem Makler, der Bahngesellschaft. Doch das wäre die alte Ehrlichkeit, also ein durch den wirthschaftlichen Fortschritt überwundenes Vorurtheil. Da es Hauptpflicht des Staates ist, die Verdienste der Träger dieses Fortschritts durch passende Nationalbelohnungen auszuzeichnen, so mußten besagte 3,200,000 fl. der Gesellschaft zufallen. Unter allgemeinem Beifall wurde die Summe als „Geschäftsgewinn" erklärt und die Dividende damit bedeutend erhöht. Der die Interessen des Staates vertretende Commissär nickte beifällig.

In der gleichen Generalverſammlung wurden verſch
Beſchlüſſe gefaßt, durch deren Ausführung die Bahn
mein überlaſtet wird, ſo daß Ertragsfähigkeit und C
nicht mehr im Verhältniß ſtehen. Doch, der Staat ſt
ein für die Zinſen und ſo lange haben die Direktore
Verwaltungsräthe ſich um nichts anderes als um Geſ
machen zu kümmern. Beſagtes Bahnnetz ſoll aber zu
gewiſſen Zeit in den Beſitz des Staates übergehen, der
alle Aktien und Obligationen voll einzulöſen hat. Sei
des die Bahn benutzenden Publikums höchſtes Intereſſe
es alſo die ſchwindelhafte Belaſtung der Bahn zu ver
Doch wiederum nickte der Regierungscommiſſär beifälli
ſchien gar nicht zu wiſſen, um was es ſich handelte.
dem Uebergang der Bahn in den Beſitz des Staates
derſelbe entweder eine mit deren Werth in gar keinem
hältniſſe ſtehende Entſchädigungsſumme zu zahlen
oder er muß durch Herabſetzung der einzulöſenden
und Obligationen Tauſende von Familien um ihre
bringen. Die Geldleute aber, welche die Bahngeſell
leiten, werden weitere hübſche Millionen „verdient“
Dank dieſen offenbar unehrlichen Manipulationen zahl
ſagte Bahn fortwährend 8 bis 9 Proc. Dividende, i
Wirklichkeit ſollte ſie nicht die Hälfte geben.

Der Börſenſchwindel ließ die Religionshetze einige
in den Hintergrund treten; es bedurfte von dieſer Ingr
gerade nur ſoviel um das in der Geſchäftswuth befa
Volk darin zu erhalten. Erſt als das Publikum zu gew
anfing, es ſei gehörig geſchröpft worden und Dutzend
Verzweiflung über die erlittenen Verluſte ſich das
nahmen, ſollte es anders werden.

Das bezeichnendſte Opfer war ein mit hohen C
ſtellen am Kaiſerhof ausgezeichneter Edelmann, Graf
trowski. Der hohe Herr hatte den Adelſtolz ſo weit
läugnet, daß er in einen meiſt aus jüdiſchen Geldritter
ſtehenden Gründer- und Verwaltungsrath eintrat, der
hochgeachteten Namen als Köder für das leichtgläubige

likum trefflich verwerthete. Die Gründer machten einen unerhörten Gewinn, nur der Graf nicht. Er verlor sogar noch ungeheure Summen, sein ganzes Vermögen; man sprach von 600,000 Gulden bis zu einer Million, die es ihn kostete um all jenen Verbindlichkeiten nachzukommen, die er als Edelmann für selbstverständlich hielt, während seine Mit-Gründer ganz andere Begriffe hierüber hatten. Der zu Grunde gerichtete Graf entleibte sich, die andern Gründer fahren fort, ihren Gewinn zu vergrößern und es sich wohl seyn zu lassen. Das Gewissen ist für sie nur noch ein mittelalterliches Vorurtheil. Ein abschreckendes Beispiel für alle jene welche noch einen ehrlichen Familiennamen ererbt haben, sich ihrer socialen Pflichten mehr als je bewußt zu bleiben. Wenn es noch festgegliederte Stände gäbe, so müßte deren erste Pflicht seyn, alle ihre Mitglieder welche derartige Geschäfte machen, als ehrlos auszuschließen und sie der öffentlichen Verachtung zu überliefern. Dann würde jeder über die Sittlichkeit der Handlungen belehrt seyn, die täglich ungestraft an der Börse begangen werden.

Aber leider, gerade das Gegentheil ist an der Tagesordnung. Die Auserwählten der Landtage, die Abgeordneten des Reichsraths die sich so gern die Vertreter und die Edelsten des Volkes nennen, geben das verwerflichste Beispiel. Man wird in Oesterreich nicht selten Reichsrathsmitglied um als Mitgründer, Verwaltungsrath oder auf sonstige Weise in den Dienst der Börsenmänner zu treten und deren Interessen auf Kosten der steuerzahlenden Wähler zu vertheidigen. Jüngst behauptete ein Wiener Blatt, daß es (unter 216) keine 20 Mitglieder des Reichsrathes gebe, die nicht in solchen Verhältnissen befangen seien. Es besteht ein Markt der Abgeordneten. Die großen Unternehmungen wählen sich die bestbesten Parteiführer, die Kammerlöwen aus; die kleineren Geschäftmacher müssen sich unter den übrigen ihre Helfershelfer aussuchen. Dieß hindert aber nicht, daß sich alle Reichsrathsmitglieder als Sittenrichter, als Wächter des Gesetzes, als Vertheidiger der Volksinteressen geberden. Mancher

wort- und einflußreiche Abgeordnete erhält Hunderttausende, um einer Aktiengesellschaft eine Concession oder eine Zinsgarantie zu verschaffen, welche die Börsenhelden um einige Millionen auf Kosten der Steuerzahler bereichert. Natürlich daß ein solcher Abgeordneter sich in der Jesuiten- und Nonnenhetze tapfer bewährt. Für ein Börsenunternehmen ist ein Abgeordneter um so nützlicher, je weidlicher er über Kirche und Papst, Pfaffen, Finsterlinge und sonstige Feinde des wirthschaftlichen Aufschwungs loszuziehen versteht. Nach jeder Verdonnerung der Art steigen die Aktien der von ihm vertretenen Gesellschaften. Man beobachte die Taktik gewisser Volksvertreter und man wird dieß in allen Einzelnheiten bestätigt finden.

Da alle an der Wiener Börse aufgekommenen Unternehmungen vom Ursprung an schwindlerisch waren, konnte die allgemeine Enttäuschung schließlich nicht ausbleiben. Im Herbste 1869 fielen die Papierchen innerhalb weniger Wochen um Hunderte von Procenten. Die Verluste für das simple Volk waren ungeheuer und vernichteten die wirthschaftlichen Vortheile der ungewöhnlichen Getreide-Ausfuhr der letzten Jahre. Aber auch viele Preller sahen sich hinsichtlich des Umfanges der Beute in ihren Hoffnungen getäuscht. So erfolgte der berüchtigte Schiff-Scharf'sche Prozeß, durch den die ganze Nichtswürdigkeit und Ehrlosigkeit der herrschenden Geschäftemacher zu Tage kam.

Der Beklagte war in zwei Jahren aus einem armen Schlucker zum vielfachen Millionär und natürlich auch Ritter verschiedener Orden geworden. Unter andern hatte er auch die Aktien der von ihm mitgegründeten und geleiteten Bank contreminirt, d. h. mit allen Mitteln auf deren Fallen hingearbeitet, natürlich um für sich einen größern Gewinn auf Kosten der Aktionäre herauszuschlagen, die ihm ihr Vertrauen geschenkt. Im gewöhnlichen Leben ist eine solche Handlungsweise ein mit schweren Strafen belegtes, entehrendes Verbrechen. Ein anderer jüdischer Börsengeier aber, der seiner Verdienste halber mit der Adelspartikel und „hohen Orden"

ausgezeichnet worden, erklärte zur großen Verwunderung des in wirthschaftlichen Vorurtheilen befangenen Publikums öffentlich vor dem Richter, daß dieß an der Börse hergebracht sei und von Jedem gethan werde. Alle andern mit „von" und Orden ausgestatteten, meist jüdischen Börsianer, die als Zeugen in diesem Prozesse auftraten, empörten die Zuhörer und Zeitungsleser durch die gleiche Schamlosigkeit mit der sie die nichtswürdigsten Streiche als etwas Selbstverständliches, als ordentliches „Geschäft" darstellten.

Der Eindruck war ein ungeheurer, die Entrüstung allgemein. Es mußte nun um jeden Preis eine außerordentliche Einwirkung auf die Oeffentlichkeit versucht werden, damit die öffentliche Aufmerksamkeit abgelenkt und das erwachende Volksgewissen wieder betäubt und eingeschläfert werde. Das alte Mittel mußte in verbesserter Auflage seinen Dienst thun. Man erfand die Barbara-Ubrykgeschichte. Ganz bezeichnend ist es daß, bevor selbst die Behörde von der Sache etwas wußte, die erste Nachricht über die irrsinnige Nonne gerade in demjenigen Wiener Blatte erschien, das besonders stark an den Börsengeschäften betheiligt ist. Der Zusammenhang könnte nicht besser bezeugt werden. Der wüste Lärm der sich nun Monate lang durch ganz Europa, ja durch die ganze vom Zeitungspapier bestrichene Welt erhob, täuschte das Volk auf's Neue. Die Ausplünderungen der Börsianer wurden vergessen, da man nur noch die eingemauerte Nonne auf der Bühne sah. Selbst gewisse Minister, die sich in finanzieller und politischer Hinsicht verwickelt hatten, konnten sich durch diesen Lärm und die von ihnen benöthigten Maßregeln noch einige Zeit auf ihren Posten erhalten.

Auch auf andere Weise leidet das Volk durch die mittelst des Finanzschwindels herbeigeführte Centralisation der Geldmittel. Im Dezember 1849 schrieb die „Neue freie Presse" über die Ursachen der Fleischtheuerung in Wien: „Offen herausgesagt, es sind die eigenthümlichen, nirgends in der Welt in so grellem Maßstab auftretenden Verhältnisse des Fleischhandels, der ein Monopol in den Händen der Klugen

ist, welche hauptsächlich die Schuld daran tragen, daß der Centner in Oswiecim mit 17 und 19 Gulden gehandelt wird und das Pfund in Wien 36 Kreuzer kostet." Der „Volksfreund" bemerkt dazu mit großem Recht: „Um vollständig zu seyn, müßte man sagen, daß das Monopol des Fleischhandels im Besitz einer jüdischen Coterie ist, die durch ihre colossalen Verbindungen, festes Zusammenhalten und rücksichtsloses Vorgehen jede Concurrenz unmöglich macht. An diesen Kern der Frage rühren unsere Tagesblätter freilich mit keinem Finger." Dafür vertreten sie ja die Interessen des Volkes gegenüber den Uebergriffen der Hierarchie, für eingemauerte Nonnen u. s. w.

Daß ähnliche Verhältnisse hinsichtlich der nothwendigsten Bedürfnisse überhaupt, namentlich des Brodes, einwirkend seyn müssen, ist unter den gegebenen Umständen selbstverständlich. Die allgemeine Verschlimmerung des wirthschaftlichen Zustandes im Volke muß nothwendig stets Fortschritte machen; wäre die sociale Frage nicht schon vorhanden, dann würde sie durch das jetzige Finanzwesen geschaffen werden. Die innere Wechselwirkung konnte sich auch nicht treffender offenbaren, als durch die socialistische Arbeiterbewegung, welche sich gleichzeitig mit der Börsenperiode der Neuen Aera in so überraschender Weise zu Wien entwickelte.

Ganz vortrefflich wurde das Börsentreiben während der Fastnachtszeit auf dem Narrenabend des Wiener Männer-Gesangs-Vereins geschildert. Die Sache ist so sachgemäß natürlich und lehrreich, daß ein Auszug aus dem Berichte der Blätter hier am Platze ist. Schon am Vorabend des Festes erhielten Bevorzugte eine Betheiligung mit Aktien der „Ersten ausschl. priv. Narrenbank" zugeschickt, welche den Text der nachfolgenden Vorstellung lieferte. Die Aktien waren den gewöhnlichen Aktien täuschend nachgemacht, reich ausgestattet und trugen nur zum Unterschiede von andern auf der innern Seite die Uebersetzung des Wortlautes in hebräischer Sprache. Mit riesigen Stössen dieser Werthpapiere ausgerüstet, hielten die Gründer der Bank den Einzug in den Saal. Es war der

Exemplar groß, als diese Halb-, Viertel- und Achtel-Juden, [illegible] die es seyn konnten oder werden wollten, hereinströmten, voran ihre Machthaber, die großen Börsianer vor [illegible] Herrn, die gewaltigen Geldfürsten, welche die Börse [illegible] oder sie heben, alle in täuschenden Porträt-[illegible], vom Ritter v. A. angefangen bis zum v. Z., hinter [illegible] einige Ritter von der traurigen Gestalt, welche etwas [illegible] den echten Rittern erschnappen wollten. Beim Emissions-[illegible], zu welchem ein Winkel des Saales umgestaltet war, [illegible] es stürmisch zu, man war dort seines Lebens nicht [illegible], und noch ärger ging es dann auf der Börse zu. Wenn [illegible] Erklärungszeit die große Börsensturmglocke durch den [illegible] heulte, konnte sie das Mit- Noch-Geschrei aller der [illegible] nicht übertönen, aber alsbald heulten die [illegible] doch noch ärger, als das plötzliche Fallen eintrat. [illegible] Schlusse hängte sich ein am stärksten betrogener Aktionär [illegible] abschreckendes Beispiel für alle unklugen und gewinn-[illegible] Aktionäre auf, so daß er mausetodt herumbaumelte. [illegible] aber kamen neue Papiere auf dem Markt, die Unions-[illegible] deren Aktien auf Leinwand gedruckt waren, vom letzten [illegible], das man den Aktionären ausgezogen, und die Kauflust [illegible] noch stärker und noch viel närrischer als zuvor!

Ein Wiener Blatt, der „Floh“ (der Name ist für die [illegible] der österreichischen Hauptstadt so bezeichnend, daß [illegible] sich schon aller Erläuterung überhebt), deutet in drastischer [illegible] auf den Antheil der Juden an dem Börsentreiben. [illegible] wäre aber überhaupt eine sehr dankbare und verdienstliche [illegible] für Witzblätter und Bühnendichter das moderne [illegible] Judenthum sich zum Vorwurf zu nehmen. Sie könnten [illegible] einigermaßen das viele Schlimme ausgleichen, das [illegible] täglich durch ihre zotigen Witze und Stücke, durch ihre [illegible] Leugnung aller Grundsätze verursachen. Freilich dürften [illegible] Presse und Bühne nicht mehr in fast ausschließlichem [illegible] der Bourgeoisie und der ihr dienstbaren Regierungen [illegible] welche lieber Religion und Sittlichkeit vogelfrei seyn [illegible]. Nichts kann übrigens die moderne Kastenherrschaft

über den Staat treffender zeichnen, als die paar Z
welche wir einem vom 22. März 1870 aus Wien a
A. Allg. Zeitung gerichteten Briefe entnehmen: „Das ist
Wien, das ist Neu-Oesterreich; eine Kaserne und ein O
haus, welche viele Millionen verschlungen haben, P
der „Finanzbarone“ und daneben ein hölzernes Parlam
haus und eine Universität, welche seit länger als 20 J
ohne Obdach ist.“

Die Völker sind dazu da um von den Geldmä
ausgebeutet zu werden, um Steuern zu zahlen, dami
Staat für betrügerische Aktienunternehmer die Zinse
bürge, und um ihre Kinder herzugeben, damit sie als
daten die Schätze eben dieser Geldleute hüten oder als
lerinen, Tänzerinen und Dirnen denselben zur Erlu
dienen. Der moderne Staat ist ein großes von den
Helden geleitetes und ausgebeutetes Zucht- und Arbeits
Schulzwang, Gewissenszwang, Steuerzwang, Militärz
Gerichtszwang: ein Theil der Einwohner ist damit besch
den andern zu zwingen und zu maßregeln und ober
auszubeuten. Freiheit für alle Zügellosigkeiten, Zwan
Ausschließung für die Ueberzeugungen und Anstalten, n
zu dem System nicht stimmen.

Die gefährlichsten Unternehmungen sind fast ste
internationalen, bei denen ein Consortium (der N
sagt genug) zusammentritt um durch schlaue Anpreisu
wobei die Nachrichten von auswärtigen Börsen eine
Rolle spielen, die Gewinnsucht auf's Aeußerste aufzu
Ueber solch ein Unternehmen bemerkt der „Oesterreic
Oeconomist“, März 1870: „Eine der frechsten Provokat
der öffentlichen Meinung, eines der schamlosesten Atte
auf die Moral, welche neuerdings versucht worden, tri
den nächsten Tagen an das Licht. Auf 28 Börsenpl
Europa's werden die türkischen Bahnschwindelobligatione
Zeichnung aufgelegt. Die französische Regierung hat es
ihrer Würde, mit der Verpflichtung zur Wahrung des ö
lichen Anstandes nicht vereinbar gehalten, die Subscri

an irgend einem französischen Platze zu gestatten; ebenso-wenig erlaubt die belgische Regierung die Ausgabe; von dem englischen Markt ist selbstverständlich nicht die Rede. Die österreichische und zwar die cisleithanische Regierung — denn in Ungarn darf die Anleihe ebenfalls nicht aufgelegt werden — hat nicht geglaubt, solche Rücksichten nöthig zu haben, trotz allem dem was ihr bereits gesagt worden ist, trotz allen Warnungen und Berufungen auf „„das was sich schickt““, und „„was sich nicht schickt.““ Hätte nicht der Finanzminister noch wenigstens durch das Verbot der Börsen-notirung das Aeußerste abgewendet, so wäre die Ehre der österreichischen Regierung in ernstlicher Weise blosgegeben.“

„Dem Unternehmen fehlt jede sichere Grundlage, jede Bedingung wirthschaftlichen Gedeihens. Ein in Auflösung begriffenes Reich unter einer bankerotten Regierung, die ihren eigenen Beamten und Soldaten regelmäßig den Sold schuldig bleibt, ohne finanzielle Hülfsmittel irgend welcher Art, „„garantirt““ den Subscribenten die Rückzahlung eines Capitals von 792 Millionen an Stelle der 281 Millionen, welche es wirklich empfängt; die Ertragsfähigkeit der Bahn-linien wird „„sichergestellt““ durch eine Ausfuhr, in welchem die als Zehnten gezahlten Körner, Schafe und Schweine den Hauptposten bilden, und durch eine Einfuhr von Artikeln für die Culturbedürfnisse von Arnauten, Albanesen, Bosniaken, Kurden und ähnlichen hochgebildeten Völkern — Aus- und Ein-fuhr zusammen ungefähr der vierte Theil des belgischen Handels-verkehrs. Die Bahnen sollen Länder durchschneiden, deren Bewohner durch Beruf, Neigung und Gewohnheit mehr für die Beraubung, als für die Befrachtung der Züge geeignet erscheinen, und sollen in einer Zeit gebaut werden, in welcher die Beraubung obendrein als ein politisch-national verdienst-liches Werk angesehen werden wird. Das sind die Garantien für dieses gepriesene Geschäft. Die Unternehmer selbst bieten nicht die allergeringste Sicherstellung; sie versprechen solche nicht einmal. Wann und wie die Bahnen, und ob sie über-haupt gebaut, ob Zinsen und Capital rechtzeitig oder über-

haupt zurückbezahlt werden, dafür übernehmen sie kein Verantwortung, das können die glücklichen Aktionäre mit türkischen Regierung direkt abmachen."

„Die Unternehmer haben aber an dem Bau der Bah auch gar kein Interesse; denn da sie ihre Provision vo einstreichen, so ist es ihnen ganz gleichgültig, ob die Bah vollendet, ja ob sie auch nur angefangen werden; sie g ihnen gerade so viel wie Bahnen auf den Südseeinseln nach dem Monde, für welche sie mit derselben Bereitwilli die Obligationen ausgeben würden, falls auf deren Abn zu rechnen wäre. Somit handelt es sich bei dem ga „„Geschäfte"", wie es heute vorliegt, nicht um den türkischer oder irgend welcher Bahnen überhaupt, son alleiniger Zweck desselben ist: 450 Millionen Franken den Taschen Leichtgläubiger herauszulocken, um davon 50 60 Millionen in die Taschen geriebener Unternehmer hi zuprakticiren." U. s. w.

Nun ist es Thatsache, daß der Hauptunternehme türkischen Anleihe ein von Oesterreich mit dem Baro versehener Jude ist. Man sagte sogar, daß die Baronis kurz vorher eben zu dem Zwecke erfolgt sei, um dem U nehmer mehr Zutrauen zu gewinnen. Eine Wiener Zei war übrigens verständig genug bei dieser Gelegenheit d hinzuweisen, daß Oesterreich sich die für seine Stellun der Donau so wichtigen rumänischen Bahnen habe ent lassen. Hätte Oesterreich überhaupt gesunde Finanzver nisse, dann hätte es in dieses türkische Bahngeschäft sic und fördernd eintreten können, ja müssen. Denn werde türkischen Bahnen nicht gebaut und behält der Kaiser nicht eine gewisse Einwirkung auf die Frage, dann lö Preußen, Rußland und Rumänien die ihrigen um so l bei der künftigen Lösung der orientalischen Frage beni Nicht umsonst haben diese Staaten Oesterreich und die T mit einem vielfachen Schienennetz umspannt.

(Fortsetzung folgt.)

X.

Dalmatiner-Briefe.

IV.

Die Klein-Industrie. — „Es ist ein Glück, daß Dalmatien keine Universität hat." — Unsere Töchterschulen. — Die Journalistik und die Parteien in Dalmatien. — Die Auswüchse des politischen Parteiwesens. — Das Räthsel der „Calle larga." — Die Theater. — Die geselligen Vereine.

Auf den ersten Blick gewahren wir, daß die Kaufläden von Zara uns keinen Stoff zu anregenden Betrachtungen geben. Da ist Alles in so bedauerlicher Aermlichkeit wie kaum beim Krämer der deutschen Marktflecken. Wohl ist es eigentlich kaum anders zu erwarten in einem Lande, das noch außerhalb des Verkehres der civilisirten Welt steht. Aber auch der Mangel alles Gewerbsfleisses, die größte Indolenz, die primitivste Unbeholfenheit werden da bemerkbar. Es würde gar zu weit führen, wollte man in's Detail gehen: es genügen die gemachten Andeutungen.

Die einheimische Industrie liegt vollständig darnieder. Trotz der hohen Frachtspesen und der Einfuhrzölle vermögen unsere Industriellen noch immer nicht mit den österreichischen Binnenländern zu concurriren, eben wegen des Mangels an Fleiß und Intelligenz. Speciell in Zara sind nur zwei Industrie-Zweige in schwunghafterem Betriebe, nämlich die

Erzeugung von Rosoglio, welche zahlreiche Industrielle beschäftigt, und jene der für die Rosoglio-Fabrikanten nöthigen Glasflaschen, welche in einer erst 1869 auf Aktien gegründeten Fabrik betrieben wird. Der Zaratiner Rosoglio ist wegen seines feinen Wohlgeschmackes weit und breit berühmt; große Mengen davon gehen in's Ausland, auch in ferne Welttheile. Nur in Oesterreich kann er wenig Absatz finden wegen der hohen Zölle. Man wird sich nämlich erinnern, daß Dalmatien für sich allein ein abgeschlossenes Zollgebiet bildet. Ein Kistchen mit 12 Flaschen Rosoglio, das in Zara nur 7 fl. 20 kr. ö. W. kostet, kommt loco Wien mit Fracht und Zoll auf mehr denn 20 fl. zu stehen! Wie kann da ein Erwerbszweig prosperiren?

Wenn wir an dieser Stelle dazu noch der Weidencultur und Leder-Gerberei Erwähnung thun, so haben wir damit schon alle Industrie-Zweige genannt, welche in Dalmatien überhaupt noch mit einigem Erfolge betrieben werden. Die Salzgewinnung, welche allerdings sehr einträglich werden könnte, und der Tabakbau, für den Dalmatien einige ganz vorzüglich geeignete Bodenstriche besitzt, sind als Monopole in den Händen des Aerars.

In der „Calle larga" gewahren wir auch die zwei Buchhandlungen der Stadt, welche fast ausschließlich italienische und slavische Preß-Erzeugnisse am Lager führen, und mit den Artikeln der „k. k. Schulbücher-Verschleiß-Administration", Schreib-Materialien und ordinären Bildern ungleich mehr Geschäfte machen als mit gelehrter, classischer oder belletristischer Waare. Und doch ist Zara der Hauptsitz der Intelligenz im Lande. Es ist nicht die Schuld der beiden Buchhändler, wenn sie mit letzteren Artikeln allein sich nicht einmal das trockene Brod erwerben könnten; es ist aber auch nicht ihr Verdienst, wenn es trotz alledem in Dalmatien doch noch einen hübschen Kreis von Männern gibt, die mitten im geistigen Leben der europäischen Civilisation stehen und von keiner der großen Fragen, welche die Menschheit bewegen, un-

berührt bleiben. Wir haben an anderem Orte bemerkt, Dalmatien könne von Glück ſagen, daß es keine Univerſität habe, und wir verſichern dieß nochmals an dieſer Stelle. Beſtünde hier eine Hochſchule, ſo würde gewiß auch an ihr ſich das kleinſtädtiſche und zopfige Weſen einniſten, das hier alle Verhältniſſe durchdringt; auch an ihr würden die dalmatiniſchen Kirchthurmpartei-Agitationen, die ſich überall breit machen, eine neue Brutſtätte finden, gewiß nur zum Nachtheile der Wiſſenſchaft; auch an die Univerſität würden ſich die leidigen Slaviſirungs-Verſuche hinanwagen, obſchon das ſlaviſche Idiom, das hier geſprochen wird, nicht einmal dem Unterrichte in den Mittelſchulen gewachſen iſt, geſchweige der Pflege der Wiſſenſchaft. — Als vor wenigen Jahren ein ruſſiſches Kriegsſchiff die dalmatiniſchen Gewäſſer bereiste, da nahm man an allen Stationen mit großem Staunen wahr, wie correkt und geläufig die ruſſiſchen Offiziere deutſch ſprachen. „Wir werden in einer kaiſerlichen Akademie zu Petersburg gebildet", ſo lautete die Aufklärung, „und die meiſten Gegenſtände läßt man uns in deutſcher Sprache vortragen, weil die ruſſiſche noch zu arm iſt." Aber glaubt man, daß unſere ſlaviſchen Nationalen — durchgehends weit ruſſiſcher geſtimmt als die Ruſſen ſelbſt — ſich zu einem ähnlichen Eingeſtändniß bequemen würden? Für ſie ſteht ihr ſlaviſches Idiom ebenbürtig da neben allen Weltſprachen, und mit Feuer und Schwert möchten ſie ihm die Anerkennung dieſer Ebenbürtigkeit erzwingen. Weil wir keine Univerſität haben, ſo müſſen unſere Studirenden an fremde Hochſchulen pilgern, früher nach Padua, jetzt größtentheils nach Graz, wo dermalen etwa 70 dalmatiniſche Jünglinge inſcribirt ſind, und wo Gelegenheit geboten iſt an allen Fakultäten die Prüfungen auch in italieniſcher Sprache abzulegen. Von der Univerſität kehren ſie heim mit erweiterten Geſichtskreiſen, weltläufigen Manieren, größtentheils befreit von den heimiſchen Partei- und Racen-Vorurtheilen, und die vier bis fünf Jahre des Univerſitäts-Lebens bleiben meiſt

entscheidend für die ganze künftige Lebensrichtung. Die wohlthätige Einwirkung auf die Umgebung, welche von diesen „studirten Leuten" ausgeht, darf bei unseren gesellschaftlichen Zuständen nicht all zu gering angeschlagen werden, wenn sie auch nicht tief in die Gesellschaft einzudringen vermag. — Das (achtclassige) Gymnasium und die Ober-Realschule in Zara sind, entsprechend der fast ausschließlich italienisch redenden Bevölkerung, ganz italienisch organisirt, doch wird dem Studium der slavischen Sprache große Aufmerksamkeit zugewendet. Leider sind an beiden Anstalten auch einige Männer thätig, die nicht einmal den Unterricht zarter Knaben und unreifer Jünglinge von der Bethätigung ihres Partei- und Nationalitäten-Fanatismus rein zu erhalten vermögen. Das ist auch die Hauptursache, warum viele einsichtsvollere und vermöglichere Eltern ihre Knaben, schon wenn sie in die Mittelschule treten, nach Triest oder Graz oder gar in Pensionate der Schweiz und Italiens schicken*).

Von den Volksschulen Zara's und der Städte überhaupt ist nichts Besonderes zu erwähnen. Daß die Schulen auf dem Lande sehr dünn gesäet sind und auch sehr schlecht, versteht sich fast von selbst, nach Allem was wir über unsere guten Landleute gesagt haben.

Nur noch ein Wort über die Töchterschulen in den Städten, und zwar über diejenigen, an denen die Töchter

*) Es ist gewiß charakteristisch, daß auch Führer der sogenannten slavischen National-Partei ihre eigenen Söhne nicht an den Segnungen des slavischen Unterrichtes theilnehmen lassen wollen. Einer von ihnen, im Distrikte von Cattaro zu Hause, läßt sein Söhnlein nicht am slavischen Gymnasium in Cattaro, sondern am italienischen in Zara studiren; ein Anderer, ebenfalls in den Bocche wohnhaft, schickt seinen Knaben nicht einmal nach Zara, wo das Slavische noch obligater Lehrgegenstand ist, sondern — nach Venedig! Am Gymnasium von Sebenico, das erst im J. 1869 slavisirt wurde, ist der erste Jahrgang mit zwei, sage zwei Schülern eröffnet worden!

der ſogenannten gebildeten Stände unterrichtet werden. Wir finden da ein äußerſt trauriges Bild, das aber inſoferne belehrend iſt, als es uns manche Erſcheinungen unſeres geſellſchaftlichen Lebens erklärt. Ich wiederhole, daß ich von den erſten Anſtalten dieſer Art in den Städten Dalmatiens ſpreche. Da finden wir eine Direktrice, zugleich einzige Lehrerin, welche man vermöge ihrer Bildung und ihres Wiſſens in jeder Stadt Italiens oder Deutſchlands ſchleunigſt ſelbſt noch als Schülerin zur Schule ſchicken würde. Zur Vervollſtändigung des Perſonals hält ſie vielleicht eine „Aſſiſtente", einen altklugen Backfiſch von 13 bis 14 Jahren, der ſelbſt nichts kann als Leſen und Schreiben, aber in weiblichen Handarbeiten ziemliche Fertigkeit beſitzt. Unter dieſer Aufſicht ſitzen die Mädchen von vier oder fünf Jahren aufwärts (in manchen Schulen auch ſchon vom dritten Jahre an) bis zum Alter von fünfzehn oder ſechszehn Jahren, alle gemeinſchaftlich in einem Zimmer. Da lernen ſie Leſen und Rechnen, vom Schreiben, Sprachlehre und Rechtſchreibung ſo viel oder ſo wenig, daß ſie nothdürftig etwa einen Brief zu Stande bringen können, vielleicht etwas beſſer als in Deutſchland eine Köchin, und ziemlich gut Nähen. Die kleineren Kinder haben den ganzen Tag über den Strickſtrumpf wenigſtens in der Hand, die größeren vertrödeln faſt die ganze Zeit unter Anleitung der Lehrerin mit bunten Stickereien, Papierblumen und ähnlichen Spielereien; und wenn nebſt allem dieſem auch eine Quinteſſenz von Geographie und Geſchichte nicht etwa gelehrt, ſondern nur memorirt wird, ſo erfreut ſich die Anſtalt ſchon des Rufes ganz beſonderer Gelehrſamkeit. Und in dieſen Schulen ſitzen die Kinder vom frühen Morgen bis zur Abenddämmerung, nur die Zeit des Mittageſſens ausgenommen.

Aus dieſen Töchterſchulen gehen dann jene Frauen hervor, welche, wenn ſie in knappen Verhältniſſen leben, oft eine treffliche Dienſtmagd ihres Gatten, ſind ſie reich eine Zierpuppe abgeben, aber niemals eine ebenbürtige Gefährtin

eines gebildeten Mannes seyn, und weder sich selbst no
irgend jemand Anderem wahrhaft zur Ressource dienen könne
Weil sie nicht gelernt haben an einer vernünftigen Lektü
Freude zu finden (meistens lesen sie grundsätzlich gar nichts
weil sie keine Kenntnisse und daher nur sehr beschränk
Ideenkreise besitzen, also auch nicht die Fähigkeit haben ei
gebildete Conversation zu führen: ergehen und gefallen
sich im breitesten Klatsche, zu dem in kleinen Städten si
diejenigen welche Zeit und Lust haben ihn zu suchen, d
Stoff niemals ausgehen kann.

Nachdem wir das Städtchen — wir sind nämlich no
immer in Zara — so ziemlich nach allen Richtungen durc
schritten, betreten wir endlich ein Kaféhaus, deren es hi
wie in allen italienischen Städten, recht viele gibt; ein
darunter zeigt eine fast großstädtische Einrichtung und A
lage. Wir finden da Zeitungen in den verschiedensten Spr
chen, darunter alle gelesensten Wiener Blätter. Wir greifi
aber, da es uns nur um das Studium dalmatinischer Z
stände zu thun ist, nach den hiesigen Zeitungen. Es si
deren drei, welche sämmtlich, den hiesigen Posteinrichtung
entsprechend, nur zweimal wöchentlich erscheinen. Zwei dav
sind in italienischer, eine in slavischer Sprache geschriebe
Alle drei sind Partei-Organe im strengsten Sinne: eines d
von dient der Autonomisten-Partei, die beiden anderen g
hören den „Nationalen". Die Blätter sind sämmtlich zie
lich gut geschrieben, besonders das Organ der Autonomist
können aber nicht verfehlen auf den uneingeweihten Fremd
einen höchst sonderbaren Eindruck zu machen. Da sind
wir die welterschütternden Fragen und Ereignisse sämmtli
nur in aphoristischen Notizen besprochen und in Eine b
zwei Spalten zusammengedrängt. Hin und wieder einm
erscheint ein das Wohl des Landes in's Auge fassender, o
jektiv gehaltener Artikel. Gewöhnlich aber ist da Alles, Lei
artikel, Correspondenzen, Briefe an den Redakteur, Commun
qués's ꝛc., ausschließlich der lokalen Kirchthurm-Politik, de

Partei-Manövern und Intriguen, den perſönlichen Invektiven und Injurien gewidmet. Auch in dieſem Punkte aber — man muß es geſtehen — ſteht das Organ der Autonomiſten in gutem Sinne weit erhaben da über ſeinen beiden „nationalen“ Collegen. Beſonders zur Zeit der Cattareſer-Revolte brachte das erſtere manchmal eine Fülle intereſſanter und wahrheitsgetreuer Nachrichten, ohne übrigens ſeinen Charakter als dalmatiniſches Parteiblatt zu verläugnen. Um die hieſigen Blätter zu verſtehen und richtig zu beurtheilen, alle drei ohne Ausnahme, muß man unbedingt in das dalmatiniſche Partei-Treiben eingeweiht ſeyn.

Wir haben ſchon an anderer Stelle erwähnt, daß es in Dalmatien eine ſlaviſche „National-Partei“ gibt und daß deren Gegenpartei die provinzielle Autonomie auf ihre Fahne geſchrieben hat. Zur Erklärung müſſen wir hier noch beifügen, daß die Parteiſpaltung in Dalmatien von dem Zeitpunkte her datirt, da in Ungarn und Kroatien die Reaktion gegen die Bach'ſche Beamtenwirthſchaft und gegen die Centraliſation des Reiches begann, als dann die Rechts-Continuität der ungariſchen Verfaſſung und der Stephanskrone immer deutlicher und nachdrücklicher betont wurde, und die Kroaten, um im bevorſtehenden „Ausgleiche“ ſtärker und mächtiger dazuſtehen, ihre angeblichen hiſtoriſchen Rechte auf Dalmatien aus den vergilbten Pergamenten hervorſuchten.

Der größere Theil des heutigen Dalmatiens war nämlich zwiſchen dem 7. und 11. Jahrhundert ein Beſtandtheil des Reiches der Kroaten geweſen. Später gehörte es theils zu Ungarn, theils zu Serbien und Bosnien, theils wieder waren viele Plätze, und zwar ſchon ſeit dem 10. Jahrhundert, von der venetianiſchen Republik unterworfen worden. Viele Inſeln und einzelne Küſtenſtriche aber waren theils, ſeit ſie vom oſtrömiſchen Reiche aufgegeben waren, immer ſelbſtſtändig geblieben, theils inzwiſchen wieder ſelbſtſtändig geworden. Nach und nach aber begaben auch dieſe ſich theils unter den Schutz der ungariſchen Könige (nicht zu ver-

wechſeln mit den Kroaten), theils unter jenen Venedigs. Zu Anfang des 15. Jahrhunderts endlich ward der durch drei Jahrhunderte zwiſchen Ungarn und Venedig geführte Kampf um den Beſitz Dalmatiens mit definitiver und bleibender Abtretung Dalmatiens an Venedig abgeſchloſſen. Die Ungarn, vielfach anderwärts beſchäftigt, fühlten ſich zu ſchwach ihren dalmatiniſchen Beſitz erfolgreich gegen den Halbmond zu vertheidigen, und ihr König Sigmund, aus dem Hauſe Luxemburg (zugleich römiſch-deutſcher Kaiſer), fand eine kleine Abhülfe in ſeinen unausgeſetzten Geldverlegenheiten durch den Verkauf dalmatiniſcher Plätze an Venedig, z. B. Zara's im J. 1409. Seit 1433 hat es ſich kein ungariſcher König mehr beifallen laſſen einen Anſpruch auf irgend einen Theil Dalmatiens zu erheben; die Kroaten aber waren ſchon ſeit Anfang des 12. Jahrhunderts, d. h. ſeit ihrer Unterwerfung unter König Koloman von Ungarn, für immer aus der dalmatiniſchen Geſchichte verſchwunden. — Das venetianiſche Dalmatien beſtand im J. 1433 aus dem ſchmalen Küſtenſtriche bis oberhalb der Narenta-Mündungen, aus dem größten Theile des heutigen Diſtriktes von Cattaro, und aus faſt allen Inſeln des dalmatiniſchen Archipel's. Zwiſchen Dalmatien und Cattaro lag an der Küſte das Gebiet der raguſäiſchen Republik, zu dem auch einige kleineren Inſeln gehörten. Der Reſt war unter der Botmäßigkeit Serbiens und Bosniens geſtanden, und mit dieſen Ländern in die Gewalt der Türken gefallen. Seit der definitiven Einverleibung Dalmatiens (1433) bis zum Paſſarovitzer-Frieden (1718) hat Venedig in unausgeſetzten blutigen Kämpfen theils ſeinen dalmatiniſchen Beſitzſtand gegen den Halbmond vertheidigt, theils den Türken dalmatiniſchen Boden mit den Waffen in der Hand Schritt für Schritt abgerungen. Nach dem Falle Venedigs (1797) kam Dalmatien als Beſtandtheil des venetianiſchen Staates an Oeſterreich, und im J. 1806 ging es auf Frankreich über, ſelbſtverſtändlich immer ohne Ragufa, das noch ſelbſtſtändig war. Im J. 1808 beliebten die Fran-

goſen die ragusäiſche Republik ihrem dalmatiniſchen Beſitze einzuverleiben, und von da an datirt erſt der gegenwärtige Territorialbeſtand Dalmatiens, das ſonach im J. 1814 — wieder zugleich mit Venedig — definitiv an Oeſterreich kam.

Ueber ſo viele wechſelvollen Ereigniſſe von 7½ Jahrhunderten hinweg will man nun auf die ſtaatsrechtlichen Zuſtände, wie ſie beiläufig zwiſchen dem 7. und 11. Jahrhunderte beſtanden haben mögen, zurückgreifen! Um das zu ermöglichen, mußten natürlich die Kroaten ſich mit dem exaltirten Häuflein der ſlaviſchen „Nationalen“ Dalmatiens in's Einvernehmen ſetzen, und im Lande eine „nationale“ und „annexioniſtiſche“ Agitation organiſiren. Seitdem der „Ausgleich“ Kroatiens mit Ungarn in einer für die Slaven nicht eben verlockenden Weiſe vollzogen war, iſt man in Dalmatien von der Marotte der Annexion an Kroatien ſo ziemlich abgekommen. Aber der einmal hell angefachte Brand der ſlaviſchen Agitation mochte nicht mehr erlöſchen, die „ſlaviſche“ Partei mochte auf ihre liebgewordene Gewohnheit des Daſeyns nicht mehr verzichten, obſchon ſie eigentlich gar kein anzuſtrebendes Ziel mehr vor ſich hat. Wohl gehen ihre Organe öfters ſo weit, daß ſie die Vernichtung alles „Wälſchthums“ im Lande predigen, aber es wäre ungerecht, ſogar ſchlechterdings eine Verläumdung, wenn man der ganzen Partei als ſolcher ein derartiges Streben imputiren wollte. Am nächſten Tage wieder klagen ihre Blätter und Adepten, daß das Slaventhum im Lande unterdrückt werde, daß die ſlaviſche Nation ein Fremdling ſei im eigenen Hauſe. Aber auch dieſe Klage iſt keineswegs ernſt gemeint.

Daß die Ausrottung des „Wälſchthums“ ein Unſinn und eine Unmöglichkeit wäre, das ſehen ſie ſelbſt ein, die Herrn der „Nationalen“. Eine imaginäre „Nothwehre“ gegen das „Wälſchthum“ aber wäre wieder nur ein Kampf gegen Windmühlen, weil das Slaventhum im Lande ja ohnehin von der Regierung mit offener und ausdrücklicher Approbation unſerer Autonomen gehegt und gepflegt wird. Was

bleibt also für die „slavische" Partei noch übrig? Was sonst als die platte Negation alles Bestehenden, so lange sie selbst nicht am Ruder ist, und vollkommene Programmlosigkeit wenn sie zufällig an's Ruder gelangt. Das Bestreben die slavische Nation mit falschem Flitter als mit sogenannter nationaler Literatur und Wissenschaft, sogenannter nationaler Bildung, die noch gar nicht existiren, zu schmücken, ist nur eine Laune, ein kindisches Spiel, nicht geeignet die Leere der politischen Partei-Programms auszufüllen, aber immerhin auch gut als Mittel zur Agitation. Das Alles ist uns ja klar bewiesen worden. Unter dem sogenannten Sistirungs-Ministerium hat es eine Zeit gegeben, da diese Partei in Dalmatien am Ruder war. Wie hat sie diese Zeit benützt? Man würde sehr irren, wenn man glaubte, sie hätte an der Vernichtung des „Wälschthums" gearbeitet oder auch nur für die gedeihliche Entwicklung der slavischen Nation ersprießlicher gewirkt als die früheren Administrationen. Die Parteiführer begnügten sich damit, die Macht die sie in Händen hatten, zur Beseitigung ihrer Parteigegner, gleichviel ob Slaven oder Italiener, zu benützen. Aber zu früh ist ihnen die Macht wieder entrissen worden, und wer kann es den Autonomisten verargen, wenn sie dann für das erlittene Ungemach hin und wieder eine kleine Genugthuung nahmen.

Die „Nationalen" aber hatten die Süssigkeiten der Herrschaft einmal verkostet, und das machte ihnen nun die Demüthigungen um so bitterer und schmerzlicher. Die slavische Agitation erwachte wieder lebhafter als je, die Negation des Bestehenden ward immer trotziger, und artete endlich aus in eine blutige Revolte! Wohl ist es sehr möglich daß die Dinge in Cattaro im weiteren Verlaufe einen weit größeren Umfang und eine ernstere Gestalt angenommen haben, als in der Absicht der Arrangeure des ganzen Schauspieles gelegen war. Aber wer kann die Lavine noch aufhalten, wenn sie immer anwachsend den Abhang des Berges hinabrollt, und wer bedenkt, daß ein unbedeutendes Steinche

durch Zufall oder durch die unbedachte Hand eines Kindes vom Felſen losgelöst, vielleicht zur veranlaſſenden Urſache all des Unheils werden konnte?

Im Gegenſatze zu den „Nationalen“ halten die vernünftigeren und gemäßigteren Autonomiſten unverbrüchlich feſt an dem Ausſpruche des im Exile lebenden dalmatiniſchen Schriftſtellers und Patrioten Tomaſeo, der da ſagt: „Wenn an den Küſten Dalmatiens die italieniſche Sprache nicht ſchon im Gebrauche ſtünde, müßte man ſie dort einbürgern; wenn Italiener nicht ſchon dort wohnten, müßte man ſie anlocken, daß ſie hinkämen, und Hände hinbrächten und Ideen, Gefühle und Künſte. Es gibt ja Länder, die durch ihre natürliche Lage, alſo von Gott ſelbſt, dazu beſtimmt ſind Vermittler zu werden zwiſchen Nation und Nation; und zu dieſen Ländern gehört Dalmatien.“ — Ja, das italieniſche Element iſt für Dalmatien eine Lebensbedingung, eine Naturnothwendigkeit; aber es verlangt dort nicht zu herrſchen, ſondern nur durch Arbeit und Cultur die Sitten zu mildern, und in einträchtigem Zuſammenwirken mit den ſlaviſchen Brüdern die Wohlfahrt des Landes zu begründen. Das iſt das Programm nicht nur der Dalmatiner italieniſcher Zunge, ſondern der dalmatiniſchen Autonomiſten überhaupt, ſeien ſie Italiener oder Slaven.

Wo aber nicht nur die geiſtige Betheiligung, ſondern auch die Bethätigung am Parteileben eine ſo allgemeine iſt, da kann es auch an Mißbräuchen und Auswüchſen nicht fehlen. In den Mittelſtänden ſind ja wahre Bildung, Intelligenz und Takt hierzulande noch ſehr ſpärlich vertreten, und gerade die Mittelſtände ſind es, die ſich am lebhafteſten am Parteiweſen betheiligen. Berückſichtige man dazu noch, daß der Dalmatiner im Allgemeinen durch ſein Temperament den hitzigen, leidenſchaftlichen Südländer keineswegs verläugnet, und man wird begreiflich finden, daß auch hierzulande, ebenſo wie in der guten Stadt Abdera, die Parteiſpaltung bis in's Heiligthum der Familie und der Kirche,

bis in Schule und Amt und in alle Lebensverhältnisse gedrungen ist. Zudem ist das Parteiwesen im Lande noch sehr jung, kaum zehn Jahre alt; man lebt in den Flitterwochen und hatte noch nicht Zeit zu ruhiger Prüfung und Ueberlegung zu kommen.

Unter den Parteigenossen wählt man sich seinen Arzt, seinen Apotheker, seinen Bartscheerer, seinen Beichtvater und Advokaten, den Lehrer seiner Kinder und den Schneider, den Käsekrämer und den Schuster; beinahe auch schon von der Sage-femme verlangt man als erstes Erforderniß ein gesinnungstüchtiges und nicht nach dem Winde drehbares Partei-Mäntelchen. Man vermag nicht die Person von der Sache zu trennen: man haßt seinen lieben Nächsten, weil er der Gegenpartei angehört, man möchte ihn moralisch todtmachen, nur um der Sache der eigenen Partei zum leichteren Siege zu verhelfen; man sieht in allen Lebens- und Meinungs-Aeußerungen der politischen Gegner schon vorhinein nur Tücke und Verrath, Bosheit oder Dummheit, und streut Weihrauch Allem was von den eigenen Parteigenossen ausgeht. Die allerschlimmsten Dienste aber leisten den Parteien jene falschen Freunde und Brüder, deren es auch hier wie überall gibt, jene falschen Brüder, welche unter der Aegide der Parteithätigkeit nur ihren eigenen egoistischen Vortheil oder gar nur Befriedigung niedriger Leidenschaften suchen. Auch das ist schon vorgekommen, daß man Parteifarbe gewechselt hat um an persönlichen Feinden leichter Rache zu nehmen.

Die eben geschilderten Auswüchse und Mißbräuche des Parteiwesens in Verbindung mit den in der Masse des Volkes herrschenden Kirchthurms-Anschauungen und engherzigen Vorurtheilen reichen wohl hin um sich zu erklären, wie in allen Sphären des öffentlichen Lebens sich ein gar so wohlgefälliges Sichgehenlassen in elender Mittelmäßigkeit so ungebührlich breit machen kann. Es gibt Leute, die wegen dieser Mißbräuche das Parteiwesen an und für sich verdammen, und die da verlangen, die Staatsgewalt solle die

Parteispaltung gewaltsam unterdrücken, oder wenigstens ihre Verwaltungsbeamten nur aus dem Kreise unbetheiligter Männer wählen. Damit verlangen aber diese Leute Unmögliches und beweisen zugleich, daß sie keine Ahnung haben von dem freien Geiste, welcher einer jeden Partei freie Bewegung innerhalb gesetzlicher Schranken gestatten muß, und gerade in der recht lebhaften Bethätigung und Entwicklung des Parteilebens am besten gedeiht.

Es ist Abend geworden: die Petroleum-Lämpchen der Stadt verbreiten ihr mattes Licht in den Gassen. Treten wir wieder hinaus aus dem Kaféhause in die Kühle der Abendluft, in die „Calle larga". Doch, was bedeutet dieses Gedränge, dieses Gewühl eleganter lebenslustiger Gestalten, welche die ganze Breite der Gasse einnehmen, langsamen Schrittes in festgeschlossenen Prozessionen auf und ab wallend? Da haben wir die Lösung des Räthsels der Calle larga! Sobald es Nacht wird, finden sie sich Alle da ein, die Herren und Damen, jung und alt, die Anspruch machen zur eleganten oder zur galanten und schönen Welt zu gehören; sie alle die ein süßes Herzensgeheimniß haben, oder an denen Eifersucht nagt, oder die eine kleine Malice im Schilde führen; sie alle die einem auserwählten Wesen eine Aufmerksamkeit erweisen möchten oder solche erwarten; sie alle endlich, die gerne heirathen möchten oder heirathsfähige Töchter im Vorrathe haben. Hier spielen sich außer der Zeit des Faschings und der Bälle alle galanten Intriguen ab. Und an den Fenstern der Häuser — der glücklichen Häuser die an der Calle larga stehen — erblickt man vielleicht die Bewohnerinen, die halbverborgen lauschen, und an ihren Bemerkungen oder den Einbildungen ihrer Phantasie reichlichen Stoff sammeln für neuen Klatsch, der am nächsten Tage, oder noch am selben Abend durch die Stadt colportirt wird, zu Vettern und Basen, Freunden und Gönnern. Die Wohnungen in der „Calle larga" stehen hoch im Preise.

Es ist Zeit, das Theater zu besuchen. Zara hat ein

altes Theater, das für eine ſo kleine und arme Stadt nach deutſchen Begriffen immerhin noch weitaus groß und ſchön genug wäre. Allein das reiche Fiume hat ein großes glänzendes Schauſpielhaus gebaut, und gar auch Spalato, das ja nicht die Hauptſtadt Dalmatiens iſt! Die Zaratiner konnten nun nicht mehr ruhig ſchlummern, bis nicht auch innerhalb ihrer Mauern ein großes, ſchönes, elegantes und luxuriös ausgeſtattetes neues Theater daſtand, ein Theater wie es größer, ſchöner und eleganter nicht alle größeren deutſchen Reſidenzſtädte aufweiſen dürften, ein Theater wie ſeinesgleichen Wien keines beſaß, bevor das neue Opernhaus eröffnet wurde. Im alten und im neuen Theater wird nur durch wenige Wochen im Jahre geſpielt, natürlich immer vor leeren Bänken, im erſteren von Marionetten, Jongleurs, Taſchenſpielern und dergleichen, im neuen von mittelmäßigen italieniſchen Schauſpielern oder ſchlechten Operngeſellſchaften. Den Reſt des Jahres über ſtehen ſie leer bis auf den Faſching, während deſſen in beiden mehrere Maskenbälle abgehalten werden. Jene des alten Hauſes, „teatro nobile“ genannt (o grauſame Ironie des Schickſals!), werden nur von Soldaten, Laſtträgern, Köchinen und Griſetten der niederſten Sphäre beſucht. In's neue Theater geht die ganze beſſere Geſellſchaft, nicht nur das Publikum der „Calle lunga“, ſondern überhaupt was Anſpruch macht nicht zu den unterſten Schichten des Volkes zu gehören. Das neue Theater bedarf mehr denn tauſend Perſonen um anſtändig gefüllt zu ſeyn, und dennoch iſt es an mehreren Abenden des Faſchings, bei den Maskenbällen gedrängt voll, und was noch mehr ſagen will, an den bunteſten Masken herrſcht wahrer Ueberfluß. Freilich gibt es da Hunderte von Masken-Coſtüms, bei denen farbiges Papier und glänzender Baumwollſtoff die Hauptrolle ſpielen, aber auch an koſtbaren und eleganten Toiletten gibt es nie Mangel. „Aber fragt mich nur nicht wie“ (dieß Alles möglich geworden iſt)! In den Büchern mancher Putzwaaren-Händler figuriren ſchon ganze Reihen von

Zaratiner-Carnevals unter den Debitoren, und das hieſige Pfandleih-Haus wüßte gar viel zu erzählen mitunter aus den beſten und wohlangeſehenſten Familien von Zara.

Und ſo wie es in Zara iſt, ſo treibt man es auch in Sebenico, in Spalato, in Raguſa u. ſ. w., in der ganzen Reihe der dalmatiniſchen Städtchen. Ueberall hat man jetzt ſchon dieſelben, viel zu großen und zu koſtbaren, dabei immer leer ſtehenden Theater, überall dieſelben glänzenden Masken-bälle, und überall zugleich dieſelbe Miſere.

Nach dem Theater wollen wir, um unſere Rundſchau in Zara abzuſchließen, die beiden geſelligen Vereine beſuchen, das Caſino und die Citaoniza. Das letztere ſlaviſche Wort bedeutet eigentlich einen Leſeverein. Aber in dieſem gibt es, ebenſo wie im italieniſchen Caſino, neben dem Leſezimmer, wo verſchiedene Zeitungen aufliegen, auch andere Lokalitäten, die dem geſelligen Vergnügen geweiht ſind. Im ſlaviſchen Caſino (Citaoniza) bilden die Häupter der ſlaviſchen „National-Partei“ unter ſich einen politiſchen Club, ſo eine Art Verein im Vereine, aus deſſen Schoße die Schlagworte der ſlaviſchen Agitation ausgegeben werden, und in welchem die Fäden des Parteigetriebes zuſammenlaufen. Um dieſen Kern kryſtalliſiren ſich dann viele ganz harmloſe, faſt indifferente Elemente. Das italieniſche Caſino hingegen hat nach keiner Seite hin den Charakter eines Partei-Clubs, und es vereinigen ſich dort alle ſeiner gebildeten Perſonen. Auch da zeigt ſich wieder der Gegenſatz zwiſchen italieniſchem und ſlaviſchem Elemente. Sonſt aber bleibt der ſlaviſche Charakter bei den Unterhaltungen in der Citaoniza nur dadurch gewahrt, daß nebſt den kosmopolitiſchen Tänzen auch ein nationaler Kolo zur Aus-führung kommt, und daß bei der „tombola“ (einem Lotto-ſpiele) die Zahlen nicht nur in italieniſcher ſondern auch in ſlaviſcher Sprache ausgerufen werden.

Die meiſten anderen Citaonize des Landes — und faſt jeder kleine Marktflecken beſitzt deren eine — haben in ihrem äußeren Auftreten vor der Welt größtentheils nicht dieſen

harmloſen und zahmen Anſchein bewahrt, wie jene von Zar
weil ſie ſich nicht die Mühe geben den politiſchen Club unt
der Maske eines geſelligen Vereins zu verbergen. Einige v
ihnen ſind jahraus jahrein fortwährend der Schauplatz d
widerwärtigſten politiſchen Skandals.

XI.

Die moderne Geldwirthſchaft in ihren Wechſ beziehungen.

(Fortſetzung *).

Ueber den Zuſammenhang der öſterreichiſchen Minif Kriſen mit der Börſenwirthſchaft bemerkt (April 1870) Correſpondent der Schleſiſchen Zeitung: „Daß jetzt ein mit der Kabinetsbildung betraut worden, iſt nur die Co quenz mit langer Hand getroffener Vorbereitungen. Polen haben ſich hier ſchon ſeit Jahr und Tag feſtg und in allen Kreiſen Oberwaſſer zu erlangen geſucht. ſehr es ihnen zur Zeit des Gründungsſchwindels auf fi ziellem Gebiete gelungen, iſt aus dem verwaltungsräthl Perſonalbeſtand der verſchiedenen Banken erſichtlich. zählen polniſche Fürſten zu ihren Präſidenten, andere h polniſche Parteiführer in ihren Exekutivcomité's. Hie Smolka, dort Fürſt Czartoryski, bei einer dritten Rozawski in dem Verwaltungsrath und durch dieſen in währender Berührung mit den leitenden Perſonen aller ſellſchaftszirkel. Es hat ſich hier eine Art finanzielle pol

*) In der erſten Abtheilung dieſes Artikels (letztes Heft) iſt ein unliebſamer Schreibfehler ſtehen geblieben, was mit der Aufr der letzten Tage entſchuldigt werden mag. Es iſt nämlich S Z. 5 v. u. anſtatt „Graf Mittrowsky" zu leſen „Graf Wr law". Die Red.

Nationalregierung gebildet und im Kafé Daum, dem Sammelpunkte der hiesigen Gesellschaft, gibt es bereits ein besonderes Salonzimmer, wo man zu jeder Tageszeit mindestens Ein Mitglied der polnischen Clique auf der Hochwacht finden kann."

Der „Pesther Lloyd", ein in Finanzverhältnissen erfahrenes Blatt, bemerkte in der gleichen Zeit der Krisis bezüglich des abtretenden Ministers Dr. Giskra: „Dieser riesigen Arbeitskraft verdankt er es, daß er nun sein otium cum dignitate verzehren kann, und daß er allen Concipienten (Advokatengehülfen) Wiens als leuchtendes Vorbild dient. Denn noch lebt in ihrem Munde die vollkommen verbürgte Mittheilung, daß Giskra, als er 1857 nach langen Mühen und Kämpfen endlich eine Advokatenstelle in Brünn erhielt, bei der Direktion der Nordbahn um die Vergünstigung einkam, eine Fahrkarte zu ermäßigtem Preise zu erhalten. So bescheiden waren vor 12 Jahren seine Mittel und heute ist er ein sehr reicher Mann." Freilich war die Zeit seines zweijährigen Ministeriums auch die Blüthezeit des Gründungs-Schwindels.

Der Antheil der Presse an den „Geschäften" der letzten Jahre ist durch zwei allbekannte Thatsachen bezeugt. Anfangs 1867, als es noch vorzüglich sich um die religiöse Verhetzung des Volkes handelte, wurde die „Presse" unter Betheiligung der Regierung für zwei Millionen von acht der bedeutendsten Geldmänner Oesterreichs angekauft. Die Regierung behielt sich die politische Leitung des Blattes vor und ernannte den Hauptredakteur; die Geldmänner aber, welche allein den Preis gezahlt, begnügten sich mit dem sogenannten volkswirthschaftlichen Theile des Blattes. Der Gründer der „Presse", Zang, früher Bäcker in Paris, war durch das Blatt zu einem steinreichen Manne geworden; er besitzt seinen Palast wie jeder andere Finanzbaron. Anfangs 1870, also nach dem Gründungsschwindel, wurde die erst seit fünf Jahren bestehende „Neue freie Presse" von ihren

drei Gründern für 1,500,000 Gulden verkauft. Demnach müßte die alte „Presse" jährlich 300,000, die „Neue freie Presse" ihre 225,000 Gulden eintragen. Solche Summen sind aber nie und nimmer durch die gewöhnlichen Einnahmen eines Blattes zu decken; trotzdem wußten die Käufer daß sie nicht zu kurz kommen würden.

Preußen hat in den letzten Jahren den Erfahrungssatz bestätigt, daß die Geldwirthschaft des Staates sozusagen maßgebend auf die Geldwirthschaft der Einzelnen einwirkt. Solange der preußische Staatshaushalt sich in sozusagen spießbürgerlichen Formen bewegte, fast jedes Jahr mit einem Ueberschuß abschloß, hatte der Börsenschwindel im Lande nicht aufkommen können. Nur daß, Dank den internationalen Helfershelfern, die fremden Papiere öfters auch Absatz fanden. Wo keine Papiergeldwirthschaft, keine Staats-Anleihen mit Wucherzinsen, da fehlen die regelmäßigen Vorbedingungen des eigentlichen Börsenspiels.

Der deutsche Krieg wurde durch ein Geschäft vorbereitet, das den bis dahin festgehaltenen Grundsätzen der preußischen Finanzpolitik widersprach. Im J. 1865 schloß Bismark den famosen Vertrag mit der Köln-Mindener Bahn, durch welchen der Staat 13½ Millionen Thaler in die Hände bekam. Außerdem besaß die Regierung schon über 27 baare Millionen im Staatsschatz, der gesetzlich nur 20 Millionen enthalten sollte, einen starken Betriebsfonds, bedeutende Summen in verschiedenen Bahnaktien, sowie die sehr bedeutenden Geldmittel der Bank und der Seehandlung. Graf Bismark war nun im Stande gegen den Willen des Volkes und der Kammern einen großen Krieg zu führen. Beim Handel mit der Köln-Mindener Bahn brauchte er die Kammern gar nicht einmal zu benachrichtigen. Mittelst des nur dem obersten Kriegsherrn verpflichteten Heeres und der fast unbeschränkt von den Ministern abhängigen Geldinstitute war eine militärische und finanzielle Centralisation geschaffen, die den Staatshäuptern die große Aktion ohne weiters möglich machte.

Wie sehr die preußische Finanzwirthschaft die alten Grundsätze aufgegeben, wie sehr die Berliner Regierung bestrebt ist freie Hand zu behalten, zeigt eine Anfangs 1870 von der Budgetcommission des Abgeordnetenhauses gemachte Entdeckung über die im März 1867 bewilligte Eisenbahn-Anleihe von 24 Millionen. Anstatt dieselbe allmählig dem Fortgang der Arbeiten entsprechend und zum Paricurse auszugeben, hatte sie der Finanzminister im Herbste des gleichen Jahres auf einmal einem Consortium zum Curse von 97½ übertragen. Das Consortium verdiente schöne Procente, aber durch diese frühzeitige Ausgabe mußten die Steuerzahler auch 430,860 Thaler Zinsen zu viel zahlen. Für 1870 wurden ihnen außerdem noch 260,000 abverlangt. Ende 1869 lagen von diesem Anlehen noch 9 Millionen unangerührt in der Generalstaatskasse. Zur Zeit der Ausgabe aber schwiegen alle Wächter des Gesetzes; vielleicht schwebte ihnen vor, daß dieß „Geschäft" der Regierung mit dem Luxemburger Handel nicht außer hochpolitischem Zusammenhang stehe.

In Preußen hat die Regierung seit Jahren jegliche Religionshetze zu verhüten gewußt, weil eine solche dem bunt zusammen gewürfelten Lande gefährlicher werden könnte als einem andern Staate. Deßhalb konnte der Finanzschwindel erst im Gefolge großer politischer Ereignisse sich gehörig einbürgern. Die Entwickelung war aber deßhalb um so rascher. Der norddeutsche Bund hat schon seinen Rothschild hervorgebracht, von dem die Blätter Wunder berichten. Im Januar 1870 meldete die „Posener Zeitung", an dem „Hoflager" des Dr. Strousberg auf seiner Herrschaft Lissa (Posen) befänden sich ein Fürst, ein Graf, andere vornehme Herren und ein Stenograph in seinem Gefolge. Das ganze Auftreten des Doktors sei ein hocharistokratisches. Am 13. März d. Js. feierte Strousberg in seinem Palast zu Berlin seine silberne Hochzeit. Unter den Geschenken, die bei dieser Gelegenheit ihm von seinen Getreuen dargebracht wurden, befanden sich ein Eisenbahn-Salonwagen der 14,000 Thaler gekostet, 16

der edelsten Pferde, ein großer silberner Tafelaufsatz, eine große silberne Vase, ein von Edelsteinen fast erdrücktes Schmuckkästchen, ein prächtig ausgestatteter Spree-Dampfer und andere Kostbarkeiten aller Art. Die Feste die er gibt, sind die glänzendsten und besuchtesten der preußischen Hauptstadt, die theuersten Weine werden zu tausenden von Flaschen gespendet.

Ihrerseits gibt uns die „Gartenlaube" (März 1870) unter dem Titel „Ein selbstgemachter Mann" eine Lebensgeschichte des Dr. Strousberg, den sie als eine Art modernen Heiligen, als ein Musterbild der Fortschrittswelt vorführt. Wir erfahren daraus daß der Mann, als Jude 1823 in Ostpreußen geboren, in England längere Zeit gelebt, getauft wurde und dann mehrere Jahre als Vertreter einer englischen Versicherungsanstalt in Berlin thätig gewesen. Reichthum und Ruhm begannen 1866, wo er als Bevollmächtigter der englischen Unternehmer trotz ungünstiger Zeiten den Bau der Berlin-Görlitzer Bahn glücklich durchführte. Seitdem hat er Bahnen auf Bahnen unternommen, Hütten-, Berg- und sonstige Werke und große Herrschaften um die Wette gekauft, Markthallen, Viehmärkte, Schlachthäuser gegründet, überhaupt alles gethan was nur ein glücklicher Crösus thun kann. Besonders hat er auch seine Wirksamkeit auf die annexirten Länder ausgedehnt, in Rumänien Bahnen gebaut, in Antwerpen die Citadelle und alten Festungswerke, in Böhmen mächtige Landgüter erworben. Allgemein wird er als „Eisenbahnkönig" gefeiert, und er hat, wie gesagt, sein förmliches Hoflager. Sein Vermögen ist seit 1866 von Nichts zu etlichen zwanzig Millionen Thalern angewachsen, wenigstens im Glauben der Menschen. Sein Palast in der Wilhelmsstraße überstrahlt alle königlichen, fürstlichen und börsenmännischen Wohnungen Berlins an Herrlichkeit. Letzten Winter ließ er 10,000 Arme auf seine Kosten speisen. Ein tüchtig ausgestattetes Blatt arbeitet eigens in seinem Dienste.

Gestützt auf das Urtheil Sachverständiger ist nun frei-

ſich im Berliner Abgeordnetenhauſe (wo Strousberg ebenſo wie im norddeutſchen Reichstag ſich einen Sitz erworben) behauptet worden, die Berlin-Görlitzer Bahn habe mit höchſtens 7 bis 8 Millionen hergeſtellt werden können. Der Rechnungsabſchluß für 1869 bezeugt aber, daß ſie 12,436,277 Thaler gekoſtet, wovon 1¼ Millionen in Prioritätsobligationen, 5¼ Millionen in Stamm-Prioritätsaktien und 5¼ Millionen in Stammaktien. Im gleichen Jahre betrug die Einnahme 969,120 Thaler, die Betriebsausgaben 480,601; für Zins und Tilgung der Obligationen wurden 68,750, für Dividende der Stamm-Prioritätsaktien, zu 5 Procent, 275,000, für Dividende der Stammaktien aber nur 55,000 oder 1 Procent ausgegeben. Die getäuſchten Beſitzer dieſer Papiere verlieren alſo 220,000 Thaler Zinſen, letztere zu dem bürgerlichen Satze von 5 Procent angenommen. Die Rechnung ſtimmt auffallend. Die Görlitzer Bahn war der Ausgangspunkt des Strousberg'ſchen Glückes, indem deren Ausführung allgemeines Vertrauen zu dem großen Manne einflößte: ſo verſichert die „Gartenlaube".

Vielleicht verbietet der ſolidere Beſitz als Gegenſtück den „Gußſtahlkönig" Krupp anzuführen. Er legt ſich jetzt bei Eſſen Schloß, Park und Treibhäuſer an, wie ſie kaum ein deutſcher Kaiſer oder Fürſt je beſeſſen, und die viele Millionen Thaler koſten werden. Ein ganzer Wald ausländiſcher Bäume und Gewächſe, ſowie die ungeheuerlichen Erd- und Waſſerarbeiten des Parkes verſchlingen allein ſchon unerhörte Summen. Ein Flügel des Schloſſes iſt für Krupp Vater und Sohn, der Hauptbau zu Feſt- und ähnlichen Zwecken, der zweite Flügel für die zur Ueberwachung der Beſtellungen geſendeten Offiziere beſtimmt, welche hier Gemächer und eine Tafel finden, wie ſie mancher Fürſt nicht bieten kann. Selbſt die Reichthümer der öſterreichiſchen und franzöſiſchen Heerlieferanten alter Zeit erbleichen vor einem ſolchen Wunder des Militärſtaates.

Berlin zeichnete ſich früher durch ſeine überſchwänglichen

Reclamen und seinen Geheimmittel-Schwindel aus, bei dem sogar Apfelwein und Linsenmehl als ärztliche Entdeckungen eingeführt werden und den glücklichen Erfindern zu großem Reichthum verhelfen konnten. Mit 1866 aber hat die finanzielle Centralisation feste Wurzeln geschlagen. Anstatt Heilmittel-Fabriken werden gerade jetzt in Berlin Banken und Aktiengesellschaften aller Art und im großartigsten Maßstabe gegründet. Eine „deutsche Bank" zur Vermittelung des hinterasiatischen Verkehrs mit 10, später 20 Millionen Capital, eine Central-Bodencredit-Gesellschaft mit 12 bis 20 Millionen und ein Dutzend Bau-, Bierbrauerei- und Industrie-Associationen sind allein Anfangs 1870 entstanden. Das Capital der preußischen Bank ist schon 1867 von 15 auf 20 Millionen erhöht, dasjenige der hannoverischen Bank aber um eine Million verringert worden.

In Belgien wurde bekanntlich im J. 1857 aus Anlaß des sogenannten Wohlthätigkeitsgesetzes, welches kirchlichen und milden Stiftungen einige Selbstständigkeit ermöglichen sollte, ein Volksaufstand aufgeführt und dadurch die Conservativen vom Ruder verdrängt. Man hatte dem belgischen Volke das Schreckgespenst der allen Besitz bedrohenden und verschlingenden „todten Hand" vor die Augen gezerrt. Mittelst der damit angebahnten Katholikenhetze haben sich die Liberalen seitdem bei der Regierung häuslich einzurichten gewußt. Bei allgemeinen, Provinzial- und Gemeindewahlen that das Gespenst noch fortwährend gute Dienste; im Nothfalle würde es durch einen Jesuiten- oder Nonnenprozeß neu ausstaffirt. Die Katholiken waren von allen Aemtern ausgeschlossen und unter eine Art Sicherheitsgesetz gestellt, müssen sich aber dabei fortwährend vorwerfen lassen, ihre geheime Macht bedrohe den Bestand des Staates. Der constitutionelle Musterstaat war vor Allem eine Verfolgungs- und Schmähanstalt gegen die treuen Anhänger des alten Glaubens geworden.

Das Geschäft der Volksbeglückung geht ganz prächtig bei dem neuen System. Die gemeinnützigen Finanzunterneh-

mungen jeder Art blühen in der herrlichsten Weise und lieferten fortdauernd goldenen Weizen in die Scheunen der Gebietenden und ihrer Genossen. Der 1868 zu Brüssel verhandelte Doulton'sche Prozeß mag einen Begriff davon geben. Mehrere Engländer, darunter Doulton als Bevollmächtigter eines englischen Bankhauses, hatten mit der Stadtbehörde den Vertrag geschlossen die Regulirung und Reinigung der Senne und die Kanalisirung der Stadt für 26 Millionen Franken zu besorgen und hiezu eine Compagnie de la Senne zu bilden. Eine einheimische Gesellschaft, Keller und Genossen, hatte freilich die Ausführung dieser Arbeiten für 22 Millionen angeboten, konnten sie aber nicht erhalten. Die liberale Presse wußte das Anerbieten gehörig abzufertigen. Doulton wurde wegen Veruntreuung von seinem Londoner Vollmachtgeber verfolgt. Im Sommer 1868 kam es zur gerichtlichen Verhandlung bei der sich herausstellte, daß mehrere Millionen zur Bestechung amtlicher Persönlichkeiten, der Stadträthe und des (jüdischen) Bürgermeisters von Brüssel verwendet worden waren. Doulton hatte die Arbeiten am Sennefluß zu 12,525,000 Franken an einen zweiten Unternehmer, Mention, vergeben, berechnete sie aber zu 14,950,000, wodurch eben der Prozeß hervorgerufen wurde. Der Bürgermeister Anspach selbst hatte den Angeklagten mit Mention in Verbindung gesetzt und die Vermittlerrolle gespielt. Der Unterschied zwischen beiden Summen, 2,525,000 Franken, war zu Bestechungen verwendet worden, während sich Doulton außerdem noch 16⅔ Procent der 12,525,000 Fr. von Mention ausbedungen hatte. Also 5 Millionen von 15 Millionen sollten vorweg in Unternehmergewinn und Bestechung aufgehen. Ein hübsches „Geschäft".

Die Presse war dabei auch bedacht, jedoch nur etwa nach dem Maßstabe einer Dirne oder geringen Magd. Berardi, Eigenthümer der Indépendence belge, und Madoux, Direktor des ministeriellen Etoile belge, erhielten je 20,000 Franken. Sie hatten Muth genug dieß öffentlich zu be-

kennen, natürlich als es schon gerichtlich festgestellt und nicht mehr zu läugnen war. Sie erklärten freilich, dieß Geld in ihrer Eigenschaft als Ingenieure, als Sachverständige für ihre Rathschläge erhalten zu haben. Als Matadore der herrschenden Presse fanden sie auch einen Preßlakaien, Victor Joly, Redakteur des Sancho, welcher ihnen als Stoßkissen dienen wollte. Derselbe erklärte vor Gericht: „Ich bin sehr erfreut über diese Sache meine Meinung sagen zu können; ich hätte es sehr gerecht gefunden, daß die Gesellschaft die Journalisten belohnte, welche ihr bei dieser Unternehmung dadurch beigestanden, daß sie das Publikum aufklärten und so die Unterbringung der Aktien ermöglichten." Victor Joly bekennt also offen, worin die durch die liberalen Blätter verbreitete Aufklärung eigentlich besteht. Er hatte übrigens vergeblich seinen Theil am Aufklärungssolde durch Vermittlung des Bürgermeisters zu erhaschen gesucht.

Die schmutzige Geschichte machte ungemeines Aufsehen, konnte aber der herrschenden Partei doch nur wenig schaden, und zwar hauptsächlich Dank der allmächtigen Freimaurerei. Die öffentliche Meinung ist vollständig in der Hand der Logen. Die uneigennützigen Stadträthe und der Bürgermeister blieben im Amt, das Weißwaschen der schimpflich Bloßgestellten wurde im umfassendsten Maßstabe betrieben, so daß auch noch ordentlich Schmutz auf deren politische Gegner verspritzte. Bald fand man auch Gelegenheit mittelst zweier gegen die Katholiken gerichteten Skandalprozesse die Geister wieder in die gewöhnliche Richtung zu bringen. Eine ganze Gemeinde, ein Pfarrvikar und ein halbes Dutzend katholischer Blätter wurden auseinmal verfolgt, indem man sie wiederholter, an den Häusern von Liberalen verübter Brandlegung und der Aufreizung dazu beschuldigte. Die Leute waren unschuldig, trotz der langen Untersuchungshaft und der Ketten, welche freimaurerische Richter ihnen auferlegten. Jedoch hielt man den gegen sie schwebenden Verdacht in dem freisprechenden Urtheil ausdrücklich aufrecht, indem man die

Unzulänglichkeit der Beweise beklagte. Der zweite Prozeß, in welchem alle Gerichtshöfe des Landes in Bewegung gesetzt, juridische und medicinische Gutachten eingeholt und überhaupt die außerordentlichsten Maßregeln veranstaltet wurden, war gegen einen Vikar gerichtet der, um das lebende Kind zu retten, an einer weiblichen Leiche den Kaiserschnitt hatte vornehmen lassen. Er wurde selbstverständlich freigesprochen. Aber was nützten beide Freisprechungen? Die fanatischen Anklagen und Verläumdungen, welche gegen die Katholiken nun einmal in Umlauf gesetzt waren, verfehlten ihre Wirkung ebensowenig als früher bei dem berüchtigten Prozeß de Buck, der als Meisterstück des abgefeimtesten Justizmißbrauchs und der Parteisucht ewig denkwürdig bleiben wird.

Der herrschende Liberalismus arbeitet auch in Belgien seit Jahren an der Vermehrung des Heeres, obwohl das neutralisirte Land doch niemals große Erfolge in einem Kriege zu hoffen hat. Es liegt ein anderer, viel näherer Grund inzwischen, nämlich die Stützung des herrschenden Systems. Belgien ist das Land, wo zuerst auf die socialistischen Arbeiter im Aufstand geschossen wurde. Nirgendwo hat man in dem Maßstabe alle Mittel angewandt, um die Arbeiter um ihren religiösen Glauben zu bringen, und als dieselben für die verlorene Ewigkeit den Erdengenuß haben wollten, da bot man die Waffen gegen sie auf. Was wird es werden, wenn einmal alle Länder auf der Höhe des belgischen Fortschritts ankommen werden?

(Fortsetzung folgt.)

XII.

Die Conciliums-Briefe der Allgemeinen Zeitung.

VI. Die conciliariſche Freiheit.

Was vor Allem beklagt wird, das iſt der Mangel an Freiheit des Concils, das „weder Hand noch Fuß bewegen kann, das durch einen Apparat von Schlagbäumen, Stricken und Fußangeln, von Ketten und Hemmſchuhen beengt, eingeſchnürt, geknebelt, vergewaltigt iſt, ſo daß von ihm ſich nichts Gutes erwarten läßt“ *). So wäre denn die Prophetie des Janus (S. 444) in Erfüllung gegangen. Wundern muß uns nur, daß der hierin unverdächtige Pichler behaupten konnte, es ſei noch kein Concil ſo frei und unabhängig geweſen als das gegenwärtige **) — trotz der Wucht aller der Argumente, die aus dem Orte der Verſammlung, aus den theilnehmenden Perſonen, aus den getroffenen Maßregeln und aus allen anderen Umſtänden hergenommen ſind.

Ja, das Concil muß unfrei ſeyn. Denn erſtens tagt es in Rom, wo die Biſchöfe unter der geiſtlichen und weltlichen Gewalt des Papſtes ſtehen, wo, wie Janus (S. 448) ſagt, die conciliariſche Freiheit unmöglich iſt. „Wie erſprießlich

*) I. IV. XIII. XXIII. Br. A. Z. 17. 29. Dez., 8. Febr., 2. März.
**) Wiener Preſſe 8. April.

für die Machtfülle des Papstthums die Verbindung desselben mit der Herrschaft über den Kirchenstaat sei, das macht sich den Vätern des Concils jetzt täglich fühlbar. Wären sie anderswo versammelt als in Rom, wäre doch die Möglichkeit gegeben, eine wahre Synode im Sinn und Styl der alten Kirche abzuhalten, während das, was jetzt in Rom dafür ausgegeben wird, im Grunde doch nur die geschminkte, auf dem Paradebett liegende Leiche eines Concils ist. Es fehlt die Seele, die Freiheit." Auf einem anderen Boden als dem des Kirchenstaats könnten die Bischöfe durch die Presse, durch gedruckte Vorschläge oder Meinungsäußerungen u. s. w. sich untereinander verständigen. „Hier aber verleiht der König von Rom dem Pontifex die Mittel und den Nachdruck, um unbedingte Unterwerfung nöthigenfalls zu erzwingen, und für jetzt ist es wie mit der Höhle des Löwen: vestigia nulla retrorsum"*). Freilich könnte man sagen, daß die geistliche Gewalt des Papstes, so lange nicht die von Janus gewollte Verfassungsänderung durchgeführt ist, an jedem Orte die gleiche bliebe, seine weltliche Gewalt aber, abgesehen von der Schauermähr der Mißhandlung des chaldäischen Patriarchen, die sich indessen nicht bewahrheitet hat**), doch die Bischöfe noch wenig störte. Im Anfange schien unserem Berichterstatter die Freiheit der Bischöfe nur darin zu bestehen, „daß sie kein Gefängniß trifft"***); gleichwohl sind sie später†) als in Rom zur Haft gebracht bezeichnet, glücklicherweise nur in figürlichem Sinne. Dazu wird den beiden Parteien, der Majorität und der Minorität, „das Recht ungleich zugemessen", namentlich bezüglich des

*) XXII. Br. A. Z. 26. Februar.

**) Trotz der in vielen anderen Blättern gegebenen Aufschlüsse ward die Behauptung wiederholt und beigefügt, der bedrängte Prälat habe sich vor der päpstlichen Tyrannei zuletzt unter den Schutz der französischen Gesandtschaft geflüchtet. XXII. Br. a. a. O.

***) I. Br. A. Z. 17. Dezember.

†) XVIII. Br. A. Z. 15. Februar.

Drucks ihrer Broschüren und Adressen *). Vergebens hebt man hervor, daß überhaupt von keinem Bischofe in Rom eine polemische Schrift gegen Andere aus Schicklichkeitsrücksichten gedruckt werden sollte und auch der zur Mehrheit gehörige Erzbischof Dechamps seine Antwort an Bischof Dupanloup in Neapel drucken lassen mußte **). Doch kommt uns der Ankläger selbst einigermaßen zu Hülfe, wenn er am 12. April zugesteht, daß der Vatikan eine gewisse Unparteilichkeit wenigstens eine Zeitlang zur Schau trug, mit welcher Antonelli den diplomatischen Fragen und Warnungen gegenüber sich deckte ***), was bei den scharfsichtigen Diplomaten doch kaum einen Erfolg gehabt hätte, falls vor ihren Augen eine grobe Parteilichkeit kundgegeben worden wäre.

Aber zu Trient war nun einmal keine Freiheit — Janus (S. 391) hat's gesagt und der muß Recht haben. Also kann es in Rom unmöglich besser stehen. Anderen dünkt es, Janus hätte erst den Cardinal Pallavicini †) widerlegen sollen, der bezüglich Trient's das Gegentheil zu zeigen suchte. Doch wichtiger ist, daß wenigstens in einer Beziehung unser Berichterstatter jetzt in Rom die Freiheit besser gewahrt findet als in Trient, insoferne nämlich als die italienischen Bischöfe — diese den römischen Befehlen und den Winken der Legaten unbedingt gehorchende Heerde (Janus S. 390) — noch nicht ein Drittheil der Synode bilden ††). Was indeß in Rom am meisten stört, das ist der Papst; ihn, den Tyrannen, möchte man ohne Einfluß sehen. Ein französischer Prälat soll im März gesagt haben: das Concil gedeihe nicht, weil der Papst ihm zugleich zu nahe und zu ferne stehe — so nahe, daß er ihm jede Freiheit raubt, und wieder so ferne, daß es an aller

*) X. Br. A. Z. 26. Januar. Vergl. auch XXXI. Br. 31. März.
**) Kölner Volkszeitung 9. Februar. Civiltà catt. 19. Februar.
***) XXXV. Br. A. Z. 19. April.
†) Pallavic. Hist. Con. Trid. L. XXIV. c. 14.
††) I. Br. A. Z. 17. Dez. 1869.

Gemeinsamkeit der Empfindungen und Anschauungen und an jedem Verständniß fehlt*). Man sieht, wie der Papst in keinem Falle dem Tadel entgehen kann, mag er nahe oder ferne seyn; in der That aber hält er gerade die rechte Mitte ein. Hätte er, wie ein Bischof wollte**), allen Generalcongregationen angewohnt, dann hätte man gesagt, seine Gegenwart bezwecke die Bischöfe einzuschüchtern und die Freiheit der Berathungen zu stören, man hätte nach Janus (S. 209) eine freie Berathung vor dem Antlitze eines Pius IX. für undenkbar erklärt. Er that es nicht; gleichwohl raubt er auch so dem Concil jede Freiheit. Natürlich — denn sein bloßer Name und Titel wiegt schon eine ganze Armee auf***); um dem Concil Freiheit zu geben, müßte er auf die von seinen Vorgängern seit tausend Jahren „usurpirten" Rechte verzichten und sich mit der Stellung begnügen, welche nach der deutschen Wissenschaft dem ursprünglichen, noch nicht zum „Papat" gewordenen Primate gebührt.

Doch noch mehr: in Rom ward die ganz unbrauchbare Conciliumsaula von Pius IX. ausgewählt und entschieden festgehalten†). „Man fand es allgemein unbegreiflich, daß „der Herr" trotz aller Wünsche und Vorstellungen und der Evidenz seiner eigenen Sinne zum Hohn 750 bejahrte Männer zwingt, in einer zu conciliarischen Zwecken so völlig ungeeigneten Räumlichkeit ihre Sitzungen zu halten"††). So oft die eigentlichen Nachrichten spärlich fließen, pflegen unsere Conciliums-Briefe auf Papst, Majoritätsbischöfe und Jesuiten sowie auf die Aula zu schimpfen. Diese letztere für sich allein würde hinreichen die Theilnahme an einem Concil für das ganze

*) XXXI. Br. Nr. 21. A. Z. 23. März.

**) Röm. Correspondenz der Kölner Volkszeitung 5. Januar.

***) XIX. Br. A. Z. v. 8. A. Z. 18. Februar.

†) IV. VI. VII. XV. A. Z. 29. Dez., 3. 12. Jan., 11. Februar und sonst oft.

††) XXVII. Br. A. Z. 17. März.

Leben einem Prälaten gründlich zu verleiden. Muß man doch ſo viele Stunden in dieſem unwirthlichen Raum (in äſthetiſch und hiſtoriſch trefflicherer wäre aber wohl auf der weiten Erde nicht zu finden*) — ſitzen ohne das Geſprochene zu verſtehen! Kurz, gerade dazu wurde die Aula gewählt, „damit man die vorgeleſenen Schemen**) nicht verſtehe und keine Diskuſſion möglich ſei, damit die Väter bloß Ja ſagen könnten"***).

Man kann nun zugeben, daß die Concilsaula Mißſtände aufweiſet, die für viele Biſchöfe ſtörend waren und auch durch ſpätere Verbeſſerungen nicht ganz gehoben wurden; aber einerſeits iſt es überall ſchwer einen für mehr als tauſend Perſonen, worunter auch Schwerhörige und Schwervernehmende in nicht geringer Anzahl ſind, einen ganz genau paſſenden, alle Bedürfniſſe befriedigenden, ein zu enges Zuſammenſitzen ausſchließenden Raum zu finden; andererſeits war es auch nicht leicht, ohne Störung der Verhandlungen ſofort ein neues Lokal in einer allen Anforderungen entſprechenden Weiſe herzurichten, auch abgeſehen von den bedeutenden Koſten. Daß aber die Aula nicht deßhalb gewählt ward, um die Diskuſſion unmöglich zu machen, das zeigen unſere Conciliumsbriefe am beſten. War die Aula ſo taub, ſtumm und blind, wie ein ſyriſcher Biſchof ſie genannt haben ſoll†), wie konnten dann unſere Briefe ſo Vieles über die gehaltenen Reden und ſonſtigen Vorgänge mittheilen, wie ſo viele kühne Stimmen des Widerſpruchs regiſtriren? Aber die Briefe bleiben unbeirrt bei ihrem Axiom. Am 14. Mai heißt es: „Jetzt ei

*) Vergl. Mainzer Journal 29. April. XX. Brief aus Rom.

**) Dieſe werden aber doch vorher gedruckt den Vätern mitgetheilt.

***) XXIII. Br. A. Z. 2. März. XXIV. Br. A. Z. 4. März (aus dem Moniteur universel). Später am 2. Juni (l.l. Br. A. Z. 8. Juni) wird als Grund, weßhalb von eigentlicher Diskuſſion keine Rede ſei, der Umſtand angeführt, daß unter den Prälaten nur wenige ſind, die ohne Vorbereitung lateiniſch ſprechen können.

†) XV. Br. A. Z. 11. Februar.

zeigt sich die Vortrefflichkeit der Aula und die vorschauende Weisheit der Curie, welche sie ausgewählt, und mit altrömischer Festigkeit allen Bitten und Vorstellungen zum Trotz in ihr festgehalten hat. Sie ist gerade so, wie die Mehrheit sie jetzt braucht. Die Bischöfe werden eine Anzahl von Sitzungen mit meist gelesenen, nur selten gesprochenen Monologen ausfüllen, welche vier Fünftheile der Versammlung, wie es bisher geschah, nicht verstehen und nicht zu verstehen begehren. Denn die Mehrheit weiß schon Alles, hat ein dreifaches Erz um die Brust"*).

Die Unfreiheit des Concils ergibt sich aber ferner aus der Stellung der Bischöfe. Schon durch den Eid, den sie dem Papste leisten müssen, sind sie unfrei**). Das ist die alte, auch gegen das Concil von Trient geltend gemachte Klage. „Die Protestanten behaupteten, dasselbe sei nicht frei gewesen, weil die Bischöfe durch ihren Consecrationseid dem Papste verbunden seien, gleich als ob die Versammlungen der Stände darum nicht frei seien, weil die ihnen anwohnenden Optimaten ihrem Fürsten durch einen Eidschwur verpflichtet sind." So antwortete schon Raynaldus***), der außerdem mit den Worten eines älteren Theologen†) zeigt, daß die Eidesleistung der Bischöfe an den Papst keine tyrannisch eingeführte Neuerung, sondern sehr alt und wohlbegründet sei, wie Paschalis II. in seinem Schreiben an den Erzbischof von Palermo nachwies. Der Obedienzeid gegen den Papst verpflichtet nicht, wie Janus annimmt (S. 445 f.), gegen Ueberzeugung und Gewissen zu stimmen, und die Wahrung und Förderung der Rechte des Primats stört nicht die „Beobachtung der Regeln der heiligen Väter." Abgesehen von der Emser Punktation und den Frankfurter Protokollen von

*) XLV. Br. A. Z. 22. Mai. **) I. Br. A. Z. 17. Dez. v. Jrs.
***) Raynald. a. 1564 n. 16.
†) C. Cardillius Disput. IV. utrum Synodus Tridentina fuerit libera p 64.

1818, deren Standpunkt Janus vielfach theilt, hat sich keine bedeutende Opposition gegen diesen Obedienzeid erhoben, der längst in der ganzen Kirche besteht *).

„Die Bischöfe sind ferner abhängig durch die Quinquennal- und andere Fakultäten, die sie von der Curie erbitten müssen." Aber werden diese Fakultäten ihnen etwa wegen ihrer Abstimmung entzogen? Liegt dafür ein Beweis oder auch nur der Schatten eines solchen vor? Macht jedwede Abhängigkeit von dem Vorsitzenden einer Versammlung die freie Meinungsäußerung unmöglich? Die Leute vom Schlage unseres Concils-Historiographen werden eben nicht eher zufrieden gestellt seyn, als bis der Papst sich herbeiläßt, zu der von Febronius ihm zugedachten Rolle sich degradiren zu lassen. Die Hoffnung war gleich bei den Anfängen des Concils ausgesprochen worden, „es werde wohl einige Materien geben, über welche die Bischöfe wirklich frei sich äußern, frei beschließen dürfen", aber die Besorgniß hinzugefügt, diese Freiheit falle weg, „sobald es sich um eine das Interesse und die Rechte der römischen Curie irgendwie berührende Frage handle" **). Die Rechte des apostolischen Stuhls zu schmälern sind die Bischöfe allerdings nicht befugt, und der Papst ist verpflichtet sie zu wahren; er muß bemüht seyn, das Erbe seiner Vorgänger unverkürzt dem Nachfolger zu vererben, solange nicht das Wohl der Kirche Aenderungen erheischt ***). Wohl kann man eine Neugestaltung der geistlichen Behörden Rom's wünschen und befürworten; aber kurz vor dem Concil

*) Vergl. hierüber Philipps Kirchenrecht II. §. 81 S. 182 ff. Antijanus S. 140 f.

**) I. Br. A. Z. 17. Dez 1869.

***) In der Instruktion für die Legaten Paul's III. zu Trient (Raynald a. 1545 n. 47) heißt es: In rebus, quae ad Rom. Curiam pertinent, de quibus querelas afferunt, consiliis praelatorum et provinciarum libenter aures porrigant, non quia Concilii sit eas emendare, sed quia Pontifex de illis optime instructus remedia porrigat opportuna. Pallav. V. 16, 2.

oder auf demselben in das Werk gesetzt, hätte die Aenderung nur zu einer heillosen, in der ganzen Kirche fühlbaren Verwirrung geführt; sie mußte einer anderen Zeit vorbehalten bleiben.

Viele Bischöfe, so klagt schon der erste Brief, sind dadurch zum Schweigen verurtheilt, daß sie nicht flüssig Latein sprechen, wozu noch die Verschiedenheit der Aussprache kommt. An neun Zehntheile werden zu diesen Bischöfen gerechnet. Hier ist doch die Frage berechtigt: trägt denn der Papst die Schuld, wenn viele Prälaten so wenig in der Kirchensprache erfahren und gewandt sind? Diejenigen die ihrem Gebrauche entgegentraten, haben wohl kaum bedacht, wie wichtig und nöthig dieselbe für ein allgemeines Concil ist. Oder soll man, wie es auf so manchen modernen Congressen geschehen ist, deutsch, französisch, englisch, spanisch durcheinander reden lassen? Und können nicht die Bischöfe, die nicht flüssig Latein sprechen, wenigstens einen lateinischen Aufsatz schreiben und dann vortragen? Die Schwierigkeit der verschiedenen Aussprache besteht allerdings*); sie war aber auch, wenn gleich noch in geringerem Grade, schon in Trient vorhanden und doch wußte man sich zu verständigen. Sodann sind mehrere Gruppen von Nationen nur wenig darin verschieden; der Deutsche hat wenig Schwierigkeit die italienische Aussprache zu verstehen; überhaupt läßt sich die Schwierigkeit in einigen Wochen bedeutend verringern, wenn man aufmerksam auf Andere hört, zumal da der Gegenstand der Rede den Hören-

*) In England dachte man nach dem Berichte der A. Z v. 23. Dez. 1868 daran, die deutsche Aussprache des Lateinischen und Griechischen einzuführen, und empfahl eine Gleichheit des Aussprechens schon aus praktischen internationalen Gründen. Man sollte auch in Deutschland v wie w sprechen, hieß es da, in Italien lache man mit Recht über unser v (z. B. im Credo: Deum verum de Deo vero, wo die meisten Deutschen sprechen: Deum ferum de Deo fero).

den zum größten Theile bekannt und vorgängige Verständi
mit vielen Amtsgenoſſen nicht ausgeſchloſſen iſt.

Allein man ſoll ja ſoweit gegangen ſeyn, den Biſc
die Beſprechungen in den Landesſprachen zu verbieten,
mehr als zwanzig Biſchöfe zuſammentraten (Brief
24. Dez.). In Wirklichkeit waren ſolche Verſammlungen
mehr als zwanzig Biſchöfen gleich im Anfange eine
ſache*), und Prälaten die in Rom die „Allgemeine Zeit
vom 3. Januar laſen, glaubten, das Verbot exiſtire n
dem Kopf des Schreibers. Dieſer aber berichtete am 15.
das weder von den Deutſchen noch von den Franzoſe
ſpektirte Verbot, größere Biſchofsverſammlungen zu h
ſei nur den franzöſiſchen Prälaten durch Cardinal B
choſe mitgetheilt worden**); nachher indeß ſchrumpft
päpſtliche Verbot auf eine Aeußerung zuſammen, die Ca
Antonelli dem genannten Cardinal gemacht haben ſoll
Die Biſchöfe konnten und können ſich beliebig verſa
und gemeinſchaftlich berathen; in nichts ward ihre F
der gemeinſamen Deliberation beſchränkt, ſoweit dieſe
privater Natur iſt; die conciliariſchen Berathungen
in den Generalcongregationen vor ſich gehen, währen
Ausſchüſſe die ſie betreffenden Materien vorzubereiten ha

Mehr als über alles Andere aber wird Klage
über den Löwenantheil, den die römiſche Curie für ſi
damit für die italieniſche Prälatur hinwegnehme, üb
Zwang der Geſchäftsordnung, reſp. des in dem apoſto
Schreiben Multiplices vom 27. Nov. v. Jrs. entha
Regolamento††). Der Papſt, hieß es, hat die Geſ
Ordnung oktroyirt, ein von einer unfähigen Commiſſio

*) V. VII. Br. v. 23. 29. Dez. A. Z 2. 12. Januar.
**) X. Br. 15. A. Z. 26. Januar.
***) XXIV. Br. A. Z. 4. März nach dem Moniteur universel
†) Ausführlich Civiltà cattolica 19. Febr. p. 478.
††) I. und II. Br. A. Z. 17. 28. Dez. v. Jrs.

worfenes Elaborat gutgeheißen und vorgeschrieben. Aber sonderbar, das Recht der Initiative und der Bestimmung der auf dem Concilium zu verhandelnden Materien kann doch nach der herrschenden Disciplin dem berufenden und vorsitzenden Papste nicht bestritten, und daß er zur Festsetzung des modus procedendi befugt ist, kann nicht abgesprochen werden*). Hätte man die Bischöfe über eine Geschäftsordnung erst berathen lassen, so konnten leicht Monate vergehen, ehe man zu den eigentlichen Aufgaben des Concils gelangte. Das Reglement zeigte sich als Ergebniß reiflicher Studien, als ein absolut vollkommenes Werk ward es von Niemanden betrachtet; es wurden sogar absichtlich darin Lücken gelassen, z. B. nichts speciell über den Schluß der Debatten verordnet. Man wollte Vieles der Erfahrung und Anträgen der Väter überlassen, die selbst die Grenzen der Redefreiheit ziehen sollten. Die Mehrheit des Concils nahm die Geschäftsordnung an und befolgte sie. Verbesserungs-Anträge waren nicht ausgeschlossen, wurden vielmehr erwartet; solche gingen aber nicht bloß von der Minorität, von der unsere Briefe allein derartiges wissen, sondern auch von der vielgeschmähten Majorität aus**), deren Anträge zwar in den Augen der Janus-Partei keine Beachtung verdienen, vom Papste aber und den an seiner statt präsidirenden Cardinälen doch nicht wohl den Wünschen der Minderheit nachgesetzt werden konnten.

In demselben Reglement Cap. 2 sprach der Papst den Wunsch und die Forderung aus, daß die Väter, und zwar mit aller Freiheit, Vorschläge machten und Anträge stellten. Er hat dafür allerdings gewisse Bedingungen vorgeschrieben; aber sind diese etwa, wenn von Kirchenfürsten die Rede ist, zu beengend? Können etwa Anträge zulässig befunden werden, die nicht das „öffentliche Wohl der Christenheit", son-

*) Raynald a. 1563 n. 88.

**) Civiltà cattolica 2. apr. Nr. 481 p. 11.

dern den Vortheil der einen oder der anderen Diöceſe im Auge haben oder etwas enthalten, „was dem conſtanten Sinn der Kirche und ihren unverletzlichen Ueberlieferungen zuwider iſt"? Iſt es zu viel gefordert, daß ſie ſchriftlich eingereicht und mit Motiven der Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit verſehen ſeyn ſollen? Aber „ein vom Papſte ernanntes Comité prüft die Zuläſſigkeit der Anträge und dieſer ſelbſt entſcheidet nach deſſen Gutachten in letzter Inſtanz"*). Wohl, aber bei einer Verſammlung von mehr als 700 Mitgliedern, der vor Allem die Ordnung verbürgt ſeyn muß, iſt ein Ausſchuß von 24—25 Mitgliedern verſchiedener Länder, wie bei einem Parlament und einer Kammer, wo nirgends eine Petitionscommiſſion fehlt, zur Würdigung und Vorprüfung ein Bedürfniß; daß der Ausſchuß nicht gleich anderen Commiſſionen gewählt, ſondern vom Papſte ernannt ward und an ihn zu berichten hatte, das iſt in der Stellung des Papſtes begründet, der nicht ein gewöhnlicher Kammer-Präſident, ſondern wirkliches Oberhaupt der Biſchöfe iſt. Wäre aber auch der Poſtulatenausſchuß von den Biſchöfen gewählt worden, ſo hätte ja doch die von unſerem Berichterſtatter ſo bitter getadelte Majorität den Ausſchlag gegeben und derſelbe hätte wohl ebenſo wie von der Wahl des Glaubensausſchuſſes berichtet: „die Liberalen (sic) ſind vollſtändig unterlegen und haben nicht einen Einzigen der Ihrigen durchgeſetzt. Weder Dupanloup noch (der damals, im Dezember v. Jrs., noch gar nicht anweſende) Hefele konnten hineingebracht werden"**). Uebrigens ſind die Mitglieder dieſes Ausſchuſſes welterfahrene Männer und zwei von ihnen, Cardinal Rauſcher und Patriarch Juſſuf, wurden nachher von unſerem Hiſtoriker zur Oppoſition gezählt.

Gerade die zu Trient gemachten Erfahrungen waren es wohl, die vielfach bei dem Entwurf des Reglement in Betracht gezogen wurden. Dort hielt man trotz des Wider-

*) XXIII. Br. A. Z. 2. März. **) III. Br. A. Z. Beil. v. 28. Dez.

ſpruchs von Diplomaten und Biſchöfen wenigſtens im Princip das Propoſitionsrecht der päpſtlichen Legaten und die meiſtens nur als neu, als nicht nothwendig und als Angeſichts der Proteſtanten nicht zeitgemäß bekämpfte Formel „propo-nentibus legatis“ aufrecht*), wenn man auch nachher, wie ſchon früher erklärte, damit ſei nicht eine Neuerung oder eine Aenderung der üblichen Form der Geſchäftsbehandlung bei allgemeinen Concilien beabſichtigt worden**). Die päpſtlichen Legaten ſchrieben an Kaiſer Ferdinand: „Was immer an Aergerniſſen und Anſtößen vorliegt, hat daher allein ſeinen Urſprung, daß diejenigen, denen es keineswegs zuſtand, ſich die Befugniß anmaßten, zu proponiren, über welche Gegenſtände verhandelt werden ſollte. Hätte die Autorität der Legaten gegolten, hätten nicht einige der Väter ſich deren Amt angemaßt, ſo wäre jetzt der Stand des Concils ein bei Weitem anderer, nicht wären jene Aergerniſſe und Anſtöße erfolgt, vielmehr wäre dieſes Concil entweder ſchon ganz zu Ende geführt oder doch dem größten Theile nach beendigt. Aber wo die gebührende Ordnung nicht eingehalten wird, da kommt nothwendig derartiges zum Vorſchein, wie es in den jüngſt verfloſſenen Monaten nicht ohne unſere große Betrübniß hervortrat... Auch das wird von uns eingehalten, daß, ſo oft über Mißbräuche verhandelt wird, alle Väter ermahnt werden, es möge Jeder, was ihm in den Sinn kommt, ſchriftlich den dazu Deputirten einreichen, um es in der öffentlichen Congregation vorzulegen und zu diskutiren; darin aber — wir geſtehen es — wird eine Auswahl von den Deputirten getroffen und nicht ſofort werden die unpaſſenden und nichtigen Vorſchläge (inepliae) eines Jeden vorgelegt. Deßhalb haben die Väter keinen Grund zur Klage, da es ihnen jeder-

*) Pallavic. l. XV. c. 13. 16. XX. c. 8 n. 24; c. 10 n. 8. 17; c. 13 n. 7. 8. XXI. c. 5 n. 6 seq. XXII. c. 10 n. 1. 2. XXIII. c. 2. 5. 6. 8. 12.

**) Trid. Sess. XXIV. c. 21. de ref.

zeit geſtattet iſt, vor den Legaten, entweder allen zuſa
an einem Ort oder vor einzelnen derſelben geſondert, An
zu ſtellen, und auf dasjenige Rückſicht genommen wird,
ſie mit guten Gründen vorbringen“ *). Dieſer Modus
ſpricht in der Hauptſache dem für das Vatikanum
ſchriebenen.

Man mußte vor Allem ſorgen, die drohende Con
fernezuhalten oder doch zu vermindern**). Pius IV.
ſchrieb am 18. März 1563 an denſelben Kaiſer: „Wir h
gleichwie Wir nach der höchſten Pflicht Unſeres Hirten
mit Fleiß und Sorgfalt die Verſammlung des Concils
Werk ſetzten, ſo auch mit dem Beiſtande der göttlichen
ſeine Fortſetzung beſchloſſen und beſtimmt, und zwar
Art, daß, was Uns angeht, das Concil vollſtändig fr
und keinem der Prälaten die Möglichkeit entzogen
über die vorgelegten Gegenſtände rückſichtslos ſeine Mei
zu äußern und ſeinem Gewiſſen völlig Genüge zu le
Aber Deine Majeſtät ſieht wohl ein, daß, wo ſo V
verſammelt ſind, ganz beſonders die Ordnung anzuw
und zu bewahren iſt, bei deren Abgang unter ihnen die g
Verwirrung entſtehen und keine Angelegenheit ihre geh
Erledigung finden würde. Daher das Concilium ſelbſt,
weiſe würdigend, aus völlig gerechter Urſache und nur
Diſſens des einen oder des andern aus der großen A
von Prälaten, beſchloſſen hat, daß den Legaten des apoſtoli
Stuhls, die an Unſerer Stelle den Vorſitz führen, das
zuſtehe, über die zu verhandelnden und zu beſchließ
Gegenſtände zu referiren. Wir jedoch haben ſie ermahnt,
Gewalt ſich in der Weiſe zu bedienen, daß ſie über
Gegenſtände referiren, über die zu verhandeln ſich der
lohnt, und ſich freie Mahnungen gefallen laſſen, ſowie
daß ſie dahin ſtreben, den Wünſchen und Forderungen

*) Raynald a. 1563 n. 32.

**) Raynald l. c. n. 87. Pallavic. XXI. c. 5 n. 7.

bloß der Bischöfe, sondern auch der Gesandten der Fürsten, zumal der Deinigen, zu entsprechen. Würden sie das zu thun sich weigern in wichtigen Dingen, besonders in den auf die Reformation bezüglichen, so sehen Wir wohl, daß dann die Prälaten gerechten Grund zur Klage haben und es billig seyn würde, ein entsprechendes Heilmittel in Anwendung zu bringen; hierin versprechen Wir allen Unseren Beistand. Gleichwohl wissen Wir, wie viele Unruhen, Zwistigkeiten und Zerwürfnisse erregt wurden, als die Prälaten wider Willen der Legaten des apostolischen Stuhles Fragen und Artikel proponirten, über die jetzt Streit besteht, und wie sehr das den Fortgang des Concils gehemmt hat und noch hemmt; indem über katholische Artikel Katholiken unter sich streiten, die gegen die Häretiker hätten streiten sollen" *). Bei einer noch um Vieles zahlreicheren Versammlung von Prälaten, von denen doch auch manche mit sonderbaren Ideen und wenig gerechtfertigten Vorschlägen hervortreten konnten, war eine solche Maßnahme noch weit mehr geboten und eine strikt eingehaltene Geschäftsordnung unerläßlich. Der Papst hätte die Berathungs-Gegenstände auf drei bis vier Punkte einschränken können; Niemand hatte ein Recht sich zu beschweren. Er that das nicht; aber dafür waltet er ganz seines Amtes, wenn er in letzter Instanz über Zulässigkeit oder Unzulässigkeit der gestellten Anträge entscheidet. Er ist das Haupt des Concils, das er berufen; der neunte Pius kann so wenig als der vierte den von seinen Vorgängern ererbten Rechten entsagen.

Die Verstimmung der Bischöfe, heißt es weiter, erhält fortwährend neue Nahrung durch das ganze Verfahren der Curie; sie klagen, daß man ihnen nicht einige Monate zuvor die so weit ausgreifenden Vorlagen mitgetheilt und sie sich nicht vorbereiten konnten; daß man ihnen die Materien, die ihnen ganz neu sind und Stoff für zehn Concilien geben würden, bruchstückweise vorlegt **). Hätte unser Gewährs-

*) Raynald l. c. n. 35. **) XXI. XXIV. Br. A. Z. 27. Jan. 4. März.

mann die Vorbereitungen des Concils erforschen können, er hätte vielleicht gefunden, daß die Vorlagen in der Mehrzahl auf zuvor von den Bischöfen ausgesprochene Wünsche und Anträge sich stützen; er hätte vielleicht ein nahe an 80 Seiten starkes gedrucktes Heft entdeckt, in dem diese unter bestimmte Rubriken gebracht sind und aus dem die vorbereitenden Commissionen sie kennen lernen konnten; dasselbe würde ihm gezeigt haben, daß viele Vorlagen nicht so ganz neu für die Bischöfe seyn konnten. Uebrigens werden ja auch den Parlamenten von den Ministern oder von Ausschüssen ausgearbeitete Gesetzentwürfe vorgelegt. Was wäre es aber für eine Inconvenienz gewesen, wie sehr hätte man über das Chaos, über den gänzlichen Mangel an Vorbereitung geklagt, wenn das Concil keinerlei Vorarbeiten gefunden hätte, Alles erst den Bischöfen überlassen worden wäre? Welcher Zeitaufwand wäre für die so zahlreiche Versammlung erforderlich gewesen? Für die Orientirung über die päpstlichen Vorlagen war Zeit genug gewährt und außerdem konnten die Bischöfe sich Zeit dazu nehmen, wie sie es auch reichlich gethan haben; sie hatten zudem ihre selbstgewählten Berather. Hätte man Prälaten und päpstliche Theologen vor den Bischöfen die einzelnen Schemata erörtern und vertheidigen lassen, so hätte man das, abgesehen von dem Zeitverlust, als einen Kunstgriff betrachtet, um die Geister der Bischöfe zu präoccupiren und die Freiheit derselben zu maßregeln. Zu Trient mußten die Väter lange Reden des Jesuitengenerals Lainez anhören; das ist ihnen nun erspart, nur Bischöfe reden in der Aula; die Ordensgenerale und Aebte, ja selbst die Cardinäle mit Ausnahme solcher, die auswärtige Erzbischöfe sind, enthalten sich des Redens fast gänzlich*). Wenn man anfangs nur wenige Vorlagen mittheilte, so war das den meisten Bischöfen willkommen, da sie sich größtentheils in ihren neuen Verhältnissen einzugewöhnen, sich wechselseitig kennen zu lernen,

*) XV. Br. A. Z. 11. Februar.

über viele Dinge ſich zu orientiren hatten. Wenn unſer Berichterſtatter am 8. Januar die ſpäter noch oft wiederholte Klage vorbrachte, daß ein Monat reſultatlos vorübergegangen und rein verloren ſei*), ſo fand er doch ſelbſt am 30. Jan. einen Gewinn heraus, daß ſich die Curie und die Concils-Biſchöfe in einer Schule des wechſelſeitigen Unterrichts befänden, erſtere die einzelnen Biſchöfe, vor Allem die hervorragenderen unter ihnen ſtudire, ihre Schwächen zu erforſchen und die Wege zu finden ſuche, auf denen man Jeden mürbe machen und beſonders die nationalen Verbindungen ſprengen könne, die letzteren in den ſechs oder ſieben (bei Vielen auch mehr) Wochen ihres Aufenthalts weit mehr gelernt hätten als die (natürlich unverbeſſerlichen) Curialiſten und viele unter ihnen erſtaunliche Fortſchritte machten, vor denen die Römer ſchaudernd zurückbeben würden, könnten ſie dieſelben überſehen. Die Biſchöfe haben ſich indeß nirgends über Mangel an Arbeitsſtoff beſchwert; auch ward nicht deßwegen die dritte Sitzung bis zum 24. April vertagt, ſondern weil die Dekrete noch nicht zur Promulgation herangereift waren. „Noch liegen“, ſagt der Brief vom 5. Februar, „Berge von Arbeiten vor, wahre Pandekten, die ganze (?) Glaubenslehre und Verfaſſung der Kirche umfaſſend, alle (?) Beziehungen zwiſchen Staat und Kirche regelnd, die päpſtliche Oberherrſchaft über alle Leiber und Seelen reſtaurirend. Alles iſt zugeſpitzt um Conflikte mit den Staaten herbeizuführen, ſo daß manche Biſchöfe das Ende wünſchen und nicht die Schweizer allein an Heimweh leiden. Die noch unbewältigte Arbeit aber läßt eine Dauer des Concils von mindeſtens 1½ Jahr erwarten“**). Nun, dann war es gut, nicht gleich anfangs die Biſchöfe mit einer ſolchen Arbeitslaſt zu erſchrecken. Wie täuſchten ſich doch die Jeſuiten, die in ihrem officiellen Organ die Dauer auf drei Wochen anſetzten (Janus S. 2)! Und

*) VIII. Br. A. Z. 17. Januar. **) XVI. Br. A. Z. 13. Februar.

doch waren sie es, welche diese Berge von Arbeiten, diese Pandekten vorbereitet haben sollen!

Freilich, wenn die Bischöfe bloß nach Rom berufen wurden, ihr Placet zu vorher festgestellten Dekreten zu sagen, so war eine so lange Verschiebung der Sitzungen und ein so langer Aufenthalt in Rom nicht nöthig. Hat man das einzig der Opposition zu danken, in der erst der Muth der eigenen Ueberzeugung erwachen, die erst erstarken und nachgerade unbequem werden mußte*)? Hat nicht vielmehr Pius IX. in dem verrufenen Regolamento die vollste Freiheit der Berathung, der Annahme und der Verwerfung der vorgelegten Schemata zugesichert? Hat er je dessen klare und deutliche Worte**) zurückgenommen? Und haben nicht auch der Mehrheit angehörige Bischöfe Abänderungen in den Dekretentwürfen beantragt? Hat unser Berichterstatter nicht selbst am 15. April zwei „bekannte Infallibilisten“, die Bischöfe von Moulins und Saluzzo, als Vertreter eines bedingten Placet in einer nicht unwichtigen Sache angeführt***)? Sind wirklich die Bischöfe zu bloßen Acclamationsmaschinen herabgewürdigt, wenn sie so über die vorgelegten Schemata sich äußern dürfen, wie sie unsere Conciliums-Briefe sich äußern lassen? Da sagt z. B. der Erzbischof von Halifax: Censeo schema cum honore esse sepeliendum†), welches Diktum wohl der „deutsche, sonst gut römisch gesinnte Prälat“ copirte, der über das Schema von der Kirche ausrief, dasselbe verdiene in die Hölle geworfen zu werden††).

---

*) III. VII. IX. Br. A. Z. 28. Dez. 12. 19. Jan.

**) Cap. 7 heißt es: Volumus et mandamus, ut schemata decretorum et canonum, quae Nos, *nulla Nostra approbatione munita, integra integre Patrum cognitioni reservavimus, iisdem ad examen et judicium subjiciantur.*

***) XXXVII. Br. A. Z. 23. April.

†) VII. Br. A. Z. 12. Januar. Vgl. = Corresp. A. Z. 2. Februar.

††) XXIV. Br. A. Z. 4. März.

[redacted]

ntweder haben die Biſchöfe ſo geſprochen, wie ſie unſere
iefe ſprechen laſſen, und dann hat es ihnen an der Frei-
t der Rede nicht im geringſten gefehlt; oder ſie haben
ht ſo geſprochen, und dann verdienen die Briefe nicht den
ringſten Glauben. In keinem der beiden Fälle entgehen ſie
m Vorwurf der Lüge.

Allein, ſagt man, die Biſchöfe wurden bei ihren Reden
ſt von den Legaten unterbrochen; jeder Prälat hatte die
Rücke des Präſidiums zu fürchten*). Wohl. Aber ſicher gibt
s auch unter den Biſchöfen Solche, die nicht bei der Sache
iben, von allem Möglichen reden und ſo eine geregelte
handlung der vorliegenden Materie vereiteln. Anderwärts
ält man ein Einſchreiten des Präſidenten in ſolchen Fällen
r ebenſo nothwendig als gerechtfertigt, nur nicht beim
oncil, das getadelt werden muß, mag es nun parlamen-
riſche Formen annehmen oder nicht. Sollten mehrere Bi-
chöfe wirklich ſo geſprochen, ſo viele Abſchweifungen ſich
rlaubt haben, wie ſie unſer Berichterſtatter meldet, ſo waren
Ordnungsrufe der den Generalcongregationen vorſitzenden
ardinäle ſicher am Orte; bei ſo vielen Digreſſionen und
enn Jeder bei jedem Thema Alles ſagen will, was er auf
m Herzen hat, wenn z. B. ein deutſcher und ein ungariſcher
rälat noch vor Einbringung der eherechtlichen Anträge von
othwendigen Aenderungen der Ehehinderniſſe, wenn ein
mericaner von Brevier-Verbeſſerung bei einer ganz anderen
Tagesordnung ſpricht**), wenn ein Dritter in einer andert-
albſtündigen Rede ſich über biſchöfliche Rechte und Pflichten,
er die Cardinäle und Congregationen, über Synoden, Be-
ſetzung der Bisthümer, Verhältniß zur modernen Geſellſchaft
. ſ. w. verbreitet***), während andere Biſchöfe lieber ſich
Schweigen auferlegen, als daß ſie theils allgemein bekannte
theils nicht ſtrenge zum Gegenſtande gehörige Sätze vortragen

*) XIII. Br. A. Z. 8. Februar. **) XV. Br. A. Z. 11. Februar.
***) XXII. Br. A. Z. 23. Februar.

möchten — wie kann man da vorwärts kommen, wie ist da ein Ende abzusehen? Sehr natürlich wäre hier der Unmuth vieler Zuhörer, und die Geduld und Langmuth der präsidirenden Legaten wäre selbst nach diesen Berichten eher zu bewundern, als ihr spätes Eingreifen zu tadeln. Ganz so erging es in Trient; wenn die Legaten Digressionen abschneiden wollten, ward sofort über Schmälerung der Freiheit geklagt*).

Wie ehedem zu Trient, so wurden auch in Rom Klagen über zu lange Reden laut**), selbst von unserem Berichterstatter, der statt der Reden Debatten wie in einem vollständigen Parlamente verlangte***), aber schon bezüglich des ersten Schema erklärte, es solle nicht diskutirt werden, 1) weil man in der akustisch unbrauchbaren Aula gar nicht diskutiren könne, 2) weil dieses armselige Flickwerk — das in seinen wesentlichen Bestandtheilen seit 24. April allgemeine Glaubensnorm ist! — eine Diskussion nicht vertrage, 3) weil man auf solche Weise zu gar keinem Ende käme, 4) und hauptsächlich, weil damit ein vortrefflicher Präcedenzfall geschaffen werde, der dann, auch für die Folge zur Regel erhoben, die Aussicht eröffnen würde, noch wichtigere und für die Curie noch werthvollere Dinge durchzuführen†). Niemanden konnte es Wunder nehmen, wenn unser Pfeilcorrespondent am 11. Februar††) telegraphisch ankündigte, daß schriftliche Meinungsäußerungen statt der Reden angeordnet würden, wie er am 8. bereits angedeutet, die Verhandlungen des Concils sollten abgekürzt und die Geschäftsordnung verändert werden†††). Eine solche Abänderung ward nicht bloß von der Minorität, sondern auch von der Majorität gewünscht und der Papst hatte in dem „Regolamento“ selbst eine Lücke gelassen, die noch auszufüllen war.

*) Schreiben an Kaiser Ferdinand Raynald a. 1563 n. 32.

**) A. Z. 24. Februar aus dem „deutschen Volksblatt“ (von Bischof Hefele).

***) XI. Br. 27. Januar. †) XV. Br. v. 4. Februar. A. Z. 11. Febr.

††) A. Z. 12. Februar. †††) XIX. Br. A. Z. 18. Februar.

Gleich anfangs hatte unser unberufener Concils-Historio-
die Verstimmung der Bischöfe über die Geschäftsord-
signalisirt, die sie zu bloßen Berathern mache *). Er
te auf alle Zuckungen und Regungen, horchte an allen
n und Thürritzen; bald erfuhr er, daß die „von Pius
te Einschnürung des Concils“ öffentlich beklagt ward
roteste gegen den Zwang der Geschäftsordnung von
chof Darboy und Bischof Stroßmayer eingelegt wur-
die aber der präsidirende Cardinal de Luca zurückwies.
, wie es den Anschein hat, hier eine Verhandlung in
la gemeint ist, so war der Historiker im dritten Briefe
et; denn an dem Tage, an dem der Brief in Augsburg
n (28. Dez.), wurden die ersten Reden gehalten; Dar-
rach im Dezember noch gar nicht, Stroßmayer erst
., und nicht das hier Mitgetheilte. Der fünfte Brief
3. Dezember brachte die Nachricht, daß viele deutschen
se beschlossen hätten, gegen die Geschäftsordnung zu
iren und das Recht der freien Antragstellung zu be-
chen, daß aber acht deutsche Prälaten sich von ihren
leuten trennten und lieber mit Spaniern und Süd-
anern zusammengingen, daß endlich auch die Fran-
einen ähnlichen Protest vorbereiteten. Tags darauf
rief) ward die Nachricht von Protesten der Deutschen,
n und Franzosen wiederholt. Dann kam die Kunde
ner Berathung der deutschen und ungarischen Bischöfe
eine bessere Vertretung in den Ausschüssen und über
Theilung der Väter in acht Nationen. Letzteres Projekt
rte stark an gewisse Lieblingsideen liberaler Theologen
atte wohl keine Aussicht auf Verwirklichung. Cardinal
ne schrieb darüber am 12. Mai 1563: „Das hieße dem
l Gewalt anthun und einen neuen Brauch einführen,
ie bestand außer im Concil von Constanz, das ohne
t war, und in dem von Basel, das keine Anerkennung

*) l. Br. A. Z. 18. Dezember.

fand. Solche Neuerung würde keine Abkürzung, neuen Aufschub und neue Hindernisse herbeiführen, zu Beseitigung vielleicht mehr Zeit verwendet werden müß zu allen bisher vorgelegten Materien“*). Gerade jet innerhalb der katholischen Kirche das Hervorheben des nalen Elements besonders gefährlich gewesen**).

Alle diese Nachrichten lauteten noch höchst vag u bestimmt. Positiv ward dann gemeldet (A. Z. 19. Ja Am 2. Januar haben 25 deutsche und österreichische B mit Cardinal Schwarzenberg (der nach dem siebenten die Unterschrift der Petition abgelehnt hatte, um si Papste gegenüber „nicht noch mehr zu compromittire der Spitze, eine von Haynald, Ketteler und Stroßmay worfene Protestation unterzeichnet, man möge v Formen des Tridentinums nicht so weit abgehen. C Rauscher aber habe „aus Rücksichten“ nicht unterz damit seine persönliche Stellung zum Papste nicht a verschlimmert werde. „Die von 15 französischen B (wem? dem Papste oder der Postulatencommission?) gebene Petition um Abänderung der Geschäftsordnun der Papst (?) mit einfacher, trockener Abweisung wortet! Ob der deutschen das gleiche Loos bevorstehe, sich bald zeigen. Viele deutsche und österreichische B 40 an der Zahl, hätten eine bescheidenere Petition

*) Raynald h. a. n. 91.

**) Was aus dem internationalen Comité ward, zu dem sich i neunten Briefe zehn Bischöfe verschiedener Nationen vereini sollen, darüber suchten wir in den folgenden Briefen vergeb schluß. Der im XVII. Briefe (A. Z. 14. Febr.) gemeldete der Postulatencommission, daß die Anträge hier nicht i Gegenständen, sondern nach den Nationen geprüft werden womit Rom einem sonst von ihm verworfenen Princip hätte, gehört wohl dem Erfindungsgeiste des Concil-Histor der die Commission am Sonntag den 23. Januar, sieben nach Beginn des Concils, unter Cardinal Patrizi sich ver sieht und daraus eine absichtliche Verzögerung ab

reicht."
daß sie nic
darunter auch
und eines öster
rein deutschen Bi
reich und Ungarn.
an den heiligen Vat
Anträge bestellten Au
Schooße des Concils zu
Ermächtigung der Antragsteller,
tation ihre Anträge zu vertreten, wobei
der Bischöfe nicht als auf dem Wege der Ausn
Gnade, sondern als kraft ihrer Berechtigung zulä
kannt zu sehen wünscht. Niemand, der nicht von Partei
erfüllt ist, kann schon darin einen Akt der Opposition
blicken.

„Getreuen" eine Namensliste zu der
igt wurde*); wahrscheinlich wäre es
enn keine Verabredung stattgehabt,
endlose Skrutinien sich durch
am allerbesten wenn die
Ausschüsse gebildet hätten.
sätze des Janus theilte,
der päpstlichen Rechte
enso gepriesen, als
müßte freilich
als den allein
fehlbar, ja
posante
sich

Ein sehr kritisches Stadium des Concils ward (am 6. Februar) angekündigt, während man Tags zuvor erfahren hatte, daß der Papst keine Antwort auf die Reklamationen der deutschen und französischen Prälaten gegeben habe, daß aber eine neue Anordnung betreffs schriftlicher Vota und Einreden zur Unterdrückung der Minderheit bevorstehe**). Ueber diese neue Anordnung erging sich der Briefschreiber in Muthmaßungen. „Antonelli sagte: es würden zu viele und zu lange Reden gehalten; die Reden sollten also ganz aufhören (?) und die Bischöfe bloß (?) ihre Bemerkungen in der betreffenden Commission schriftlich einreichen. Den bitteren Trank suchte er zu versüßen mit der Bemerkung, es sei zum Besten der Bischöfe, die nicht mehr so lange sitzen und zuhören müßten. Die Bischöfe empfinden aber das freudige Gefühl nicht; sie sehen den letzten Rest conciliarischer Freiheit vernichtet, zumal da in der Commission Infallibilisten

*) In der A. Z. vom 22. Januar fehlen einige Unterschriften.
**) XVII. Br. A. Z. 14. Februar.

und Romanisten ausschließend (?) vertreten sind, so daß die Anträge der freier gesinnten und Reformen verlangenden Bischöfe einfach in den Papierkorb wandern oder in der Engelsburg begraben werden. Auf dringende Vorstellungen einiger Bischöfe ward das neue Regolamento bis jetzt noch nicht publicirt. Aber nach Antonelli's Aeußerungen zu urtheilen, scheinen die Gebieter entschlossen, auch den letzten Schleier fallen zu lassen und der Welt ganz offen zu zeigen, daß das Concil nur als römische Regierungsmaschine veranstaltet worden und nöthigenfalls gewaltsam in die Bahn, von der es abgewichen, zurückzuführen sei"*). Acht Tage später ward diese Nachricht bestätigt. Die Commission, hieß es, wird die schriftlich eingereichten Ansichten, Bedenken und Vorschläge berücksichtigen oder auch sie einfach unbeachtet lassen; an die Stelle der Diskussion wird die bloße Abstimmung treten, welche bei Einzelnen eine motivirte seyn kann, wenn sie die specielle Frage, über die sie sprechen wollen, vorher angegeben und die Erlaubniß dazu erhalten haben. Auch soll das Recht des Papstes, mit einfacher Majorität die Glaubensdekrete zu machen und zu promulgiren, in der abgeänderten Geschäftsordnung stark betont seyn**).

Was das heiße, einer einfachen Majorität die wichtigsten Entscheidungen anheimgeben, was in Folge dessen für die allein intelligente Minorität sich ergeben würde — das konnten die Leser der früheren Conciliumsbriefe leicht ermessen. Das Verfahren der Mehrheit gegen die Minderheit war ihnen ja von Anfang an und überall als ein tyrannisches und gewaltthätiges geschildert worden. Daß auch in den gewählten Ausschüssen die Majorität so stark vertreten war, daß Männer wie die Erzbischöfe von Cambray, Westminster und Mecheln, die Bischöfe von Poitiers, Paderborn und Regensburg in ihnen Platz erhielten, das war schon nahezu unerträglich, wenn auch wohl erklärlich, weil ja von der

*) XIX. Br. A. Z. 18. Februar. **) XXIII. Br. A. Z. 2. März.

Propaganda jedem „Getreuen“ eine Namensliste zu der Wählenden eingehändigt wurde*); wahrscheinlich wäre es sogar besser gewesen, wenn keine Verabredung stattgehabt, die Stimmen sich zersplittert, endlose Skrutinien sich durch viele Tage fortgezogen hätten, am allerbesten wenn die Männer der Minorität allein die Ausschüsse gebildet hätten. Ja, wenn diese Mehrheit die Grundsätze des Janus theilte, wenn sie die möglichste Verkümmerung der päpstlichen Rechte auf ihre Fahne schriebe, dann wäre sie ebenso gepriesen, als sie jetzt verhöhnt wird. Jeder Unparteiliche müßte freilich sagen, es heiße seinen anticurialen Standpunkt als den allein richtigen voraussetzen, die eigene Meinung als unfehlbar, ja als „unwiderleglich“ proklamiren, wenn man eine imposante und einträchtige Mehrheit von Conciliumsvätern, die für sich allein ein stattliches Concilium, wie nur sehr wenige gehalten wurden, darstellen, von vorneherein mißachtet und perhorrescirt, und durch colossale Verläumdung, so durchsichtig sie auch ist, die ungeheuere petitio principii theilweise zu rechtfertigen, theilweise zu verhüllen sucht.

Als man zu den Wahlen der Ausschüsse schritt, kannte die Mehrheit der Bischöfe noch gar keine Oppositionspartei, die sie erst in den Debatten kennen lernen sollte. Schrieb doch unser Autor am 29. Dezember (VII. Brief): „Anfangs hatte man Alles einmüthig; dann fand man eine kleine Opposition, die bald auseinander fallen würde.“ Gesetzt aber auch, es hätten diejenigen Recht, die da sagen: die Theilung der Bischöfe in eine Mehrheit und eine Minderheit habe sich bei der Wahl der Deputationen, und ehe noch eine einzige Abstimmung stattgefunden, scharf und entschieden herausgestellt**),

*) III. Br. A. Z. 28. Dez. Weil einige Bischöfe sich im Palaste der Propaganda versammelten, sprach man von heimlicher Beeinflussung der Wahlen. Auch einige französischen Blätter brachten die Mähr von einer officiellen Liste der Curie. Civiltà cattolica 19. Febr. p. 457. 476 u. IV.

**) Herr v. Döllinger A. Z. 11. März.

so war das darum doch nicht vor dieser Wahl der Fall und Unversöhnliche à la Rochefort setzte Niemand in einem Concil voraus. Zudem zeigten sich viele der gewählten Prälaten, wie der ungarische Primas Simor und Mac Hale von Tuam, nachher als Opponenten. Die Zahl der Stimmen, die auf die einzelnen fielen, war auch keineswegs die gleiche; für die dogmatische Commission erhielt der Erzbischof Garcia Gil von Saragossa, ein als tüchtiger Theolog bald anerkannter Prälat, 596 Stimmen, während 432 auf den Erzbischof von San Francisco in Californien fielen. Daß sich aber zur Vermeidung ergebnißloser Wahlgänge die meisten Bischöfe vorher verständigten, war an sich gerechtfertigt, ja geboten. Aber jedes Vorkommniß, jeder Schritt wird benützt, um Mißtrauen zu säen und zu nähren, das bei Manchen natürliche Unbehagen künstlich zu steigern und das Gefühl der Unfreiheit zu erregen. Wir erfahren nicht, wer der an parlamentarische Kämpfe gewöhnte Prälat des Nordens war, der am 10. Januar gesagt haben soll, er habe in derber vaterländischer Weise reden müssen über den Mangel an Freiheit, da der Uebermuth der Mehrheit unerträglich werde*); wir erhielten aber, wenigstens bis zu diesem Tage, noch keinerlei Beweis für diesen Uebermuth, eher solche für große Rücksicht und Langmuth.

Es ist natürlich, daß eine Minderheit, die auf einer großen Versammlung sich einer imposanten Mehrheit gegenüber sieht, Unbehagen fühlt und ängstlich werden kann über ihre Freiheit. Kommt dazu noch eine geringere Vertrautheit mit den sie umgebenden Verhältnissen, ein ihr nahegelegtes und künstlich genährtes Mißtrauen, eine gewisse Antipathie gegen die von der Mehrheit befolgten Grundsätze, eine zu starke Rücksichtnahme auf die Kundgebungen von Außen, so kann ein solches Unbehagen sich leicht steigern bis zu einer wahren Erbitterung, in welcher jede Schranke der unbe=

*) X. Br. A. Z. 26. Januar.

inderten Bewegung als ungerechtfertigte Bedrückung erheint. Daß eine ſolche Stimmung entſtehe und wachſe, da- r haben, ſoweit es in ihrer Macht lag, unſere Conciliums- hefte ihren redlichen Theil beizutragen verſucht. Sie geben n Stimmungs- und Witterungsberichte über die Minorität, r bald Hoffnungen, bald Befürchtungen in raſchem Wechſel ringen, die Leſer in Spannung und Unruhe verſetzen. Das aber behält unſer Hiſtoriograph unverrückbar ſeinen ldungsplan im Auge, er hat ſich des Meiſters Worte wohl merkt:

„Krieg oder Friede — klug iſt das Bemühen,
Aus jedem Umſtand ſeinen Vortheil ziehen.
Man paßt, man merkt auf jedes günſtige Nu;
Gelegenheit iſt da! nun, Fauſte, greife zu!“

XIII.

Adalbert Stifter nach ſeinen Briefen geſchildert*).

I.

„Was den Beſten aller Zeiten wie ein unwandelbares Bildungsmerkmal aufgeprägt iſt“, heißt es in der Vorrede vorliegender Briefſammlung, „tritt uns auch in Stifter unverkennbar entgegen: er kannte ein Höchſtes, und hatte den Muth es erringen zu wollen. Das Loos, daß es ihm doch

*) Briefe von Adalbert Stifter, herausgegeben von Johannes Aprent. Drei Bände. Peſth, Heckenaſt 1870.

nicht ganz gelungen, theilt er mit Allen, selbst den Beglücktesten. Denn was dem Einzelnen auch zu wirken und zu vollbringen vergönnt sei, es ist doch niemals das Ganze, und auf den Lippen, wenn sie sich für immer geschlossen haben, schwebt noch etwas, wie ein nur halb ausgesprochenes Geheimniß. Darum, in dem dunklen Gefühle, daß der Mensch stets unendlich mehr ist als die ganze Summe des von ihm Ausgegangenen, suchen wir uns ein Bild von ihm zu bewahren, daß der wirksame Geist seines Lebens in faßbarer Form noch eine Zeit lang mit und unter uns wandle. Zur Erfassung dieses Ersten und Wesenhaften in Stifter, aus dem sein Dichten erst wie ein Zweites hervorging, werden seine Briefe die unverfälschbaren Einzelzüge bieten, die im allmähligen Aneinanderschließen immer deutlicher die volle Persönlichkeit hervortreten lassen."

Damit ist die Herausgabe dieser Briefe vollständig motivirt, und nach einer genauen und sorgsamen Lektüre derselben können wir versichern, daß sie jede bedeutsame Seite von Stifter's Wesen und Wirken beleuchten und in herzerquickender Weise erkennen lassen, wie ein edler und reicher Geist in dem andrängenden Gewirre der Außenwelt sich zu behaupten und die Dinge des Lebens zu verklären weiß. Sie enthalten zudem die vollständige Darstellung dessen was dem Dichter bei seinen Arbeiten vorschwebte, und geben so einen zuverlässigen Commentar, und den einzig berechtigten Ausgangspunkt für die Würdigung derselben. Und überdieß bieten sie auch eine Fülle geläuterter Urtheile und Anschauungen über Kunst und Literatur, sowie über manche Strömungen und Strebungen des öffentlichen Lebens der Gegenwart, und es ist nur Schade, daß der Herausgeber versäumt hat durch ein gutes Sachregister dem Leser einen Ueberblick über das Gebotene zu verschaffen und dadurch auch Solche zur Lektüre anzulocken, die nicht so leicht sich mit einem dreibändigen Werke beschäftigen. Aber mehr noch ist zu bedauern, daß die Sammlung auch eine nicht unerhebliche Anzahl ganz unbe-

deutender Briefzettel bringt; einer unſerer Freunde, der ein großer Verehrer Stifter's iſt, erklärte die Aufnahme derſelben geradezu für eine Verſündigung an dem Andenken des Dichters. Wozu dieſer Ballaſt, der nur gar zu oft die Freude an dem vielen Trefflichen und Gedankenreichen ſtört? Wir ſprechen darum, noch bevor wir uns mit den Briefen beſchäftigen, zuvörderſt unſern Wunſch aus, daß für eine hoffentlich bald bevorſtehende neue Auflage des Werkes, Stifter's eigene Worte mehr Berückſichtigung finden möchten, der in der Vorausſicht, daß nach ſeinem Tode Briefe von ihm gedruckt würden, am 17. März 1866 an den Verleger ſeiner Dichtungen, der zugleich ſein innigſter Freund war, an Guſtav Heckenaſt ſchrieb: „Nun kann es mir aber nicht gleichgültig ſeyn, wie die Auswahl getroffen werde; denn Vieles dürfte ſo unbedeutend ſeyn, daß es, ohne mein Weſen beſonders aufzuhellen, doch einen Kreis von Inhaltloſigkeit um mich zöge, der gerade geeignet wäre, dieſes Weſen entſcheidend zu trüben. Ich habe nicht im Sinne, meine Fehler zu verheimlichen, ſie liegen in meinen Werken, werden noch klarer in meinen Briefen und am klarſten in der Geſchichte meines Lebens liegen, wenn eine ſolche der Mühe werth ſeyn ſollte; aber wie das Bild großer Männer ſogar durch den Eifer der Unwiſſentlicher ihrer Züge verwiſcht und verneblicht worden iſt, ſo dürfte es mit einem kleinen Manne, an dem aber doch manche Antheil nehmen, um ſo mehr der Fall ſeyn“ (Bd. 3, S. 220).

Dieſen „kleinen Mann“, deſſen herrliche Schöpfungen in dem Taumel der Literaturbewegung der Gegenwart noch lange nicht die verdiente Berückſichtigung und Ehre gefunden, wollen wir nun aus ſeinen Briefen des Näheren kennen lernen und ihn über ſeine Jugend und Entwicklung, ſeine ſtillen Lehr- und Wanderjahre, über die Erzeugniſſe ſeiner Muße, wie über die Welt ſeines Herzens ſelbſt zu Wort kommen laſſen, und wir ſind zufrieden mit unſerer Arbeit, wenn es uns nur einigermaßen gelungen, das wahre Weſen

und die geiſtige Werkſtätte eines edlen Menſchen zu vergegenwärtigen und dadurch zugleich für deſſen Werke einige neuen Freunde zu erwerben. Für das äußere Leben des Dichters benutzen wir dabei die ſchöne biographiſche Skizze, welche Aprent, der Herausgeber unſeres Werkes, den Briefen vorausgeſchickt hat.

Adalbert Stifter wurde am 23. Oktober 1805 in dem Städtchen Oberplan in Böhmen geboren. Sein Vater trieb dort einen kleinen Flachshandel und beſchäftigte ſich nebenbei mit Feld- und Wieſenbau, und ſo wuchs der Knabe in einfachen bürgerlichen Verhältniſſen heran. „Meine herrliche Mutter", ſchrieb er im J. 1855, als er auf der Höhe ſeiner ſchriftſtelleriſchen Leiſtungen ſtand, „hat den Sonnenſchein ihres Herzens über manchen Theil meiner Schriften geworfen; mein edler, nur zu großmüthiger Vater iſt noch nicht hervorgetreten, wie tief er auch in mir lebt, wohl auch darum, weil er uns ſchon, da ich eilf Jahre alt war, durch einen gewaltſamen Tod entriſſen wurde. Ein Flachswagen erſchlug ihn zwiſchen Wels und Lambach in Oberöſterreich" (II. 82). Und nach dem Tode ſeiner Mutter verſicherte er: „Seit mehr als vierzig Jahren gingen die Fäden meiner beſten Gefühle, meiner Vorſtellungen und Wünſche in dem Herzen meiner Mutter zuſammen. Obwohl ſie nur eine Bürgersfrau in einem kleinen Marktflecken war, und nicht eine ausnahmsweiſe Bildung erhalten hatte, war ihr Herz doch von einer ſittlichen Tiefe, von einer Großmuth und Leutſeligkeit, ſo wie ihr Verſtand von einer Klarheit, wie man es in den ſogenannten beſten Kreiſen ſelten antrifft, was ſich auch dadurch offenbarte, daß, nicht wie die drei Prieſter und die Beamten des Bezirksamtes, welche die Leiche meinetwegen begleiteten, aus benachbarten Dörfern zahlreiche Menſchen zur letzten Ehrbezeigung herbei kamen, die von mir nichts wußten. Ich liebte und ehrte daher meine Mutter nicht bloß wie eine Mutter, ſondern auch wie einen ſeltenen Menſchen. Darum wurden meine erſten Dichtungsverſuche ihr

gewidmet. Alles was ich ſtrebte, alles was mir Gutes geſchah, bezog ich auf ſie und ihre Freude. Erſt nach meiner Vermählung dehnten ſich dieſe Fäden auch auf meine Gattin aus. Selbſt die Kleinigkeiten, die wir Brüder immer zur Unterſtützung ihres Alters ſandten, machten nach und nach einen gewohnten holden Verkehr aus" (II. 226).

„Zürnen Sie", ſchrieb er früher einmal (I. 75) an G. Heckenaſt, „Ihrem Freunde nicht, daß er verſchenkt, was er ſelber braucht, aber kennten Sie die unerſchöpfliche Herrlichkeit meiner Mutter, Sie würden mich eher ſegnen. Ich werde ein ſparſames Leben führen, und weil ich wahrſcheinlich kinderlos ſterbe, die Güte meiner Mutter in ihren Enkeln, den Kindern meiner Schweſter, lohnen, denen ich Alles hinterlaſſen werde, wenn nämlich Gott ſeinen Segen gibt." „Als wir Brüder einmal (1844 oder 1845) alle auf Verabredung die Mutter beſuchten, und alle Geſchwiſter vollzählig um den Abendtiſch ſaßen (wie ich glaube, keines mißrathen), ſagte die Mutter, die auf der Ofenbank ſaß: Alle Freuden der Welt nehmen ein Ende, nur die Freude einer Mutter an ihren Kindern nie" (II. 85).

Ganz beſonders anregend auf den jungen Stifter wirkte auch ſeine Großmutter Urſula, die er eine „lebendige Chronik und Dichtung" nennt (II. 82), und der er im „Haidedorf" in der alten Großmutter, die den Schemel in die Wieſe trägt und den Enkel prophetiſche Segensworte nachruft, ein Denkmal geſetzt hat.

Von früheſter Kindheit an erquickte ſich Adalbert an den Schönheiten der Natur, und er beſaß und bewahrte ſich den reinen Blick, der dieſe Schönheiten überall zu finden weiß. „Sehr bald", ſchrieb er (III. 239) über ſeine Kinderjahre an G. F. Richter, „entwickelte ſich in mir eine Liebe für das Wundervolle und Hohe, und ein Widerwillen für das Gegenſpiel, was mich in meiner Jugend öfter zu überſchwenglichem Anſchließen oder überſchwenglichem Aburtheilen hinriß. Dabei wirkte Schönheit, beſonders der menſchlichen Geſtalt,

zauberhaft auf mich. Sehr bald trat ſie mir auch in der Kunſt und in der äußeren Natur entgegen, wie ich denn, kaum im zehnten Lebensjahre, durch die Schöpfung von Haydn in ein ahnungsreiches wonnevolles Wunderland verſetzt wurde, und oft ſchon damals die ſchönen Linien und die Färbung unſerer Wälder betrachtete. Im zwölften Lebensjahre kam ich in die Benediktinerabtei Kremsmünſter in die lateiniſche Schule. Dort hatte ich über eine außerordentlich ſchöne Landſchaft hin täglich den Blick auf die blauen Alpen und ihre Prachtgeſtalten, dort lernte ich zeichnen, genoß die Aufmerkſamkeit trefflicher Lehrer, lernte alte und neue Dichter kennen und hörte zum erſtenmale den Satz: das Schöne ſei nichts anderes als das Göttliche in dem Kleide des Reizes dargeſtellt, das Göttliche aber ſei in dem Herrn des Himmels ohne Schranken, im Menſchen beſchränkt; aber es ſei ſein eigentlichſtes Weſen und ſtrebe überall und unbedingt nach beglückender Entfaltung als Gutes, Wahres, Schönes, in Religion, Wiſſenſchaft, Kunſt, Lebenswandel. Dieſer Spruch, ſo ungefähr oder anders ausgeſprochen, traf den Kern meines Weſens mit Gewalt, und all mein folgendes Leben, ein zweiundzwanzigjähriger Aufenthalt in Wien, Beſtrebungen in Kunſt und Wiſſenſchaft, im Umgange mit Menſchen, in Amtsthätigkeit führten mich zu demſelben Ergebniſſe, und jetzt im neunundfünfzigſten Jahre meines Lebens habe ich den Glauben noch; aber er iſt mir kein Glauben mehr, ſondern eine Wahrheit, wie die Wahrheiten der Mathematik; ja noch mehr, denn die Wahrheiten der Mathematik ſind nur die unſeren Verſtandesgeſetzen entſprechenden Geſetze; dieſe Wahrheit aber iſt unbedingt, oder Gott iſt nicht Gott."

Nachdem Stifter in Kremsmünſter die ſechs Gymnaſial-Claſſen und den Curſus der Philoſophie abſolvirt hatte, ging er 1826 nach Wien, um ſich durch die vorgeſchriebenen juriſtiſchen Studien die Beamtenlaufbahn zu erſchließen, aber mit größerer Vorliebe trieb er Mathematik und Naturwiſſenſchaften, und letztere übten auf ſeine künſtleriſche Begabung

den größten Einfluß aus. Er besuchte fleißig Theater und Concerte, Bildergallerien und Kunstsammlungen aller Art und trat bald mit mehreren der geistig hervorragendsten Männer der Kaiserstadt in näheren Verkehr. Um „unbehindert von Geschäften" der Kunst und Wissenschaft dienen zu können, trat er in den ersten Decennien nach Vollendung seiner juristischen Studien in keine amtliche Stellung ein, sondern erwarb sich, auch nachdem er sich im J. 1837 mit der Tochter eines in Ungarn lebenden pensionirten Artillerie-Offiziers verehlicht hatte, seinen Lebensunterhalt durch Ertheilung von Unterricht, und er hatte als Privatlehrer einen so guten Ruf, daß Fürst Metternich seinen Sohn Richard mehrere Jahre lang von ihm in der Mathematik und Physik unterrichten ließ.

Und in seinem stillen umfriedeten Daseyn fühlte sich Stifter für sein ganzes Leben beglückt. „Ich genieße", sagte er (II. 340), „viel Glück in diesem Leben, und bin Gott auch sehr dankbar dafür; ich liebe die Natur, und sie gibt mir oft wahrhafte Seligkeiten; ich liebe die Kunst, und sie vergilt es mir; ich kann zuweilen ein winziges Gutes thun, ich habe etliche Spielereien um zu tändeln, manche Freunde sind mir mehr gut als ich verdiene, und eine makellos rechtschaffene Gattin erwidert mir meine große Liebe zu ihr, und endlich ist die Dichtkunst, mit der ich zwar viel Mühsal ausstehe, weil sie nicht gelingen will, die aber doch auch wieder viele Freude gibt. In diesem Kreise lebe ich fort, und verschmerze es endlich, daß mir Gott keine Kinder gegeben hat."

Nicht Geld und Gut, nicht Ruhm und Ehre, sondern das Bewußtseyn treuer Pflichterfüllung und die würdige Anwendung der ihm von Gott verliehenen Talente, und die Achtung und Freundschaft der Edleren erschien ihm „als auf Erden einzig erstrebenswerth", und wir wollen hierüber einige Aeußerungen aus seinen Briefen anführen, die uns einen Einblick in sein inneres Leben gewähren. So schrieb er z. B. an Louise von Eichendorff, die Schwester des Dichters: „Die

Welt iſt gefüllt mit der Schaar der Gleichgültigen oder
Rohen in Bezug auf alles Große; mit den ſogenann
guten Menſchen, die Niemanden weh' und Niemanden w
thun; mit einigen Geſchäftsmännern; mit einigen, die
Krieg und Frieden ſpielen; mit Künſtlern, die in ho
Schwärmereien leben; mit Gelehrten, mit Charaktermenſch
mit Weiſen und Thoren — und da iſt das Beſte die Ent
ckung an einzeln ſtehenden großen und guten Menſchen,
Liebe zu ihnen, das Aufſchauen zu dieſen Säulen, und
Empfinden, daß der Menſch etwas Erhabenes iſt —
nach dieſem iſt das Beſte die Neigung und Liebe der M
ſchen zu einander, die gut ſind, ohne Gründe, eben nur,
Liebe und Neigung da iſt. Und an dieſer laſſen Sie
halten und ſie uns bewahren; wir wollen zu den rechtli
Menſchen gehören, wenn uns auch Größe verſagt iſt,
uns ſo wacker lieben, als wären wir die größten; darin ſo
ſie nichts vor uns voraus haben" (II. 57). „Mein Lebenselem
iſt Zutrauen und Freundlichkeit, wo das fehlt, bin ich
lähmt, die Freude und die Heiterkeit iſt dahin . . .
Dichtung iſt ja die Sprache der Herzen, und dem Die
muß ein Herz gezeigt werden" (I. 161). Und in ei
Briefe an J. Türk ſagt er: „Ein wirklicher und aufrichti
Freund iſt nächſt der treuen Gattin das größte Gut
Herzens, das ein Mann auf dieſer Erde haben kann.
den Eltern haben wir von Gott gegebene Freunde: aber
treu und unverfälſcht dieſelben ſind, ſo ſind ſie uns n
ebenbürtig, ſondern ſtehen über uns als Gegenſtände
Verehrung, daher unſere Liebe zu ihnen doch nicht wagt
all' den kleinen Thorheiten und Lappalien zu kommen,
mit wir den ebenbürtigen Freund behelligen und in d
Behelligung unſer Glück mit ihm finden. Der Bruder iſt
angeborne Freund: aber die Blutsverbindung hat eine
Anrecht auf Liebe, ſie erſcheint daher wie Schuldigkeit,
gewährt nicht die unverhoffte Freude, wie freiwillig von
Fremden an uns geſchenkte Liebe. Wie rein, groß, unei

nützig Geschwisterliebe auch ist, sie füllt das Daseyn noch nicht aus, und wird uns von edlen Geschwistern auch oft ohne unser Verdienst zu Theil. Die Freundschaft schließt erst völlig den Ring des Glückes, und gibt uns (wie edel und gut auch der Freund sei) doch die Versicherung eigenen Werthes; der Unwürdige hat nur Spießgesellen, nicht Freunde. Ich weiß zwar den Grund nicht, weßhalb Deine Güte so groß gegen mich ist, aber einen Theil des Grundes weiß ich doch: es ist mir ein gutes Herz eigen, das nach Höherem strebt und nie falsch ist. Das magst Du erkennen, und das gleiche Streben gesellt uns zusammen" (I. 135).

Als einer der schönsten Beweise, aber auch als das natürlichste Anrecht wahrer Freundschaft erschien ihm: an dem Kummer und Ungemach des Freundes den innigsten Antheil zu nehmen. „Mit jedem neuen Bande, das man mit Menschen schlingt, übernimmt man neue Gefahren, Besorgnisse, Befürchtungen, Beängstigungen und dergleichen; aber der Mensch, je tiefer er fühlt, desto inniger schließt er sich an Menschen, und desto wärmer übernimmt er die Schwierigkeiten, und tiefer fühlenden Menschen ist auch stets tieferes Leid bereitet als andern, jedoch auch die Seligkeit, die das Leben bietet, fließt ihnen in reicherem Maße zu, und sie sind es die den Inhalt menschlichen Lebens kräftiger vermitteln, als die härteren Herzen die in eigensüchtigerer Abgeschlossenheit leben und in mehr oder minder unfruchtbarer Vereinsamung sind." (III. 142). Wahrhaft rührend sind die Briefe, worin er seine von Mißgeschicken heimgesuchten Freunde aufzurichten und zu trösten sucht. Wie ihm selbst jeder wahre Schmerz wie ein „heiliger Engel" erschien, durch den „die Menschen größer geworden, als durch alle Freuden der Welt" (II. 5), so legte er (II. 112) seinem Freunde Gustav Heckenast, der seine Gattin verloren, an's Herz: „Der Schmerz ist ja auch von Gott gesandt, und so sehr sich oft das Menschenherz dagegen sträubt, so ist er besonders um ein theures Verstorbenes nicht selten der liebste Engel,

der uns auf dem einsamen Wege, den man nun ohne den Geliebten gehen muß, begleitet, und der unser Herz dem Großen, Reinen und Erhabenen zugänglicher macht, als es ohne ihn gewesen wäre." „Bei wem der Schmerz so geistig und so sittlich ist, der wird durch ihn verklärt, und wird ein größerer Mensch — ja der Schmerz selber wird ihm endlich ein Kleinod, das er kaum missen möchte. Wer sich aber lediglich in die sinnliche Wuth um das verlorne Gewohnte verliert, der verliert sich auch selber sehr leicht. Solche Menschen werden im hilflosen Hinverzweifeln endlich entweder stumpfsinnig, oder sie ergeben sich Lastern"... „Das Bild Ihrer Gattin", sagt er (II. 120) dem Freunde, „das Sie uns in Ihrem Schreiben so schön vor die Seele geführt haben, lebt noch, Sie besitzen es noch, es hat keine Fehler und Mängel, sondern nur Vorzüge und Tugenden. Dieses Bild, ich sage es Ihnen voraus, werden Sie nie verlieren. Mit allen Zügen der Liebe und Treue, Hingebung der Neigung zum Schönen der Tugend, der Andacht wird es sie umschweben und Ihnen ein Trost seyn, und Ihre Seele zu sich ziehen. Das ist die süße Macht edler und großer Todten. Sie sind unserem Sinne und unserer Sinnlichkeit im Begehren oder Verfolgen, in Lust oder Unlust entrückt, und stehen mit dem Ernste eines unbekannten Gerichtes und mit der Heiligkeit eines Unantastbaren und der Gottheit anheim Gefallenen vor uns. Das Bild des todten Vaters kann den Sohn auf der Bahn des Rechten erhalten, das Bild der todten Gattin den Mann mit Ehrfurcht erfüllen und ihn erheben" . . . „Diese Begleitung eines edlen Todten, der uns durch Fehler und Irrthümer nicht mehr verändert werden kann, ist für den auf Erden noch wandelnden Lebenden, der dem Wirrsale, dem Geschicke und eigenen Fehlern ausgesetzt ist, ein glänzender Halt und ein besänftigender Trost, ihm Stärke und Erleichterung zu geben. Dies ist der Sinn der höchsten Heiligkeit der über alle Zeit dauernden Ehe, dieß ist der Sinn der Ahnen in der allein geistigen Bedeutung. Was Sie nun

mmer thun, was Sie belieben, was Sie von sich weisen, orüber Sie Freude, worüber Sie Kummer empfinden: eilen Sie es mit der geliebten Todten. Sagen Sie sich, as würde Risa denken, was würde sie fühlen, wie würde sprechen. Wenden Sie sich in Ihren Betrachtungen herer Dinge, in Ihrem Aufblicke zu Gott, in Ihrer Liebe es Schönen, selbst im Genusse häuslicher Umgebung, der mmer, der Blumen und Früchte Ihres Landhauses an sie d Sie haben einen unsichtbaren, von seichten Leuten zwar öricht gescholtenen, aber deßungeachtet wirklichen Umgang t Ihrer Gattin, von dem bloß die Sinne des Gesichtes d Gehöres ausgeschlossen sind, aber nicht das Herz, zu n sie immer spricht, und mit völliger Bestimmtheit spricht. ie haben einen Umgang, der zwar, besonders anfangs, wo h das Gemüth gegen den körperlichen Verlust so ungestüm ehrt, schmerzlich ist, den ich aber nicht missen und um keinen reis mit schnellem und wohlthuendem Vergessen vertauschen öchte, einen Umgang, dessen Schmerz milder, dessen Glück er immer dauernder wird, wie ein Nachsommer, in welchem Gewitter und die Hitze aufgehört haben, aber eine milde ärme und zarte Durchsichtigkeit alle Gegenstände rein und hig vor uns hinstellt, abgeklärt und vorbereitet, daß ein= al der nahe Winter sie in seine Hülle aufnehme, was für s den Tod und das Weggehen von dieser Erde bedeuten mag." Herr, was von dir kommt, ist gut, ich bete es an, wenn es ich auch schmerzt": das sei, betheuert er, für alle Vor= ommnisse dieser Welt der Inhalt seines Gebetes (II. 124).

Seinem jungen Freunde August Pechwill, der um den Verlust eines Bruders trauerte, schrieb er, zugleich mit Be= ug auf ein dichterisches Produkt, welches er von ihm in änden hatte. „Sehen Sie, wie wunderbar die Wege Gottes nd. Einen lieben, theuren, rechtlichen, edlen Bruder, dem ch ein weites Leben bevorzustehen schien, nimmt er von nen weg, er weiß es, weßhalb es gut war, denn gut ist, s Gott thut, gut auch gewiß für den Hingegangenen; aber

in Ihrem Herzen (so erscheint es klar in Ihrer Schrift, so schien es mir manchmal in Ihrem Umgange, selbst in Ihren Scherzen) liegt etwas Unfertiges, etwas Grübelndes, Zweifelndes, Grollendes und selbst Wildes und Zerrissenes. Wenn das sich ausbildet, so können Sie in Unklarheit, Zweifel und Dumpfheit gerathen. Könnte nicht der Schmerz diese Wolken zerstreuen? könnte er Sie nicht heben, festigen und zu einer bewußten, starken, spiegelnden Bahn führen? Wenn es etwas kann, so kann es der Schmerz. Wenn das Gold bestimmt wäre in diesem Feuer geschmolzen zu werden?! Gerade das Wilde, Zweifelnde macht, daß Ihre herrliche Schrift nicht die Rundung des Kunstwerks besitzt, und am Ende die schreiende Ironie hat, die zerstörend trifft, und die zum Unglücke gar nicht weggenommen werden kann, ohne dem Werke seinen Mittelpunkt, seine Tiefe und seinen Ernst zu nehmen. Aber nicht die dichterische Laufbahn kommt hier in Betracht. Sie selber sollen das Kunstwerk eines reinen, einfachen, bewußten und abgeschlossenen Lebens leben. Kommt dann die freundliche Gabe des Himmels dazu, in Worten dieses Leben in andere Herzen hinüber zu leiten, so wird die Quelle in goldner Fülle strömen, nicht mehr zerstörende Blitze werfen, und das sanfte Entzücken großer Kreise seyn" (II. 5).

Schon aus diesen Worten wird uns klar, mit welch' tiefem sittlichen Ernst Stifter seine Aufgabe als Dichter faßte, und in welcher Absicht er seit 1844 seine „Studien" der Oeffentlichkeit übergab. „Ich habe", schrieb er (I. 230), „wie ich in der Vorrede zu den Studien sagte, nie auf Schriftsteller- und Dichterruhm Anspruch gemacht; Ruhm ist etwas so Eitles und Kurzdauerndes, daß das Streben darnach nur einem niederstehenden Geiste zukommt, und ein Dichter (ich meine ein ächter, ein hoher Priester der Menschheit) ist wieder etwas so Erhabenes, daß ich beides nicht anstrebe: aber guten Menschen eine gute Stunde zu bereiten, Gefühle und Ansichten, die ich für hohe halte, mitzutheilen,

Menſchen zu erproben, ob dieſe Gefühle wirklich
und das Reich des Reinen, Einfachen, Schönen,
nur häufig aus der Literatur, ſondern auch aus
zu verſchwinden droht, auszubreiten und in einer
unſchönen Geſtalt vor die Leſer treten zu laſſen,
nd iſt das Streben meiner Schriften. Daher iſt
mer eine große Freude, wenn ich an höheren Men-
rnehme, daß ich in meinem Streben nicht ganz
e, und ein ſchönes Gefühl, ein heiteres Lächeln,
he Freude, die mir entgegenkommt und ſich als
ner Schriften ankündigt, iſt meinem Herzen weit
er, als alle gelehrten und lobſpendenden Kritiken.
) freut mich die Wirkung an einfachen ungekün-
nüthern, denn ſie ſtehen der Natur näher, und an
Natur wollte ich mich wenden. Mit Menſchen
ſeyn, mit Höheren das Höhere lieben, an Gottes
ſich freuen, die feſtgegründete Erde nicht verachten,
praktiſchen Handeln hingeben, es nicht verachten,
in den „Schweſtern“ ſelbſt Gemüſe zu pflanzen
nbeete zu düngen, und doch ein höherer opferfreu-
ſch zu ſeyn, endlich mit fühlenden geiſtigen Men-
ſam einen unſichtbaren Umgang zu haben, das
ähr die Grundlage meiner Schriften.“

er ſeinem Bruder Anton bei Ueberſendung der
ıde ſeiner „Studien“ ſchrieb, daß ſein „ganzes
alle ſeine Geſinnungen in dem Buche niedergelegt“
0), das ſichert für alle Zukunft den „Studien“
en und eigenthümlichen Werth, denn welch' großes
welch' tiefe und reine Geſinnungen hat er darin
t! Stifter reicht uns, ſagt Beda Weber (in ſeinen
ildern S. 168) ſeine edle Denk- und Empfin-
in der Schale köſtlicher Naturſtudien, die er als
maler gemacht und mit unwiderſtehlichem Reize
Seine Sprache iſt Wohlklang und makelloſe Rein-
man nur aus ſo inniger Andacht für die Natur

und ihre Geisterstimmen herausfühlen und glockenhell in's Leben klingen lassen kann. Er steht auf rein sittlicher Grundlage, das Gemeine eckelt ihn an, er liebt das Antike, aber nicht dessen Nacktheit, die Scham ist bei ihm noch eine heilig verehrte Göttin, und hieraus erklärt sich auch die Würde und Keuschheit seines Styls.

Wie Beda Weber es für ein gutes Zeichen der Zeit erklärte, „daß sich die vornehme Lesewelt mit Begeisterung dieser sittlichen Restauration der Novellenliteratur zuwandte, wozu freilich auch der Eckel über das Unmaß von Schmutz zur Entwürdigung der Gesellschaft das Seinige beigetragen haben mag," so schrieb Stifter selbst (I. 65) ein Jahr nach dem Erscheinen der ersten Bände seines Werkes an seinen Verleger: „Hinsichtlich der Studien kann ich Ihnen sagen, daß die Aufnahme, die sie finden, so weit über meine Erwartung geht, daß ich oft wie im Traume bin. Sie erinnern sich des enthusiastischen Briefes, den wir zusammen lasen — nun sagen mir ältere, ruhige und verständige Männer fast dasselbe. Auf die entgegengesetztesten Parteien machen sie denselben Eindruck; ich kann mir es nur dadurch erklären, daß die tiefe sittlich schöne Absicht der Bücher auf die niederige unmoralische Richtung der Tagesliteratur hinauf die so erfreuliche Wirkung thut." „Meine Bücher", sagt er ein andermal (I. 190), „sind nicht Dichtungen allein (als solche mögen sie von sehr vorübergehendem Werthe seyn), sondern als sittliche Offenbarungen, als mit strengem Ernste bewahrte menschliche Würde haben sie einen Werth, der bei unserer elenden frivolen Literatur länger bleiben wird als der poetische; in diesem Sinne sind sie eine Wohlthat der Zeit, sind sie ein patriotisches Werk." „Ich glaube nicht zu bescheiden zu seyn", heißt es in einem anderen Briefe (II. 87), „wenn ich sage, daß meine Bücher keinen Zeitwerth haben und der Mode unterliegen, sondern daß sie dauern werden, weil sie nicht auf Befriedigung flüchtiger Begierde oder der bloßen Neugierde ausgehen, sondern auf Erfüllung eines

schönen Gemüths. Jetzt haben sie das Publikum, welches ein einfaches reines Gemüth besitzt, sie helfen sich aber dieses Publikum vermehren. Wenn fernere Schriften in demselben Sinne wirkten, und mit größeren Kräften als ich, so würde dieses Publikum sehr schnell wachsen. Auf dem Gebiete aller Künste ist jetzt ein Umschwung zu ersehen, Reinigung von dem Schlamme jüngster Zeiten; sogar die Politik wirkt in diesem Sinne, und in der Dichtkunst zeigt sich wieder die Sitte. Einzelne, fast krampfhafte Versuche das Häßliche und Verworfene als Reiz wieder aufzutischen, sind eher Bundesgenossen des Guten als Feinde."

„Wäre ich", meinte er mit Recht (III. 84), „ein bloßer Büchermacher, so wäre ich auch ein reicher Mann. Eine blendende Art der Darstellung wäre mir wahrscheinlich gelungen, wenn nur nichts hinter derselben zu seyn gebraucht hätte, so würden die Blätter auch schnell gefüllt gewesen seyn; Bücher nach Büchern wären fertig geworden, und der leichtfertigen Schrift wäre eine leichtfertige Lesermenge nachgezogen — doch ich muß enden, sonst kommt ein Gefühl der Verachtung gegen mich in mich, daß ich nur einen Augenblick bei diesem Gedanken weilen konnte. Mir ist das so unmöglich, wie daß die Rose die Brodfrucht trägt. Der Dichter dichtet wie der Vogel singt und die Blume blüht, wenn es auch, wie ich im Nachsommer sagte, in einer Wüste ist."

XIV.

Zeitläufe.

Der Krieg zwiſchen Preußen und Frankreich.

Der Wolf iſt alſo doch gekommen! Nachdem alle Welt ſchon müde geworden war das Umherſchleichen des Wolfs zu ſignaliſiren oder ſich ankündigen zu laſſen, iſt er nun zu einer Zeit erſchienen, wo ſeine Nähe am wenigſten vermuthet wurde. Am 30. Juni erklärte ein franzöſiſcher Miniſter vor der Legislative, daß der Friede nie geſicherter geweſen ſei als eben jetzt, und am 6. Juli beantwortete der Herzog von Gramont die Interpellation Cochery's wegen der ſpaniſchen Candidatur des Prinzen von Hohenzollern in einer Weiſe, welche ahnen ließ, daß durch dieſen Zwiſchenfall die zwei gebildetſten Nationen des Continents in ein Meer von Elend, Blut und Thränen geſtürzt werden könnten.

Schreiber dieſer Zeilen hat ſich ſchon mit der Ueberſchrift nachſtehender Erörterung in Verlegenheit befunden. Man verlangt von uns, daß wir den Krieg als einen Krieg zwiſchen „Deutſchland und Frankreich“ bezeichnen ſollen. Aber können wir das, die wir nie aufgehört haben und nie aufhören werden den Begriff von einem „Deutſchland“ ohne Oeſterreich unverſtändlich zu finden? Umgekehrt ſteht die Sache ſo, daß es zu dem jetzigen Kriege nie hätte kommen können, wenn nicht der verhängnißvolle Verſuch gemacht und bis zu einem gewiſſen Punkte ſiegreich durchgeführt worden wäre, ich meine den Verſuch ein Deutſchland zu conſtruiren, bei dem die 8 Millionen Deutſche in Oeſter-

mich keinen Theil haben und wobei die dereinſt von aller Welt als die erſte „deutſche“ Macht gezählte Habsburgiſche Monarchie feindſelig hinausgeſtoßen werden mußte. Vor der letzten Folge eines ſolchen Thuns ſtehen wir jetzt.

Die Aufgabe dieſer Blätter iſt niemals und wird nie ſein die Agitation; die Gemüther entzünden, die Leidenſchaften entflammen zu helfen, das mag die Sache Anderer ſein. Wir ſchreiben für Deutſchland und für Deutſche, aber die letzteren wohnen für uns bis Wien hinab ſo gut wie jenſeits und dießſeits des Mains, und unſer Deutſchland hört an der öſterreichiſchen Grenze nicht auf; ich hätte bald geſagt, für uns fängt Deutſchland dort erſt recht an. Zweitens aber machen wir nicht nationale Politik nach der Schablone einer Partei, ſondern es iſt unſer Geſchäft die welthiſtoriſchen Ereigniſſe aus einem höhern Geſichtspunkte wiſſenſchaftlich und geſchichtlich zu ergründen.

Auf eben dieſem Wege waren wir vor fünf Jahren dazu gekommen, daß wir die politiſchen oder vielmehr unpolitiſchen Schritte Oeſterreichs, welche zu der unſeligen Kataſtrophe von 1866 geführt haben, auf das Schärfſte verurtheilten. Wir fanden damals freilich faſt allein unter allen den Fraktionen der ſogenannten großdeutſchen Partei; um ſo aufmerkſamer folgte man im Norden unſeren Betrachtungen und um ſo lieber druckten gewiſſe Berliner Blätter unſere Aeußerungen nach, als die billigſten und gerechteſten die ſich in den bezeichneten Kreiſen Süddeutſchlands überhaupt hören zu laſſen wagten. Die „Kreuzzeitung“ z. B. ließ es ſich ſehr wohl gefallen, wenn wir an Oeſterreich die dringende Zumuthung ſtellten, es möchte ſich den preußiſchen Machtzuwachs in Schleswig-Holſtein lieber im Frieden gefallen laſſen, ehe es zum deutſchen Bürgerkrieg komme und dem Unglück der Nation Thür und Thor geöffnet werde.

Es war dieß auch damals nicht etwa eine Caprice oder Laune von uns, ſondern es war unſere unerſchütterliche Ueberzeugung, daß Oeſterreich auf jedem andern Wege nur dem franzöſiſchen Imperator und einer ihm geiſtesverwandten

Politik in Preußen in die Hände arbeiten werde. Und wirklich sind die zwei deutschen Mächte auf ihren falschen Wegen ihm in's Garn gegangen. Es ist ja jetzt ganz klar, warum er, abweichend von der gesammten Tradition der französischen Politik, Dänemark im Stiche ließ und diesen natürlichen Alliirten Frankreichs der Verwaltigung durch übermächtigen Angriff preisgab. Er wollte der längst in's Werk gesetzten Verführung Preußens kein Hinderniß schaffen, in dem damaligen Momente schon gar nicht, nachdem er in den revolutionären Ideen des Herrn von Bismark eben den geistesverwandten Staatsmann erkannt hatte dessen er zu bedürfen glaubte. Um so weniger hätte Oesterreich Umstände machen sollen wegen der Ueberlassung Schleswig-Holsteins; da dieß dennoch geschah, so war — Biarritz fertig.

Will man die historischen Wurzeln des Unglücks, das jetzt über die friedlichen Völker Europa's hereinbricht, in die Tiefe verfolgen, so muß man mindestens zurückgehen auf das Jahr 1859. Keiner Seele unter der sogenannten kleindeutschen Partei fiel es damals ein, in dem frechen Angriff des französischen Imperators auf die erste deutsche Macht eine nationale Sache zu erkennen, und Preußen selber sah dem Frevel gegen das deutsche National-Interesse ruhig und unbekümmert zu, bis es zu spät war. Daß Tendenz und Berechnung bei dieser Haltung war, bewiesen bald nachher die Tage von Biarritz. Die „Kreuzzeitung" wüthet jetzt gegen den Imperator als den Hausteufel Europa's und den bösen Dämon der civilisirten Menschheit. Das war stets unsere Meinung von dem Manne. Warum haben aber die Berliner Organe den Mann auf dem französischen Throne nicht damals gebrandmarkt, wo er für seine perfiden Anschläge auf die Macht und Ehre deutscher Nation das Brandmal zuerst und vor Allem verdient hätte, warum sind sie vielmehr gerade damals, Jahre vor und Jahre nach 1866, vor dem Napoleoniden schmeichelnd auf dem Bauche gelegen, den sie jetzt mit Recht verfluchen?

Was in Biarritz eigentlich ausgemacht worden, das ist

bis jetzt mit Sicherheit nicht bekannt geworden, wird aber vielleicht nunmehr näher bekannt werden. Genug: der französische Imperator stand bis Sadowa im geheimen Einverständniß mit Preußen, aber er wurde um den Preis der Zulassung der preußisch-italienischen Angriffs-Politik dadurch betrogen, daß Oesterreich unerwartet schnell und vollständig den preußischen Waffen unterlag. Preußen hatte die reelle Hülfe Frankreichs nicht bedurft, bezahlte somit auch nichts dafür. Im Gegentheile beutete es seinen Sieg durch ganze, halbe und vorbereitende Annexionen mit einer Gier aus, die kaum ein anständiger Mensch in Europa für möglich gehalten hätte. Ob Frankreich einer solchen Eventualität nicht mit den Waffen entgegentreten müsse, das überlegte man einen Augenblick lang im Schlosse der Tuillerien. Es waren dieß die „patriotischen Todesängste", wovon der Minister Rouher in der französischen Legislative erzählt hat aus den Tagen von Sadowa. Weil man nicht gerüstet war, so mußte man in Paris gute Miene machen zum bösen Spiel.

Auf den Krieg pflegte sonst der Friede zu folgen; das aber was auf den Krieg von 1866 folgte, verdiente noch viel weniger den Namen eines Friedens als die heimtückische Periode von 1859 bis 1865. Frankreich that jetzt was es versäumt hatte; es organisirte die Armee, waffnete nagelneu und rüstete nach den von Preußen aufgestellten Erfahrungen. Preußen hatte seiner Heeresmacht durch die erzwungenen Allianzverträge mit den süddeutschen Staaten einen namhaften Zuzug verschafft; es organisirte in den sämmtlichen Staaten des norddeutschen Bundes die Armee-Contingente derselben nach seinem eigenen Muster. Im Bereich des preußischen Staates aber waren die Militärausgaben seit 1860 fast um die Hälfte gestiegen, von 36 Millionen Thaler auf 43 Millionen im J. 1866 und auf 70 Millionen Thaler im J. 1870. In der berühmten Conflictszeit hatte man sich damit ausgeredet, daß die unglückliche politische und militärische Lage Preußens die hohen Militärausgaben (damals etwa 40 Millionen) gebieterisch verlange. Jetzt war ganz

Norddeutſchland neugeſtaltet oder unter preußiſchem Scepter abgerundet, Süddeutſchland vertragsmäßig angekettet, und doch vermehrten ſich die Militärausgaben derart, daß ſie im J. 1860 den vierten Theil der geſammten Staatsausgaben beanſpruchten, im J. 1870 aber ſchon 2¹/₂ Theile, d. i. 70 Millionen, und noch immer war kein Ende der Steigerung abzuſehen.

Es iſt offenbar: beide Mächte dießſeits und jenſeits des Rheins hatten ſich permanent auf den Sprung zum Kriege geſtellt, Preußen insbeſondere mit dem Bewußtſeyn, daß die Folgen ſeiner Politik von 1866 zwar gegen Oeſterreich ausgetragen ſeien, keineswegs aber mit Frankreich, daß vielmehr der Proceß mit Frankreich nur unterbrochen, aber nicht niedergeſchlagen ſei. Die Schulden von Biarritz mußten nachträglich bezahlt oder mit franzöſiſchem Blute ausgelöſcht werden; das war klar und in dieſem Bewußtſeyn trieb man die Militärlaſt zu einer ſo ſchwindelnden Höhe hinauf, daß, wie es heißt, das Volk bei den bevorſtehenden Neuwahlen ſich trotz Allem der Frage nicht hätte enthalten können, wie lange denn das noch ſo fortgehen ſolle?

In dieſem Augenblicke fiel der Krieg wie ein Meteorſtein vom hellen Himmel. Es iſt keine Frage und es muß um der Wahrheit willen geſagt werden: wollte Preußen den Krieg nicht, ſo mußte es befliſſen ſeyn, das bereits auf die bedenklichſten Proben geſtellte Ehrgefühl der franzöſiſchen Nation endlich einmal ſchonend zu behandeln. Nur ſo war der Weltfriede wenigſtens noch zu friſten. Preußen hatte ſeit dem Prager Frieden dem geheimen Colloquenten von Biarritz Trotz über Trotz geboten. Die Beſtimmungen des genannten Vertrages zu Gunſten Dänemarks wurden nicht erfüllt; nach Mainz und Raſtatt kamen preußiſche Garniſonen; in Karlsruhe fungirte ein preußiſcher General als Kriegsminiſter zum ſichtbaren Zeichen der preußiſchen Oberherrlichkeit in Baden; die Militärhoheit der anderen ſüddeutſchen Staaten war vertragsmäßig mit Beſchlag belegt. Das Alles konnte die franzöſiſche Regierung in den Augen der

ſen zur Noth noch mit der Ausrede decken: es ſeien
n die inneren Angelegenheiten der deutſchen Nation
i die habe ſich Niemand zu miſchen. Selbſt die Subven-
ung der Gotthardbahn, die der Bundeskanzler im Orakel-
als eine Sache von beſonderer politiſcher Bedeutung
rddeutſchen Reichstage empfahl, vermochte nur vor-
hend den franzöſiſchen Himmel zu umwölken, obwohl
en vor Kurzem höchſt aufgeregt gethan hatte bei dem
ulen, daß eine belgiſche Hauptbahn in die Hände einer
zöſiſchen Geſellſchaft kommen könnte. Da wurde plötzlich
Geheimniß der ſpaniſchen Candidatur des Prinzen von
nzollern entdeckt, und das ſchlug dem Faſſe den Boden aus.

Der Imperator konnte nun nicht mehr die Ausrede ge-
uchen laſſen: es handle ſich da um einheimiſche und innere
gelegenheiten Deutſchlands. Er hatte ſchon das Principat
ußens in Germanien nur damit entſchuldigen können, daß
ankreich dafür an der Spitze der romaniſchen Mächte ſtehe.
ankreich als Repräſentant der „lateiniſchen Raçe“: das
r ein vom Imperator ſelbſt ſorglich gepflegtes Schlagwort.
d nun ein deutſch-preußiſcher König in Spanien und alles
i abgemacht mit den Häuptern der Revolutionsregierung
Madrid, ohne daß vorher irgend eine Auseinanderſetzung
it den Großmächten und insbeſondere mit Frankreich ſtatt-
funden hätte! In Spanien ſollte ſich, ohne daß dießmal
e franzöſiſche Großmacht nur begrüßt worden wäre, der
ubau vollziehen zu der Inſtallirung des Fürſten Karl
n Rumänien, wie dieſelbe im Herbſte 1865 hinter dem
cken Oeſterreichs und mit ſchreiender Verletzung des Pa-
er Vertrags von 1856 geſchah.

Wir wollen nicht eingehen auf die Umſtände, welche
n friedlichen Ausgleich zwiſchen den zwei Mächten faſt
mittelbar unmöglich machten. Aber Eine officielle That-
he iſt doch gar zu charakteriſtiſch. Der preußiſche Bot-
fter in Paris hatte über ſeine letzten Unterredungen mit
n Herzog von Gramont am 12. Juli einen ausführlichen
richt nach Berlin eingeſendet, worin es heißt: Der Herzog

habe geäußert, es komme vor Allem darauf an, daß nicht der Keim einer bleibenden Verstimmung zwischen den beiden Mächten zurückbleibe, und er ginge dabei von dem Gesichtspunkte aus, daß wir in unserm Verfahren gegen Frankreich kein freundliches Procédé beobachtet, wie dieß auch seines Wissens von allen Großmächten anerkannt würde. „Er möchte, aufrichtig gesagt, keinen Krieg, sondern freundliche und gute Beziehungen mit Preußen, und von mir wisse er, daß ich nach demselben Ziele trachte; wir müßten daher zusammen überlegen, ob es ein Mittel gebe, hierin eine befriedigende Einwirkung auszuüben, und er stelle meiner Erwägung anheim, ob dazu nicht ein Brief des Königs an den Kaiser der richtige Ausweg wäre. Er appellirte dabei an das ritterliche Herz Eurer Königlichen Majestät, welches dabei gewiß die richtige Eingebung verleihen würde. Es könnte darin nur gesagt werden, daß Eure Königliche Majestät, indem Allerhöchstsie den Prinzen Leopold von Hohenzollern zur Annahme der Krone Spaniens ermächtigt hätten, nicht hätten glauben können, weder den Interessen noch der Würde der französischen Nation zu nahe zu treten; der König schlösse sich der Entsagung des Prinzen von Hohenzollern an, und zwar mit dem Wunsche und der Hoffnung, daß jeder Grund des Zwiespalts zwischen unseren beiden Regierungen nunmehr verschwunden seyn würde. Solche und ähnliche Worte die im Allgemeinen durch Publicität zur Beschwichtigung der allgemeinen Volksstimmung beitragen könnten, dürfte dieser Brief enthalten; doch möchte er bevorworten, daß von den verwandtschaftlichen Beziehungen zum Kaiser nicht die Rede sei. Dieses Argument verletze hier in eigenthümlicher Weise."

Was hat Graf Bismark auf diesen Bericht des preußischen Botschafters gethan und erwidert? Nun, in der Reichstags-Sitzung vom 20. Juli hat der Herr Bundeskanzler über den Bericht des, wie man hört, sofort in Ungnade gefallenen Baron Werther folgende Auskunft gegeben: „Ich habe dem Botschafter darüber keine amtliche Antwort ertheilt als diejenige, ich wäre überzeugt, daß er die mündlichen Eröffnungen

des französischen Ministers mißverstanden hätte; Eröffnungen dieser Art schienen mir absolut unmöglich, und jedenfalls weigerte ich mich, in meiner Eigenschaft als verantwortlicher Minister, diesen Bericht Sr. Majestät zur amtlichen Verhandlung vorzulegen." Meinerseits muß ich gestehen, bei dieser Rede des Herrn Bundeskanzlers hat mich ein kaltes Grausen überlaufen; näher brauche ich mich wohl nicht auszudrücken.

Es ist trotz Allem nicht wahr, daß es für politische Verbrechen hienieden keine strafende und rächende Gerechtigkeit gebe. Das schlagendste Exempel dafür ist der französische Imperator in diesem Augenblick. Er, der Vater der „modernen Ideen", womit er alle Principien und Axiome des Völkerrechts todtgeschlagen hat: er muß jetzt zurückkehren zu der alten Fahne des „europäischen Gleichgewichts", und unter dieser „alten Fahne" muß er jetzt den Rivalitätskrieg führen gegen die deutsche Macht, die beim Beginn seiner Herrschaft noch die letzte und, man darf wohl sagen, die wenigst geachtete unter den europäischen Großmächten war, die sich aber inzwischen seiner eigenen „modernen Ideen" bemächtigt hat und durch sein eigenes Intriguenspiel ihm über den Kopf gewachsen ist.

Wahrlich ein grausames Schicksal für den altersschwachen Revolutionär auf dem Throne Frankreichs: seine Zauberbücher hat ihm Graf Bismark entführt und mit dem zerfetzten Katechismus der Legitimität soll er nun den Zauber paralysiren. So ist es: der Napoleonismus beherrscht seit dem J. 1866 in Berlin und der Legitimismus in Paris die Politik; die Rollen sind getauscht. Die Gleichgewichts-Theorie prangt in den französischen Proklamationen, das Nationalitäten-Princip feiert in den preußischen seinen ersten Kriegszug unter deutschen Bannern.

Es war eine Frage der innern Centralisation und des Unitarismus, in welcher Graf Bismark am 13. Nov. 1869 folgenden Grundsatz, der selbstverständlich auch die politische Haltung Preußens nach außen beherrschen muß, in einem Briefe an den Fürsten Putbus aussprach: „In der deutschen Politik sind der Regierung so tiefe und feste Geleise

vorgezeichnet, daß sie ohne schwere Schädigung des Staatswagens gar nicht aus denselben heraus kann. Wir werden durch den Antrag*) an eine Wand gedrängt die gar kein Ausweichen gestattet, und hinter dem drängenden preußischen Herrenhause stehen Frankreich und Oesterreich, die sächsischen und süddeutschen Partikularisten, die Ultramontanen und die Republikaner, Hietzing und Stuttgart. Die Regierung, wenn sie nicht die Politik von 1866 aufgeben will, kann nicht weichen, sie muß den Handschuh aufnehmen, und jedes Ministerium welches dem jetzigen folgt, muß dieß im verstärkten Maße thun." Man sieht wohl: die so aufgefaßte „deutsche Politik" ist mit jeder rechtlichen Ordnung in Europa unverträglich; sie ist das was die napoleonische im J. 1859 war, durch und durch revolutionär in ihren Sympathien und Antipathien.

Es ist keine Frage, der aus Gründen der Rivalität zweier Großmächte entstandene Krieg, ich hätte bald gesagt dieser in seinem ersten Ursprung persönliche Krieg, mag in den beiderseitigen Kabineten den entsprechenden Charakter eine Zeitlang beibehalten. Trotz aller Erregung der nationalen Leidenschaft hüben und drüben besteht sonach die Möglichkeit, daß nach einem ersten Hauptschlag oder einigen unentschieden gebliebenen Zusammenstößen die beiden Mächte sich zu ruhigerem Blut entschließen und, mit mehr oder weniger bescheidenen Vortheilen sich begnügend, über die Köpfe Anderer hinweg und auf Kosten Anderer Frieden machen. Es ist ja überhaupt nach den Erfahrungen von 1854, 1859 und 1866, nicht mehr üblich, daß kriegführende Mächte sich wie ergrimmte Löwen in der Fabel gegenseitig auffressen bis auf die Schwänze; im Gegentheile ist man auch noch 1859 und 1866 bei der halben Arbeit und dem halben Gewinn kühl resignirt stehen geblieben.

*) Es ist der Antrag des Grafen Lippe gemeint, welcher die Justizhoheit der norddeutschen Bundesstaaten und überhaupt die ihnen noch verbliebenen Souverainetäts-Rechte, nach dem Geist und Wortlaut der Bundesverfassung, gegen die willkürlichen Mehrheits-Beschlüsse des Reichstags in Schutz nehmen wollte.

Ein *ſolcher* Friede wäre das größte Unglück für die europäiſche Menſchheit. Er begründete abermals nur einen proviſoriſchen Zuſtand; die Mächte würden abermals fortfahren einander in voller Waffenrüſtung und latenter Kriegsbereitſchaft gegenüber zu ſtehen, gleich lauernden Tigern auf dem Sprunge. Das furchtbare Werkzeug würde erhalten und ſogar wieder verſchärft werden müſſen, *das* Werkzeug welches durch ſein ſtets parates Vorhandenſeyn von ſelbſt jeden Augenblick zum Gebrauche einlädt. Es iſt nun einmal bei dieſen ungeheuern ſtehenden Heeren ein ernſtliches Friedensbeſtreben auf keiner Seite möglich, und *ſie* ſind das erſte und abſolute Hinderniß für die Wiederkehr einer rechtlichen Ordnung zwiſchen den Machtſtellungen Europa's, ebenſo wie letztere und ſie umgekehrt einander aufheben.

Entbrennt aber der Nationalkrieg hüben wie drüben im eigentlichen Sinne des Wortes — und dazu hat der unmittelbare Eintritt der Südſtaaten in den Krieg den heftigſten Anſtoß gegeben — dann gibt es nur Eine Rettung für die deutſche Freiheit, und dieſe Rettung liegt allein darin, daß *ganz* Deutſchland auf den Plan tritt, daß mit Einem Worte *Oeſterreich* ſich zwiſchen die Streitenden wirft. Dann erſt wird ganz Deutſchland betheiligt ſeyn, bis jetzt iſt nur die Großmacht Preußen mit ihren Zwangsverbündeten jenſeits und dießſeits des Mains in Mitleidenſchaft gezogen.

Bei einem Sieg der franzöſiſchen Waffen wäre die Integrität Deutſchlands mehr oder weniger, die Ehre Deutſchlands aber ganz gewiß verloren. Gelingt es dagegen Preußen das letzte Hinderniß ſeiner „deutſchen Politik“ — in dem oben bezeichneten Sinne des Grafen Bismark — wegzuräumen, dann iſt die *deutſche Freiheit* verloren und gibt es in der That vom Meere bis zu den Alpen, vom Rhein bis an die untere Donau kein poſitives Recht der Völker und Staaten, keine Sicherheit ihrer Exiſtenz mehr. Die tyranniſche Willkür des Nationalliberalismus herrſcht dann im Namen der „deutſchen Idee“ unbedingt, ſo weit die deutſche Zunge klingt.

Nur Oesterreich könnte gegen eine solche Wendung der Dinge einen Damm setzen, und es ist sogar verpflichtet dazu nicht bloß durch Geschichte und Tradition, sondern durch die dringendsten Rücksichten der Selbsterhaltung. An der Seite Frankreichs gegen uns kämpfen, das könnte Oesterreich nur dann, wenn es wirklich, wie seine unversöhnlichen Feinde stets behauptet haben, eine undeutsche Macht gewesen oder geworden wäre. Aber das muß Jedermann einleuchten — und es macht hierin gar keinen Unterschied, ob zur Zeit das deutsche oder das ungarische Element eine Präponderanz ausübt auf die auswärtige Politik des Wiener Kabinets — das muß Jedermann einleuchten, daß der entbrannte Kampf der zwei Mächte nicht zum geringsten Theile mitgeführt wird über die Existenz der Habsburgischen Monarchie. Frankreich hat allerdings kein Interesse an der weitern Zertrümmerung derselben; sollte aber in einem beginnenden Raçenkampf die Entscheidung auf die andere Seite fallen, dann ist nichts gewisser, als daß die Länder Oesterreichs getheilt würden zwischen dem neuen deutschen Kaiser und der russisch-slavischen Universalmonarchie. Eine Beihülfe zum Widerstand gegen die Gewalt der Thatsachen würde dann in Wien vergebens zu spät werden, wenn jetzt der rechte Moment versäumt würde.

Wenn wir demnächst die Lage der süddeutschen Staaten näher in's Auge fassen, dann wird es auch am Platze sein die Frage von der Stellung Oesterreichs — bewaffnete, beobachtende, nicht bewaffnete oder absolute Neutralität? — genauer zu prüfen. Für jetzt bleiben wir dabei, es mögen das Börsenjudenthum in Wien und der hirnverbrannte deutsche Liberalismus in Oesterreich, der das ganze Unglück des Reiches zu verantworten hat, sagen was sie wollen: es gibt eine politische Nothwendigkeit, die im entscheidenden Momente nicht übersehen werden darf — um den Preis der eigenen Existenz und mit dieser politischen Nothwendigkeit hängt die einzig noch mögliche Rettung der deutschen Integrität und Freiheit zusammen.

XV.

Die moderne Geldwirthſchaft in ihren Wechſelbeziehungen.

(Fortſetzung.)

In Frankreich wurde der Gründungs- und Aktien-Schwindel durch die unverſchämteſte Ausbeutung der Mortara-geſchichten, durch die ſyſtematiſch betriebenen Angriffe gegen den Papſt und die kirchlichen Perſönlichkeiten und Einrichtungen eingeleitet. Die Maßregelung der Vincenzvereine hatte hauptſächlich zum Zweck die Gefährlichkeit der „religiöſen Partei“ öffentlich zu beſtätigen. Man ſtellte dieſe Vereine als eine öffentliche Gefahr hin. Die Ruchloſigkeit, mit der hiebei von Seite der liberalen Preſſe zu Werke gegangen wurde, war ſo außerordentlich, daß faſt nie ein Verläumdungswerk einen größern Erfolg gehabt hat. Heute noch müſſen die friedfertigen, ſich nur um wohlthätige Zwecke und um ihr eigenes Seelenheil kümmernden Mitglieder der Vincenz-Vereine in der öffentlichen Meinung, ſo weit dieſelbe durch die liberale Preſſe beſorgt wird, als Muſter des tyranniſirenden Fanatismus, als geheime Verſchwörer (Sanfediſten) gelten. Die „Römiſche Frage“, die Uebergriffe und die Herrſchſucht der Geiſtlichkeit, die entſetzlichen Mißbräuche der Kirche und Aehnliches haben nie in der Preſſe eine größere Rolle

gespielt als zur Zeit der höchsten Blüthe des Börsenschwindels. Jeder Artikel gegen Kirche und kirchliche Anstalten diente als Flagge für die Anpreisung eines völkerbeglückenden Aktienunternehmens und half mit, um Millionen in die Kassen der modernen Menschenfreunde zu leiten.

Mit der religiösen Hetze verband sich die politische Leidenschaft. War ja die von dem Hofdramaturgen auf die Bühne gebrachte Mortarageschichte, der Napoleon selbst Beifall klatschte, zugleich auch das Mittel die öffentliche Meinung für die Napoleon-Cavour-Garibaldischen Großthaten in Italien vorzubereiten. Die hiedurch auf's höchste gesteigerte Verwickelung der politischen mit der religiösen Frage war mehr als alles Andere geeignet alle Fibern in Aufregung zu bringen. Wer zu jener Zeit in Frankreich gewesen, wird sich mit einem gewissen Schaudern der unheimlichen Erregtheit der Geister erinnern, die alle ergriffen hatte und an Wahnsinn streifte. Und da diese Stimmung mittelst der sich unablässig folgenden Ereignisse mehrere Jahre hindurch anhielt, waren hier die günstigsten Vorbedingungen vereinigt, welche je der liberalen Volkswirthschaft geboten wurden. Nirgendwo war der irreligiös-politische Fanatismus so sehr in Fleisch und Blut übergegangen, so zu sagen zum Gemeingut der öffentlichen Meinung geworden als es von 1854 ab in Frankreich der Fall gewesen.

Am 1. Januar 1851 betrug der Nennwerth aller an der Pariser Börse gangbaren französischen Werthpapiere 5,763,405,000 Franken, am 1. Januar 1868 dagegen 18,655,600,000 oder 12,892,200,000 mehr. Der Nennwerth der ausländischen Papiere dürfte ungleich größer seyn. Hat doch Rothschild allein für mehr als 4000 Millionen ausländische Papiere auf den französischen Markt gebracht. Macht zusammen etwa 40 Milliarden Werthpapiere, so daß auf jeden Kopf der Bevölkerung über 1000 Franken kommen. Gewiß sehr bedeutsam, wenn man weiß, daß das gesammte unbewegliche Vermögen des französischen Volkes auf 100 Milliarden angeschlagen wird.

Daß aber der marktgängige, auf dem Ertrag und der Sicherheit fußende Werth all' dieſer Papiere gar ſehr von ihrem Nennwerthe abweicht, läßt ſich ebenfalls durch amtliche Ziffer nachweiſen. 1866 wurden für 1300 Millionen neue Papiere, fremde und einheimiſche, ausgegeben; während derſelben Zeit verloren die in früheren Jahren an der Börſe verkauften Papiere 1100 Millionen an ihrem Curs- oder Marktwerth. 1867 betrug die Ausgabe 1000 Mill., der Verluſt an Werth 1250 Mill. In zwei Jahren hat alſo das arbeitende und ſparende Volk 2300 Mill. der Börſe anvertraut, trotzdem es während der nämlichen Zeit 2350 Mill. ſeiner früheren Erſparniſſe verlor. Wenn ein einzelner Menſch ſo was thäte, würde er als Narr und leichtſinniger Verſchwender unter Vormundſchaft geſtellt werden; das ſouveräne Volk unſerer Fortſchrittswelt aber hat keinen Richter, keinen Vormund, es darf ſich Alles, folglich auch ſolche koſtſpieligen Späſſe erlauben.

Einzig und allein die durch den Credit Mobilier in Umlauf geſetzten Papiere ergaben Ende 1867 einen Unterſchied von 1671 Millionen welche ſie weniger werth waren als bei ihrem höchſten Cursſtande. Sie ſtanden damals 732 Mill. unter ihrem Nennwerthe, folglich hatten ſie 939 Mill. über denſelben geſtanden, was den beſten Begriff von dem Umfang des mit dieſem Papier getriebenen Börſenſpieles gibt. Die beiden folgenden Jahre ging es ebenſo, obwohl wir den Verluſt nicht zu beziffern vermögen. 1868 wurden für 1099 Millionen neue Aktien und Obligationen, 1869 ſogar für 1625 Mill. (darunter 599 Mill. franzöſiſche und 1026 Mill. ausländiſche) ausgegeben. Gerade bei den ausländiſchen Papieren iſt der Schwindel am ärgſten.

Wir bleiben hinter der Wirklichkeit zurück, wenn wir annehmen, das franzöſiſche Volk zahle jährlich 1000 Mill. an die Börſenleute, die ſich dafür wohl ſeyn laſſen und, als einzigen Entgelt, das gute Publikum mit eingemauerten Nonnen und andern Schaudergeſchichten unterhalten. Dieſe 1000

Millionen betragen die Hälfte des französischen Staatshaushalts, an dem wiederum dieselben Börsenmänner, mittelst der Subventionen für Eisenbahnen, Kanäle, Dampferlinien, der Lieferungen für Heer und Flotte u. s. w. ihren guten Antheil haben. Heute besitzt die französische Kirche kaum einige hundert Millionen Vermögen nebst 50 Millionen jährlicher Entschädigung für das früher weggenommene Besitzthum; dabei erzieht, ernährt und pflegt sie über zwei Millionen Kinder, Waisen, Arme und Kranke. Und doch muß dieses Vermögen tagtäglich dazu dienen das Schreckgespenst der todten Hand, der geistlichen Habsucht heraufzubeschwören, weil dadurch das Volk um so eher bewogen wird sein Geld den lebendigen Händen der modernen Menschenfreunde anzuvertrauen.

Was aber lebende Hände zu schaffen vermögen, zeigt das Beispiel Rothschild's. Da Italien den meisten Anlaß zur politischen und religiösen Hetze geboten hatte, so mußte es selbstverständlich auch das beste Terrain zur finanziellen Auswirthschaftung bieten. Verschiedene Fachzeitungen haben nachgewiesen, daß von 1859 bis 1868 Rothschild 700 Mill. an den „Geschäften" verdient die er mit dem jetzt an den Rand des Bankerotts gebrachten Königreich Italien gemacht, dessen Gläubiger bereits hunderte von Millionen verloren haben. Wird Rothschild sie je entschädigen? Er konnte die faulen Papiere (an faulen Papieren ist immer der größte Gewinn für den Bankier) des Raubstaates — der Name ist zweifach gerechtfertigt — an den Mann bringen, denn er gebietet über alle europäischen Blätter, soweit sie feil oder liberal sind. Bewußt oder unbewußt, bezahlt oder unentgeltlich, haben alle liberalen Blätter für ihn gearbeitet, indem sie täglich den Papst und die italienischen Fürsten beschimpften und begeiferten, um das neugebackene Königreich und seine Häuptlinge glänzen zu lassen. Genau genommen ist die „Befreiung Italiens" das großartigste Börsengeschäft welches der Jude Rothschild je gemacht und wobei ihm alle Feinde der Kirche und des Rechts Handlangerdienste geleistet.

Doch das sind noch lange nicht alle „Geschäfte" der großen Börsendynastie während der letzten Jahre. Allein 1856 hat Rothschild von Paris aus folgende Geschäfte unternommen: italienischer Crédit mobilier mit 60 Millionen Capital; österreichischer Crédit mobilier mit 120 Millionen; Société mercantile espagnole 80 Millionen; Madrid-Saragossabahn 360 Millionen; lombardische Bahnen 1200, zusammen 1820 Millionen. Das italienische Unternehmen hat bekanntlich Bankerott gemacht, die Aktionäre haben alles verloren; der österreichische Crédit mobilier ist im Verlust, die Aktionäre haben schon tüchtig geblutet. Die spanische Handelsgesellschaft hat aufgelöst werden müssen, die Aktien waren unter ein Drittel des Nennwerthes gefallen, nachdem sie früher mit 50 bis 60 Procent Aufgeld gehandelt worden sind. Die Madrid-Saragossabahn-Aktien sind von 500 auf 75, die Obligationen auf den halben Werth gefallen. Die lombardischen Obligationen stehen $^1/_3$ unter dem Ausgabewerth. Dabei aber waren diese Papiere längere Zeit hindurch auf's höchste hinaufgeschraubt. Die Saragossa-Aktien von 500 Franken standen auf 750, die andern in demselben Verhältniß. Alle sind vorzugsweise sogenannte Spekulationspapiere; nichts ist da leichter für den Gründer und Leiter solcher Anstalten als auf einigen kleinen auswärtigen Börsen mit geringen Opfern ein Steigen oder Fallen derselben zu bereiten. Der Telegraph meldet die Erscheinung aus verschiedenen Städten und flugs tritt auch in Paris, dem Hauptschlachtfeld, die gleiche Bewegung ein, welche natürlich dem eigentlichen Urheber hundertfältig das auswärts angelegte Geld wiederbringt. Freilich kann nur ein großer Geldfürst Operationen durchführen. Die genannten faulen Unternehmungen haben Rothschild 7 bis 800 Millionen eingebracht.

Rothschild hat sich Schloß und Park Ferrières gebaut; der Ansitz übertrifft alles bisher Dagewesene an verschwenderischer Pracht und Ueppigkeit. Weder die orientalische Phantasie noch die Verschwendungssucht der französischen

Eintracht (prix pour les localités où règnent à un haut dégré l'harmonie sociale et le bien-être) vorgeſchlagen wurde. Im Frühjahre 1870 aber mußten Soldaten gegen dieſelben Arbeiter aufgeboten und eine ſtändige Beſatzung nach Creuſot gelegt werden. Die ſociale Harmonie hat die chriſtliche Bruderliebe nicht erſetzt. Dabei ſind die Arbeiter in Creuſot beſſer als irgendwo bezahlt. Die Urſachen des Aufſtandes gegen die Arbeitgeber waren keine andern als die beiderſeitige unchriſtliche Geſinnung und die ausſchließliche Vereinigung aller Macht und Befugniſſe in einer Hand. Herr Schneider gebietet ſogar über den Stadtrath, der zu neun Zehntheilen aus ſeinen Angeſtellten beſteht; durch die Spar- und Unterſtützungskaſſen hat er das ſämmtliche Vermögen der Stadt in der Hand. Die Arbeiter verlangten deren Herausgabe, trotzdem die Verwaltung bis dahin tadellos geweſen. Sie fühlen ſich einmal zu unwohl in all den Netzen mit denen Herr Schneider ihr Daſeyn umwoben; ſie haben nicht chriſtliche Ergebung genug um ſich definitiv zu beugen.

Eine merkwürdige Thatſache iſt dabei hervorzuheben. Der internationale Socialiſtenbund hatte einen Arbeiter Aſſi als Führer, die Pariſer „unverſöhnlichen“ Blätter ihre Correſpondenten als Helfershelfer geſchickt. Und ſo kam es daß der Correſpondent des Rappel ſchon die Ereigniſſe des folgenden Tages berichten konnte. Die Finanzmänner werden geſtraft durch das womit ſie ſoviel geſündigt. Auch ſie haben bei ihren Börſengeſchäften die Neuigkeiten im voraus gewußt, indem ſie ja, Dank der Mitſchuld der Regierungen, die Ereigniſſe ſelber machten. Die Socialiſten ſo gut als die Börſianer arbeiten nach feſtgeſtellten Programmen, beide gebieten über außergewöhnliche Mittel und geheime Verbindungen. Daher die beiderſeitige Gefährlichkeit.

Welche Mittel der Staat beſitzt um auf die wirthſchaftlichen Verhältniſſe einzuwirken, zeigt die 1857 erfolgte Verlängerung des Privilegiums der franzöſiſchen Bank, das 1867

[redacted]

ufen ſollte, aber bis 1897 verlängert wurde. Die Bank
it dabei das ausſchließliche Vorrecht Banknoten oder
ergeld auszugeben und zu jeglichem Zinsfuße Geſchäfte
achen, zahlte aber dagegen auf einmal 100 Millionen
n Staat. Ihr Capital wurde verdoppelt, indem jeder
r einer alten Aktie eine neue zu dem Preiſe von 1100
ken erhielt. Denſelben Tag aber konnte er dieſe neue
zu 2800, ſpäter ſogar für 3560 Franken verkaufen.
Aktionäre der Bank gewannen auf dieſe Weiſe 224
lionen durch die Vortheile die ihnen der Staat zuge-
ben. Durch verſchiedene beunruhigende Gerüchte über die
Bank bevorſtehenden Veränderungen, welche ſelbſt durch
Manöuvre verbreitet wurden, war es gekommen, daß ein
großer Theil der alten Aktionäre ihre Aktien verkauften,
da die Regierungsgeheimniſſe Eingeweihten konnten ſie
ſchaft kaufen und allein beſagten „Gewinn“ von 224
lionen einſtreichen.

Dieß Beiſpiel zeigt aber auch, welche Hülfsmittel der
at zur Deckung ſeiner Bedürfniſſe flüſſig machen könnte
neue Abgaben zu erheben. Die Bankgerechtigkeit könnte
ſranzöſiſchen Regierung jährlich 50 Millionen einbringen,
daß die Aktionäre der Bank (oder Banken) darunter
noch die Geſchäftswelt dabei berührt würde. Die
ſchäften, mit denen eine Bank umgeben ſeyn muß,
die nämlichen, wären ſogar noch bedeutender. Ebenſo
der moderne Staat an den Eiſenbahnen, Kanälen,
und Telegraphenweſen bedeutende Hülfsquellen, welche
verſtändiger Leitung hunderte von Millionen abwerfen
dennoch dem Publikum beſſere Dienſte als heute leiſten
nen. Gerade in dieſen Einrichtungen liegt das Mittel
indirekten und vielfältigen Abgaben zu erleichtern. Natür-
wäre die Beſchränkung des Zinsertrags für alle Aktien
erſte Bedingung; dadurch aber würde die Sicherheit der
italanlage nur zunehmen und die Börſenſpekulation ſo-
ſen im Keime erſtickt werden.

Daß die jetzige Gesetzgebung dem Börsenwesen gegenüber völlig unzureichend ist, wissen wir schon. Alle Begriffe aber übersteigt es, wenn man sieht, wie der moderne Staat völlig im Dienste des Capitalismus steht und zu dessen Gunsten die gröblichsten Verletzungen auch noch der unzureichenden Gesetze zuläßt. So bemerkt die Pariser Presse am 24. Januar 1869: „Die Herren Pereire sind von dem Handelsgericht wegen Handlungen verurtheilt, die als bürgerlicher Betrug (dol civil) bezeichnet wurden; sie sind verurtheilt worden weil sie ihre Aktionäre betrogen; die Aktionäre der Société immobilière verfolgen dieselben wegen lügenhafter Geschäftsberichte und Vertheilung betrügerischer Dividenden; aber nicht allein daß der Anklage keine Folge gegeben wird, überall wenden sich auch mächtige Beschützer gegen ihre eigenen Aktionäre (des Crédit mobilier, denen sie nach dem Urtheil 36 Millionen erstatten sollten). Alle Schwierigkeiten verschwinden vor den Herrn Pereire, denen alle Möglichkeit gegeben wird ihr persönliches Vermögen in Sicherheit zu bringen. Seit dem Fall ihrer Gesellschaften haben sie die freie Verfügung über ihr Vermögen behalten. Ohne Rücksicht auf die Interessen der betrogenen Aktionäre hat ihnen der kaiserliche Gerichtshof eine zweimonatliche Frist zugestanden. Alle gesellschaftlichen Verbindungen werden zu ihren Gunsten aufgeboten. Doch das genügt nicht: die Minister vereinigen sich in einem Comité, um diese Finanzmänner gegen die schon ergangenen gerichtlichen Urtheile zu schützen. Und jedesmal wenn es nöthig wird, lassen sich die Gerichte herbei um die Urtheile, auf welche die geprellten Aktionäre mit Schmerzen warten, so weit als möglich hinauszuschieben."

Selbstverständlich haben auch die Pereire, Michel Chevalier und Genossen die 36 Millionen Entschädigung für die betrogenen Aktionäre des Crédit mobilier bis heute noch nicht bezahlt, obgleich das Urtheil schon zwei Jahre gefällt ist. Ihr unglücklicher Nebenbuhler, Mirès, hatte dagegen nur Widerwärtigkeiten und ungerechtfertigte Maßregelungen seitens

der Regierung zu erleiden. 1861, als ſeine Unternehmungen im Ganze waren, wurde er vierzehn Monate lang ohne Urtheil und Recht in Mazas eingeſperrt, während deſſen ſeine Geſchäfte unter Sequeſter geſtellt wurden. Als er endlich ſeine Freiheit wieder erlangte, waren er und ſeine Unternehmungen zu Grunde gerichtet.

Wie ſehr die ſonſt ſo empfehlenswerthen Sparkaſſen der franzöſiſchen Centraliſation dienſtbar gemacht werden können, zeigt ſich gleichfalls an der franzöſiſchen Regierung, welche ſie alle zu Staatsanſtalten gemacht. Anfangs 1869 ſchuldeten die franzöſiſchen Sparkaſſen den Einlegern 529 Mill.; während des Jahres wurden 208 Mill. neu eingelegt, dagegen 177 Mill. baar und 8 Mill. in Staatspapieren zurückbezahlt, ſo daß Ende 1869 der Staat den Sparern 571 Mill. ſchuldig blieb. Da die Sparkaſſen nur 3 bis 3½ Proc. Zinſen zahlen, ſo hat der Staat damit ein billiges Anleihen, beinahe eine ſchwebende Schuld. Er verfügt dabei aber auch über das Vermögen des vierten Theils der Einwohnerſchaft; die Zahl der Einleger beträgt nämlich 7 bis 8 Millionen, und dieſelben können jeden Augenblick ihr Guthaben zurückfordern.

Wie ſehr die Preſſe mit den Geldgeſchäften verwachſen iſt, zeigt das Journal des Débats, welches ſeine Spalten den Anſtalten derjenigen Unternehmungen öffnet, die geſcheidt genug ſind einen Mitarbeiter des Journals zum Verwaltungsrath zu machen. So iſt Alloury Verwaltungsrath der Suez-Kanal-Geſellſchaft, deren Aktionäre freilich alle Hoffnung auf Dividenden verloren haben. Leon Say, ein Hauptcommanditiſt des Blattes, iſt der beſondere literariſche Handlanger Rothſchilds; dafür iſt er auch Verwaltungsrath der Madrid-Saragoſſa- und der ſpaniſchen Nordbahn, ſowie der Eiſenwerke zu Decazeville, lauter Geſchäfte bei denen die Actionäre ſo ziemlich alles verloren haben. Prevoſt-Paradol und John Lemoinne waren ebenfalls an verſchiedenen Unternehmungen betheiligt. Hervé, de Broët und Uſtazade Sacy waren Generalſekretäre der Paris-Lyoner Bahn, des Crédit

mobilier u. ſ. w. Michel Chevalier dagegen, der berühmte ſaint-ſimoniſtiſche Oekonomiſt, napoleoniſcher Senator, Freihändler und Profeſſor am Collège de France, vertrat als Verwaltungsrath des Crédit mobilier und anderer Pereire'ſcher Unternehmungen die Intereſſen dieſer Sippe. So ſtand das berühmte und gelehrte Blatt als untergeordneter Handlanger im Dienſte der beiden Großbörſianer die in unſerer Zeit das meiſte Unheil angerichtet.

September 1868 las man in verſchiedenen Pariſer Blättern folgende Reklame: „Die Semaine financière iſt den Herren Jenty, Direktor der France, Gibiat, Direktor des Constitutionnel, und Emil de Girardin, Eigenthümer der Liberté zugeſchlagen worden; man ſagt, dieſelben würden dem Blatte einen neuen kräftigern Aufſchwung geben. Es iſt ſchon Sprache von der ſofortigen Bildung eines aus ſieben Mitgliedern beſtehenden Comité's, welches alle neuen Unternehmungen einer vorherigen Prüfung unterwerfen und darüber gerade ſo urtheilen ſoll wie das Comité d'escompte der franzöſiſchen Bank über die ihm vorgelegten Geſchäftspapiere entſcheidet, indem es die einen zuläßt (zur Diskontirung durch die Bank) und die andern verwirft." Ihrerſeits ſagte die Liberté: die Direktoren des Constitutionnel, der France und der Liberté würden der Semaine financière einen kräftigen Impuls und eine ganz neue Organiſation geben welche die Wichtigkeit einer wirklichen finanziellen Anſtalt haben wird.

In ihrer Nummer vom 10. September behauptete nun aber die Finance friſchweg, beſagtes Prüfungscomité ſei weiter nichts als eine Geſchäftsanſtalt, welche die neuen Unternehmungen einzig nur nach den Abgaben beurtheile, die ſich dieſelben zu Gunſten beſagter Blätter auferlegten. Sie nannte das Comité einfach eine Prellanſtalt (institution de chantage). Die Macht des Comité's iſt aber wirklich bedeutend. Gibiat iſt nämlich zugleich auch Direktor der Geſellſchaft, welcher außer dem Constitutionnel auch der Pays gehört. Außer Girardin und Jenty wurden noch Labey

Eigenthümer der Patrie, Papst, Mitarbeiter des Journal des Débats, und Berardi, der uns schon bekannte Eigenthümer der Indépendance belge, Mitglieder des Prüfungscomité's. Wenigstens ist die desfallsige Mittheilung der Finance nicht widerrufen worden. Man darf vielleicht fragen, ob dieß nicht das Nec plus ultra der im Dienste gewissenloser Financiers stehenden Presse sei? Bald erzählten auch die Blätter, das Prüfungscomité habe in der Bretagne eine kleine Eisenbahn von 37 Kilometer für 4½ Millionen angekauft, um sie mittelst Aktien und Obligationen dem Publikum für 12½ Millionen wieder zu verkaufen.

Bekanntlich hat die französische Regierung den Moniteur als amtliches Organ aufgegeben und mit den Herrn Wittersheim und Genossen (fast sämmtlich Juden) einen gar sonderbaren Vertrag zur Herausgabe des Journal officiel abgeschlossen. Der Vertrag legt nämlich diesen Herren an Freiexemplaren und Baarzahlungen Verpflichtungen auf, welche jährlich mit 400,000 Franken kaum zu bestreiten sind. Eine solche Summe ist aber aus dem Blatte auf gewöhnlichem Wege in keinem Falle herauszuschlagen. Doch machen die Unternehmer ein gutes Geschäft. Freilich las man auch am 1. April an erster Stelle, im Tagesbulletin, eine prächtige Reklame zu Gunsten der Honduras-Obligationen, die deßhalb auch Nachmittags gar lustig an der Börse in die Höhe gingen. Bekanntlich ist der Absatz schlechter Papiere das vortheilhafteste Geschäft, das ein Banquier machen kann.

Die religiöse Hetzerei war in den letzten Jahren etwas vernachlässigt worden. 1869 aber gründete die Société générale das National um anläßlich des Concils die Situation auf's neue auszubeuten. Keine Lüge, Verläumdung und Erfindung, welche von liberaler Seite gegen das Concil in Umlauf gesetzt wird, entgeht dem National und die Geschäfte der Gesellschaft befinden sich dabei um so besser. Das Blatt wird unter dem Kostenpreis verkauft, bringt aber trotzdem viel Geld ein.

(Schluß folgt.)

XVI.

Dalmatiner-Briefe.

V.

Nach Sebenico. — Das Kerka-Gebiet. — Spalato. — Die größeren dalmatiniſchen Inſeln. — Das Narenta-Gebiet. — Ragusa. — Zur Punta d'Oſtro.

Wir haben in Zara Umſchau gehalten und bei dieſer Gelegenheit zugleich das Culturleben des dalmatiniſchen Volkes nach mehreren Richtungen hin kennen gelernt. Sehen wir uns jetzt weiter im Lande um. Von Zara führt uns eine Straße direkte nach Sebenico, eine andere nach Knin; wir könnten den einen oder den andern Weg einſchlagen um unſere dalmatiniſche Reiſe fortzuſetzen. Aber die Straßen ſind unſicher und es fehlt an bequemer Fahrgelegenheit. Bleiben wir alſo unſerem Dampfer getreu, auf dem wir uns eine weit bequemere und anziehendere Reiſe verſprechen können.

Wir verlaſſen den Hafen, fahren in weitem Bogen um die nördlichen und weſtlichen Baſtionen, dann längs der mehr offenen Südſeite der Stadt, und verlieren die letztere hinter dem wellenförmigen und gezackten Ufer der Campagna gar bald aus den Augen. Nach einigen Stunden, beim Dorfe Zara-vecchia, drängt ſich die Inſel Pazman näher an das Feſtland, der Canal von Zara verengt ſich zur „Meerenge

von Pazman". Unweit von Zara-vecchia liegt ein kleiner See, und an dessen Ufern hausten einst im Schlosse von Vrana die Templer, welche durch längere Zeit unumschränkte Herrn und Gebieter eines weit ausgedehnten Landstriches waren. Auch diese Herrlichkeit ist längst entschwunden und vergessen.

Aus dem „Stretto di Pazman" herausgetreten kommen wir in ein neues Labyrinth kleiner Felsen-Eilande (Scogli di Caprie) bei denen Korallen und Bade-Schwämme gefischt werden, und dann biegen wir in den 100 Klafter breiten Canal von St. Antonio, der uns in den weiten, fünf Miglien langen und eine Miglie breiten, wohlgeschützten aber leer stehenden Hafen von Sebenico führt.

Die Stadt, welche diesem Hafen den Namen gibt, liegt malerisch und amphitheatralisch am Abhange eines Berges, einst von drei Forts geschützt, die nun zum Theile in Ruinen liegen. Sie ist bemerkenswerth wegen eines ungemein schönen, im 16. Jahrhunderte vollendeten Domes, welcher gegenwärtig durch Fürsorge der Regierung mit großem Kostenaufwande restaurirt wird. — Ende Januar 1870 hat Sebenico sein neues großes Theater eröffnet, das, wenn man den Zeitungs-Berichten trauen darf, ein wahres Wunder von Pracht und gutem Geschmack seyn soll. (Die Stadt hat kaum 6000 Einwohner!) Auf den Anhöhen nächst Sebenico wächst der delikate süße Dessert-Wein „Maraschina di Sebenico", nicht zu verwechseln mit dem Rosoglio Maraschino der in Zara aus einer eigenen nur in Dalmatien vorkommenden Abart von Weichseln erzeugt wird.

In den Hafen von Sebenico ergießt sich der Fluß Kerka, bei den Alten die Grenze zwischen Liburnien und Dalmatien. Acht Miglien landeinwärts liegt der Flecken Scardona, in dessen Umgebung in neuerer Zeit die Seidencultur erfolgreich betrieben wird. Eine halbe Stunde oberhalb des Ortes bildet die Kerka großartige Wasserfälle, bis zu denen hinauf der breite und ruhige, fast einem Landsee gleichende, von malerischen

Felsenufern umgebene Fluß von Schiffen mit über 30 Tonnen Trächtigkeit befahren wird. Einige Miglien oberhalb der Wasserfälle von Scardona bildet der Fluß abermals einen stattlichen See, in welchen das Wasser zwischen den in romantischer Wildniß gelegenen Klöstern der katholischen Franziskaner von Vissovaz und der griechischen Kalugier-Mönche von St. Arcangelo in neuen, weniger wasserreichen aber fast noch malerischeren Katarakten herniederstürzt (Wasserfälle von Roncislap). Noch weiter aufwärts hat die Kerka flachere Ufer, und in der Gegend von Knin, wo sie entspringt, bildet sie ziemlich ausgedehnte Sümpfe. Knin, ein an der Vereinigung von vier Straßen gelegener Marktflecken, ist wohlbefestigt und von vielen Forts umgeben. Es ist bestimmt im Kriegsfalle als befestigtes Lager zu dienen und hat daher strategische Bedeutung. Das Hügelland zwischen Knin und Dernis ist eine der ergiebigsten Wein- und Korn-Kammern Dalmatiens.

Kehren wir stromabwärts nach Sebenico zurück und eilen wir auf unserem Dampfer weiter gegen Südost längs der Scoglien von Capocesto, umschiffen wir die Landspitze von Ragosnizza, an welcher Stelle wir zu unserer Rechten das offene Meer haben, worauf wir wieder zwischen kleineren Inseln in enge Canäle eindringen, um endlich in den breiten schönen Canal von Spalato zu gelangen. Zur Rechten vor uns ragt die nordöstliche Spitze der Insel Brazza entgegen, zur Linken verdeckt uns die Insel Bua das Festland. Hinter derselben, an einem schmalen Meeresarme liegt Trau, das alte Tragurium, ein Städtchen mit 500 Häusern und den Ruinen eines alten Castells. Von dort aus zieht sich in südöstlicher Richtung hin bis Salona ein ziemlich langer aber schmaler reizender Landstrich, einerseits begrenzt von einer steilen Bergkette, andererseits vom Meere. Diese Gegend heißt „le sette Castella", die sieben Schlösser, weil dort thatsächlich in sieben befestigten Ansiedlungen ebenso viele altvenetianische Familien hausten, welche das Land von der

alten Republik zu Lehen erhalten hatten. Jetzt sind das sieben wohlhabende Ortschaften; die ganze Gegend gleicht einem lieblichen Garten, ist bedeckt mit edlen Fruchtbäumen und reichlich besäet mit Landhäusern wohlhabender Spalatiner. Am anderen, Trau entgegengesetzten Ende dieses Landstriches liegt Salona, und von dort drei Miglien entfernt an einem schönen geräumigen Meereshafen mit weitem Ausblicke in die See, Spalato, jetzt schon die größte und volkreichste unter den Städten des Landes, nur der dalmatinischen Eisenbahn harrend um das Emporium zu werden für den ungarischen und herzegovinischen Handel nach der Levante, Egypten und Ostindien, und der Knotenpunkt und Lebensnerv der künftigen Civilisation Dalmatiens. Salona war unter den Römern die Hauptstadt Dalmatiens und ist es geblieben bis im J. 640 die Avaren sie zerstörten. Heutzutage steht an der Stelle derselben nur ein elendes Dorf, und an die alte Stadt erinnert fast nichts mehr als die Ruinen der römischen Wasserleitung und eine Sammlung ausgegrabener Antiquitäten im Museum von Spalato. Mit der alten Hauptstadt Salona stand Diokletians Palast in naher Verbindung, ein großartiges und prachtvolles Bauwerk, wie man noch heutzutage nach wohlerhaltenen Ueberresten zu beurtheilen vermag. Nach Salona's Zerstörung ließen sich die Einwohner in den verödeten Hallen der Kaiserburg häuslich nieder, und bauten sich auf den alten Trümmern und ringsumher neue Wohnungen. Aus dem alten „Salonae Palatium" ward der moderne Name Spalato. Manche Theile des alten Palastes sind heute noch benützbar; so ist die heutige Domkirche nichts anderes als eine großartige Diokletian'sche Hauskapelle, ursprünglich der Diana, später dem Jupiter geweiht; ein Tempel des Aesculap dient jetzt als Taufkapelle. Auch sonst findet der Alterthumsforscher in Spalato noch viele wohlerhaltene Ueberreste aus Römerzeiten.

Vom modernen Spalato wollen wir nur in Kürze erwähnen, daß sein neues großartiges und schönes Schauspiel-

haus nichts weniger zu seyn prätendirt als ein etwas verjüngtes Facsimile des venetianischen Fenice-Theaters, und daß Spalato, die einzige Stadt in Dalmatien, die Gasbeleuchtung hat. Der in neuester Zeit von einer Aktiengesellschaft unternommene Versuch, in dem am Meere gelegenen neuen Stadttheile einen Häuser-Complex nach dem Muster der Procuratien von St. Marco in Venedig zu erbauen, mußte nach Vollendung des ersten Bruchstückes wieder stehen bleiben, um vielleicht erst wieder fortzuschreiten, wenn einst in Spalato durch die Eisenbahn neues Leben erwacht seyn wird.

Unsere Küstenfahrt in südöstlicher Richtung fortsetzend gelangen wir in den „Canal della Brazza", so genannt von der sich zur Rechten hinziehenden, in der Richtung von Westen nach Osten 22 Miglien langen und 7 Miglien breiten Insel Brazza. Sie ist berühmt durch ihre vorzüglichen Steinbrüche, ihre aromatischen Weiden und ihren köstlichen süßen Wein „Bugava". Die Insel zeigt noch traurige Ueberreste ausgedehnter Waldungen von immergrünen Stein-Eichen, jetzt nur mehr vereinzelte, knorrige Gesellen, aber an den Füßen blüthenprächtig und duftig umwuchert von Rosmarin und Myrthe, Eriken und Cistus-Sträuchen, Pistazien und Lorbeer-Rosen. Die Einwohner sind fleißige Seefahrer.

Das Festland zur Linken zeigt uns eine Reihe nackter, steiler Gebirge und an deren Fuße am Meeresufer mehrere Städtchen, darunter Almissa mit seinem vorzüglichen Tafel-Weine (Prosecco d'Almissa) und Macarsca mit einem guten Hafen. Zwischen der Cettina und dem Flüßchen Xernovizza läuft hier längs des Meeres ein Küstenstrich, welcher Poglizza heißt, und in mehreren Ortschaften und zwei fruchtbaren Thälern etwa 12,000 Einwohner zählt. Im Mittelalter bestand dort unter dem Schutze und der Oberherrschaft der venetianischen Republik sozusagen ein kleiner Staat im Staate mit seiner eigenen oligarchisch demokratischen Verfassung. — In gerader Richtung würde uns die weitere

Fahrt in den Canal di Narenta führen. Wir aber ziehen es vor einstweilen einen kleinen Abstecher nach den größeren Inseln des dalmatinischen Archipels zu unternehmen. Wir biegen um die Ostspitze der Insel Brazza und befinden uns im Canal von Lesina. Von Osten nach Westen steuernd haben wir zu unserer Rechten die südlichen Ufer der Insel Brazza, zu unserer Linken die nördlichen der Insel Lesina, welche sich durchaus gebirgig und felsig in einer Länge von 37 bei einer Breite von nur 2 bis 3 Miglien dahinzieht. Dieses Eiland hat im Ganzen ein besonders mildes Klima, und seine gleichnamige (von einem alten Fort gekrönte) Hauptstadt, welche leider schon längst ihre Blüthezeit hinter sich hat und halb in Ruinen liegt, versuchte es sich durch Metamorphose in einen klimatischen Kurort für Brustschwache eine neue Glanzperiode zu erringen. Es hat sich jüngst eine Aktien-Gesellschaft gebildet (Società igienica) zum Zwecke comfortable Wohnungen für Kurgäste herzustellen und einzurichten, Gartenanlagen anzupflanzen und überhaupt für Alles zu sorgen, was den Ort für wohlhabende Patienten anziehend zu machen vermöchte. Allein es wollen keine genügenden Capitalien zuströmen, die theuern Möbeln der Wohnungen konnten nicht bezahlt werden, ebenso fehlte es an Mitteln zu ausgiebiger Reklame, die jungen Anlagen fielen dem Vandalismus der „Insulaner" zum Opfer und auch die Kurgäste wollen sich nicht einfinden. Eine schwache Avantgarde von einigen Wenigen hatte keine weitere Folge, denn es fehlte und fehlt noch fast an allem Nöthigen, und auch das Klima mag trotz der vielleicht etwas leichtsinnig abgegebenen ärztlichen Anpreisungen nicht ganz dem beabsichtigten Zwecke entsprechen. Mit der habituellen Milde der Temperatur allein, selbst wenn sie wie hier nur allmählige Uebergänge zeigt, ist nicht geholfen, so lange es der Gesellschaft nicht gelingt die auch hier von Zeit zu Zeit einbrechenden sehr rauhen Winde, die an diesem ganzen Küstenstriche in der Winterszeit und im Frühlinge vorherrschen und gerade für

Brustkranke mörderisch sind, zu bannen. — Die Insel erzeugt einen vortrefflichen Tischwein und ist reich an besonders duftigen Sträuchen, aus deren Blüthen eine wohlriechende, dem Kölner-Wasser ähnliche Essenz bereitet wird. Die getrockneten Feigen von Lesina sind berühmt, und in besonders geschützter Lage hat die Insel zahlreiche Aloë-Pflanzen und Dattelpalmen, welche letztere hin und wieder auch Früchte zur Reife bringen. Die Hauptstadt hat einen ganz vorzüglichen Hafen, und die Bewohner der ganzen Insel sind vorwiegend Seeleute; auch obliegen sie, ebenso wie die Bewohner von Lissa und Curzola, sehr fleißig dem Sardellen- und Makrelenfange, während sonst in Dalmatien der Fischfang selten gewerbsmäßig betrieben wird.

Wir haben, um in den Hafen der Stadt Lesina zu gelangen, die Westspitze der Insel und die Inselgruppe Spalmadore umschiffen müssen und haben zur Rechten die Gewässer der Insel Lissa zurückgelassen, den Schauplatz einer Seeschlacht zwischen Franzosen und Engländern (am 31. Jan. 1811) in welcher der englische Capitän Sir William Hoste Sieger blieb, einer zweiten großartigen und mörderischen Seeschlacht vom 20. Juli 1866, in welcher die österreichische Flotte unter Vice-Admiral Tegetthoff die Italiener nöthigte, ärmer um zwei große Kriegsschiffe und viele kostbare Menschenleben sich nach Ancona zurückzuziehen — und endlich noch der Schauplatz der noch in frischer Erinnerung stehenden furchtbaren Katastrophe der österreichischen Fregatte „Radetzky", die durch eine für immer in räthselhaftes Dunkel gehüllte Explosion der Pulverkammer in die Luft flog (20. Februar 1869). Die ganze Bemannung mit Ausnahme einiger Weniger, welche schwerverletzt mit dem Leben davonkamen, fand ihren Tod durch die Gewalt der Explosion oder in den Wellen. Die Insel selbst ist eine von den kleineren in der Gruppe der dalmatinischen Eilande, und nur durch die respektablen Befestigungen und durch ihren Hain von Johannisbrod-Bäumchen in der Bucht von Comissa bemerkenswerth.

Aus dem Hafen von Lesina austretend setzen wir unsere Fahrt in östlicher Richtung fort durch den Canal von Curzola, zur Linken begrenzt durch die Insel Lesina, zur Rechten durch die nördliche Küste von Curzola. Dieses Eiland, dessen östlichste Spitze fast die Halbinsel Sabioncello berührt, dehnt sich in einer Länge von 25 Miglien von Westen nach Osten bei einer Breite von kaum 4 Miglien. Von ihren Bergen ragen noch zahlreiche, aber leider nicht mehr in ausgedehnteren Gruppen vorkommende Exemplare der hochstämmigen Meerstrand-Kiefer (pinus maritima) gegen Himmel, deren harzreiches Holz als Leuchte beim nächtlichen Sardellenfange sehr gute Dienste leistet, und daher zu Baumfrevel und Diebstahl vielfache Versuchung bietet. Einst war die ganze Insel dicht mit Waldungen des genannten Baumes bewachsen (daher bei den Alten „Corcyra nigra“ genannt) und von ganzen Schaaren von Schakalen (canis aureus) bewohnt, von denen einzelne noch immer dort auftauchen. Der schon bei den Scoglien von Zara erwähnte sogenannte Erdbeerbaum (arbutus unedo) wächst auf Curzola ganz besonders üppig und häufig.

Von der schmalen äußersten Ostspitze der Insel setzen wir über einen sehr engen Canal auf die Halbinsel Sabioncello hinüber, welche sich von Nord-Westen nach Süd-Osten in einer Länge von 35 Miglien erstreckend (bei einer Breite von nur 1¼ bis 4½ Miglien) an ihrem südöstlichen Ende mittelst eines ganz schmalen Landstreifens mit dem dalmatinischen Festlande, und zwar mit dem Gebiete der ehemaligen ragusäischen Republik zusammenhängt. Die Halbinsel war ehemals reich an Wäldern der stachligen Eiche (quercus coccifera) und ist noch immer, wie seit jeher, eine Heimstätte fleißigen Schiffbaues. Die Schiffs-Rheder von Sabioncello sind nach jenen der Bocche von Cattaro die unternehmendsten und reichsten Dalmatiens. Im Dorfe Orebich ist der Sitz einer Aktien-Gesellschaft für Schiffbau und Seefahrt, welche gegenüber auf der Insel Curzola ihre Werften hat und

größere Segelfahrzeuge langen Curses ausrüstet. S
dermalen 16 Schiffe mit durchschnittlich 600 Tonnen
auf der See (im Gesammtwerthe von etwas über einer
Gulden) und hat im Januar 1870 eine neue Aktien-Ei
im Betrage von einer halben Million vorgenommen.
liche Gesellschaften gibt es noch zwei in Dalmatien,
jedoch noch viel kleiner angelegt sind. Man darf sich
haupt in Dalmatien nicht durch die Bezeichnung „
Gesellschaft" täuschen lassen. Derartige Unternehmung
stehen für verschiedene Zwecke, sind aber durchgehen
ganz unbedeutende Capitalkräfte fundirt, und die „
sind keineswegs bestimmt auf den Börsen Europa'
Rolle zu spielen. Sie befinden sich durchgehends in
Händen eines engen Kreises von Brüdern, Vettern und
Freunden, welche die Geschäfte der Gesellschaft unter
petit comité abmachen. Dennoch verdienen in einem
wie Dalmatien auch schon derartige beschränkten Un
mungen alles Lob und Ermuthigung.

Wir sind längs des dalmatinischen Festlandes
Macarsca gekommen. Die weitere Küstenstrecke bis
Stelle, wo die Ostspitze der Insel Lesina sich dem Fe
nähert, bietet nichts Merkwürdiges. Sobald wir ge
Insel hinter uns haben, treten wir in den sogenannten
di Narenta, welcher sich in Gestalt eines Bogen-Seg
in der Richtung von Nord-Westen nach Süd-Osten hin
zuerst die Insel Lesina von Sabioncello und später die
Halbinsel vom Festlande trennt, um unterhalb der N
Mündungen, da wo das dalmatinische Festland dur
türkische Enclave Kleck unterbrochen ist und die Wass
enger wird, den Namen „Canale di Stagno-piccolo"
nehmen, und endlich bei der Vereinigung von Halbin
Festland im spitzen Winkel abzuschließen.

An diesem festländischen Küstenstriche verdient n
Gebiet der Narenta-Mündungen unsere Aufmerk
Das ist ein wahres Delta-Land, demjenigen von

Egypten vergleichbar, voll der bewunderungswürdigsten Vegetation, aber auch ringsum von weitem Sumpflande umgeben. Da gibt es Maisfelder, in denen sich bequem Roß und Reiter verbergen können, Trauben bis zur Schwere von acht Pfund, Feigen-, Mandel-, Oel-, Granat- und Maulbeerbäume von sonst nie gesehener Größe und Früchtenreichthume, Kürbisse und Melonen von fast fabelhaftem Umfange beim feinsten Wohlgeschmacke. Von Gewächsen tropischer Zonen gedeihen dort: der afrikanische Tamarisken-Baum, das stachlige Süßholz (glicirrhizia echinata), die Aloe u. s. w. In den Sümpfen sammeln die Einwohner eine zu mannigfaltigem Gebrauche geeignete Binsengattung, wofür jährlich bis zu 10,000 Gulden und darüber hereingebracht werden; dort fischen sie eine Unzahl von Aalen, Blutegeln und Fröschen, welche lohnende Handelsartikel abgeben; Schaaren von Wildenten, Wildgänsen, Moos-Schnepfen, Rohrhühnern, Möven, Pelikanen, wilden Schwänen, Reihern, Rohrdommeln ꝛc. geben eine herrliche Jagdausbeute. In den wasserreichen, tiefen und breiten Mündungen des Flusses wimmelt es von Lachsen, Stören und andern schmackhaften Fischen. Aber damit dieses Gebiet nicht ein irdisches Paradies werde, gesellt sich zu allen diesen Herrlichkeiten ein bösartiges Sumpf-Fieber und eine wahre Landplage von Fliegen, Stechmücken, von Milliarden quackender Kröten und anderem Ungeziefer. — Welche Zukunft kann das Narenta-Gebiet noch vor sich haben, wenn die projektirte und radikale Regulirung der Fluß-Mündungen eine vollendete Thatsache seyn wird. Auch für den Handel wird diese Gegend einst von Bedeutung werden. Der Fluß ist bis hart an die türkische Grenze für Schiffe von 100 bis 130 Tonnen Gehalt schiffbar, und nicht weit von dieser Grenze liegen die herzegovinischen Städte Mostar und Serajevo. Die Hauptorte des Narenta-Gebietes, Fort-Opus, das auf einer Insel mitten zwischen zwei Armen des Flusses liegt, und Metkovich, nahe an der türkischen Grenze, bieten nichts Besonderes dar.

Ueberſchreiten wir beim Dorfe Stagno-piccolo die ſchmale Wurzel der Halbinſel Sabioncello und ſchiffen wir uns wieder auf unſerem Dampfer ein. Laſſen wir zur Rechten die Inſel Meleda, 8 Miglien lang und 3 bis 4 Miglien breit, ehemals reich an Bauholz, und zu unſerer Linken, nebſt anderen noch kleineren Eilanden, die Inſelchen Giuppana, Mezzo und Calamotta (die zweite ganz Eigenthum der Raguſäer-Grafen Giorgi), alle drei reich an Wein und Oel, und richten wir unſern Curs direkte gegen Raguſa, die Hauptſtadt der alten kleinen aber ſtolzen Republik, oder vielmehr nach ihrem Hafen Gravoſa; denn der eigentliche Stadt-Hafen iſt ſehr klein und wenig ſicher.

Die Bucht von Gravoſa iſt einer der beſten Häfen Dalmatiens und bietet zugleich ein anziehendes maleriſches Bild, eingerahmt auf der einen Seite von belebten Schiffswerften und einer Reihe anmuthiger Landhäuſer mitten in blühenden Gärten, auf der andern von dunklen Cypreſſen-Hainen. Eine tiefe ſchmale Einbuchtung in's Feſtland hinein führt zum traulichen von Mühlen belebten Thale von Ombla. Von der Bucht von Gravoſa führt eine Straße nach der nahen halbkreisförmig am Fuße eines befeſtigten Berges gelegenen und ſelbſt ganz befeſtigten, alten und ſchönen Stadt Raguſa. Zahlreiche herrliche Baudenkmale geben noch Zeugniß vom einſtigen Glanze und Reichthume der alten Republik; leider haben mehrere ſtarke Erdbeben (ſowie die Ruſſen und Montenegriner im J. 1806) große Verwüſtungen angerichtet.

Die Reinlichkeit, die Mäßigkeit und das anſtändige geſetzte Weſen ſelbſt der unterſten Claſſen ſeiner Bewohner machen einen wohlthuenden Eindruck auf den Fremden, und die alte einſt durch ein Geſetz der Republik ſanktionirte Gewohnheit, daß die nach Raguſa kommenden Landleute vor den Thoren ihren Sonntagsſtaat anlegen, bewahrt der Stadt fortwährend ein feſtliches Anſehen. Die in den andern dalmatiniſchen Städten leider ſo ſehr vorherrſchende, wahrhaft Ekel erregende Trunkſucht iſt in Raguſa ſo gut wie unbekannt.

In Zara z. B. befindet ſich faſt in jedem Hauſe ein Weinſchank; in Raguſa hingegen muß man zum Stadthafen hinabgehen um — auf den Barken — Wein zu kaufen. Dafür gibt es hier unzählige kleine Kafé-Häuſer; wenn das Tageswerk vollbracht und das Ave-Maria verklungen iſt, ſieht man die gemeinſten Laſtträger und Schiffer bei ihrem Domino oder einem anderen anſtändigen Spiele ſitzen und ein Gläschen Limonade oder eine Taſſe Kaffee ſchlürfen, ganz wie Gentlemens. Dafür ſehen aber auch die Raguſäer ſtolz und auf die eigentlichen Dalmatiner, zu denen ſie ſich nicht rechnen.

Das Gebiet der alten Republik beginnt ſüdlich vom Narenta-Diſtrikte und reicht ſüdoſtwärts bis an die Landſpitze „Punta d'Oſtro". Vom Narenta-Gebiete iſt es durch das Thal von Kleck, vom Gebiete von Cattaro bei Caſtelnuovo durch die Suttorina getrennt, zwei türkiſche Landſtreifen, welche die raguſäiſche Republik abſichtlich zwiſchen ſich und dem Beſitzthume der Venetianer beſtehen ließ. Sie mochte lieber auf allen Seiten (mit Ausnahme der Seeküſte) von der Türkei umgeben ſeyn, als die übermüthige Republik von S. Marco zum unmittelbaren Nachbar haben. Dem Halbmonde war Raguſa durch lange Zeit tributpflichtig, dafür wußte es aber, wie ſchon früher erwähnt, ſeine ſtaatliche Selbſtſtändigkeit bis zum J. 1808 zu bewahren, unter den Stürmen und Wechſelfällen von nicht viel weniger als eilf Jahrhunderten. Wie iſt das möglich geweſen? Antwort: durch die Staatsklugheit, Conſequenz und Kraft der Machthaber, die da wußten was ſie wollten und den Traditionen ihrer Väter unverbrüchlich getreu blieben, ſowie durch den Wohlſtand der Bürger, deren geſellſchaftliche Einrichtungen auf Arbeitſamkeit und Sittlichkeit begründet waren. Die Verfaſſung der Republik war eine ariſtokratiſche, derjenigen Venedigs ziemlich ähnlich.

Daß auch die Stadt Raguſa in neuerer Zeit gleich ihren dalmatiniſchen Schweſtern ein ſehr ſchönes Theater erhalten

hat, das für die Bedürfniſſe der Bevölkerung viel zu groß iſt, verſteht ſich nach den ſchon an anderer Stelle gemachten Andeutungen faſt von ſelbſt.

Die Umgebung der Stadt hat durch zahlreiche tropiſche Gewächſe, namentlich durch die häufig vorkommende ſtrauchartige Wolfsmilch (euphorbia dendrocdes), die Baum-Aloë (agave americana) und die Dattelpalme einen eminent ſüdlichen Anſtrich. Trotzdem iſt auch in Raguſa in dieſem Winter Schnee gefallen. Die unweit des kleinen Stadthafens gelegene kleine Inſel Lacroma, auf welche im J. 1192 der ſchiffbrüchige Richard Löwenherz verſchlagen wurde, mit ihrer vom genannten Könige aus dieſem Anlaſſe gegründeten Kirche, iſt in neuerer Zeit jedem Oeſterreicher als ein Lieblingsaufenthalt des unglücklichen Erzherzogs Max, nachmaligen Kaiſers von Mexiko, denkwürdig. Die Inſel mit ihren ſchönen Anlagen iſt unlängſt aus dem Nachlaſſe des Erzherzogs in Privatbeſitz übergegangen.

Wenn wir von Raguſa unſere Seereiſe fortſetzen, gelangen wir, vorüber an der Bucht von Breno, dem Sommerſitze vier reicher Raguſäer, nach Raguſa-vecchia, das an der Stelle der altgriechiſchen Colonie Epidaurus erbaut iſt. An die Umgegend knüpfen ſich einige mythiſche Reminiſcenzen aus dem grauen Alterthume. Unter andern will die Sage, daß Epidaurus einſt auf einer Inſel gelegen war, die erſt durch ein Erdbeben mit dem Feſtlande verbunden worden ſei.

Zur Rechten haben wir jetzt fortwährend das offene weite Meer, zu unſerer Linken ziehen ſich längs der Küſte die fruchtbaren Landſtriche von Canali und Ridvorje hin, bis an die Landſpitze Punta d'Oſtra, um welche herum wir in den Canal von Cattaro einbiegen. Eine vorzügliche Straße durchſchneidet dieſe Landſtriche und das daranſtoßende türkiſche Enclave Suttorina, und verbindet dieſelben mit der ſchon nach Cattaro gehörigen Stadt Caſtelnuovo.

XVII.

Adalbert Stifter nach seinen Briefen geschildert.

II.

Unbewußt und ohne alle Polemik, so erörterte einmal Eichendorff in diesen Blättern (Bd. 17, 439 ff.) sehr treffend, eröffnen Stifter's „Studien" einen hoffnungsvollen und, will's Gott, siegreichen Feldzug gegen die gegenwärtige Modeliteratur: Gesundheit und Freudigkeit gegen blasirte Zerrissenheit, fromme Naturwahrheit gegen gespreizte Lüge, eine Poesie der Liebe gegen die Poesie des Hasses. Von Katholicismus ist, unseres Erinnerns, in dem Buche nirgends ausdrücklich die Rede; aber eine allem Unkirchlichen durchaus fremde Gesinnung, die alles Leben nur an dem mißt, was allein des Lebens werth ist, und die wir heutzutage getrost eine katholische nennen dürfen, umgibt das Ganze, wie die unsichtbare Luft, die jeder athmet ohne es zu merken. Und das ist ja eben das poetische Geheimniß des religiösen Gefühls, daß es wie ein Frühlingshauch Feld und Wald und die Menschenbrust erwärmend durchleuchtet, um sie alle von der harten Erde blühend und klingend nach oben zu wenden.

In diesen Worten liegen Stifter's eigene Gedanken über seine Werke ausgedrückt. So schrieb er z. B. über seinen „Nachsommer" (II. 211) an Heckenast: „Ich habe eine große,

einfache, ſittliche Kraft der elenden Verkommenheit gegenüberſtellen wollen. Was Wunder, daß die Verkommenheit ſtutzt, ja erzürnt iſt. Aber es ſchadet nicht. Iſt mein Vorbild menſchlich gut, ſo wird es geduldig ſtehen bleiben, die Läſterer werden ſchweigen und allgemach zu ihm übergehen. Oder die Verkommenheit nimmt noch mehr zu, und dann wird dieſes Werk, wie ſo viele noch beſſere, auf eine Zeit untergehen."

„Heute wird wilde Luſt gezeichnet, die die Welt bewegt, oder Leidenſchaften und Erregungen. Das halten ſie für Kraft, was nur klägliche Schwäche iſt. Das Sittengeſetz allein iſt in ſeiner Anwendung Kraft (darum weil es in Shakeſpeare's Stücken über den Leidenſchaften thront, ſind ſie groß, nicht weil Leidenſchaften darin ſind), gelaſſene Pflichterfüllung, genaue Gewiſſenhaftigkeit und ein Blick in das Leben über Kriege, Staatsverhandlungen und Zeitverpraſſungen hinaus iſt Kraft: darum ſind ihrer ſo wenige die auf dem feſten Boden der Pflicht und der höheren Lebensanſchauung ſtehen, und ſo viele die Leidenſchaften haben. Auch die Faſſung des Buches, einen innern Lebensgang zeichnend, iſt der Mode jetziger Bücher entgegen, daher die welche in der Mode befangen ſind, an dem Buche irre werden; andere werden an der Mode irre, und wieder von dem menſchlich Richtigen, wenn es in dem Werke iſt, hängt es ab, was von beiden dauernder iſt. Ich habe ein tieferes und reicheres Leben, als es gewöhnlich vorkommt, in dem Werke zeichnen wollen."

„Ich hoffe, daß die Reife des Mannes und der weitere Blick in dieſem Werke iſt, nebſt der Ruhe, der Heiterkeit und der Innigkeit der Kunſt, welche breite Theile des menſchlichen Lebens umfaßt. So ſchwebt es mir vor. Iſt es ſo, iſt es nicht? In der Form habe ich die Einfachheit der Antike vor mir gehabt. Viele, beſonders moderne Leſer werden verblüfft ſeyn, denn es ſind die heutigen Redekünſte gar nicht vorhanden, ich muß geſtehen, daß ich ſie verachte, wie einen guten Theil der heutigen geſpreizten, aber leeren Muſik" (II. 158).

„Frau von Binzer zwang mich, ihr zuzuhören, da ſie mir Julian Schmidt's Kritik des „Nachſommers“ in den Grenzboten vorlas. Wie iſt das kläglich und albern. Nicht bloß, daß der Mann auf keinem äſthetiſchen Standpunkte überhaupt ſteht, ſei er nun ſo oder ſo, ſondern daß er nur allerlei philoſophiſche Sätze neben dem Werke ſagt: ſo ſind auch dieſe Sätze nicht wahr, ſie können augenblicklich widerlegt werden, ich wußte dieſe alle längſt, und habe längſt ihre Richtigkeit und Gemeinheit erkannt, es iſt nur die Anmaßung bewunderungswerth, womit der Mann dieſe Dinge, die vielleicht ſein Reichthum ſind, aufzählt. Man ſagt mir, er ſei noch jung. Seine Literaturgeſchichte fand ich ein paarmal in der Allgemeinen Zeitung abfertigend erwähnt. Wenn man jung iſt, muß man freilich Literaturgeſchichte ſchreiben. Zufälligerweiſe fand ich in einem Probeblatte, das man mir in's Haus ſandte, dieſer Tage auch einen Aufſatz von J. Schmidt, der dieſelbe ſich aufſchwellende Unreifheit und daher Anmaßung zeigte, wie die Kritik. Ob der Mann Talente beſitzt, kann ich aus dem Wenigen nicht ſagen; aber das kann ich ſagen, daß er fleißig lernen ſollte, falls er Talent hat. Die Tageskritik ſchwebt mir bei meinen Arbeiten nie vor Augen, und aufrichtig geſagt, ein Publikum wahrſcheinlich überhaupt nicht, oder das nur eines einzigen ſtrengen Mannes, der ich ſelbſt bin, und der ich leider nie zufrieden war, was aber nicht hindert, daß ich mich meiner Haut wehre, wenn man mir andere Fehler aufbringt, als die ich habe, nur daß ich nie die Oeffentlichkeit zum Kampfplatze wähle, ſondern da lieber ſchweige. Vor der Meinung beſtimmter höherer Menſchen habe ich eine ſehr große Ehrfurcht und nehme ihr Urtheil mit Unterwerfung an“ (II. 214).

Stifter ſah es für die höchſte Aufgabe und ſchönſte Macht der Wiſſenſchaft an, daß ſie Schmuck des Herzens ſei, daß ſie „den Menſchen mit einer heiligenden Hand berührt und ihn als einen des hohen Adels der Menſchheit aus ihrer Schule entläßt — freilich, bei Andern bleibt es

dürre liegen, wie die glänzenden Dinge, die ein Rabe in sein Nest trägt und blödsinnig darauf sitzt"; und für die höchste Aufgabe der Kunst erachtete er, daß sie edel und fromm sei und durch ihr Ringen nach Vollkommenheit die Seele zur Andacht erhebe. „Mir steht die Kunst", schreibt er (III. 324), „gleich nach der Religion; beide bringen, wenn sie sind was sie seyn sollen, das Göttliche; die Religion bringt es an sich; die Kunst im Gewande des Reizes."

Als das entscheidende Merkmal jedes ächten Kunstwerkes galt ihm, „daß es jede andere Stimmung aufhebe und seine eigene an deren Stelle setze" (II. 28). „Nach meiner Meinung", sagte er (II. 294), „gehört zu einem Werke der bildenden Kunst, wie jeder Kunst, nicht bloß die Richtigkeit der Mache, nicht bloß die Leichtigkeit und Freiheit der Behandlung, nicht bloß die täuschende Wahrheit des dargestellten Gegenstandes — das lernen sehr Viele, lernen es oft vortrefflich; aber es ist all' dieses nur das Handwerkzeug — neben diesem Handwerkzeuge liegt ein Haar, man meint, wenn der Mann nur noch über dieses Haar hinüber wäre, dann ist er ein Künstler; aber über dieses Haar kommt er nicht hinüber, diesseits macht er die verschiedensten, wunderlichsten Dinge, aber er kommt nicht hinüber. An diesem Haare stehen Tausende, jenseits einer, und manchmal wieder einer . . . Der Künstler hat jenes Ding in seiner Seele das alle fühlenden Menschen in ihrer Tiefe ergreift, das alle entzückt, und das keiner nennen kann. Manche heißen es Schönheit, Poesie, Phantasie, Gefühl, Tiefe u. s. w., u. s. w.; aber das sind alles nur Namen, die das Ding nicht bezeichnen. „„Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!"" sagt Göthe — ich möchte es wohl das Göttliche nennen, das große und leuchtende Menschen überhaupt offenbaren, theils als Charakter, theils in Handlungen, und das den Künstler in dem darstellt was er hat, in reizenden Gewandungen. Wer es besitzt, wen Gott damit gesegnet hat, der prägt es in allen Dingen aus, in allen Stoffen, er beseelt sie damit, und wären es

XVII.

Adalbert Stifter nach ſeinen Briefen geſchildert.

II.

Unbewußt und ohne alle Polemik, ſo erörterte einmal Eichendorff in dieſen Blättern (Bd. 17, 439 ff.) ſehr treffend, eröffnen Stifter's „Studien" einen hoffnungsvollen und, will's Gott, ſiegreichen Feldzug gegen die gegenwärtige Modeliteratur: Geſundheit und Freudigkeit gegen blaſirte Zerriſſenheit, fromme Naturwahrheit gegen geſpreizte Lüge, eine Poeſie der Liebe gegen die Poeſie des Haſſes. Von Katholicismus iſt, unſeres Wiſſens, in dem Buche nirgends ausdrücklich die Rede; aber eine allem Unkirchlichen durchaus fremde Geſinnung, die alles Leben nur an dem mißt, was allein des Lebens werth iſt, und die wir heutzutage getroſt eine katholiſche nennen dürfen, umgibt das Ganze, wie die unſichtbare Luft, die jeder athmet ohne es zu merken. Und das iſt ja eben das poetiſche Geheimniß des religiöſen Gefühls, daß es wie ein Frühlingshauch Feld und Wald und die Menſchenbruſt erwärmend durchleuchtet, um ſie alle von der harten Erde blühend und ſingend nach oben zu wenden.

In dieſen Worten liegen Stifter's eigene Gedanken über ſeine Werke ausgedrückt. So ſchrieb er z. B. über ſeinen „Nachſommer" (II. 211) an Heckenaſt: „Ich habe eine große,

einfache, ſittliche Kraft der elenden Verkommenheit gegenüberſtellen wollen. Was Wunder, daß die Verkommenheit ſtutzt, ja erzürnt iſt. Aber es ſchadet nicht. Iſt mein Vorbild menſchlich gut, ſo wird es geduldig ſtehen bleiben, die Läſterer werden ſchweigen und allgemach zu ihm übergehen. Oder die Verkommenheit nimmt noch mehr zu, und dann wird dieſes Werk, wie ſo viele noch beſſere, auf eine Zeit untergehen."

„Heute wird wilde Luſt gezeichnet, die die Welt bewegt, oder Leidenſchaften und Erregungen. Das halten ſie für Kraft, was nur klägliche Schwäche iſt. Das Sittengeſetz allein iſt in ſeiner Anwendung Kraft (darum weil es in Shakeſpeare's Stücken über den Leidenſchaften thront, ſind ſie groß, nicht weil Leidenſchaften darin ſind), gelaſſene Pflichterfüllung, genaue Gewiſſenhaftigkeit und ein Blick in das Leben über Kriege, Staatsverhandlungen und Zeitverpraſſungen hinaus iſt Kraft: darum ſind ihrer ſo wenige die auf dem feſten Boden der Pflicht und der höheren Lebensanſchauung ſtehen, und ſo viele die Leidenſchaften haben. Auch die Faſſung des Buches, einen innern Lebensgang zeichnend, iſt der Mode jetziger Bücher entgegen, daher die welche in der Mode befangen ſind, an dem Buche irre werden; andere werden an der Mode irre, und wieder von dem menſchlich Richtigen, wenn es in dem Werke iſt, hängt es ab, was von beiden dauernder iſt. Ich habe ein tieferes und reicheres Leben, als es gewöhnlich vorkommt, in dem Werke zeichnen wollen."

„Ich hoffe, daß die Reife des Mannes und der weitere Blick in dieſem Werke iſt, nebſt der Ruhe, der Heiterkeit und der Innigkeit der Kunſt, welche breite Theile des menſchlichen Lebens umfaßt. So ſchwebt es mir vor. Iſt es ſo, iſt es nicht? In der Form habe ich die Einfachheit der Antike vor mir gehabt. Viele, beſonders moderne Leſer werden verblüfft ſeyn, denn es ſind die heutigen Redekünſte gar nicht vorhanden, ich muß geſtehen, daß ich ſie verachte, wie einen guten Theil der heutigen geſpreizten, aber leeren Muſik" (II. 158).

„Frau von Binzer zwang mich, ihr zuzuhören, da sie mir Julian Schmidt's Kritik des „Nachsommers" in den Grenzboten vorlas. Wie ist das kläglich und albern. Nicht bloß, daß der Mann auf keinem ästhetischen Standpunkte überhaupt steht, sei er nun so oder so, sondern daß er nur allerlei philosophische Sätze neben dem Werke sagt: so sind auch diese Sätze nicht wahr, sie können augenblicklich widerlegt werden, ich wußte diese alle längst, und habe längst ihre Nichtigkeit und Gemeinheit erkannt, es ist nur die Anmaßung bewunderungswerth, womit der Mann diese Dinge, die vielleicht sein Reichthum sind, aufzählt. Man sagt mir, er sei noch jung. Seine Literaturgeschichte fand ich ein paarmal in der Allgemeinen Zeitung abfertigend erwähnt. Wenn man jung ist, muß man freilich Literaturgeschichte schreiben. Zufälligerweise fand ich in einem Probeblatte, das man mir in's Haus sandte, dieser Tage auch einen Aufsatz von J. Schmidt, der dieselbe sich aufschwellende Unreifheit und daher Anmaßung zeigte, wie die Kritik. Ob der Mann Talente besitzt, kann ich aus dem Wenigen nicht sagen; aber das kann ich sagen, daß er fleißig lernen sollte, falls er Talent hat. Die Tageskritik schwebt mir bei meinen Arbeiten nie vor Augen, und aufrichtig gesagt, ein Publikum wahrscheinlich überhaupt nicht, oder das nur eines einzigen strengen Mannes, der ich selbst bin, und der ich leider nie zufrieden war, was aber nicht hindert, daß ich mich meiner Haut wehre, wenn man mir andere Fehler aufbringt, als die ich habe, nur daß ich nie die Oeffentlichkeit zum Kampfplatze wähle, sondern da lieber schweige. Vor der Meinung bestimmter höherer Menschen habe ich eine sehr große Ehrfurcht und nehme ihr Urtheil mit Unterwerfung an" (II. 214).

Stifter sah es für die höchste Aufgabe und schönste Macht der Wissenschaft an, daß sie Schmuck des Herzens sei, daß sie „den Menschen mit einer heiligenden Hand berührt und ihn als einen des hohen Adels der Menschheit aus ihrer Schule entläßt — freilich, bei Andern bleibt es

oberflächliche Liberalismus, der die ächte Freiheit ebenso schändete, wie die pausbackige Poesie die Kunst, und auf diese Weise kamen die Zustände die sich im neuesten Leben, in der Kunst und im Staate, namentlich in der sogenannten Revolution so erbärmlich zeigten."

Und speciell z. B. über Schiller's Wallenstein in einem Briefe (II. 37) an den Maler P. Geiger: „Schiller ist so subjektiv, daß selbst in diesem bedeutenden Werke trotz aller Objektivität, die er hier anstrebte und mehr als in andern Stücken erreichte, alle Personen lauter Schiller sind und mit seiner Sprache reden, nicht mit ihrer. Das sind modern denkende, fühlende, sprechende Figuren, keine des 30jährigen Krieges. Das Lager erscheint mir noch am besten. Ihre Natur, theurer Freund, aber ist so objektiv, so in die Sache als solche eingehend, daß Sie Göthe und Shakespeare näher stehen, mit Schiller aber in geradem Gegensatze sind. Sie vermögen gar keine solchen Phrasenfiguren zu machen wie Schiller. Ich will darum Schiller nicht überhaupt tadeln, ich table nur dieses Stück an ihm, begreife, wie er unserem Phrasenzeitalter so gefallen konnte, daß es ihn zu oberst setzen wollte und daß er selber wieder sehr viel zum Phrasenthume der neuesten Zeit beitrug, das sich in jüngster Vergangenheit völlig ekel machte. Sie sind ein historischer Mensch, Ihnen gelingt es einen historischen Wallenstein zu malen, darum dürfen Sie (nach meiner Ansicht) durchaus nicht bloß eine Illustration zu Schiller's Trauerspiel malen. Auf der Bühne zeigt sich das Hohle erst recht, wir werden nicht von der Wahrheit so sehr ergriffen wie bei Shakespeare's Dramen, sondern wir sehen eben nur ein Theater, in welchem die Personen spielen. Nur die Frage noch: warum geht denn Thekla in die weite Welt, und wohin, und wie läßt sie gegen Natur und Sitte die Mutter zurück? in solcher Lage?! Und Max — wie kann er so sinnlos seyn, das ihm anvertraute Regiment geradezu in den Tod zu führen, weil er verliebt und

die kleinſten, z. B. daß ein Mann und eine Frau aus dem Nebel hervorgehen, daß der Mond aus dem Nebel ſcheint, daß er eine Brücke beleuchtet, und daß daneben ein dürrer Stamm ſteht. Wer es nicht hat, der fühlt deſſen Mangel nicht, er ſucht die Wirkung im Stoffe, er häuft den Stoff, er erzielt nichts, wie halsbrechende Dinge er auch verübt. Daher kommt es, daß ſolche Menſchen ſo gerne in Abſonderlichkeiten verfallen, und ſo unſäglich viele Malerei verbrauchen. Der Künſtler findet mit ſeinen Formen auch ſeine Stoffe, und er findet ſie ſehr leicht, weil ſie ihm überall begegnen. Wer dieſes ungenannte Ding nicht hat, kann es nicht lernen, wer es hat, der wirkt damit, ſelbſt wenn er in jenen ebengenannten Handwerksdingen einigen Mangel hätte; aber er darf darauf nicht ſtolz ſeyn, weil es ihm der liebe Herrgott gegeben hat, nur deſſen Entwicklung kann ſein Verdienſt ſeyn."

„In unſerer Zeit der Kunſtloſigkeit oder der Kunſt der Ungeheuerlichkeit verlangt man", ſagt er (II. 43) in einem Briefe an Ottilie Wildermuth, „Großes, Nationales, Zeitgemäßes, ja ſogar Dichtungen der Zukunft und wie die Worte ſonſt noch heißen, und gerade dieſe Dinge ſind das Armuthszeugniß der Zeit. Nicht was man macht, iſt die Kunſt, ſondern wie man's macht; oder iſt der Elephant und der Großglockner ein größeres Kunſtwerk als die Mücke und das Sandkorn? Wer das behauptet, kennt alle vier nicht. Nur unerfahrene Kinderaugen ſtaunen das räumlich Große oder das Lärmende an. Wenn eine Geſtalt rieſenhaft iſt, aber nicht modellirt, iſt ſie ſchön? In der Zeit des Kunſtverderbniſſes und der Ohnmacht ſteckt man ſich hinter den Stoff, den man groß nennt, und gibt ihn roh, man verdirbt ihn noch. Wer es weiß, wie ſchwer es iſt, dem lieben Gotte ſeine Welt, die endlich das Muſter aller Kunſtwerke iſt, nachzuerſchaffen (und in winzigen Theilen thut es ja die Kunſt), der iſt ſehr furchtſam in der Wahl des Stoffes, den er erſchöpfen ſoll, und von dem er die bezeichnenden Züge alle

mobilier u. ſ. w. Michel Chevalier dagegen, der berühmte ſaint-ſimoniſtiſche Oekonomiſt, napoleoniſcher Senator, Freihändler und Profeſſor am Collège de France, vertrat als Verwaltungsrath des Crédit mobilier und anderer Pereire'ſcher Unternehmungen die Intereſſen dieſer Sippe. So ſtand das berühmte und gelehrte Blatt als untergeordneter Handlanger im Dienſte der beiden Großbörſianer die in unſerer Zeit das meiſte Unheil angerichtet.

September 1868 las man in verſchiedenen Pariſer Blättern folgende Reklame: „Die Semaine financière iſt den Herren Jenty, Direktor der France, Gibiat, Direktor des Constitutionnel, und Emil de Girardin, Eigenthümer der Liberté zugeſchlagen worden; man ſagt, dieſelben würden dem Blatte einen neuen kräftigern Aufſchwung geben. Es iſt ſchon Sprache von der ſofortigen Bildung eines aus ſieben Mitgliedern beſtehenden Comité's, welches alle neuen Unternehmungen einer vorherigen Prüfung unterwerfen und darüber gerade ſo urtheilen ſoll wie das Comité d'escompte der franzöſiſchen Bank über die ihm vorgelegten Geſchäftspapiere entſcheidet, indem es die einen zuläßt (zur Diskontirung durch die Bank) und die andern verwirft." Ihrerſeits ſagte die Liberté: die Direktoren des Constitutionnel, der France und der Liberté würden der Semaine financière einen kräftigen Impuls und eine ganz neue Organiſation geben welche die Wichtigkeit einer wirklichen finanziellen Anſtalt haben wird.

In ihrer Nummer vom 10. September behauptete nun aber die Finance friſchweg, beſagtes Prüfungscomité ſei weiter nichts als eine Geſchäftsanſtalt, welche die neuen Unternehmungen einzig nur nach den Abgaben beurtheile, die ſich dieſelben zu Gunſten beſagter Blätter auferlegten. Sie nannte das Comité einfach eine Prellanſtalt (institution de chantage). Die Macht des Comité's iſt aber wirklich bedeutend. Gibiat iſt nämlich zugleich auch Direktor der Geſellſchaft, welcher außer dem Constitutionnel auch der Pays gehört. Außer Girardin und Jenty wurden noch Laber

die geschändete Schönheitsgöttin auch wieder mit ihrem reinen Antlitze unter uns wandeln, ja, statt der bisherigen bloß lieblichen oder naiven Miene wird sie das höhere, würdigere und siegesreichere Angesicht der wahren Göttin tragen. Geschähe das nicht, so wären wir alle ohnehin verloren, und das Proletariat würde, wie ein anderer Hunnenzug, über den Trümmern der Musen- und Gottheitstempel in trauriger Entmenschung prangen. Das ist aber heute und im heutigen Europa unmöglich — eher bricht die Knute über uns herein. Aber auch Stilleres, Einfacheres aus früherer Zeit wird noch seine Leser finden" (I. 161).

In einer Klage über verschiedene Erzeugnisse der neueren Literatur und über „die kläglichen Literaturbriefe in der Allgemeinen Zeitung" sagt er: „Aber trefflich ist's, daß sie kommen, desto trefflicher, in je dichterer Masse sie kommen; sie werden das Menschenherz wieder reinigen, das durch einige hochbegabte und begabte, aber herzensschlechte Menschen auf Abwege gelockt, durch diese Nachzügler und Zerrbilder angeekelt, wieder zu dem reinen Gotte zurückkehren wird. Merkwürdig wäre es, wenn das geschmähte Oesterreich, in dem aber noch naturwahre und starke Herzen schlagen, die andererseits zerblasen und gedunsen sind — wenn dieses geschmähte Oesterreich, das Deutschland ein paarmale vom politischen Untergange gerettet hat, es auch eben durch jene naturwahren und starken Herzen vom literarischen Wahnsinne retten müßte. — Merkwürdig wäre es! Auffallend ist es, daß der einzige in Oesterreich lebende, groteskeste und sittlich verkröpfteste und widernatürlichste Poet (Hebbel) kein Oesterreicher. Mir ist es fast Trost, daß, wenn wir auch schlechte Dichter haben, diese windigen Mühlsteine, die Hebbel für Größe hält, die aber, weil sie aus Wind bestehen und doch Mühlsteine heißen wollen, nur lächerlich sind, keinem aus Oesterreich eingefallen sind. Sie sehen, wie ich fast in eine poetische Sonderbündlerei falle; aber in tiefem Ernste: ich möchte eben den tiefen Ernst in unsere Dichtungen zurück-

retten, und ein großes Werk, das zeigt, es sei deutsche Größe nicht ausgestorben, wenn es aus dem entferntesten Winkel oder der sandigsten Mark kommt, werde ich kniend und anbetend empfangen." — „Darum sage ich: Sorgt für tüchtige Schulen und Schüler; denn Hohlheit, Unwissenheit und daraus hervorgehende Ungediegenheit sind das Uebel unserer Zeit" (I. 200).

Von jedem Werke der Literatur, welches auf den Namen eines Kunstwerks Anspruch machen wolle, forderte er, daß es rein, edel, einfach und innig sei und organisch gegliedert ein wirkliches Ganze bilde. Daher konnten ihm Bücher, wie z. B. Gustav Freytag's „Soll und Haben" keineswegs zusagen. „Freytag", schreibt er (II. 105), „geht es in der Poesie, wie den Virtuosen in der Musik. Sie können meistens in der Technik Außerordentliches leisten, ohne daß ihr Spiel Musik ist. Freytag macht Theile äußerst geschickt, ohne daß ein Hauch von Poesie vorhanden ist. Theile, sagt Jean Paul, kann das Talent auch machen, oft bessere als das Genie — nur auf das Ganze kommt das Talent nie. So auch Freytag. Er hat lauter Theile, die nie ein Bild machen, man muß in den drei Bänden ewig neu anfangen, keine Begebenheit bleibt sie selber, kein Charakter bleibt er selber, und immer hat man an Erlebnissen keine Freude." Und nachdem er durch eine Analyse des Näheren begründet, daß der Verfasser keine Empfindung für Totalität besitze, schließt er: „Wie das Buch jetzt ist, halte ich es trotz der Virtuosen-Kunststücke für Leihbibliothekfutter. Trotzdem, daß mir ein paarmal bei Einzelheiten die Augen feucht werden wollten, halte ich doch das Buch für eiskalt. Alles ist nur erdacht und gemacht, daher nichts entwickelt und organisch."

Am strengsten waren seine Anforderungen bezüglich des historischen Romans, mit dem in neuerer Zeit so viele Ungeheuerlichkeiten getrieben worden. „Der historische Roman", sagt er mit Rücksicht auf seinen „Witiko", „hat eine wissenschaftliche Seite, die von vornherein in keines Menschen

von Pazman". Unweit von Zara-vecchia liegt ein kleiner See, und an deſſen Ufern hausten einſt im Schloſſe von Vrana die Templer, welche durch längere Zeit unumſchränkte Herrn und Gebieter eines weit ausgedehnten Landſtriches waren. Auch dieſe Herrlichkeit iſt längſt entſchwunden und vergeſſen.

Aus dem „Stretto di Pazman" herausgetreten kommen wir in ein neues Labyrinth kleiner Felſen-Eilande (Scogli di Caprie) bei denen Korallen und Bade-Schwämme gefiſcht werden, und dann biegen wir in den 100 Klafter breiten Canal von St. Antonio, der uns in den weiten, fünf Miglien langen und eine Miglie breiten, wohlgeſchützten aber leer ſtehenden Hafen von Sebenico führt.

Die Stadt, welche dieſem Hafen den Namen gibt, liegt maleriſch und amphitheatraliſch am Abhange eines Berges, einſt von drei Forts geſchützt, die nun zum Theile in Ruinen liegen. Sie iſt bemerkenswerth wegen eines ungemein ſchönen, im 16. Jahrhunderte vollendeten Domes, welcher gegenwärtig durch Fürſorge der Regierung mit großem Koſtenaufwande reſtaurirt wird. — Ende Januar 1870 hat Sebenico ſein neues großes Theater eröffnet, das, wenn man den Zeitungs-Berichten trauen darf, ein wahres Wunder von Pracht und gutem Geſchmack ſeyn ſoll. (Die Stadt hat kaum 6000 Einwohner!) Auf den Anhöhen nächſt Sebenico wächst der delikate ſüße Deſſert-Wein „Maraschina di Sebenico", nicht zu verwechſeln mit dem Roſoglio Maraschino der in Zara aus einer eigenen nur in Dalmatien vorkommenden Abart von Weichſeln erzeugt wird.

In den Hafen von Sebenico ergießt ſich der Fluß Kerka, bei den Alten die Grenze zwiſchen Liburnien und Dalmatien. Acht Miglien landeinwärts liegt der Flecken Scardona, in deſſen Umgebung in neuerer Zeit die Seidencultur erfolgreich betrieben wird. Eine halbe Stunde oberhalb des Ortes bildet die Kerka großartige Waſſerfälle, bis zu denen hinauf der breite und ruhige, faſt einem Landſee gleichende, von maleriſchen

Felsenufern umgebene Fluß von Schiffen mit über 30 Tonne Trächtigkeit befahren wird. Einige Miglien oberhalb de Wasserfälle von Scardona bildet der Fluß abermals eine stattlichen See, in welchen das Wasser zwischen den i romantischer Wildniß gelegenen Klöstern der katholischen Franziskaner von Visšovaz und der griechischen Kalugier Mönche von St. Arcangelo in neuen, weniger wasserreichen aber fast noch malerischeren Katarakten herniederstürzt (Wasser fälle von Roncislap). Noch weiter aufwärts hat die Kerk flachere Ufer, und in der Gegend von Knin, wo sie end springt, bildet sie ziemlich ausgedehnte Sümpfe. Knin, ein an der Vereinigung von vier Straßen gelegener Marktflecken, ist wohlbefestigt und von vielen Forts umgeben. Es ist be stimmt im Kriegsfalle als befestigtes Lager zu dienen und hat daher strategische Bedeutung. Das Hügelland zwischen Knin und Dernis ist eine der ergiebigsten Wein- und Korn-Kammern Dalmatiens.

Kehren wir stromabwärts nach Sebenico zurück und eilen wir auf unserem Dampfer weiter gegen Südost längs der Scoglien von Capocesto, umschiffen wir die Landspitze von Ragosnizza, an welcher Stelle wir zu unserer Rechten das offene Meer haben, worauf wir wieder zwischen kleineren Inseln in enge Canäle eindringen, um endlich in den breiten schönen Canal von Spalato zu gelangen. Zur Rechten vor uns ragt die nordöstliche Spitze der Insel Brazza entgegen, zur Linken verdeckt uns die Insel Bua das Festland. Hinter derselben, an einem schmalen Meeresarme liegt Trau, das alte Tragurium, ein Städtchen mit 500 Häusern und den Ruinen eines alten Castells. Von dort aus zieht sich in südöstlicher Richtung hin bis Salona ein ziemlich langer aber schmaler reizender Landstrich, einerseits begrenzt von einer steilen Bergkette, andererseits vom Meere. Diese Gegend heißt „le setto Castella“, die sieben Schlösser, weil dort thatsächlich in sieben befestigten Ansiedlungen ebenso viele alt venetianische Familien hausten, welche das Land von de

alten Republik zu Lehen erhalten hatten. Jetzt ſind das ſieben wohlhabende Ortſchaften; die ganze Gegend gleicht einem lieblichen Garten, iſt bedeckt mit edlen Fruchtbäumen und reichlich beſäet mit Landhäuſern wohlhabender Spalatiner. Am anderen, Trau entgegengeſetzten Ende dieſes Landſtriches liegt Salona, und von dort drei Miglien entfernt an einem ſchönen geräumigen Meereshafen mit weitem Ausblicke in die See, Spalato, jetzt ſchon die größte und volkreichſte unter den Städten des Landes, nur der dalmatiniſchen Eiſenbahn harrend um das Emporium zu werden für den ungariſchen und herzegoviniſchen Handel nach der Levante, Egypten und Oſtindien, und der Knotenpunkt und Lebensnerv der künftigen Civiliſation Dalmatiens. Salona war unter den Römern die Hauptſtadt Dalmatiens und iſt es geblieben bis im J. 640 die Avaren ſie zerſtörten. Heutzutage ſteht an der Stelle derſelben nur ein elendes Dorf, und an die alte Stadt erinnert faſt nichts mehr als die Ruinen der römiſchen Waſſerleitung und eine Sammlung ausgegrabener Antiquitäten im Muſeum von Spalato. Mit der alten Hauptſtadt Salona ſtand Diokletians Palaſt in naher Verbindung, ein großartiges und prachtvolles Bauwerk, wie man noch heutzutage nach wohlerhaltenen Ueberreſten zu beurtheilen vermag. Nach Salona's Zerſtörung ließen ſich die Einwohner in den verödeten Hallen der Kaiſerburg häuslich nieder, und bauten ſich auf den alten Trümmern und ringsumher neue Wohnungen. Aus dem alten „Salonae Palatium“ ward der moderne Name Spalato. Manche Theile des alten Palaſtes ſind heute noch benützbar; ſo iſt die heutige Domkirche nichts anderes als eine großartige Diokletian'ſche Hauskapelle, urſprünglich der Diana, ſpäter dem Jupiter geweiht; ein Tempel des Aeſculap dient jetzt als Taufkapelle. Auch ſonſt findet der Alterthumsforſcher in Spalato noch viele wohlerhaltene Ueberreſte aus Römerzeiten.

Vom modernen Spalato wollen wir nur in Kürze erwähnen, daß ſein neues großartiges und ſchönes Schauſpiel-

haus nichts weniger zu seyn prätendirt als ein etwas verjüngtes Facsimile des venetianischen Fenice-Theaters, und daß Spalato, die einzige Stadt in Dalmatien, die Gasbeleuchtung hat. Der in neuester Zeit von einer Aktiengesellschaft unternommene Versuch, in dem am Meere gelegenen neuen Stadttheile einen Häuser-Complex nach dem Muster der Procuratien von St. Marco in Venedig zu erbauen, mußte nach Vollendung des ersten Bruchstückes wieder stehen bleiben, um vielleicht erst wieder fortzuschreiten, wenn einst in Spalato durch die Eisenbahn neues Leben erwacht seyn wird.

Unsere Küstenfahrt in südöstlicher Richtung fortsetzend gelangen wir in den „Canal della Brazza", so genannt von der sich zur Rechten hinziehenden, in der Richtung von Westen nach Osten 22 Miglien langen und 7 Miglien breiten Insel Brazza. Sie ist berühmt durch ihre vorzüglichen Steinbrüche, ihre aromatischen Weiden und ihren köstlichen süßen Wein „Bugava". Die Insel zeigt noch traurige Ueberreste ausgedehnter Waldungen von immergrünen Stein-Eichen, jetzt nur mehr vereinzelte, knorrige Gesellen, aber an den Füßen blüthenprächtig und duftig umwuchert von Rosmarin und Myrthe, Eriken und Cistus-Sträuchen, Pistazien und Lorbeer-Rosen. Die Einwohner sind fleißige Seefahrer.

Das Festland zur Linken zeigt uns eine Reihe nackter, steiler Gebirge und an deren Fuße am Meeresufer mehrere Städtchen, darunter Almissa mit seinem vorzüglichen Tafel-Weine (Prosecco d'Almissa) und Macarsca mit einem guten Hafen. Zwischen der Cettina und dem Flüßchen Xernovizza läuft hier längs des Meeres ein Küstenstrich, welcher Poglizza heißt, und in mehreren Ortschaften und zwei fruchtbaren Thälern etwa 12,000 Einwohner zählt. Im Mittelalter bestand dort unter dem Schutze und der Oberherrschaft der venetianischen Republik sozusagen ein kleiner Staat im Staate mit seiner eigenen oligarchisch demokratischen Verfassung. — In gerader Richtung würde uns die weiten

Fahrt in den Canal di Narenta führen. Wir aber ziehen es vor einstweilen einen kleinen Abstecher nach den größeren Inseln des dalmatinischen Archipels zu unternehmen. Wir biegen um die Ostspitze der Insel Brazza und befinden uns im Canal von Lesina. Von Osten nach Westen steuernd haben wir zu unserer Rechten die südlichen Ufer der Insel Brazza, zu unserer Linken die nördlichen der Insel Lesina, welche sich durchaus gebirgig und felsig in einer Länge von 17 bei einer Breite von nur 2 bis 3 Miglien dahinzieht. Dieses Eiland hat im Ganzen ein besonders mildes Klima, und seine gleichnamige (von einem alten Fort gekrönte) Hauptstadt, welche leider schon längst ihre Blüthezeit hinter sich hat und halb in Ruinen liegt, versuchte es sich durch Metamorphose in einen klimatischen Kurort für Brustschwache eine neue Glanzperiode zu erringen. Es hat sich jüngst eine Actien-Gesellschaft gebildet (Società igienica) zum Zwecke comfortable Wohnungen für Kurgäste herzustellen und einzurichten, Gartenanlagen anzupflanzen und überhaupt für Alles zu sorgen, was den Ort für wohlhabende Patienten anziehend zu machen vermöchte. Allein es wollen keine genügenden Capitalien zuströmen, die theuern Möbeln der Wohnungen konnten nicht bezahlt werden, ebenso fehlte es an Mitteln zu ausgiebiger Reklame, die jungen Anlagen fielen dem Vandalismus der „Insulaner" zum Opfer und auch die Kurgäste wollen sich nicht einfinden. Eine schwache Avantgarde von einigen Wenigen hatte keine weitere Folge, denn es fehlte und fehlt noch fast an allem Nöthigen, und auch das Klima mag trotz der vielleicht etwas leichtsinnig abgegebenen ärztlichen Anpreisungen nicht ganz dem beabsichtigten Zwecke entsprechen. Mit der habituellen Milde der Temperatur allein, selbst wenn sie wie hier nur allmählige Uebergänge zeigt, ist nicht geholfen, so lange es der Gesellschaft nicht gelingt die auch hier von Zeit zu Zeit einbrechenden sehr rauhen Winde, die an diesem ganzen Küstenstriche in der Winterszeit und im Frühlinge vorherrschen und gerade für

zwölfjähriger Sedisvakanz „wohl ein Oberhaupt, aber keinen apostolischen Oberhirten bekommen.“ Wenige Tage nach der Installation Burg's und im vollen Einverständniß mit ihm wurden von Seiten der Regierung die sogenannten 39 Artikel publicirt, durch welche das neue Staatskirchenthum in optima forma inaugurirt wurde. Lennig, der klar erkannte, wie tief hierdurch die Rechte und die Wirksamkeit der Kirche geschädigt wurden, und der ein warmes Herz hatte für die kirchliche Freiheit und Selbstständigkeit, sprach wiederholt dem Bischof seinen Schmerz und seinen Unwillen aus über die Eingriffe des Staates in die kirchlichen Gerechtsame, und um nicht länger die traurigen Verhältnisse der Mainzer Diöcese ansehen zu müssen, begab er sich mit seinem älteren Bruder Friedrich, dem bekannten Volksdichter, auf ein Jahr nach Bonn und besuchte hier namentlich die Vorlesungen Windischmann's, Walter's und Klee's. Ein Priester von solch' mannhafter und entschieden kirchlicher Gesinnung, wie Lennig, konnte natürlich dem Bischof Burg nur ein Dorn im Auge seyn, und als Lennig nach Jahresfrist wieder in seine Vaterstadt zurückgekehrt war, hätte Burg ihn lieber wieder von Mainz ferne gesehen und drang darum in ihn, sich bei der Regierung um eine Pfarrei zu bewerben. Gerne hätte er eine Pfarrei angetreten, allein er fand es mit seinen Grundsätzen und seinem Gewissen nicht vereinbar, vom Staate, dem er das Verleihungsrecht nicht zuerkennen konnte, eine Pfarrei zu erbitten und blieb darum ohne Anstellung als privatisirender Geistlicher, vielfach thätig im Beichtstuhl, im Predigtamt und in der Seelsorge. In jener Zeit richteten nach dem Tode des geistlichen Rathes Dr. Marx in Frankfurt angesehene Katholiken, an ihrer Spitze Clemens Brentano, ihre Augen auf Lennig und wünschten ihn zu ihrem Pfarrer zu haben. Brentano schrieb in dieser Angelegenheit einen Brief an Dr. Moriz Lieber (S. 32 f.), worin er eine sehr schöne und im höchsten Grade anerkennende Charakteristik Lennig's gibt. Mittlerweile hatte übrigens auch der Bischof gelernt den so

berechtigten Anschauungen und Grundsätzen Lennig's Rechnung zu tragen und bei der Regierung erwirkt, daß ihm nach dem früheren Modus durch bischöfliche Collation eine Pfarrei übertragen werden konnte.

Es war die kleine und arme Pfarrei Gaulsheim unweit Bingen, welche Lennig im Juni 1832 antrat und auf welcher er während sieben Jahren segensreich wirkte. In welch' ächt priesterlicher Weise Lennig die Stellung und Pflichten eines katholischen Pfarrers auffaßte, zeigt uns seine geistvolle, fromme und innige Installationspredigt (S. 36 ff.). Während seines Gaulsheimer Aufenthalts versuchten zu wiederholten Malen der Nachfolger des verstorbenen Burg, Bischof Kaiser, die Staatsregierung und die Gießener theologische Fakultät, ihn für einen Lehrstuhl in Gießen zu gewinnen (S. 41 ff.). Allein Lennig, der klar erkannte, daß in Gießen nimmer der rechte Boden für eine katholische Fakultät sei, und der die unberechtigte Aufhebung der bischöflichen Lehranstalt in Mainz noch immer beklagte und sich mit der Hoffnung tröstete, daß die Zeit wieder kommen würde, wo die geschlossenen Hörsäle in Mainz wieder geöffnet würden, lehnte eben so oft die in der ehrenvollsten Weise an ihn ergangene Berufung nach Gießen ab. In die Zeit seines Gaulsheimer Aufenthaltes fällt auch das Kölner Ereigniß, das bei einem Mann von so ächt kirchlicher Gesinnung, wie Lennig, den tiefsten Eindruck hervorrufen mußte. Mit welch' freudiger Begeisterung er das muthige Auftreten des Kölner Erzbischofs begrüßte und die ganze Entwickelung der Kölner Wirren verfolgte, ersehen wir aus mehreren seiner unter dem unmittelbaren Eindruck der Ereignisse geschriebenen Briefe (S. 46 ff.). Ueberhaupt behielt Lennig auf seinem abgelegenen Dorfe stets das lebhafteste Interesse für alle großen kirchlichen und politischen Fragen und blieb in fortwährendem Verkehr mit den hervorragendsten katholischen Männern am Rhein. Windischmann, Klee, Walter, Brentano, Veit, Binterim u. A. verbrachten damals manche vergnügte und heitere Stunden

Ueberſchreiten wir beim Dorfe Stagno-piccolo die ſchmale Wurzel der Halbinſel Sabioncello und ſchiffen wir uns wieder auf unſerem Dampfer ein. Laſſen wir zur Rechten die Inſel Meleda, 8 Miglien lang und 3 bis 4 Miglien breit, ehemals reich an Bauholz, und zu unſerer Linken, nebſt anderen noch kleineren Eilanden, die Inſelchen Giuppana, Mezzo und Calamotta (die zweite ganz Eigenthum der Raguſäer-Grafen Giorgi), alle drei reich an Wein und Oel, und richten wir unſern Curs direkte gegen Raguſa, die Hauptſtadt der alten kleinen aber ſtolzen Republik, oder vielmehr nach ihrem Hafen Gravoſa; denn der eigentliche Stadt-Hafen iſt ſehr klein und wenig ſicher.

Die Bucht von Gravoſa iſt einer der beſten Häfen Dalmatiens und bietet zugleich ein anziehendes maleriſches Bild, eingerahmt auf der einen Seite von belebten Schiffswerften und einer Reihe anmuthiger Landhäuſer mitten in blühenden Gärten, auf der andern von dunklen Cypreſſen-Hainen. Eine tiefe ſchmale Einbuchtung in's Feſtland hinein führt zum traulichen von Mühlen belebten Thale von Ombla. Von der Bucht von Gravoſa führt eine Straße nach der nahen halbkreisförmig am Fuße eines befeſtigten Berges gelegenen und ſelbſt ganz befeſtigten, alten und ſchönen Stadt Raguſa. Zahlreiche herrliche Baudenkmale geben noch Zeugniß vom einſtigen Glanze und Reichthume der alten Republik; leider haben mehrere ſtarke Erdbeben (ſowie die Ruſſen und Montenegriner im J. 1806) große Verwüſtungen angerichtet.

Die Reinlichkeit, die Mäßigkeit und das anſtändige geſetzte Weſen ſelbſt der unterſten Claſſen ſeiner Bewohner machen einen wohlthuenden Eindruck auf den Fremden, und die alte einſt durch ein Geſetz der Republik ſanktionirte Gewohnheit, daß die nach Raguſa kommenden Landleute vor den Thoren ihren Sonntagsſtaat anlegen, bewahrt der Stadt fortwährend ein feſtliches Anſehen. Die in den andern dalmatiniſchen Städten leider ſo ſehr vorherrſchende, wahrhaft Ekel erregende Trunkſucht iſt in Raguſa ſo gut wie unbekannt.

Zara z. B. befindet ſich faſt in jedem Hauſe ein Wein-
nk; in Raguſa hingegen muß man zum Stadthafen hin-
hen um — auf den Barken — Wein zu kaufen. Dafür
es hier unzählige kleine Kafé-Häuſer; wenn das Tages-
t vollbracht und das Ave-Maria verklungen iſt, ſieht man
die gemeinſten Laſtträger und Schiffer bei ihrem Domino
r einem anderen anſtändigen Spiele ſitzen und ein Gläs-
n Limonade oder eine Taſſe Kaffee ſchlürfen, ganz wie
ntilemens. Dafür ſehen aber auch die Raguſäer ſtolz
rab auf die eigentlichen Dalmatiner, zu denen ſie ſich
ht rechnen.

Das Gebiet der alten Republik beginnt ſüdlich vom
arenta-Diſtrikte und reicht ſüdoſtwärts bis an die Land-
itze „Punta d'Oſtro". Vom Narenta-Gebiete iſt es durch
s Thal von Kleck, vom Gebiete von Cattaro bei Caſtel-
uovo durch die Suttorina getrennt, zwei türkiſche Land-
rägen, welche die raguſäiſche Republik abſichtlich zwiſchen
ch und dem Beſitzthume der Venetianer beſtehen ließ. Sie
ochte lieber auf allen Seiten (mit Ausnahme der Seeküſte)
n der Türkei umgeben ſeyn, als die übermüthige Republik
n S. Marco zum unmittelbaren Nachbar haben. Dem
albmonde war Raguſa durch lange Zeit tributpflichtig, da-
r wußte es aber, wie ſchon früher erwähnt, ſeine ſtaatliche
elbſtſtändigkeit bis zum J. 1808 zu bewahren, unter den
türmen und Wechſelfällen von nicht viel weniger als eilf
ahrhunderten. Wie iſt das möglich geweſen? Antwort:
rch die Staatsklugheit, Conſequenz und Kraft der Macht-
ber, die da wußten was ſie wollten und den Traditionen
rer Väter unverbrüchlich getreu blieben, ſowie durch den
ohlſtand der Bürger, deren geſellſchaftliche Einrichtungen
f Arbeitſamkeit und Sittlichkeit begründet waren. Die
erfaſſung der Republik war eine ariſtokratiſche, derjenigen
nedigs ziemlich ähnlich.

Daß auch die Stadt Raguſa in neuerer Zeit gleich ihren
almatiniſchen Schweſtern ein ſehr ſchönes Theater erhalten

hat, das für die Bedürfniſſe der Bevölkerung viel zu groß iſt, verſteht ſich nach den ſchon an anderer Stelle gemachten Andeutungen faſt von ſelbſt.

Die Umgebung der Stadt hat durch zahlreiche tropiſche Gewächſe, namentlich durch die häufig vorkommende ſtrauchartige Wolfsmilch (euphorbia dendrocdes), die Baum-Aloë (agave americana) und die Dattelpalme einen eminent ſüdlichen Anſtrich. Trotzdem iſt auch in Raguſa in dieſem Winter Schnee gefallen. Die unweit des kleinen Stadthafens gelegene kleine Inſel Lacroma, auf welche im J. 1192 der ſchiffbrüchige Richard Löwenherz verſchlagen wurde, mit ihrer vom genannten Könige aus dieſem Anlaſſe gegründeten Kirche, iſt in neuerer Zeit jedem Oeſterreicher als ein Lieblingsaufenthalt des unglücklichen Erzherzogs Max, nachmaligen Kaiſers von Mexiko, denkwürdig. Die Inſel mit ihren ſchönen Anlagen iſt unlängſt aus dem Nachlaſſe des Erzherzogs in Privatbeſitz übergegangen.

Wenn wir von Raguſa unſere Seereiſe fortſetzen, gelangen wir, vorüber an der Bucht von Breno, dem Sommerſitze vier reicher Raguſäer, nach Raguſa-vecchia, das an der Stelle der altgriechiſchen Colonie Epidaurus erbaut iſt. An die Umgegend knüpfen ſich einige mythiſche Reminiſcenzen aus dem grauen Alterthume. Unter andern will die Sage, daß Epidaurus einſt auf einer Inſel gelegen war, die erſt durch ein Erdbeben mit dem Feſtlande verbunden worden ſei.

Zur Rechten haben wir jetzt fortwährend das offene weite Meer, zu unſerer Linken ziehen ſich längs der Küſte die fruchtbaren Landſtriche von Canali und Ridvorje hin, bis an die Landſpitze Punta d'Oſtra, um welche herum wir in den Canal von Cattaro einbiegen. Eine vorzügliche Straße durchſchneidet dieſe Landſtriche und das daranſtoßende türkiſche Enclave Suttorina, und verbindet dieſelben mit der ſchon nach Cattaro gehörigen Stadt Caſtelnuovo.

Mariä-Bruderschaft predigte er fast alle vierzehn Tage in den sonntäglichen Abendandachten der Bruderschaft in der Kathedrale. Aus diesen Predigten sind auch hervorgegangen seine „Betrachtungen über das bittere Leiden Jesu Christi" und seine „Betrachtungen über das Vaterunser und den englischen Gruß", die nach seinem Tode im Drucke erschienen sind. Mit großer Freude begrüßte Lennig die Wiederherstellung der theologischen Fakultät in Mainz durch den neuen Bischof am 1. Mai 1851 (S. 161 ff.).

Am 15. Dezember 1852 ernannte der Bischof Lennig zu seinem Generalvikar, und als solcher nahm er den regsten und lebendigsten Antheil an dem Aufblühen des religiösen und kirchlichen Lebens in der Diöcese Mainz und genoß in hohem Grade die Liebe und das Vertrauen des Klerus. Namentlich bemühte er sich auch um die Einführung religiöser Orden in der Diöcese. Aus seinen eigenen Mitteln kaufte er für 13,000 fl. ein Haus zur Aufnahme von Vätern aus dem Kapuzinerorden, die seitdem in dem Bisthum und über die Grenzen desselben hinaus eine höchst segensreiche Thätigkeit entfaltet haben. Eine sehr gediegene und vorzügliche Arbeit ist das S. 170 ff. mitgetheilte Exposé, welches Lennig zur Einführung des Kapuzinerordens in die Diöcese ausarbeitete. Nicht minder werthvoll sind die S. 183 ff. mitgetheilten Exposé's Lennig's in Betreff der Armen Schwestern vom heil. Franziskus in Aachen, die gleichfalls in der Diöcese Eingang fanden, und in Betreff der Kindererziehung aus gemischten Ehen.

Im Winter 1854 bis 55 wohnte Lennig in Begleitung seines Bischofes der Feier der dogmatischen Deklaration der unbefleckten Empfängniß Mariä in Rom bei und nahm Theil an den daselbst mit dem heiligen Stuhle gepflogenen Verhandlungen wegen der Mainzer Convention. Eine dritte Romreise machte Lennig im Sommer 1857 in Begleitung seines Neffen Domkapitular und Regens Dr. Moufang und des verstorbenen Professor Dr. Riffel, eine vierte Romreise

dürre liegen, wie die glänzenden Dinge, die ein Rabe in ſein Neſt trägt und blödſinnig darauf ſitzt"; und für die höchſte Aufgabe der Kunſt erachtete er, daß ſie edel und fromm ſei und durch ihr Ringen nach Vollkommenheit die Seele zur Andacht erhebe. „Mir ſteht die Kunſt", ſchreibt er (III. 324), „gleich nach der Religion; beide bringen, wenn ſie ſind was ſie ſeyn ſollen, das Göttliche; die Religion bringt es an ſich; die Kunſt im Gewande des Reizes."

Als das entſcheidende Merkmal jedes ächten Kunſtwerkes galt ihm, „daß es jede andere Stimmung aufhebe und ſeine eigene an deren Stelle ſetze" (II. 28). „Nach meiner Meinung", ſagte er (II. 294), „gehört zu einem Werke der bildenden Kunſt, wie jeder Kunſt, nicht bloß die Richtigkeit der Mache, nicht bloß die Leichtigkeit und Freiheit der Behandlung, nicht bloß die täuſchende Wahrheit des dargeſtellten Gegenſtandes — das lernen ſehr Viele, lernen es oft vortrefflich; aber es iſt all' dieſes nur das Handwerkzeug — neben dieſem Handwerkzeuge liegt ein Haar, man meint, wenn der Mann nur noch über dieſes Haar hinüber wäre, dann iſt er ein Künſtler; aber über dieſes Haar kommt er nicht hinüber, dieſſeits macht er die verſchiedenſten, wunderlichſten Dinge, aber er kommt nicht hinüber. An dieſem Haare ſtehen Tauſende, jenſeits einer, und manchmal wieder einer . . . Der Künſtler hat jenes Ding in ſeiner Seele das alle fühlenden Menſchen in ihrer Tiefe ergreift, das alle entzückt, und das keiner nennen kann. Manche heißen es Schönheit, Poeſie, Phantaſie, Gefühl, Tiefe u. ſ. w., u. ſ. w.; aber das ſind alles nur Namen, die das Ding nicht bezeichnen. „„Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!"" ſagt Göthe — ich möchte es wohl das Göttliche nennen, das große und leuchtende Menſchen überhaupt offenbaren, theils als Charakter, theils in Handlungen, und das den Künſtler in dem darſtellt was er hat, in reizenden Gewandungen. Wer es beſitzt, wen Gott damit geſegnet hat, der prägt es in allen Dingen aus, in allen Stoffen, er beſeelt ſie damit, und wären es

Zeitgenossen befreundet und verbunden, förderte er in Bescheidenheit manche wichtige und segensreiche Unternehmung und trat furchtlos hervor, wenn es der Sache der Kirche galt. Gegen Niemand hart und feindselig, war er stets fest und unerschütterlich in den Grundsätzen; deßhalb von denen die ihm näher standen, geliebt und verehrt, und selbst von den Gegnern geachtet. Gegen die Armen mildthätig, gegen die Untergebenen wohlwollend, gegen seine Freunde voll Liebe — wird sein Name in gesegnetem Andenken bleiben."

XIX.

Sage und Geschichte der weißen Frau.

Herr Consistorialrath Dr. Kraußold hat sich die Mühe gegeben, die Sage von der weißen Frau und den Orlamündischen Kindermord, nachdem Herr von Minutoli im Anhang zu seiner Geschichte Markgraf Friedrichs I. eine bis zum Jahr 1850 reichende Zusammenstellung des ganzen Gebiets dieser Sage unternommen und ein endgültiges Urtheil über sie abgegeben hatte, abermals einer Revision zu unterwerfen. Hiezu mochten ihn wohl weniger die seitdem erschienenen neuen Besprechungen des Gegenstandes, erstens zwei von ganz verschiedenen Federn verfaßte Feuilleton-Artikel im „Korr. v. u. f. Deutschland" 1866, deren erster es hauptsächlich mit dem Spuk, der zweite aber vorzugsweise mit der Person der Gräfin Kunigunde zu thun hat, zweitens ein Artikel aus demselben Jahre in der damals existirenden bayerischen Zeitung, sodann Herrn Archivrath Dr. Märckers „Sophie von Rosenberg" und

(die Merkmale des Lebens) bringen, und die falſchen (die Merkmale der Unmöglichkeit) wegſcheuchen ſoll, in wie ſchimmernder Geſtalt ſie ſich auch aufdrängen; er ſieht ſeinen Stoff lange an, ehe er ihn nimmt, und wär's auch nur der Kopf eines Bettelmannes. Wem ſich das Wie der Kunſt verbirgt, dem verbirgt ſich die Fülle des Stoffes, er muß das daher durch die Maſſe erſetzen, und darum braucht ein ſprudelnder Jüngling faſt die halbe Weltgeſchichte zu ſeinem Trauerſpiele, während der denkende Mann beinahe verzagend vor einer einzigen Geſtalt des Alterthums ſteht. Nicht Gluth und ſittliche Tiefe allein bilden den Künſtler, ſondern auch das Geſtaltungsvermögen, das alle Glieder wahr, rein, harmoniſch und liebreich bildet. Sonſt wäre die Amaranth die vollendetſte Dichtung, in der ſo viel Schönheitsgeſtrüppe wuchert, und die Stämme nicht ſo geſund und einfach emporragen, als wären ſie in der That auf dem natürlichen Erdboden gewachſen."

„Je höher der Künſtler ſtrebt", ſchrieb er (III. 99) an einen Maler, „beſonders wenn er mit dem Herzen ſtrebt, und der ächte Künſtler ſtrebt ſtets mit dem Herzen, deſto tiefer empfindet er die Herrlichkeit der Natur, ſei's Landſchaft, ſei's Menſchenſeele; dieſes Empfinden geſtaltet ſich in ihm zum Ideale, und je größer er ſelber wird, deſto größer iſt ſein Ideal, darum kann er es nie erreichen, weil es mit ſeinem Wachſen ſelber immer wächst. Und hätte er es einmal erreicht, ſo hätte ſein Schaffen ein Ende; denn er hätte ja nichts mehr wonach er noch ſtreben ſollte. Es hat aber bei dem großen Künſtler keine Gefahr, der erreicht es nicht. Wenn Sie einmal ganz und gar und vollkommen zufrieden ſind, dann haben ſie wahrſcheinlich Ihr erſtes ſchlechtes Bild gemalt. Das Streben des Künſtlers iſt es ja auch, wodurch er ſich offenbart; je reiner, gefühlvoller, von Menſchenhoheit durchdrungener es iſt, deſto mehr entzückt er uns; denn der Menſch iſt's, der dem Menſchen am holdeſten in's Herz ſpricht. Wie könnte uns denn eine gemalte Landſchaft ſo ſehr gefallen,

die doch, und wenn sie die beste der Welt ist, tausendmal schlechter ist als die Natur, warum kaufen wir uns denn gemalte Landschaften, und laufen ihnen in Bildersammlungen und zu Künstlern nach, wenn wir dafür nur die bessere Natur selber zu betrachten brauchten? Der Mensch, der die Landschaft gemalt hat, ist es, den wir verehren und lieben, und je mehr wir dieß vermögen, d. h. je mehr er Herz in sein Bild gelegt hat, desto mehr Freude empfinden wir. Darum ist auch der Stoff so gleichgiltig, wenn nur der Mensch sein großes Innere dadurch zu entfalten vermag, und darum sucht gerade die Armuth des Inneren die allergrößten Stoffe auf, und wird auch allemal von dem Stoffe herabgeworfen; denn sie weiß nie, was der Stoff heischt. Der große Künstler zittert vor dem großen Stoffe, weil er seine Größe erreichen zu können verzagt."

Aus diesen seinen Anschauungen erklären sich leicht alle seine Urtheile über die moderne Kunst*) und Literatur, über „den Flitter, die Gespreiztheit und die Selbstsucht", womit in neuerer Zeit in Deutschland das „Götterbild der Kunst" behängt worden sei. „Schiller", heißt es z. B. II. 98, „so groß er ist, hat durch den falschen Glanz, den er der falschen Muse geben zu müssen geglaubt hat, viel zu dem nachfolgenden Uebel beigetragen; noch immer wird Götzendienst mit Schiller getrieben, und ich fürchte, nicht mit dem großen Schiller, sondern mit dem flitternden. Heine mit der Haltlosigkeit seines Gewissens und dem Prunk seines Talentes hat unendlich geschadet. Dazu kam der einseitige,

*) Z. B. auch über Kaulbach, den er für einen sehr talentvollen, aber manierirten Modekünstler ansah. „Kaulbach's symbolisirende Art wirkt auf mich erkältend, es ist Verstand in seinen Compositionen, aber nicht das warme wirkliche Leben. Zudem sind sie nicht einmal ohne Auslegung verständlich. Das liegt weit ab von dem Wege der Kunst, da sie uns das Zauberbild des Lebens in Verklärung bringen soll, nicht aber irgend eine Philosophie, Randglossen und dergleichen" (II. 139).

ſpuk, der in ein ganz anderes Gebiet gehört, kann ſich die Geſchichte nicht befaſſen. Gegen die vom Hrn. Conſiſtorial-Rath Kraußold p. 19 gemachten ſpeciell gegen Groß gerichteten Einwendungen, daß die — beiläufig geſagt jetzt nicht mehr vorhandenen — Cadavera nicht in der nächſten beſten, ſondern in einer fürſtlichen Gruft gefunden wurden, daß aus ſpäterer Zeit keine Kunde von Beiſetzung von zwei Kindern vorhanden, und daß Bruſch und ſeine Nachfolger von einer beſtimmten Tradition ausgingen, kann man wieder einwenden, daß es mit den amtlichen Aufzeichnungen — je nachdem — wird gegangen ſeyn wie anderwärts auch und daß man in früheren Zeiten an eine ſtreng eingehaltene Liſtenführung nicht zu denken hat, und daß die Tradition, der nachgegangen worden ſei, erſt nachgewieſen werden müßte. Aber dieſe iſt nicht, auch gar nicht vorhanden. Wenn Kunigunde, wie der Hr. Verfaſſer annimmt, den Mord begangen hat, ſo muß ſie allerdings Kinder vom Grafen Otto, ihrem Gemahl, gehabt haben, und dieſe müſſen, wenn die bekannten Worte von den vier Augen auch nur einigen Sinn haben ſollen, nicht nur bei ſeinem Leben geboren ſondern auch nach ſeinem Tode noch am Leben geweſen, alſo ein paar Jahre alt geweſen ſeyn. Stand nun aber Kunigunde, eine geborne Landgräfin von Leuchtenberg und verheirathete Gräfin von Orlamünde, ſo vereinzelt und verlaſſen da, daß ſich kein Agnat der jungen Wittwe und ihrer Waiſen annahm, da man doch in jenen Zeiten die vormundſchaftliche Fürſorge ebenſo wenig vernachläſſigte als man es heutzutage thut? Keine Bauernfrau würde ohne Curator für ſich, und ohne einen oder zwei Tutoren für ihre Waiſen geblieben ſeyn, wie viel weniger eine Frau von erlauchtem Geſchlecht! Oder geht die Hypotheſe des Hrn. Verfaſſers vielleicht ſo weit, daß die Kinder gar nicht ehelich erzeugt, daß ſie ex illegitimo congressu concepti geweſen ſeien? Doch dagegen ſtreiten wieder die vier Augen, die in dieſem Fall kein Hinderniß geweſen wären. Oder waren die Kinder posthumi, ſo fragt man billig:

wegen Wallenstein in tiefstem Schmerze ist. Heute würde man das gewissenlos und knabenhaft heißen, und auch damals hätte man es so geheißen. Bei Schiller soll es heldenhaft, empfindungsvoll und groß seyn. Wie es jetzt, wenn es so wäre, Entrüstung über den unfähigen Oberst hervorrufen würde, ruft es bei Menschen die durch tönende Reden nicht verführt werden, auch beim Lesen Entrüstung hervor. Das ist ein schwacher, schlechter Mensch, der sich so wenig beherrschen kann. So könnten noch viele schwache Stellen des Stückes bezeichnet werden. Ich schließe aber, und bemerke nur noch, daß auch in diesem Stücke, wie bei Schiller häufig, die Personen von den Gefühlen reden, statt sie zu haben, über Liebe philosophiren, statt liebend zu handeln" . . .

„Freilich (heißt es I. 207) drängten sich auch Hebbel und die ihm verwandten Narren auf die Bühne, und bringen ihr naturwidriges Gezerre und ihre seltsamlichen ungethümlichen Auswüchse zu Markte, erwischen statt des Tragischen immer nur das Widerwärtige, weil sie unsittlich sind, daher nicht wissen, daß ungeheures Unglück, schaudervolles Verhängniß nur poetisch und verklärt erscheint durch die Größe und Erhabenheit des Herzens, auf das es stößt, und daß das Schauderhafte an und für sich allein, das sie immer in ausgesuchter Schlechtigkeit und Raffinerie bringen, nichts weiter als eine Fleischbank ist. Ich ergrimme immer über diese Unreinen im Tempel, und es fällt mir das Evangelium ein, wo der Sanfteste der Sanften in Wuth gerieth, da er die Käufer und Verkäufer im Tempel sah, daß er sich Stricke flechten und sie hinausjagen mußte. Aber es thut nichts, solche Dinge sind immer gewesen, und immer vergangen. Das durch Schlamm verunreinigte Wasser verfließt, die reinen Quellen sprudeln ewig."

„Neulich erhielt ich", schreibt er (I. 137), „von der Allgemeinen Zeitung einen Brief um gelegentliche Beiträge, ich werde mich in der Antwort ein klein wenig aussprechen, daß ich in die traurigen Hände Schücking's gefallen bin, der

finden, oder durch Fußtritte so unkenntlich geworden ist, daß man zu einer unrichtigen Lesung verleitet wird. Wenn aber S. 2 der Verfasser bekennt, in den Aufsätzen im Korrespondenten nichts gefunden zu haben, was nicht schon öfter geltend gemacht und namentlich von Minutoli zusammengestellt worden wäre, so darf man ihm wohl, neben dieser allerdings nicht neuen, sondern schon vor mehr als hundert Jahren in der Histor. Nor. Dipl. gedruckten, von Minutoli aber ebenso wenig als von dem Hrn. Verfasser beachteten Urkunde von 1378, auch die vom 23. Mai 1348 entgegenhalten, worin die Aebtissin Adelheid die Uebersiedelung ihres Klosters aus Nürnberg nach Grindlach beschließt und darin auch der „Schwester Kunigund, weiland Gräfin von Orlamünde", gedenkt, „die bei uns in dem Orden Gehorsam hat gethan und unsere Stifterin mit dem weisen Mann, Conrad dem Großen, Schultheis zu Nürnberg, ist." Diese Urkunde war vorher ganz unbekannt, und wenn auch für die Frage wegen des Kindermords nichts daraus hervorgeht, so bezeichnet sie doch ganz bestimmt das Verhältniß der gräflichen Wittwe zu dem Orden und ist jedenfalls ein nicht unwesentlicher Beitrag zu der res diplomatica des Hauses Orlamünde, welche gerade jetzt unternommen worden ist. Auch in der, hier vermuthlich zum erstenmal erwähnten, Ernennung des Priesters Eberhard Ziegler zum Pfarrer in Grindlach wird feria secunda post kiliani 1381 gesagt, sie sei geschehen ad instantiam venerabilis domine Kunegundis Abbatisse Monasterii Monialium ibidem in Grindlach, ad quam jus patronatus seu jus presentandi pertinere dinoscitur, und da sie nach Ussermann. episc. Bamb. p. 409, 412, und Archiv für Oberfranken I. 3 S. 116 im J. 1385 starb, womit im Einklange steht, daß am 16. Juni die neue Aebtissin Anna bei der Gelegenheit genannt wird, als sie sich des Halsgerichts zu Grindlach begab, so wird man wohl berechtigt seyn die Zahl 1351 unbedingt für einen Irrthum zu erklären. Doch diese Feststellungen haben mit dem Kindermord nichts zu thun. Nach-

XVII.

Adalbert Stifter nach ſeinen Briefen geſchildert.

II.

Unbewußt und ohne alle Polemik, ſo erörterte einmal Eichendorff in dieſen Blättern (Bd. 17, 439 ff.) ſehr treffend, eröffnen Stifter's „Studien“ einen hoffnungsvollen und, will's Gott, ſiegreichen Feldzug gegen die gegenwärtige Modeliteratur: Geſundheit und Freudigkeit gegen blaſirte Zerriſſenheit, fromme Naturwahrheit gegen geſpreizte Lüge, eine Poeſie der Liebe gegen die Poeſie des Haſſes. Von Katholicismus iſt, unſeres Erinnerns, in dem Buche nirgends ausdrücklich die Rede; aber eine allem Unkirchlichen durchaus fremde Geſinnung, die alles Leben nur an dem mißt, was allein des Lebens werth iſt, und die wir heutzutage getroſt eine katholiſche nennen dürfen, umgibt das Ganze, wie die unſichtbare Luft, die jeder athmet ohne es zu merken. Und das iſt ja eben das poetiſche Geheimniß des religiöſen Gefühls, daß es wie ein Frühlingshauch Feld und Wald und die Menſchenbruſt erwärmend durchleuchtet, um ſie alle von der harten Erde blühend und klingend nach oben zu wenden.

In dieſen Worten liegen Stifter's eigene Gedanken über ſeine Werke ausgedrückt. So ſchrieb er z. B. über ſeinen „Nachſommer“ (II. 211) an Heckenaſt: „Ich habe eine große,

Gatten Verlassenschaft", als eine bloße Privatmeinung unbeachtet bleiben darf, die nur dann einiges Gewicht haben könnte, wenn der Hr. Pfarrer sie durch Belege von andern Ausstattungen zu unterstützen im Stande gewesen wäre. Da nun Graf Otto vielleicht nicht 1338 sondern erst 1340 starb, so sei immer noch denkbar, daß — was freilich nach 17- oder 18jähriger Kinderlosigkeit schier mirakulös zu nennen wäre — die Ehe nicht nur gesegnet und fruchtbar wurde, sondern sogar zwei Kinder, ein Männlein und ein Fräulein, procreirt wurden. Man wird, sagt der Hr. Verfasser, „die Möglichkeit eigener Nachkommenschaft der Orlamündischen Eheleute nicht in Abrede stellen können." (In der That nicht?) „Schon am 5. Mai 1341 erscheint Kunigunde als Wittwe. Ihr Geliebter, der Burggraf, aber heirathete 1342 eine andere." Dabei ist zu bemerken, daß durch den Archivrath Dr. Märcker in seiner Schrift „Albrecht der Schöne" (1858) p. 15 und Anm. 49 als das richtige Vermählungsjahr 1348 nachgewiesen ist. Nun fällt, nach Hrn. Kraußold's Urtheil, in die Zeit von 1338 oder 1340 bis 1342 die Buhlschaft der Wittwe mit dem Burggrafen, die Doppelgeburt und der Doppelmord, worauf sich Albrecht von der Mörderin abwendet und sein Heil in einem andern Ehebette sucht. Da die urkundlichen Zeugnisse für die von dem Hrn. Verfasser angenommene Hypothese nichts aussagen, so will er sie ganz und gar unbeachtet lassen. Dagegen entnimmt er aus der Urkunde, worin Kunigunde Seelenmessen stiftet (p. 44) und unter den Personen, die darin bedacht werden, sich selbst nennt, ein stilles Schuldgeständniß. Man möchte sich erlauben, dem Hrn. Consistorialrath den Rath zu geben, sich gelegentlich mit solchen Urkunden, in denen Jahrtage und Seelenmessen gestiftet werden, näher bekannt zu machen, indem er dann es nicht als einen Schuldbeweis für einen speciellen Fall ansehen würde, daß der Stifter sich selbst nennt, sondern als eine ganz natürliche Formel, da er der Segnungen, welche die gläubige Welt für ihre Seelen aus

Seele liegt, ſondern die er ſich erwerben muß, das Geſchichtliche. Dieſes muß ſo treu angeeignet werden, daß Dichter und Leſer in der Luft jener vergangenen Zeiten athmen, und die Gegenwart für ſie nicht iſt; dieß allein gibt Wahrheit. Aber zu dem iſt nicht das hiſtoriſche Wiſſen allein genug, dieß gäbe nur ein hölzernes Gerippe, ſondern das hiſtoriſche Mitleben, dieſes gibt den Geſtalten Fleiſch und Blut. Ich hoffe, daß Sie dieſes Leben (im Witiko) finden werden. Selbſt die erfundenen Figuren müſſen in die Zeit paſſen, daß der Leſer ſie nicht weg zu denken vermag. Dieſe Aneignung der Vergangenheit als eines jetzt mitlebenden Theiles des Dichters iſt das Schwerſte, es ſetzt große hiſtoriſche Vorarbeit, inniges Eingehen und Liebe zur Vergangenheit des Menſchen und Vergeſſen ſeiner ſelbſt voraus. Das Leichteſte iſt dann die dichteriſche Verklärung des Stoffes zu einem Schönheitsbilde, welches den Menſchen entzückt und erhebt — ich ſage das Leichteſte, weil es in der Seele des Dichters ohne ſein Zuthun waltet und webt; freilich für den, in dem es nicht waltet, iſt es das Schwerſte, oder es iſt ihm geradezu unmöglich" (II. 17).

Ohne wahre Ehrfurcht des Dichters vor der Wirklichkeit könne, entwickelt er (II. 319), kein hiſtoriſcher Roman gelingen. „Der Unterſchied zwiſchen einem Phantaſieſtoff und einem gegebenen iſt für mich ungeheuer. Ich habe eigentlich einen gegebenen Stoff nie bearbeitet. Im Hochwalde habe ich die Geſchichte als leichtſinniger junger Menſch über das Knie gebrochen, und ſie dann in die Schubfächer meiner Phantaſie hinein gepfropft. Ich ſchäme mich jetzt beinahe jenes kindiſchen Gebarens. Jetzt ſteht mir das Geſchehene feſt wie ein ehrfurchtgebietender Fels vor Augen, und die Frage iſt jetzt nicht mehr die: was will ich mit ihm thun? ſondern: was iſt er? Und die Antwort iſt ſo ſchwer, daß, wenn ich ſie nur zum Theile finde und geben kann, das Gegebene unendlich mehr iſt, als das was ich hätte machen können, und in meiner Jugend auch gemacht hätte. Man muß eben in die

dürre liegen, wie die glänzenden Dinge, die ein Rabe in ſein Neſt trägt und blödſinnig darauf ſitzt"; und für die höchſte Aufgabe der Kunſt erachtete er, daß ſie edel und fromm ſei und durch ihr Ringen nach Vollkommenheit die Seele zur Andacht erhebe. „Mir ſteht die Kunſt", ſchreibt er (III. 324), „gleich nach der Religion; beide bringen, wenn ſie ſind was ſie ſeyn ſollen, das Göttliche; die Religion bringt es an ſich; die Kunſt im Gewande des Reizes."

Als das entſcheidende Merkmal jedes ächten Kunſtwerkes galt ihm, „daß es jede andere Stimmung aufhebe und ſeine eigene an deren Stelle ſetze" (II. 28). „Nach meiner Meinung", ſagte er (II. 294), „gehört zu einem Werke der bildenden Kunſt, wie jeder Kunſt, nicht bloß die Richtigkeit der Mache, nicht bloß die Leichtigkeit und Freiheit der Behandlung, nicht bloß die täuſchende Wahrheit des dargeſtellten Gegenſtandes — das lernen ſehr Viele, lernen es oft vortrefflich; aber es iſt all' dieſes nur das Handwerkzeug — neben dieſem Handwerkzeuge liegt ein Haar, man meint, wenn der Mann nur noch über dieſes Haar hinüber wäre, dann iſt er ein Künſtler; aber über dieſes Haar kommt er nicht hinüber, dieſſeits macht er die verſchiedenſten, wunderlichſten Dinge, aber er kommt nicht hinüber. An dieſem Haare ſtehen Tauſende, jenſeits einer, und manchmal wieder einer . . . Der Künſtler hat jenes Ding in ſeiner Seele das alle fühlenden Menſchen in ihrer Tiefe ergreift, das alle entzückt, und das keiner nennen kann. Manche heißen es Schönheit, Poeſie, Phantaſie, Gefühl, Tiefe u. ſ. w., u. ſ. w.; aber das ſind alles nur Namen, die das Ding nicht bezeichnen. „„Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!"" ſagt Göthe — ich möchte es wohl das Göttliche nennen, das große und leuchtende Menſchen überhaupt offenbaren, theils als Charakter, theils in Handlungen, und das den Künſtler in dem darſtellt was er hat, in reizenden Gewandungen. Wer es beſitzt, wen Gott damit geſegnet hat, der prägt es in allen Dingen aus, in allen Stoffen, er beſeelt ſie damit, und wären es

menſchlicher Erſcheinung kommt. Man könnte faſt aus der Ilias Stammtafeln griechiſcher Geſchlechter entwerfen. Darum iſt die Aeneis ſo klein dagegen, trotz der wunderbaren Form, weil ſie eitles Lob Roms als Hauptziel anſtrebt, da um Gründung dieſes Reichs ſich Götter und Menſchen bemühen, ohne daß man einen rechten Beweggrund einſieht, warum Rom entſtehen müſſe; und weil im Gedichte der dünne Faden eines einzelnen Menſchen hinläuft, welcher Menſch noch dazu nicht ſo groß iſt, daß er uns erſchüttert. In der Ilias ſind die Götter gewaltigere Menſchen, die mit Gefühlen und Leidenſchaften Partei nehmen und Furchtbares hervorbringen."

XVIII.

Generalvikar Lennig.

Adam Franz Lennig, Generalvikar und Domdekan von Mainz in ſeinem Leben und Wirken. Von Dr. Heinrich Brück, Profeſſor der Theologie am biſchöflichen Seminar in Mainz. Mainz, Kirchheim 1870. S. 315.

„Mir iſt das Reich der Ewigkeit nahe gerückt. Ich ſehe ihm entgegen und ich werde bald in es eingehen. Ich muß vor dem Richterſtuhl Gottes erſcheinen. Aber ich fürchte mich nicht . . . Ich ſterbe im Glauben der heiligen katholiſchen Kirche. Ihr habe ich immer treu gefolgt. An ſie muß man ſich anſchließen. Keinen Schritt rechts und keinen Schritt links von ihr darf man gehen. Ich habe mich niemals von ihr entfernt. Ich ſterbe in dem heiligen katholiſchen Glauben und ich wünſchte, daß alle Menſchen in ihm leben und ſterben

möglich halten. Nun weiß man zwar nicht, daß Kinder da waren, d. h. nur die Urkunden wissen nichts davon, über diese ist man aber längst hinaus, Kaspar Brusch hingegen hat sie selbst, jedenfalls ein Paar Kinderleichen, gesehen und betastet; Kunigunde muß also, nach 18jähriger Unfruchtbarkeit, in aller Eile noch ein paar Kinder, offenbar Zwillinge, weil zu einem zweimaligen Wochenbette die Zeit zu kurz war, in die Welt gesetzt, und nach dem Tode ihres Mannes, der wahrscheinlich vor lauter Freude über die endliche Erfüllung der so lange vergeblich gehegten Hoffnung Todes verblichen ist, ohne weiters wieder umgebracht haben, die dann, als wären sie eines natürlichen Todes an einer damals zu Culmbach und auf der Plassenburg grassirenden Kinderkrankheit, dem Scharlach, den Masern, dem Rachencroup, oder sonst wie verstorben, in allen Ehren in der Fürstengruft zu Himmelkron beigesetzt wurden. Das konnte aber nicht so heimlich geschehen, daß nicht eine plauderhafte Abigail die Gräuelthat ihrer gebietenden Frau, immer jedoch unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit, einer guten Freundin oder ihrem Schatz vertraute, und so wurde das Geheimniß — es ist unglaublich aber wahr — volle zweihundert Jahre, von 1340 bis 1552, gehütet, bis zuletzt ein plauderhafter Kirchner, Sakristan oder sonstiger Custode es unserm Kaspar Brusch verrieth, und nun weiß es die Welt. Nun dauerte die unbedingte Gläubigkeit etwa bis in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts, worauf die Reaktion und Kritik anfing, so daß man zuletzt Alles, Spuk, Kindermord, Liebeshandel in die historische Rumpelkammer, d. h. in das Gebiet der Sage geworfen hat. Hierin geht man aber, meint Hr. Consistorial-Rath Kraußold, zu weit; an den Spuk zu glauben, verwehrt uns zwar unsere moderne Aufklärung, obgleich, unter uns gesagt, Jeder es damit halten kann, wie es ihm sein Lokalgewissen erlaubt, aber warum man an den Kindermord und an die Veranlassung desselben, die Liebe der Gräfin Kunigunde zu dem schönen Albrecht nicht glauben sollte, das sei nicht

abzusehen. Es liege gar nichts vor, die Möglichkeit dieser Dinge zu läugnen, und seien sie einmal möglich, so seien sie auch wahrscheinlich.

Dieß dürfte das Eigene seyn, dessen sich des Herrn Consistorialraths Schrift zu rühmen haben möchte, daß sie die Autorität der Urkunden perhorrescirt und an ihre Stelle die von Bruſch und seinen Nachfolgern geglaubten Ungereimtheiten setzt, die der Wahrheit mit Fäusten in's Angesicht schlagen. Sehr mit Unrecht zieht er die vor etwa 30 bis 40 Jahren gemachten, durch das Leben Jesu von Strauß und die Meinholdische Bernsteinhexe veranlaßten Kunststücke hieher, die Existenz Karls des Großen, Luthers, Napoleons zu läugnen, da in diesen nur Bemühungen zu sehen sind, die Straußischen Beweisführungen ad absurdum zu führen und lächerlich zu machen. Wenn man aber die Sage für nichts als Sage d. h. als etwas Unwirkliches, als aus der bloßen Phantasie Entstandenes, nachweisen will, so ist das ein ganz anderes, jede Aehnlichkeit mit jenen Versuchen ausschließendes Bestreben. In ihnen sollte, obgleich nur scherzweise, etwas Wirkliches als etwas Unwirkliches hingestellt werden; Herr Consistorialrath Kraußold aber bemüht sich alles Ernstes, etwas Unwirkliches, durchaus nur der Sage Angehörendes als etwas wenn auch nicht Wirkliches, so doch Mögliches, ja vielleicht Wahrscheinliches nachzuweisen. Dieses Antasten urkundlicher Zeugnisse, die, wie schon oben gesagt, von dem was nach Jahrhunderten ausgebrütet und gefaselt wurde, nicht im mindesten etwas sagen konnten, gegenüber und zu Gunsten einer offenbar nur im Gehirn eines Custoden entsprungenen Sage, ist schwerlich noch dagewesen, und nach diesem Vorausgang darf man den Sagenhistorikern — sit venia voci hybridae — den besten Erfolg prophezeien. Denn es wird sich kaum eine Sage finden, die nicht auf diese Weise, indem man die urkundlichen Zeugnisse, weil sie bloß negativer Natur seien, bei Seite setzt, geltend gemacht werden könnte, weil deren sogenannter Kern durch das Schweigen

zwölfjähriger Sedisvakanz „wohl ein Oberhaupt, aber keinen apostolischen Oberhirten bekommen.“ Wenige Tage nach der Installation Burg's und im vollen Einverständniß mit ihm wurden von Seiten der Regierung die sogenannten 39 Artikel publicirt, durch welche das neue Staatskirchenthum in optima forma inaugurirt wurde. Lennig, der klar erkannte, wie tief hierdurch die Rechte und die Wirksamkeit der Kirche geschädigt wurden, und der ein warmes Herz hatte für die kirchliche Freiheit und Selbstständigkeit, sprach wiederholt dem Bischof seinen Schmerz und seinen Unwillen aus über die Eingriffe des Staates in die kirchlichen Gerechtsame, und um nicht länger die traurigen Verhältnisse der Mainzer Diöcese ansehen zu müssen, begab er sich mit seinem älteren Bruder Friedrich, dem bekannten Volksdichter, auf ein Jahr nach Bonn und besuchte hier namentlich die Vorlesungen Windischmann's, Walter's und Klee's. Ein Priester von solch' mannhafter und entschieden kirchlicher Gesinnung, wie Lennig, konnte natürlich dem Bischof Burg nur ein Dorn im Auge seyn, und als Lennig nach Jahresfrist wieder in seine Vaterstadt zurückgekehrt war, hätte Burg ihn lieber wieder von Mainz fern gesehen und drang darum in ihn, sich bei der Regierung um eine Pfarrei zu bewerben. Gerne hätte er eine Pfarrei angetreten, allein er fand es mit seinen Grundsätzen und seinem Gewissen nicht vereinbar, vom Staate, dem er das Verleihungsrecht nicht zuerkennen konnte, eine Pfarrei zu erbitten und blieb darum ohne Anstellung als privatisirender Geistlicher, vielfach thätig im Beichtstuhl, im Predigtamt und in der Seelsorge. In jener Zeit richteten nach dem Tode des geistlichen Rathes Dr. Marx in Frankfurt angesehene Katholiken, an ihrer Spitze Clemens Brentano, ihre Augen auf Lennig und wünschten ihn zu ihrem Pfarrer zu haben. Brentano schrieb in dieser Angelegenheit einen Brief an Dr. Moriz Lieber (S. 32 f.), worin er eine sehr schöne und im höchsten Grade anerkennende Charakteristik Lennig's gibt. Mittlerweile hatte übrigens auch der Bischof gelernt den so

Blutschuld Kunigundens für ein Märchen. Hr. Consistorial-Rath Kraußold stimmt der jugendlichen Ansicht Dorfmüller's, gegenüber der von dem gereiften Manne ausgesprochenen, vollkommen bei, behauptet, es sei kein Widerspruch mehr vorhanden, und glaubt den Beweis dafür gegeben zu haben. Diesen Beweis wird man in der nun besprochenen Schrift schwerlich finden und man muß im Interesse der geschichtlichen Wahrheit wünschen, daß er sich statt der früheren Meinung Dorfmüller's an die spätere angeschlossen hätte.

XX.

Zeitläufe.

Der norddeutsche Bundeskanzler und die Diplomatie des Kriegs.

Die zwei letzten Kriege sind Gewitterstürmen gleich rasch vorübergezogen am politischen Horizont, sie blieben lokalisirt bei ruhigem Zuschauen der andern Mächte, und die Welt hatte sich schon an den Gedanken gewöhnt, daß Kriege von irgendwie längerer Dauer heutzutage gar nicht mehr möglich seien. Dießmal aber scheint es anders werden zu wollen, es müßte denn nur das Uebermaß des socialen Verderbens der Politik ein verzweifeltes Halt gebieten. Beide Kriegsherren haben ihre Völker vorbereitet auf schwere und langwierige Prüfungen; der Imperator hat den bevorstehenden Kampf als einen „langandauernden und peinlichen" bezeichnet, und ganz ähnlich hat sich der König von Preußen ausgesprochen. Man sieht den Erklärungen der beiden Herrscher unschwer an, daß und warum sie selber ihren Streit als einen Kampf auf Leben und Tod betrachten, der fortgeführt werden muß bis

Aber auch die nächsten Folgen des Sieges von Sadowa vermochten nur auf einen kurzen Moment das innige Einvernehmen zwischen dem Imperator und dem preußischen Premierminister zu stören. Der französische Minister Drouyn de Lhuys, ein ehrlicher gerader Mann, hatte in Berlin etwas ungestüm gegen die preußischen Annexionen reklamirt und zwar auf Grund der Gleichgewichts-Theorie. Dafür erhielt er seine Entlassung, und Herr Benedetti, der französische Gesandte am preußischen Hofe, wurde nur deßhalb nicht sein Nachfolger, weil er persona gratissima in Berlin war und als solche dort nicht zu entbehren schien. In der That hielt fast an dem gleichen Tage wo der ehrliche Drouyn den Laufpaß bekam, der Herzog von Persigny, bekannt als der persönlichste Freund des Imperators, zu Montbrison eine öffentliche Rede, worin er dem König von Preußen, der preußischen Politik und der europäischen Verbrüderung auf der Grundlage des Nationalitäten-Rechts eine begeisterte Huldigung darbrachte.

Augenscheinlich war das Vertrauen des Imperators auf den preußischen Kanzler noch geraume Zeit hindurch geradezu unerschütterlich. Die Bekanntschaft der beiden Männer zählte auch bereits mehrere Jahre und war Seitens des Herrn von Bismark eifrig gesucht und wiederholt persönlich aufgefrischt worden. Schon im J. 1859 soll letzterer in den Tuilerien als eifriger Parteigänger gegen Oesterreich sich beliebt gemacht und dadurch für den preußischen Gesandtschaftsposten in Paris sich empfohlen haben*). Ueber die ferneren Zusammenhänge zwischen den zwei Männern haben demokratische Organe schon vor mehr als anderthalb Jahren sonderbare Berichte gebracht, welche jetzt zu ihrer rechten Bedeutung gekommen sind. Wir lassen Eine dieser offenbar tief eingeweihten Stimmen hier folgen.

*) So erzählt K. Jürgens in seinem Werke: „Deutschland im französisch-sardinischen Kriege" (Basel 1860) S. 48 unter Berufung auf sehr unverdächtige Quellen, z. B. die „Bayerische Wochenschrift" des verstorbenen Abg. Karl Brater.

„Nach Bewilligung des verhängnißvollen Provisoriums (es ist der Conflikt mit der preußischen Kammer wegen der Armeereorganisation gemeint) ging Bismark, seine Desiignation als Ministerpräsident in der Tasche, als Gesandter nach Paris und hatte nun in sich und hinter sich Garantien genug, um dem Kaiser Napoleon folgenden Plan vorzulegen: Oesterreich wird aus Deutschland verdrängt; der König von Preußen wird Herrscher in Deutschland; Louis Napoleon leistet Hülfe durch Neutralität und erhält dafür, je nachdem Preußen ganz oder nicht ganz Deutschland erobert, den ganzen oder nicht den ganzen Rhein, unter allen Umständen mindestens das Kohlenbecken an der Saar. Außerdem wird Belgien getheilt: der wallonische Theil kommt an Frankreich, der flämische an Holland. Preußen übernimmt die Aktion gegen Oesterreich. Napoleon ging auf den Plan ein; die Sache wurde verabredet. Das war Ende Winters 1861 oder im Frühjahr 1862. Im Juni 1862 wurde das Abkommen mit Details von der Schweiz aus der „Neuen Frankfurter Zeitung" mitgetheilt. Die preußischen Blätter schwiegen es todt; anderswo glaubte man die Sache nicht. Bald darauf wurde Bismark Ministerpräsident. Die Reihe von Conflikten zwischen Regierung und Kammer von da an bis 1866 ist bekannt. Ihr geheimes Ziel war immer die Vergrößerung der Armee zum Zwecke eines Krieges mit Oesterreich. Dieser wurde andererseits eingeleitet durch die Schleswig-Holsteinische Sache. Die preußische Kammer und die österreichische Diplomatie waren beide kurzsichtig genug nichteinmal etwas zu ahnen. Gegen Oktober 1865 war Bismark mit dem Gros seiner Vorbereitungen fertig. Es kam nur darauf an, ob Napoleon noch dachte wie 1862. Bismark reiste nach Biarritz. Von der Schweiz aus wurde wieder auf das frühere Abkommen zwischen Napoleon und Bismark aufmerksam gemacht, in der „Neuen Frankfurter Zeitung" u. A. Die preußischen Zeitungen antworteten mit Hohn; anderswo glaubte man noch nicht. Napoleon und Bismark wurden wiederholt einig — den Rest kennt man" *).

An der Thatsächlichkeit vorstehender Angaben, d. i. daran

*) Stuttgarter „Demokratische Correspondenz" vom 5. Januar 1869.

daß zu den bezeichneten Zeitperioden und in der angegebenen Richtung zwischen dem Grafen Bismark und der vertrauten Diplomatie Napoleons III. Verhandlungen stattgefunden haben: kann heute kein Zweifel mehr bestehen. Die von dem Bundeskanzler selbst veranlaßten Enthüllungen, insbesondere seine eigene Circulardepesche von 29. Juli, erzählen alles Das bis in's kleinste Detail. Insbesondere bemerkt die genannte Depesche: schon vor 1862 seien die französischen Absichten, Belgien und die Rheingrenze mit dem preußischen Beistande zu erwerben, an ihn, den Herrn von Bismark, herangetreten; da aber diese Mittheilungen „rein persönlicher Natur" gewesen seien, so glaube er jetzt nichts weiter darüber sagen zu sollen. Ebenso bemerkt der illustre Verfasser selber: diese Tendenzen der französischen Regierung hätten sich zunächst in der Haltung erkennbar gemacht, „welche Frankreich in dem deutsch-dänischen Streite zu unsern Gunsten beobachtet hat", und ebenso habe die französische Verstimmung über den Vertrag von Gastein damit zusammengehangen. Das wäre somit das Thatsächliche.

Unentschieden ist nur die große Frage, wer die Initiative zu derlei Anerbietungen ergriffen habe, von wem die fraglichen Pläne zur Umänderung der Karte Europa's überhaupt und Mitteleuropa's insbesondere aufgestellt und warm gehalten worden sind bis nach der Katastrophe von 1866.

Ueber diese Frage hat sich vor der erstaunten Welt ein nie dagewesenes Schauspiel zwischen den zwei streitenden Mächten und ihrer Diplomatie entwickelt. Graf Bismark behauptet: das französische Kabinet sei seit 1864, zwischen Versprechungen und Drohungen wechselnd, ohne Unterbrechung bemüht gewesen Preußen für die gedachten Bestrebungen zu gewinnen; er aber habe es im Interesse des Friedens für nützlich gehalten, den französischen Staatsmännern die ihnen eigenthümlichen Illusionen solange zu belassen, als dieses, ohne irgendwelche auch nur mündliche Zusage zu machen, möglich seyn würde. Der französische Minister da-

gegen behauptet: wer immer den Verlauf der Angelegenheiten in Europa seit dem Amtsantritt des Hrn. von Bismark verfolgt habe, der wisse, von welcher Seite jene Vorschläge kamen die jetzt Frankreich beigemessen werden wollten. „Seit dem Jahre 1865 schon bemühte sich Hr. von Bismark fortwährend seine Plane durchzuführen, dadurch daß er bestrebt war die Aufmerksamkeit der französischen Regierung auf Gebietsvergrößerungen zu richten." Für die gleiche Behauptung beruft sich Benedetti, der weiland so hochbeliebte Gesandte Frankreichs in Berlin, auf das Zeugniß der ganzen europäischen Diplomatie, welcher ja diese Dinge nicht unbekannt geblieben seien. Insbesondere versichert noch der Herzog von Gramont, daß in Bezug auf die Vorschläge wegen Belgiens sowohl „unmittelbar nach der Schlacht bei Sadowa", als auch zur Zeit der Luxemburger Affaire „die Initiative vollständig durch das preußische Kabinet ergriffen worden sei."

Was soll man nun bei einer solch unerhörten Entlarvung, welcher zwei Großmachtskabinete sich gegenseitig unterziehen wollen, als Wahrheit annehmen? Bei ruhiger Erwägung dürfte sich wohl auf den ersten Blick schon das unselige Jahr 1866 als Kriterium darbieten; es liegt unzweifelhaft nahe anzunehmen, daß die Katastrophe auf den böhmischen Blutfeldern den Wendepunkt gebildet habe, mit anderen Worten daß der Anbietende von gestern der Angeforderte von heute geworden war.

Auch über diesen Punkt haben aufmerksame Politiker schon vor drei Jahren, bald nach dem Luxemburger Handel, eigenthümliche Aufklärungen erhalten, und sonderbarer Weise kamen auch diese Andeutungen aus demokratischen Kreisen in demokratische Organe und aller Wahrscheinlichkeit nach abermals aus der Schweiz. Es liegt in dieser wiederholten Erscheinung ein sehr auffallender Umstand; wenn man aber das jüngste Auftreten des sogenannten Generals Türr in Betracht zieht, so möchte sich daraus Manches erklären. Herr Stephan Türr, der ungarisch-italienische Großrevolu-

im Frühjahr 1859 in Begleitung des Domkapitular Dr. Hirschel. Bei dieser seiner letzten Anwesenheit in Rom ward er am 11. April zum Geheimen Kammerherrn Sr. Heiligkeit Papst Pius IX. ernannt. Große Freude empfand Lennig über das energische und großartige Auftreten Pius IX. in der Encyclika vom 8. Dez. 1864 (S. 265 ff.).

So nahm Lennig an den Kämpfen, an den Leiden und Freuden der Kirche stets den regsten und lebhaftesten Antheil und war als Generalvikar und Vorstand des Dom-Kapitels, als Priester und Prediger unermüdet thätig bis gegen Ende des Jahres 1865, wo er von einem Schlaganfalle getroffen wurde, der seine Kraft lähmte. Eine Kur in Marienbad im Sommer 1866 vermochte die gebrochene Kraft nicht wiederherzustellen, und am Abend des 22. Nov. desselben Jahres, am Feste der heil. Cäcilia, erlag er seinem Leiden, nachdem er vorher noch in der rührendsten Weise seinen Glauben und seine Liebe zur Kirche, seine Anhänglichkeit an den apostolischen Stuhl, sein Vertrauen auf Christus und sein heiliges Blut, auf die Kraft der heiligen Sakramente und auf die heilige Mutter Gottes betheuert hatte. Der Domkirche, welcher er wenige Jahre vorher schon einen vollständigen und sehr werthvollen bischöflichen Ornat geschenkt hatte, vermachte er in seinem Testamente ein Legat von 20,000 fl.

Die letzten Kapitel der Biographie sind einer eingehenden Charakteristik Lennig's gewidmet und schließen mit folgenden einfachen, schönen und treffenden Worten: „Ein Mann voll Charakter und ein Priester voll Frömmigkeit und Begeisterung für seinen heiligen Beruf, war der Verstorbene Allen ein Vorbild, Vielen eine Stütze und in den Zeiten des Verfalles und des Kampfes ein treuer und umsichtiger Vertreter des Rechts und der Freiheit der Kirche. Dem heiligen apostolischen Stuhle war er mit unbegrenzter Hingebung zugethan und in allen Fragen der Zeit von dem zartesten kirchlichen Gefühle beseelt. Mit den Besten seiner

Zeitgenossen befreundet und verbunden, förderte er in Bescheidenheit manche wichtige und segensreiche Unternehmung und trat furchtlos hervor, wenn es der Sache der Kirche galt. Gegen Niemand hart und feindselig, war er stets fest und unerschütterlich in den Grundsätzen; deßhalb von denen die ihm näher standen, geliebt und verehrt, und selbst von den Gegnern geachtet. Gegen die Armen mildthätig, gegen die Untergebenen wohlwollend, gegen seine Freunde voll Liebe – wird sein Name in gesegnetem Andenken bleiben."

XIX.

Sage und Geschichte der weißen Frau.

Herr Consistorialrath Dr. Kraußold hat sich die Mühe gegeben, die Sage von der weißen Frau und den Orlamündischen Kindermord, nachdem Herr von Minutoli im Anhang zu seiner Geschichte Markgraf Friedrichs I. eine bis zum Jahr 1850 reichende Zusammenstellung des ganzen Gebiets dieser Sage unternommen und ein endgültiges Urtheil über sie abgegeben hatte, abermals einer Revision zu unterwerfen. Hiezu mochten ihn wohl weniger die seitdem erschienenen neuen Besprechungen des Gegenstandes, erstens zwei von ganz verschiedenen Federn verfaßte Feuilleton-Artikel im „Korr. v. u. f. Deutschland" 1866, deren erster es hauptsächlich mit dem Spuk, der zweite aber vorzugsweise mit der Person der Gräfin Kunigunde zu thun hat, zweitens ein Artikel aus demselben Jahre in der damals existirenden bayerischen Zeitung, sodann Herrn Archivrath Dr. Märckers „Sophie von Rosenberg" und

endlich ein 1869 in der Romanzeitung erſchienener Artikel „die weißen Frauen“ bewogen haben, als das Verlangen, den bisherigen Forſchungen ein anderes Ergebniß, und zwar ſtatt der bisher bloß negativ erſchienenen ein poſitives abzugewinnen.

Seine als Sonderdruck aus dem Archiv für Oberfranken Jahrgang 1869 zu Erlangen erſchienene Abhandlung zerfällt in vier Abſchnitte: 1) die Sage von der weißen Frau und ihre Erſcheinungen, 2) das literarhiſtoriſche Verhör, 3) die monumentalen Denkmale der Sage, und 4) hiſtoriſches Reſultat. Im 1. werden die Sage und die geglaubten Erſcheinungen bis auf die neuere Zeit berichtet, worin Minutoli hauptſächlich zum Führer gedient hat, mit Ausnahme der gleich zu Anfang erzählten Viſion, die 1866 drei Mädchen zu Ansbach gehabt haben wollten, und der Hr. Verfaſſer weist auf die bekannten Worte Hamlets hin, daß es zwiſchen Himmel und Erde mehr Dinge gebe als unſere Schulweisheit ſich träumen laſſe, womit er der Gläubigkeit eines Theils ſeiner Leſer eine begreifliche Conceſſion macht, da ein ächtes und rechtes Stadtkind einer ehemals markgräflich-brandenburgiſchen Reſidenz entweder ſelbſt die Bekanntſchaft der Revenantin gemacht oder doch aus glaubhaftem Munde von ihr gehört haben muß.

Wichtiger iſt der Abſchnitt 2, weil hierin der erſte Berichterſtatter Kaspar Bruſch die Thatſache erzählt, daß er die Leichen der beiden angeblich ermordeten Kinder ſelbſt geſehen, ja mit eigenen Händen betaſtet habe. Ganz natürlich drängt ſich hier die Frage auf: woher weiß Bruſch, daß dieſe Kinder, weil ſie dem Gelüſten ihrer Mutter, ſich wieder zu vermählen, im Wege ſtanden, von ihr ermordet worden ſeien? Er, Bruſch, nennt zwar keinen Namen, man darf aber unbedenklich als präſumtive Mutter und Mörderin die Gräfin Kunigunde von Orlamünde bezeichnen, da die andern Namen Beatrix und Agnes auch gar keinen Anhaltspunkt bieten, Kunigunde aber doch wenigſtens Zeitgenoſſin des Burggrafen

Italien sollte Illyrien und Trentin erhalten, Preußen die ganze Nordküste, das gegenwärtige Holland."

Von einem Vorschlage wie der zuletzt bezeichnete, ist nun in den Enthüllungen der beiden Mächte bis jetzt nirgends die Rede gewesen. Ein Beweis, daß er überhaupt nicht existirt hat, liegt hierin allerdings noch nicht; die Bismark'sche Erzählung enthält überhaupt manche Lücken die ganz augenscheinlich sind, und eigentlich gestehen beide Kabinete zu, daß sie noch Manches sagen könnten, wenn sie wollten. Daß namentlich Preußen in dem gegenwärtigen Moment einen Vorschlag wie den gedachten nicht gerne besprochen sehen möchte, versteht sich schon aus der einfachsten Rücksicht auf die Neutralen, insbesondere auf Oesterreich und England. Weil somit von einem derartigen Vorschlag bloß durch den Enthüller der „diplomatischen Geheimnisse" bis jetzt Erwähnung geschah, so wollen wir auch das eingehende Räsonnement das er daran knüpft, nicht wiedergeben, sondern nur noch die Worte anführen, womit er seinen Bericht schließt: „Wie wurde aber dieser Vorschlag einer Umgestaltung Europa's in den Tuilerien aufgenommen? Er wurde mit absoluter Gleichgültigkeit behandelt. Herr von Bismark hatte Jedermann die Augen geöffnet. Ein Zweifel über den Werth und die Eigenschaft seiner Zusagen war nicht mehr möglich. Die kaiserliche Regierung gab auf den Vorschlag durchaus keine Antwort. Immerhin aber und mit vollem Rechte beunruhigte sie dieser unersättliche Ehrgeiz, der keine Grenzen und kein Gewissen kennt. Die französische Regierung scheint auf ihrer Hut, und trotz aller Liebäugeleien Bismarks während seiner letzten Anwesenheit in Paris dürfte er ganz gut wissen, wie viel Uhr es für seine Pläne geschlagen hat."

Vergleicht man nun diese Mittheilungen mit den Angaben, welche Graf Bismark in seiner Depesche vom 29. Juli selber macht, so stimmen dieselben in auffallender Weise, z. B. auch in Bezug auf Mainz, natürlich immer mit dem Unterschiede daß der Bundeskanzler die Schuld an der Verschwörung

ſpuk, der in ein ganz anderes Gebiet gehört, kann ſich die Geſchichte nicht befaſſen. Gegen die vom Hrn. Conſiſtorial-Rath Kraußold p. 19 gemachten ſpeciell gegen Groß gerichteten Einwendungen, daß die — beiläufig geſagt jetzt nicht mehr vorhandenen — Cadavera nicht in der nächſten beſten, ſondern in einer fürſtlichen Gruft gefunden wurden, daß aus ſpäterer Zeit keine Kunde von Beiſetzung von zwei Kindern vorhanden, und daß Bruſch und ſeine Nachfolger von einer beſtimmten Tradition ausgingen, kann man wieder einwenden, daß es mit den amtlichen Aufzeichnungen — je nachdem — wird gegangen ſeyn wie anderwärts auch und daß man in früheren Zeiten an eine ſtreng eingehaltene Liſtenführung nicht zu denken hat, und daß die Tradition, der nachgegangen worden ſei, erſt nachgewieſen werden müßte. Aber dieſe iſt nicht, auch gar nicht vorhanden. Wenn Kunigunde, wie der Hr. Verfaſſer annimmt, den Mord begangen hat, ſo muß ſie allerdings Kinder vom Grafen Otto, ihrem Gemahl, gehabt haben, und dieſe müſſen, wenn die bekannten Worte von den vier Augen auch nur einigen Sinn haben ſollen, nicht nur bei ſeinem Leben geboren ſondern auch nach ſeinem Tode noch am Leben geweſen, alſo ein paar Jahre alt geweſen ſeyn. Stand nun aber Kunigunde, eine geborne Landgräfin von Leuchtenberg und verheirathete Gräfin von Orlamünde, ſo vereinzelt und verlaſſen da, daß ſich kein Agnat der jungen Wittwe und ihrer Waiſen annahm, da man doch in jenen Zeiten die vormundſchaftliche Fürſorge ebenſo wenig vernachläſſigte als man es heutzutage thut? Keine Bauernfrau würde ohne Curator für ſich, und ohne einen oder zwei Tutoren für ihre Waiſen geblieben ſeyn, wie viel weniger eine Frau von erlauchtem Geſchlecht! Oder geht die Hypotheſe des Hrn. Verfaſſers vielleicht ſo weit, daß die Kinder gar nicht ehelich erzeugt, daß ſie ex illegitimo congressu concepti geweſen ſeien? Doch dagegen ſtreiten wieder die vier Augen, die in dieſem Fall kein Hinderniß geweſen wären. Oder waren die Kinder posthumi, ſo fragt man billig:

dieses Amusement zur Verlängerung der Periode des Friedens nützlich erschien."

Ob nun so lange Jahre hindurch und unter den bekannten Umständen ein solches Spiel auch der „bornirtesten Diplomatie"*) der Welt gegenüber denkbar sei, das soll hier nicht untersucht werden. Es ist ja bekannt, daß in derselben Zeit Graf Bismark sich wiederholt nach Paris und Biarritz begab und der König von Preußen selber dort seinen Besuch gemacht hat. Jedenfalls läßt der Herr Bundeskanzler die Eine und gerade die wichtigste Frage, welche hier einschlägt, unbeantwortet; die Frage nämlich, was aus den eingestandenen Verhandlungen mit Frankreich, was insbesondere aus dem nun publicirten Vertragsentwurf „vom Mai 1866" dann geworden wäre, wenn Preußen innerhalb der stipulirten „30 Tage" gegen Oesterreich den Kürzeren gezogen hätte und der französischen Hilfe bedürftig geworden wäre, wenigstens der bewaffneten Mediation Frankreichs? Das möchten wir wissen.

Seinem raschen Sieg in Böhmen hat Preußen es verdankt, daß außer der französischen Neutralität, welche die vollständige Entblößung der westlichen Grenzen von allen Militärkräften erlaubte, ein weiterer Beistand von Seite Frankreichs nicht nöthig war. Wäre es aber anders gekommen, hätte Graf Bismark dann auch als „deutscher Minister", für den gewisse Transaktionen eine Unmöglichkeit seien, gesprochen, hätte er dann nicht angefangen — oder hatte er vielmehr nicht schon angefangen — als Minister der preußischen Großmacht zu sprechen? Darauf kommt Alles an.

Ich meinerseits habe mich über die österreichische Katastrophe von 1866 mit dem Einen Gedanken leichter beruhigt, daß andern Falls für Deutschland die Krisis noch unglück-

*) So drückt sich die „Nordd. Allg. Zeitung" über den sonst gefeierten Herrn Benedetti ꝛc. jetzt aus.

finden, oder durch Fußtritte so unkenntlich geworden ist, daß man zu einer unrichtigen Lesung verleitet wird. Wenn aber S. 2 der Verfasser bekennt, in den Aufsätzen im Korrespondenten nichts gefunden zu haben, was nicht schon öfter geltend gemacht und namentlich von Minutoli zusammengestellt worden wäre, so darf man ihm wohl, neben dieser allerdings nicht neuen, sondern schon vor mehr als hundert Jahren in der Histor. Nor. Dipl. gedruckten, von Minutoli aber ebenso wenig als von dem Hrn. Verfasser beachteten Urkunde von 1378, auch die vom 23. Mai 1348 entgegenhalten, worin die Aebtissin Adelheid die Uebersiedelung ihres Klosters aus Nürnberg nach Grindlach beschließt und darin auch der „Schwester Kunigund, weiland Gräfin von Orlamünde", gedenkt, „die bei uns in dem Orden Gehorsam hat gethan und unsere Stifterin mit dem weisen Mann, Conrad dem Großen, Schultheis zu Nürnberg, ist." Diese Urkunde war vorher ganz unbekannt, und wenn auch für die Frage wegen des Kindermords nichts daraus hervorgeht, so bezeichnet sie doch ganz bestimmt das Verhältniß der gräflichen Wittwe zu dem Orden und ist jedenfalls ein nicht unwesentlicher Beitrag zu der res diplomatica des Hauses Orlamünde, welche gerade jetzt unternommen worden ist. Auch in der, hier vermuthlich zum erstenmal erwähnten, Ernennung des Priesters Eberhard Ziegler zum Pfarrer in Grindlach wird feria secunda post kiliani 1381 gesagt, sie sei geschehen ad instantiam venerabilis domine Kunegundis Abbatisse Monasterii Monialium ibidem in Grindlach, ad quam jus patronatus seu jus presentandi pertinere dinoscitur, und da sie nach Ussermann. episc. Bamb. p. 409, 412, und Archiv für Oberfranken I. 3 S. 116 im J. 1385 starb, womit im Einklange steht, daß am 16. Juni die neue Aebtissin Anna bei der Gelegenheit genannt wird, als sie sich des Halsgerichts zu Grindlach begab, so wird man wohl berechtigt seyn die Zahl 1351 unbedingt für einen Irrthum zu erklären. Doch diese Feststellungen haben mit dem Kindermord nichts zu thun. Nach-

„Zur Zeit der größten Spannung Oesterreichs und Preußens, irre ich nicht im Herbste 1850, machte Hr. von Persigny im Auftrage seines Herrn (des damaligen Prinzpräsidenten) eine Kunstreise durch Deutschland und brachte in Berlin einen Mittag bei Herrn von Prokesch (dem österreichischen Gesandten) zu. Nach Tisch traten sie in eine Fensternische und unterhielten sich längere Zeit angelegentlichst, als plötzlich Prokesch mit den Worten zurücksprang: mais ce serait une infamie! worauf Persigny sehr aufgeregt das Zimmer verließ. Was war geschehen? Hr. von Persigny hatte sich im Auftrag Louis Napoleons erboten zur Demüthigung Preußens Oesterreich jede Truppenzahl zur Disposition zu stellen, worauf Prokesch, der allerdings kein Freund Preußens war, dem Persigny mit dürren Worten erklärte: der erste französische Soldat Preußen gegenüber würde die ganze österreichische Armee an die Seite der Preußen herbeirufen. Prokesch sagte dem Schreiber dieses: „Ich zweifle nicht, daß dieser Mensch nun sogleich mit der entgegengesetzten Offerte zum Herrn von Manteuffel (damaligem Minister) gegangen; aber um so besser, denn sicherlich wird er von diesem dasselbe zu hören bekommen, was ich ihm gesagt: daß Frankreich gegenüber Oesterreich und Preußen nur Ein Interesse kennen, das deutsche““ *).

Seit dem Jahre 1866 lesen sich solche Erinnerungen freilich wie Märchen aus tausend und Einer Nacht. Es ist aber auch bekannt, und es leuchtet selbst aus den vorliegenden Enthüllungen, insbesondere aus den französischen, hervor, welche gewaltigen Anstrengungen es den kühnen Minister gekostet hat, bis es ihm gelang den preußischen Hof in die von ihm gezogenen Bahnen hineinzubringen oder eigentlich hineinzuzwingen. Namentlich in der Erklärung Benedetti's werden die „persönlichen Ideen“ des Grafen betont von denen der König, wie es scheine, nichts wissen wolle. Diese Ideen haben den Bruderkrieg von 1866 herbeigeführt und als die unvermeidliche Fortsetzung desselben das grausige Völkerwürgen von heute.

*) Jürgens a. a. O. S. 47.

Daß man sich indeß auch auf das pflichtschuldige Gedächtniß der Berliner Diplomatie nicht in allen Stücken verlassen kann, davon hat sie schon in Bezug auf die unmittelbare Veranlassung des Kriegs einen auffallenden Beweis geliefert. Als der französische Minister in seiner Circular-Depesche vom 21. Juli die Thatsache hervorhob, daß Frankreich schon im März 1869 zu Berlin Protest eingelegt habe gegen die spanische Candidatur eines Hohenzollern'schen Prinzen: da antwortete man in Berlin mit einer in heftige Formen gefaßten Ableugnung. Sofort veröffentlichte Gramont eine neue Depesche und in derselben einen Bericht Benedetti's vom 31. März 1869, dem gegenüber sich nicht mehr läugnen ließ, daß Frankreich schon damals ernstliche Vorstellungen erhoben hatte gegen die Berufung eines Hohenzollern auf den spanischen Thron. Es ist keine Frage, daß die unseligen Vorgänge zu Ems im Licht dieser Thatsache ein gar eigenes Gesicht annahmen. Vielleicht in der Absicht den mißlichen Eindruck sofort zu verwischen, jedenfalls gleich nachher, hat Graf Bismark mit seinen Enthüllungen zunächst in der „Times" begonnen.

Gladstone hat deren Inhalt im englischen Parlament als „erstaunlich bis zum Unglaublichen" bezeichnet. War das sein Ernst? Dann müßte die englische Diplomatie in der That seit 1862 sehr unschuldige Jahre verlebt haben. Für andere Kabinete, namentlich für das Wiener, können die Enthüllungen unmöglich viel des Neuen gebracht haben. Graf Bismark rechnete wohl auf einen für Frankreich eminent ungünstigen Eindruck bei den neutralen Höfen; soweit aber jetzt das Material vorliegt, dürfte kaum ein wahrhaft Neutraler anders urtheilen, als daß die zwei verhandelnden Parteien einander vollkommen werth und würdig waren. Doch nicht ohne den Unterschied, daß von dem Napoleoniden sich von Haus aus nichts Anderes erwarten ließ, daß aber von einem „deutschen Minister" allerdings etwas ganz Anderes hätte erwartet werden müssen.

XXI.

Adalbert Stifter nach seinen Briefen geschildert.

III.

Die Ereignisse des Jahres 1848 schnitten tief in alle Lebensverhältnisse Stifter's ein und brachten auch seinem Herzen manche tiefe Wunde bei. Als Mann des Volkes, dem er mit innigster Liebe anhing, hatte er die ersten Bewegungen jener Zeit mit großer unverholener Freude begrüßt, aber der Verlauf entsprach seinen Erwartungen und Hoffnungen nicht. Er war nicht ein Mann der Gewalt, sagt sein Freund Aprent, sondern der ruhigen Einsicht, und als Parteien und Massen mit der Kraft elementarer Mächte zu wirken anfingen, stand er mit seiner Vernunft allein und verlassen da. Als er sah, wie auch Männer die ihm doch sonst als ruhig und verständig erschienen waren, ja sogar nahe Freunde sich dem wilden Strom überließen, war es ihm wie ein Räthsel, und eine düstere verzweifelnde Stimmung bemächtigte sich seiner. In Wien wurde es ihm ganz unerträglich und er floh nach Linz, um dort seinen bleibenden Wohnsitz zu nehmen, aber auch dort sah er überall nur ein verworrenes Durcheinander.

„Ich bin", schrieb er (I. 151) am 25. Mai 1848 aus Linz an Gustav Heckenast, „ein Mann des Maßes und der Freiheit — beides ist jetzt leider gefährdet, und Viele meinen

die Freiheit erst recht zu gründen, wenn sie nur sehr weit von dem frühern Systeme abgehen, aber da kommen sie an das andere Ende der Freiheit. Nicht in der Alleingewalt, sondern in der Vertheilung liegt sie. So lange die Leidenschaft forthastet und nie genug gegen den Gegner gethan zu haben meint, ist meine Stimme nicht vernehmlich und sind Gründe nicht zugänglich. Deßhalb bin ich stumm, bis man Meinungen überhaupt sucht, nicht mehr bloß Meinungsgenossen. Das Wenige das ich mir durch mannigfaltige Staats- und Geschichtsstudien eigen gemacht habe, möchte ich gern als Gabe auf den Altar des Vaterlandes niederlegen, aber ich muß gestehen, daß entweder Vieles, was ich mir als Resultat aus den Geschichten und Verfassungen der Völker gezogen habe, falsch ist, oder daß vieles Andere, was jetzt praktisch oder theoretisch gilt, irrthümlich sei. Bis ich diesen Zwiespalt in meinem Innern ausgeglichen habe, muß ich ebenfalls das Urtheil aufschieben. Betrübend ist die Erscheinung, daß so Viele welche die Freiheit begehrt haben, nun selber von Despotengelüsten heimgesucht werden; es ist auch im Gange der Dinge natürlich: wer den Uebermuth Anderer früher ertragen mußte, wird, sobald er frei ist, nicht etwa gerecht, sondern nur seinerseits übermüthig; das ist der große Unterschied, aus Gehorsam gehorchen, oder aus Achtung vor dem Gesetze. Die früher bloß gehorsam waren, die werden nun willkürlich und möchten, daß man ihnen gehorsame; die ihrem innern eigenen Gesetze Genüge thaten, thun es auch jetzt und sind gerecht. Solche sind Männer der Freiheit, die andern müssen es erst werden. Erst, wenn die Anzahl Männer die sich selbst zügeln können und die ihnen im Uebermaße zuströmende Gewalt als Gleichgewicht in irgend eine andere Schale zu legen vermögen, sehr groß wird, ist das constitutionelle Leben fertig. Und das ist schwerer, als man denkt" . . . „Eine andere für den Menschenbeobachter merkwürdige Thatsache kommt auch jetzt zum Vorscheine: mancher Ehrenmann ist jetzt plötzlich von bösen

Leidenschaften und gierigen Gelüsten beherrscht — er war nämlich nie ein Ehrenmann, sondern seine Triebe waren bloß gehemmt, jetzt fühlt er den Damm weg, und sie strömen aus. Wer ein ächter innerer Ehrenmann war, ist es auch jetzt noch, ja, sein Gold hat Gelegenheit noch mehr zu leuchten als früher. Er gab sich auch im alten Systeme seine Gesetze selber, und diese bestehen noch. Darum ist die Freiheit allein der Probestein der Charaktere, und sie macht auch allein die großen Menschen möglich. Selbstbeherrschung bis zur Opferung des Lebens, Maß bis zur Verläugnung der heißesten Triebe ist nur in der Freiheit möglich; denn sonst kann es nur als Gebundenseyn, nicht als Selbstbestimmung vorliegen. Unter Manchen die ich kannte, sind die sprudelndsten Stürmer jetzt die, die früher die Schwächsten waren. Sie können eben sich selber nicht widerstehen. Das ist der Stoff zu Tyrannen. Der feste freie Mann läßt dem andern auch Festigkeit und Freiheit, ja, er achtet ihn nur, wenn er beides hat; seine Waffe ist gegen den Freien das Wort und der Grund, gegen den Angreifer das Schwert. Möge ein günstiger Gott alle unsere deutschen Männer segnen, daß sie bei so vielen herrlichen Eigenschaften unserm uralten Fehler der Uneinigkeit nicht wieder unterliegen, und die Ohnmacht des schönen Landes forterben. Möge Europa sich bald in der theils neu errungenen, theils schon länger bestandenen Freiheit festigen und ordnen — sonst gehen wir bei dem Auftauchen so vieler nicht meßbarer Gewalten einer düstern Zukunft entgegen."

„Könnte ich", sagte er (I. 178) im Jahre 1849, „Ihnen nur zum zehnten Theile schildern, was ich seit März 1848 gelitten habe. Als ich sah, welchen Gang die Dinge nahmen, bemächtigte sich meiner die tiefste und düsterste Niedergeschlagenheit um die Menschheit, ich folgte den Ereignissen mit einer Aufmerksamkeit und Ergriffenheit, die ich selber nie an mir vermuthet hatte. Als die Unvernunft, der hohle Enthusiasmus, dann die Schlechtigkeit, die Leerheit, und

möglich halten. Nun weiß man zwar nicht, daß Kinder d
waren, d. h. nur die Urkunden wiſſen nichts davon, üb
dieſe iſt man aber längſt hinaus, Kaspar Bruſch hinzeg
hat ſie ſelbſt, jedenfalls ein Paar Kinderleichen, geſehen u
betaſtet; Kunigunde muß alſo, nach 18jähriger Unfruchtbarkeit
in aller Eile noch ein paar Kinder, offenbar Zwillinge, w
zu einem zweimaligen Wochenbette die Zeit zu kurz war, h
die Welt geſetzt, und nach dem Tode ihres Mannes, d
wahrſcheinlich vor lauter Freude über die endliche Erfüllu
der ſo lange vergeblich gehegten Hoffnung Todes verblich
iſt, ohne weiters wieder umgebracht haben, die dann, a
wären ſie eines natürlichen Todes an einer damals zu Cul
bach und auf der Plaſſenburg graſſirenden Kinderkrankhe
dem Scharlach, den Maſern, dem Rachencroup, oder ſo
wie verſtorben, in allen Ehren in der Fürſtengruft zu Him
kron beigeſetzt wurden. Das konnte aber nicht ſo heimli
geſchehen, daß nicht eine plauderhafte Abigail die Gräuelth
ihrer gebietenden Frau, immer jedoch unter dem Siegel d
größten Verſchwiegenheit, einer guten Freundin oder ihr
Schatz vertraute, und ſo wurde das Geheimniß — es iſt u
glaublich aber wahr — volle zweihundert Jahre, von 13
bis 1552, gehütet, bis zuletzt ein plauderhafter Kirchn
Sakriſtan oder ſonſtiger Cuſtode es unſerm Kaspar Bruſ
verrieth, und nun weiß es die Welt. Nun dauerte die u
bedingte Gläubigkeit etwa bis in die zweite Hälfte des 1
Jahrhunderts, worauf die Reaktion und Kritik anfing, ſo da
man zuletzt Alles, Spuk, Kindermord, Liebeshandel in d
hiſtoriſche Rumpelkammer, d. h. in das Gebiet der Sage g
worfen hat. Hierin geht man aber, meint Hr. Conſiſtorial
Rath Kraußold, zu weit; an den Spuk zu glauben, verwe
uns zwar unſere moderne Aufklärung, obgleich, unter u
geſagt, Jeder es damit halten kann, wie es ihm ſein Lok
gewiſſen erlaubt, aber warum man an den Kindermord u
an die Veranlaſſung deſſelben, die Liebe der Gräfin Kunigun
zu dem ſchönen Albrecht nicht glauben ſollte, das ſei nic

jetzt Freiheit ist, ein Recht zu haben wähnt hervorzubrechen; ja, nicht bloß hervorzubrechen, sondern zu terrorisiren. Das Thier kennt nicht Vergleich mit dem Gegner, sondern nur dessen Vernichtung. Sind diese Menschen frei? fragte ich oft. Früher lag der Stein der Polizei auf ihren Lastern, jetzt treten dieselben auf, und die Besitzer werden von ihnen zerrissen" . . . „Krankheit wäre ein Labsal gewesen in Vergleich mit diesen Seelenleiden. Jetzt, wo wenigstens äußere Ruhe ist, lebe ich sehr zurückgezogen, arbeite sehr viel, und lebe von meiner eigenen inneren Gestalt."

Fortwährend quälte ihn dabei das Bewußtseyn, daß das deutsche Volk so tief herabgekommen. Nachdem er einmal Nürnberg besucht, schrieb er: „Nürnberg hat auf mich einen ungeheuren Eindruck gemacht, ich ging nach meiner Ankunft in der Stadt herum, bis es finster wurde, und kam völlig berauscht nach Hause. Das ganze Ding war mir feenhaft, ich war wie eine Gestalt auf einem Albrecht Dürer'schen Bilde. Nürnberg ist die schönste Stadt die ich je gesehen habe, sie ist in ihrer Ganzheit ein wahrhaftiges Kunstwerk. Die Zierlichkeit, Heiterkeit und Reinheit dieser mannigfaltigsten Schönheitslinien füllte mich mit den wohlthuendsten Empfindungen. Was ist unser Volk für ein herrliches Volk gewesen, und was ist es jetzt! Wie schal, wie kindisch sind seine jetzigen Anläufe fast in allen Dingen, nur einzelnes Riesenhaftes ragt noch empor, während früher fast Alles riesig war" (III. 154).

Nach den Stürmen des Jahres 1848 trat Stifter eine öffentliche Staatsstelle im Unterrichtsfache an, ergriffen von der Sehnsucht, „die da sagt: Lasset die Kleinen zu mir kommen; denn durch die, wenn der Staat ihre Erziehung und Menschwerdung in erleuchtete Hände legt, kann allein die Vernunft, die Freiheit gegründet werden, sonst ewig nie!" „Ich möchte recht gerne", schrieb er (I. 174) am 6. März 1849, „in Unterrichtssachen arbeiten, es ist eine Einleitung angebahnt, aber die Sache ist noch nicht recht im Reinen.

Meine Pläne ſind nicht flicken, ſondern organiſch belebend und beſeelend zu erzeugen — dazu muß noch die Zeit kommen: vor dem Baue des Geiſtigen muß erſt das Leibliche einmal beſtehen. Dann kommt die Zeit gewiß. Viele Menſchen in Wien kennen mich, manche Stimmen nennen mich, und wenn der Boden ſo iſt, daß ein Samenkorn ſittliche Früchte bringen kann, dann werde ich gewiß redlich dazu arbeiten helfen. Daß ich keinen Ehrgeiz habe, ſo weit werden Sie mich kennen (ich hätte ſonſt wohl ſchon irgendwo zugetappt), aber daß ich einen Thatengeiz hätte, d. h. die menſchliche Bildung weſentlich fördern möchte, das wiſſen Sie auch. Mein Gott, ich gäbe gern mein Blut her, wenn ich die Menſchheit mit einem Rucke auf die Stufe ſittlicher Schönheit heben könnte, auf der ich ſie wünſchte. Unter einem Miniſter arbeiten, der die Weite und Größe rein menſchlichen Blickes hätte, der mit einfacher Formel die große Menſchheit zuſammenfaßt und ſie als Endziel der einzelnen Strebungen hinſtellt, welche Seligkeit!“

Im Jahre 1850 übernahm er als Schulrath die Inſpektion der Volksſchulen in Oberöſterreich, und das Amt, das er nun verwalten ſollte (erörtert Aprent S. XL), ſchien in der That Raum für ein tiefgreifendes Wirken zu geben und wie eigens für ihn gemacht. Der Schulrath hatte bei der oberſten politiſchen Landesſtelle die Intereſſen der Schule zu vertreten, er hatte die ſämmtlichen Volksſchulen des Landes zu überwachen, ſich von Zeit zu Zeit perſönlich von dem Zuſtande derſelben zu überzeugen, Bericht zu erſtatten und Vorſchläge zu machen, um Mängel und Unzukömmlichkeiten abzuſtellen. Stifter faßte die Sache mit Ernſt und Eifer an. Zunächſt wandte er ſeine Aufmerkſamkeit den äußern Bedingungen zu, von denen der Unterrichtserfolg zum großen Theil abhängt. Zu dieſen gehörten insbeſondere auch die Schulhäuſer, die ſich bei ſeinem Amtsantritte mitunter in einem wahrhaft kläglichen Zuſtande befanden. Zur Veranſchaulichung möge eine Stelle dienen, die

Blutſchuld Kunigundens für ein Märchen. Hr. Conſiſtorial-Rath Kraußold ſtimmt der jugendlichen Anſicht Dorfmüller's, gegenüber der von dem gereiften Manne ausgeſprochenen, vollkommen bei, behauptet, es ſei kein Widerſpruch mehr vorhanden, und glaubt den Beweis dafür gegeben zu haben. Dieſen Beweis wird man in der nun beſprochenen Schrift ſchwerlich finden und man muß im Intereſſe der geſchichtlichen Wahrheit wünſchen, daß er ſich ſtatt der früheren Meinung Dorfmüller's an die ſpätere angeſchloſſen hätte.

XX.

Zeitläufe.

Der norddeutſche Bundeskanzler und die Diplomatie des Kriegs.

Die zwei letzten Kriege ſind Gewitterſtürmen gleich raſch vorübergezogen am politiſchen Horizont, ſie blieben lokaliſirt bei ruhigem Zuſchauen der andern Mächte, und die Welt hatte ſich ſchon an den Gedanken gewöhnt, daß Kriege von irgendwie längerer Dauer heutzutage gar nicht mehr möglich ſeien. Dießmal aber ſcheint es anders werden zu wollen, es müßte denn nur das Uebermaß des ſocialen Verderbens der Politik ein verzweifeltes Halt gebieten. Beide Kriegsherren haben ihre Völker vorbereitet auf ſchwere und langwierige Prüfungen; der Imperator hat den bevorſtehenden Kampf als einen „langandauernden und peinlichen“ bezeichnet, und ganz ähnlich hat ſich der König von Preußen ausgeſprochen. Man ſieht den Erklärungen der beiden Herrſcher unſchwer an, daß und warum ſie ſelber ihren Streit als einen Kampf auf Leben und Tod betrachten, der fortgeführt werden muß bis

im Staate. Wir sprachen weiter über die Sache, der Fürst stimmte mir bei und fragte mich endlich: „Aber woher wollen Sie das Geld zur Ausführung Ihrer Pläne nehmen?“ Ich erwiderte: „Das weiß ich nicht, aber das weiß ich, daß die Staaten, um mit all den Schäden zurechtzukommen, die aus unzulänglicher Volkserziehung entspringen, mehr Geld ausgeben, als wenn gleich die Volkserziehung recht eingerichtet würde. Den Entgang an Blüthe und Macht haben sie noch obendrein. Wer die Bestimmung der Menschheit auf dieser Erde nicht in einen ewigen blinden Wechsel von Tugend und Laster, von Recht und Gewalt, von Emporsteigen und Niedersinken setzt, sondern wer glaubt, daß sie sich entwickeln solle, wie Alles sich entwickelt, der wird überzeugt seyn, daß einer der wichtigsten Faktoren in dieser Entwicklung, die Volkserziehung, nicht auf demselben Punkte beharren könne und unausgesetzt die höchste Beachtung der Staatsmänner verdiene.“ In gleichem Sinne schrieb er (I. 176) am 26. April 1849 an Türk: „Ich habe oft Tage, wo mir das Herz brechen möchte. Jetzt nimmt man allerlei Anläufe, aber das oberste Princip steht noch nirgends fest, daß nämlich Erziehung die erste und heiligste Pflicht des Staates ist; denn darum haben wir ja den Staat, daß wir in ihm Menschen seien, und darum muß er uns zu Menschen machen, daß er Staatsbürger habe und ein Staat sei, keine Strafanstalt, in der man immer Kanonen braucht, daß die wilden Thiere nicht losbrechen.“

Mit jugendlicher Begeisterung hatte er sein Amt ergriffen, aber schon in wenigen Jahren schwand ihm aller Muth, da nichts von allem dem, was er für die innere Hebung des österreichischen Volksschulwesens in Vorschlag brachte, Berücksichtigung fand. Beschränktheit, Starrsinn und Leidenschaftlichkeit, sagt Aprent, vereitelten seine besten Absichten, seine Berichte und Vorschläge wurden unbeachtet bei Seite gelegt, und er sah sich zuletzt einzig darauf angewiesen „Maßregeln“ zur Ausführung zu bringen, ein Geschäft, zu

dem er doch eigentlich am wenigsten geschickt war. So ward ihm das Amt eine erdrückende Last; seine Briefe sind voll der bittersten Klagen und der schwersten Anklagen, und immer drängender wird der Ruf nach Erlösung.

„Lieber, theuerster Freund", schrieb er (II. 52) im Jahre 1854 an Gustav Heckenast, „wenn Sie nur wüßten, wie mir ist. Durch das Heu, den Häckerling, die Schuhnägel, die Glasscherben, das Sohlenleder, die Korkstöpsel und Besenstiele, die in meinem Kopfe sind, arbeitet sich oft ein leuchtender Strahl durch, der all' das Wüste wegdrängen und einen klaren Tempel machen will, in welchem ruhige große Götter stehen; aber wenn ich dann in meine Amtsstube trete, stehen wieder Körbe voll von jenen Dingen für mich bereitet, die ich mir in das Haupt laden muß. Dieß ist das Elend, nicht die wirkliche Zeit, die mir das Amt nimmt. Könnte ich diese Zeit verschlafen, oder die Amtsdinge ohne Theilnahme des Herzens abthun, zu welch' schönem Grad der Ruhe es viele Beamte bringen, so hätte meine Dichtkunst nichts verloren; aber das ist's, wenn eine Kirche zur Scheuer gemacht wird, so steht ihr das Predigen in ihr übel. Ich glaube, daß sich die Dinge an mir versündigen. Sie wissen, daß ich nicht eitel auf meine Arbeiten bin, Sie wissen am besten zu sagen, wie wenig ich mir genug thun kann, wie ich immer ausbessere (Sie leiden ja sogar darunter), und wie unzufrieden ich am Ende doch wieder bin; aber manchmal ist mir — Sie werden es nicht mißdeuten und als Stolz auslegen, Ihnen kann ich es sagen — manchmal ist mir, ich könnte Meisterhaftes machen, was für alle Zeiten dauern und neben dem Größten bestehen kann, es ist ein tiefer heiliger Drang in mir, dazu zu gehen — — aber da ist äußerlich nicht die Ruhe, die kleinen Dinge schreien d'rein, ihnen muß von Amtswegen und auf Befehl der Menschen die sie für wichtig halten, abgewartet werden, und das Große ist dahin. Glücklich die Menschen die diesen Schmerz nicht kennen! und doch auch unglücklich, sie kennen

daß zu den bezeichneten Zeitperioden und in der angegebenen Richtung zwiſchen dem Grafen Bismark und der vertrauten Diplomatie Napoleons III. Verhandlungen ſtattgefunden haben: kann heute kein Zweifel mehr beſtehen. Die von dem Bundeskanzler ſelbſt veranlaßten Enthüllungen, insbeſondere ſeine eigene Circulardepeſche von 29. Juli, erzählen alles Das bis in's kleinſte Detail. Insbeſondere bemerkt die genannte Depeſche: ſchon vor 1862 ſeien die franzöſiſchen Abſichten, Belgien und die Rheingrenze mit dem preußiſchen Beiſtande zu erwerben, an ihn, den Herrn von Bismark, herangetreten; da aber dieſe Mittheilungen „rein perſönlicher Natur" geweſen ſeien, ſo glaube er jetzt nichts weiter darüber ſagen zu ſollen. Ebenſo bemerkt der illuſtre Verfaſſer ſelber: dieſe Tendenzen der franzöſiſchen Regierung hätten ſich zunächſt in der Haltung erkennbar gemacht, „welche Frankreich in dem deutſch-däniſchen Streite zu unſern Gunſten beobachtet hat", und ebenſo habe die franzöſiſche Verſtimmung über den Vertrag von Gaſtein damit zuſammengehangen. Das wäre ſomit das Thatſächliche.

Unentſchieden iſt nur die große Frage, wer die Initiative zu derlei Anerbietungen ergriffen habe, von wem die fraglichen Pläne zur Umänderung der Karte Europa's überhaupt und Mitteleuropa's insbeſondere aufgeſtellt und warm gehalten worden ſind bis nach der Kataſtrophe von 1866.

Ueber dieſe Frage hat ſich vor der erſtaunten Welt ein nie dageweſenes Schauſpiel zwiſchen den zwei ſtreitenden Mächten und ihrer Diplomatie entwickelt. Graf Bismark behauptet: das franzöſiſche Kabinet ſei ſeit 1864, zwiſchen Verſprechungen und Drohungen wechſelnd, ohne Unterbrechung bemüht geweſen Preußen für die gedachten Beſtrebungen zu gewinnen; er aber habe es im Intereſſe des Friedens für nützlich gehalten, den franzöſiſchen Staatsmännern die ihnen eigenthümlichen Illuſionen ſolange zu belaſſen, als dieſes, ohne irgendwelche auch nur mündliche Zuſage zu machen, möglich ſeyn würde. Der franzöſiſche Miniſter da

wenn ich über ein Amt klage, um das sie mich beneiden, wahrhaftig für verrückt."

„Fünf Jahre", schrieb er (II. 132) im Jahre 1856, „habe ich ohne Entgeld für die Realschule nach besten Kräften gesorgt (mein nächster Chef, unser Statthalter, hat es sehr warm anerkannt), und im sechsten wird mir die Inspektion abgenommen. Weniger die persönliche Kränkung, viel mehr der Gedanke, daß man so schnell und so leichthin in der wichtigen Sache des Unterrichtes verfährt, ist tief in meine Seele gedrungen. Ich nehme es vielleicht zu ernst, wer weiß, ob nicht solche Dinge sehr häufig im Staatsleben vorkommen, und von ihm unzertrennlich sind." — „Ich erlabe mich sogar oft", sagt er ein andermal (III. 49), „besonders an dem Lehrstande, der mir noch am besten in meinen Bestrebungen entgegenkommt, und der mir Liebe und Neigung zeigt. Es sind sehr viele sehr achtbare Männer darunter, und auch solche die sonst Bedeutung haben. Aber wenn zum tiefen Bildungsgrade auch noch tiefer Stand der Menschlichkeit kommt, und Bosheit und Selbstsucht, dann ist es sehr bitter, und ich habe solche Früchte zu kosten. Das Uebelste aber ist, wenn von gar so vielen Seiten durch Unverstand, durch Selbstsucht, durch Bequemlichkeit und Schlendrian, und ich muß noch Wohldienerei hinzufügen, das Gute und Heilsame gehemmt oder gar vernichtet wird, wenn so die äußersten Anstrengungen vergeblich werden, das frißt in die tiefste Seele hinein, und ich habe solche Dinge zu erfahren."

Und zu all' diesen trüben Erfahrungen und zu mancherlei Trauerfällen in der Familie gesellte sich immer wieder die Trauer über den Gang der öffentlichen Dinge in Deutschland. „Deutschland, das Land meiner Liebe und meines Stolzes", klagte er (II. 265) zur Zeit des italienischen Krieges von 1859, „betrübt mich tief. Es sollte nicht eine Stimme in demselben geben, welche nicht mit Entrüstung gegen Lüge und Unrecht spricht, es sollte nicht ein Arm

seyn, der sich nicht dagegen erhebt. Recht und Sitte ist das Höchste der Welt, und wie nach meiner Meinung das deutsche Volk das erste an Geist und Seele ist, sollte es stets an der Spitze stehen von Recht und Sitte, und die Leiter des Volkes, sowie sie die höchste Macht haben, sollten auch die höchsten seyn in Wahrung von Recht und Sitte. Wären sie es bei allen Völkern der Welt, dann stünden sie unerschütterlich, dann wäre der Krieg unmöglich, und der Mensch dürfte ohne Erröthen sich das Beiwort vernünftig beilegen lassen. Jenes Scheusal Krieg aber, wenn es so leichtfertig erhoben werden kann, macht, daß man mit Scham sein Haupt vor der Menschheit, die sich vernünftig schilt, verhüllen möchte. Europa hat mich in der letzten Zeit angeeckelt, und dieß Europa steht an Gesittung an der Spitze der Welt. Gebt ihr vor, sage ich, daß Vertheilung von Regieren und Macht nicht geordnet ist, so erzieht das menschliche Geschlecht, welche Erziehung eure Pflicht ist, und das Widrige wird sich regeln, was ihr jetzt mit Zank und Gewalt zusammenfügt oder zerreißt, wie eben die Leidenschaft eingibt. Und Deutschland — soll es denn, das an der Spitze der Welt mit Geist und Macht stehen könnte, dem Götterbilde Hellas gleichend, dem es wirklich gleicht an Tiefsinn, Jugendwärme, Hochherzigkeit und Schwärmerei, soll es ihm auch darin gleichen, daß das Bild zerschellt an der Uneinigkeit seiner Glieder? Es wäre entsetzlich. Wenn Germanenthum die Kleinode der Menschheit: Sitte, Recht, Familie, Männlichkeit nicht mehr hütet — was soll dann geschehen? Die sich die Erzieher der Menschen brüsten, sind selber nie erzogen gewesen — die einst Großes in Schönheit und Adel geleistet, sind verkommen, und andere, durch Jahrtausende in Barbarei gewesen, lassen das baldige Ende derselben und das Entstehen ihres Gegentheiles nicht so bald hoffen. Was soll geschehen? Wer die Verhältnisse der Menschheit im Großen und nach der einzigen Richtschnur die Gott gegeben, nach dem Gewissen sieht, der wird unpraktisch oder doktrinär, Idealist ꝛc. genannt, da die andern

ſchwach, ſelbſtſüchtig und meiſt auch thöricht ſind, und meinen, durch Pfiffe ſei man ein gemachter Mann."

„In dieſer düſteren Zeit", ſchrieb er (III. 258) nach dem Kriege von 1866 ſeinem Freunde J. Türk, „wo Recht der Anmaßung unterlegen iſt, und durch Selbſtverſchuldung unterlegen iſt, wo es einem oft bange wird, ob denn noch das Gute gelte oder nicht, thut Freundeswort und Freundestreue doppelt wohl, und müſſen wir über deutſche ja europäiſche Zuſtände trauern, ſo bleibt doch noch der Anſchluß an gute und rechtliche Menſchen und die Freude an ihnen. Sonſt wären wohl die ſelig zu preiſen, die geſtorben ſind, ehe ſie geſehen haben was geſchehen iſt. Und ſo laſſe uns die Hände feſt in einander halten und zu einander ſagen: „„Wir ſind doch noch von dem alten Schlage."" Vielleicht reicht unſere Lebensſpanne noch hin, auch die Vergeltung zu ſehen. Denke an Göthe's Verſe:

Ich bin ein Theil von jener Kraft,
Die ſtets das Böſe will und ſtets das Gute ſchafft.

„Preußen riß Deutſchland an ſich, vielleicht reißt es einmal das ganze an ſich, dann wächst Deutſchthum dem Preußenthum über das Haupt, es entſteht erſt recht ein Deutſchland, in welchem es auch eine Mark Brandenburg gibt. Wie es ſei — Gott waltet gerecht, und Europa iſt ſo leichtfertig geworden, daß es einer Züchtigung bedurfte, und die Züchtigung iſt noch nicht aus." „Uns hat der Schlag überraſcht und betäubt", ſagte er (vergl. Bd. 1, LXIV) nach dem für Oeſterreich verhängnißvollen Ausgang des Feldzugs zu einem Freunde, „weil wir die Sachlage vor Ausbruch des Krieges nicht kannten. Aber darum iſt es doch weder blinder Zufall noch ein dunkles Verhängniß, ſondern was geſchah, ergab ſich wie das Produkt aus ſeinen Faktoren. Wer die Verhältniſſe bei Beginn des Feldzuges kannte, mußte die Kataſtrophe vorausſehen. Wo die Bedingungen fehlen, daß etwas werde, da wird auch nichts."

Aber was immer ſich auch in ſeinem perſönlichen und

trag ſicherte die Unabhängigkeit Süddeutſchlands. Dieß paßte aber durchaus nicht in den Kram der preußiſchen Oberherrſchaft. Durch eine oder die andere Form, durch ein Mittel oder das andere mußte jene Klauſel zum todten Buchſtaben gemacht werden, welche durch die Mainlinie den Norden von dem Süden trennte. Die Forderungen Frankreichs, welche mit einer gewiſſen Façon zur Kenntniß der Südſtaaten gebracht wurden, waren für den geſchickten und nur in geringem Grade gewiſſenhaften Miniſter ein wahrer Schatz. Er ſpiegelte den ſüddeutſchen Fürſten das drohende Schreckbild des franzöſiſchen Ehrgeizes vor, ſchob ſogar die angebliche Forderung von Mainz und der Pfalz, nachdem er ſelbſt beide Provinzen bezeichnet hatte — in den Vordergrund, um dadurch Bayern, Württemberg, Baden und Darmſtadt zu erſchrecken und ihnen jene Militärconvention abzupreſſen, welche der erſte und auch große Schritt zu einem Aufgehen in Preußen iſt."

„Wir haben bereits geſagt, daß Herr von Bismark Ende Auguſt 1866 Luxemburg angeboten hatte. Die kaiſerliche Regierung lehnte ohne irgendwelche Angabe eines Grundes ab. Schien ihr das Anerbieten lächerlich oder begann ſie gegen den preußiſchen Miniſter mißtrauiſch zu werden? Es läßt ſich annehmen, daß ſie beide Gefühle zu gleicher Zeit empfand. Dieſe Zurückhaltung Frankreichs veranlaßte Herrn von Bismark zum Nachdenken. Er wurde unruhig, denn trotz des glücklichen Ausgangs des Feldzugs war er doch nicht in der Lage mit Frankreich zu brechen. Sein fruchtbares Genie ließ nun einen Gedanken in ihm reifen, von welchem er ſich Wunder verſprach. Er glaubte mit einem Male, alle ehrgeizigen Pläne der kaiſerlichen Regierung und der franzöſiſchen Nation zu übertreffen."

„In der erſten Oktober-Hälfte ließ nun Herr von Bismark den ſorgfältig geprüften Plan eines Schutz- und Trutzbündniſſes zwiſchen Frankreich, Preußen und Italien in den Tuilerien übergeben. Frankreich ſollte nicht nur allein Luxemburg mit ſeinen 300,000 Einwohnern, ſondern auch noch dazu Belgien haben, jedoch mit Ausſchluß von Antwerpen, welches eine freie und neutrale Stadt werden ſollte.

Italien ſollte Illyrien und Trentin erhalten, Preußen die ganze Nordküſte, das gegenwärtige Holland."

Von einem Vorſchlage wie der zuletzt bezeichnete, iſt nun in den Enthüllungen der beiden Mächte bis jetzt nirgends die Rede geweſen. Ein Beweis, daß er überhaupt nicht exiſtirt hat, liegt hierin allerdings noch nicht; die Bismark'ſche Erzählung enthält überhaupt manche Lücken die ganz augenſcheinlich ſind, und eigentlich geſtehen beide Kabinete zu, daß ſie noch Manches ſagen könnten, wenn ſie wollten. Daß namentlich Preußen in dem gegenwärtigen Moment einen Vorſchlag wie den gedachten nicht gerne beſprochen ſehen möchte, verſteht ſich ſchon aus der einfachſten Rückſicht auf die Neutralen, insbeſondere auf Oeſterreich und England. Weil ſomit von einem derartigen Vorſchlag bloß durch den Enthüller der „diplomatiſchen Geheimniſſe" bis jetzt Erwähnung geſchah, ſo wollen wir auch das eingehende Räſonnement das er daran knüpft, nicht wiedergeben, ſondern nur noch die Worte anführen, womit er ſeinen Bericht ſchließt: „Wie wurde aber dieſer Vorſchlag einer Umgeſtaltung Europa's in den Tuilerien aufgenommen? Er wurde mit abſoluter Gleichgültigkeit behandelt. Herr von Bismark hatte Jedermann die Augen geöffnet. Ein Zweifel über den Werth und die Eigenſchaft ſeiner Zuſagen war nicht mehr möglich. Die kaiſerliche Regierung gab auf den Vorſchlag durchaus keine Antwort. Immerhin aber und mit vollem Rechte beunruhigte ſie dieſer unerſättliche Ehrgeiz, der keine Grenzen und kein Gewiſſen kennt. Die franzöſiſche Regierung ſcheint auf ihrer Hut, und trotz aller Liebäugeleien Bismarks während ſeiner letzten Anweſenheit in Paris dürfte er ganz gut wiſſen, wie viel Uhr es für ſeine Pläne geſchlagen hat."

Vergleicht man nun dieſe Mittheilungen mit den Angaben, welche Graf Bismark in ſeiner Depeſche vom 29. Juli ſelber macht, ſo ſtimmen dieſelben in auffallender Weiſe, z. B. auch in Bezug auf Mainz, natürlich immer mit dem Unterſchiede daß der Bundeskanzler die Schuld an der Verſchwörung

gegen die friedlichen Rechtszuſtände Europa's einzig und allein dem franzöſiſchen Theile zuſchiebt. Er widerſpricht namentlich auch der Behauptung des auswärtigen Amts in Paris, daß der Imperator von allen dieſen Schacherplänen nichts gewußt oder die fraglichen Anerbietungen ohne weiters abgelehnt habe. Jedenfalls dürfte es aber *nach* der Zeit wo die Verhandlungen mit dem König von Holland wegen des Ankaufs von Luxemburg ſcheiterten, oder in dem concreten Falle des „Benedetti'ſchen Manuſcripts" — ſo benennt der Bundeskanzler ſelbſt dieſes Dokument — allerdings ſo geweſen ſeyn, wie die franzöſiſchen Miniſter behaupten.

Graf Bismark hat ſelber veranlaßt, daß das „Benedetti'ſche Manuſcript" an die „Times" mitgetheilt wurde: ſo wollte er den Imperator in ſeiner ganzen Verworfenheit vor Europa entlarven. Iſt aber das Dokument nicht zugleich ein ſchlagender Beweis von der kameradſchaftlichen Intimität zwiſchen dem Bundeskanzler und dem corſiſchen Diplomaten, der in aller Welt bekannt war wegen ſeines revolutionären Genie's und ſeiner altbewährten italieniſch-preußiſchen Sympathien? Graf Bismark beſtätigt ſelber, daß *er* eigentlich dem Herrn Benedetti jenen Vertragsentwurf, wodurch ganz Kleindeutſchland um den Preis von Luxemburg und Belgien an Preußen ausgeliefert werden ſollte, in die Feder diktirt habe; er geſteht unumwunden, daß Benedetti mit ihm wiederholt darüber verhandelt habe, und zwar „unter Modificirung von Textſtellen die ich monirte"; er gibt ſogar die Correkturen an die Benedetti, auf ſeine (des Bundeskanzlers) Bemerkungen hin, in den Artikeln I und II angebracht habe. Aber bei allem Dem, behauptet Graf Bismark, habe er die franzöſiſche Diplomatie nur geſoppt und foppen wollen: „Ich verhandelte dilatoriſch, ohne meinerſeits jemals auch nur ein Verſprechen zu machen." Das miniſterielle Organ in Berlin drückt ſich noch präciſer aus: der „deutſche Miniſter" habe eben mit ſolcher Politik die franzöſiſche Diplomatie „amüſirt und ſie ſolange in ihrem angenehmen Wahn gelaſſen, als

dieſes Amuſement zur Verlängerung der Periode des Friedens nützlich erſchien."

Ob nun ſo lange Jahre hindurch und unter den bekannten Umſtänden ein ſolches Spiel auch der „bornirteſten Diplomatie"*) der Welt gegenüber denkbar ſei, das ſoll hier nicht unterſucht werden. Es iſt ja bekannt, daß in derſelben Zeit Graf Bismark ſich wiederholt nach Paris und Biarritz begab und der König von Preußen ſelber dort ſeinen Beſuch gemacht hat. Jedenfalls läßt der Herr Bundeskanzler die Eine und gerade die wichtigſte Frage, welche hier einſchlägt, unbeantwortet; die Frage nämlich, was aus den eingeſtandenen Verhandlungen mit Frankreich, was insbeſondere aus dem nun publicirten Vertragsentwurf „vom Mai 1866" dann geworden wäre, wenn Preußen innerhalb der ſtipulirten „30 Tage" gegen Oeſterreich den Kürzeren gezogen hätte und der franzöſiſchen Hilfe bedürftig geworden wäre, wenigſtens der bewaffneten Mediation Frankreichs? Das möchten wir wiſſen.

Seinem raſchen Sieg in Böhmen hat Preußen es verdankt, daß außer der franzöſiſchen Neutralität, welche die vollſtändige Entblößung der weſtlichen Grenzen von allen Militärkräften erlaubte, ein weiterer Beiſtand von Seite Frankreichs nicht nöthig war. Wäre es aber anders gekommen, hätte Graf Bismark dann auch als „deutſcher Miniſter", für den gewiſſe Transaktionen eine Unmöglichkeit ſeien, geſprochen, hätte er dann nicht angefangen — oder hatte er vielmehr nicht ſchon angefangen — als Miniſter der preußiſchen Großmacht zu ſprechen? Darauf kommt Alles an.

Ich meinerſeits habe mich über die öſterreichiſche Kataſtrophe von 1866 mit dem Einen Gedanken leichter beruhigt, daß andern Falls für Deutſchland die Kriſis noch unglück-

*) So drückt ſich die „Nordd. Allg. Zeitung" über den ſonſt gefeierten Herrn Benedetti ꝛc. jetzt aus.

licher ausgefallen wäre, indem dann ohne weiters der Imperator sich eingemischt und gemäß dem Entwurf des Schutz- und Trutzbündnisses vom „Mai 1866“ beiden deutschen Mächten die Bedingungen vorgeschrieben hätte. Hätte Graf Bismark sich immer und allzeit, wie er jetzt vorgibt, als „deutscher Minister“ gefühlt, dann hätte es überhaupt zu so compromittirenden Vertraulichkeiten mit einer Macht wie Frankreich gar nie kommen können. Nur einem preußischen Minister, der die Vergrößerung seines Staats um jeden Preis anstrebte — war es möglich den französischen Imperator und dessen Diplomatie zu einem vertrauten Verkehre solcher Art zu ermuthigen und lange Jahre hindurch „über die gemachten Zumuthungen zu schweigen“, wie Graf Bismark sich jetzt ausdrückt.

Der französische Imperator ist ja doch nicht erst seit Mitte Juli 1870 der „blutbefleckte Heuchler“ geworden, gegen den unsere Liberalen jetzt schäumen, während sie ihm 1859 und 1866 zugejubelt haben. Die verführerischen Absichten und Künste des verderblichen Mannes mußten ja jedem deutschen Staatsmanne bekannt seyn, der ihm nahte. Warum hat sich Hr. von Bismark trotzdem so beflissen in seine Nähe und in die Nähe seiner Creaturen gedrängt; warum hat er nicht abgebrochen, als zum erstenmale die das deutsche Nationalgefühl empörenden „Zumuthungen“ hervortraten; warum hat er den Verkehr anstatt dessen nur um so eifriger gesucht?

Solche Fragen müssen sich nothwendig jedem Unbefangenen aufdrängen. Es ist bekannt, welche Antwort der Kaiser von Oesterreich in Villafranca gab, als der Imperator ihm persönlich Anerbietungen gegen Preußen machte. Franz Joseph sagte: „Ich bin ein deutscher Fürst“, und damit waren die Vertraulichkeiten des Versuchers mit Einem Male abgeschnitten. Die „Kreuzzeitung“ selbst hatte damals kurz vorher einen ähnlichen Zug aus der Mittheilung eines Augenzeugen erzählt, welcher dem Herrn von Bismark wahrlich nicht zur Lehre gedient hat:

„Zur Zeit der größten Spannung Oesterreichs und Preußens, irre ich nicht im Herbste 1850, machte Hr. von Persigny im Auftrage seines Herrn (des damaligen Prinzpräsidenten) eine Kunstreise durch Deutschland und brachte in Berlin einen Mittag bei Herrn von Prokesch (dem österreichischen Gesandten) zu. Nach Tisch traten sie in eine Fensternische und unterhielten sich längere Zeit angelegentlichst, als plötzlich Prokesch mit den Worten zurücksprang: mais ce serait une infamie! worauf Persigny sehr aufgeregt das Zimmer verließ. Was war geschehen? Hr. von Persigny hatte sich im Auftrag Louis Napoleons erboten zur Demüthigung Preußens Oesterreich jede Truppenzahl zur Disposition zu stellen, worauf Prokesch, der allerdings kein Freund Preußens war, dem Persigny mit dürren Worten erklärte: der erste französische Soldat Preußen gegenüber würde die ganze österreichische Armee an die Seite der Preußen herbeirufen. Prokesch sagte dem Schreiber dieses: „Ich zweifle nicht, daß dieser Mensch nun sogleich mit der entgegengesetzten Offerte zum Herrn von Manteuffel (damaligem Minister) gegangen; aber um so besser, denn sicherlich wird er von diesem dasselbe zu hören bekommen, was ich ihm gesagt: daß Frankreich gegenüber Oesterreich und Preußen nur Ein Interesse kennen, das deutsche“ *).

Seit dem Jahre 1866 lesen sich solche Erinnerungen freilich wie Märchen aus tausend und Einer Nacht. Es ist aber auch bekannt, und es leuchtet selbst aus den vorliegenden Enthüllungen, insbesondere aus den französischen, hervor, welche gewaltigen Anstrengungen es den kühnen Minister gekostet hat, bis es ihm gelang den preußischen Hof in die von ihm gezogenen Bahnen hineinzubringen oder eigentlich hineinzuzwingen. Namentlich in der Erklärung Benedetti's werden die „persönlichen Ideen“ des Grafen betont von denen der König, wie es scheine, nichts wissen wolle. Diese Ideen haben den Bruderkrieg von 1866 herbeigeführt und als die unvermeidliche Fortsetzung desselben das grausige Völkerwürgen von heute.

*) Jürgens a. a. O. S. 47.

Daß man ſich indeß auch auf das pflichtſchuldige Gedächtniß der Berliner Diplomatie nicht in allen Stücken verlaſſen kann, davon hat ſie ſchon in Bezug auf die unmittelbare Veranlaſſung des Kriegs einen auffallenden Beweis geliefert. Als der franzöſiſche Miniſter in ſeiner Circular-Depeſche vom 21. Juli die Thatſache hervorhob, daß Frankreich ſchon im März 1869 zu Berlin Proteſt eingelegt habe gegen die ſpaniſche Candidatur eines Hohenzollern'ſchen Prinzen: da antwortete man in Berlin mit einer in heftige Formen gefaßten Abläugnung. Sofort veröffentlichte Gramont eine neue Depeſche und in derſelben einen Bericht Benedetti's vom 31. März 1869, dem gegenüber ſich nicht mehr läugnen ließ, daß Frankreich ſchon damals ernſtliche Vorſtellungen erhoben hatte gegen die Berufung eines Hohenzollern auf den ſpaniſchen Thron. Es iſt keine Frage, daß die unſeligen Vorgänge zu Ems im Licht dieſer Thatſache ein gar eigenes Geſicht annahmen. Vielleicht in der Abſicht den mißlichen Eindruck ſofort zu verwiſchen, jedenfalls gleich nachher, hat Graf Bismark mit ſeinen Enthüllungen zunächſt in der „Times" begonnen.

Gladſtone hat deren Inhalt im engliſchen Parlament als „erſtaunlich bis zum Unglaublichen" bezeichnet. War das ſein Ernſt? Dann müßte die engliſche Diplomatie in der That ſeit 1862 ſehr unſchuldige Jahre verlebt haben. Für andere Kabinete, namentlich für das Wiener, können die Enthüllungen unmöglich viel des Neuen gebracht haben. Graf Bismark rechnete wohl auf einen für Frankreich eminent ungünſtigen Eindruck bei den neutralen Höfen; ſoweit aber jetzt das Material vorliegt, dürfte kaum ein wahrhaft Neutraler anders urtheilen, als daß die zwei verhandelnden Parteien einander vollkommen werth und würdig waren. Doch nicht ohne den Unterſchied, daß von dem Napoleoniden ſich von Haus aus nichts Anderes erwarten ließ, daß aber von einem „deutſchen Miniſter" allerdings etwas ganz Anderes hätte erwartet werden müſſen.

gegeben. Von 1856 bis 1868 wurden 6994 Gesellschaften gegründet, wovon 5321 auf eine oder die andere Weise eingingen. Die Aussichten auf wirklichen Erfolg stellen sich somit wie 1 : 3. Wenn man nun die größern Unternehmen dieser Art in's Auge faßt, so wurden von 1856 bis 1868 im vereinigten Königreich 300 Gesellschaften mit einem nominellen Capital von 1 Million Pfund Sterling und mehr gebildet, welche zusammen ein nominelles Capital von 504 Millionen besitzen wollten. Von diesen wurden 60 vor dem Beginne des Geschäftes aufgegeben; 88 wurden liquidirt, machten also Bankerott, und 31 gingen auf andere Weise ein, so daß nur 122, oder 40 Proc., bestehen blieben. Die noch bestehenden Gesellschaften haben ein Capital welches 180 Mill. Pfund Sterling kaum übersteigt.

Ein Beispiel genügt um zu zeigen, daß in England das System genau dasselbe ist wie anderswo. Die Imperial Land-Company of Marseilles war ganz im großen Styl eingerichtet und sollte nicht nur der Civilisation, dem Weltbürgerthum und der Menschheit im Allgemeinen ungeahnte Vortheile bringen, sondern auch eine unerschöpfliche Quelle von Dividenden und begeisternden Ideen für ihre Aktionäre seyn. Der betreffende Prospektus, durch welchen zur Zeichnung der Aktien eingeladen wurde, füllte längere Zeit zwei enggedruckte Spalten der Times, und erregte selbst zu einer Zeit wo jedes, auch das unsinnigste Unternehmen opferwillige Betrogene fand, durch seinen großartigen Wortschwall und durch die Eleganz seiner Satzbildung Staunen und Lächeln. Was die Gesellschaft thun wollte, ist schwieriger zu sagen, als was sie nicht thun wollte. Alles und noch einiges Andere: Marseille hausmanniſiren, Kaien, Docks, neue Straßen, prachtvolle Gast- und Wohnhäuser, riesige Waarenlager bauen, Spaziergänge, Parks, Wasserleitungen anlegen, vor Allem aber einer bereits bestehenden Vorbereitungs- oder Gründungsgesellschaft die zur Verwirklichung dieser Civilisationswunder erforderlichen wüsten Ländereien um schweres Geld abkaufen. Die Gesellschaft wurde

die Freiheit erſt recht zu gründen, wenn ſie nur ſehr weit von dem frühern Syſteme abgehen, aber da kommen ſie an das andere Ende der Freiheit. Nicht in der Alleingewalt, ſondern in der Vertheilung liegt ſie. So lange die Leidenſchaft forthaſtet und nie genug gegen den Gegner gethan zu haben meint, iſt meine Stimme nicht vernehmlich und ſind Gründe nicht zugänglich. Deßhalb bin ich ſtumm, bis man Meinungen überhaupt ſucht, nicht mehr bloß Meinungsgenoſſen. Das Wenige das ich mir durch mannigfaltige Staats- und Geſchichtsſtudien eigen gemacht habe, möchte ich gern als Gabe auf den Altar des Vaterlandes niederlegen, aber ich muß geſtehen, daß entweder Vieles, was ich mir als Reſultat aus den Geſchichten und Verfaſſungen der Völker gezogen habe, falſch iſt, oder daß vieles Andere, was jetzt praktiſch oder theoretiſch gilt, irrthümlich ſei. Bis ich dieſen Zwieſpalt in meinem Innern ausgeglichen habe, muß ich ebenfalls das Urtheil aufſchieben. Betrübend iſt die Erſcheinung, daß ſo Viele welche die Freiheit begehrt haben, nun ſelber von Deſpotengelüſten heimgeſucht werden; es iſt auch im Gange der Dinge natürlich: wer den Uebermuth Anderer früher ertragen mußte, wird, ſobald er frei iſt, nicht etwa gerecht, ſondern nur ſeinerſeits übermüthig; das iſt der große Unterſchied, aus Gehorſam gehorchen, oder aus Achtung vor dem Geſetze. Die früher bloß gehorſam waren, die werden nun willkürlich und möchten, daß man ihnen gehorſame; die ihrem innern eigenen Geſetze Genüge thaten, thun es auch jetzt und ſind gerecht. Solche ſind Männer der Freiheit, die andern müſſen es erſt werden. Erſt, wenn die Anzahl Männer die ſich ſelbſt zügeln können und die ihnen im Uebermaße zuſtrömende Gewalt als Gleichgewicht in irgend eine andere Schale zu legen vermögen, ſehr groß wird, iſt das conſtitutionelle Leben fertig. Und das iſt ſchwerer, als man denkt“ . . . „Eine andere für den Menſchenbeobachter merkwürdige Thatſache kommt auch jetzt zum Vorſcheine: mancher Ehrenmann iſt jetzt plötzlich von böſen

Leidenschaften und gierigen Gelüsten beherrscht — er war nämlich nie ein Ehrenmann, sondern seine Triebe waren bloß gehemmt, jetzt fühlt er den Damm weg, und sie strömen aus. Wer ein ächter innerer Ehrenmann war, ist es auch jetzt noch, ja, sein Gold hat Gelegenheit noch mehr zu leuchten als früher. Er gab sich auch im alten Systeme seine Gesetze selber, und diese bestehen noch. Darum ist die Freiheit allein der Probestein der Charaktere, und sie macht auch allein die großen Menschen möglich. Selbstbeherrschung bis zur Opferung des Lebens, Maß bis zur Verläugnung der heißesten Triebe ist nur in der Freiheit möglich; denn sonst kann es nur als Gebundenseyn, nicht als Selbstbestimmung vorliegen. Unter Manchen die ich kannte, sind die sprudelndsten Stürmer jetzt die, die früher die Schwächsten waren. Sie können eben sich selber nicht widerstehen. Das ist der Stoff zu Tyrannen. Der feste freie Mann läßt dem andern auch Festigkeit und Freiheit, ja, er achtet ihn nur, wenn er beides hat; seine Waffe ist gegen den Freien das Wort und der Grund, gegen den Angreifer das Schwert. Möge ein günstiger Gott alle unsere deutschen Männer segnen, daß sie bei so vielen herrlichen Eigenschaften unserm uralten Fehler der Uneinigkeit nicht wieder unterliegen, und die Ohnmacht des schönen Landes forterben. Möge Europa sich bald in der theils neu errungenen, theils schon länger bestandenen Freiheit festigen und ordnen — sonst gehen wir bei dem Auftauchen so vieler nicht meßbarer Gewalten einer düstern Zukunft entgegen."

„Könnte ich", sagte er (I. 178) im Jahre 1849, „Ihnen nur zum zehnten Theile schildern, was ich seit März 1848 gelitten habe. Als ich sah, welchen Gang die Dinge nahmen, bemächtigte sich meiner die tiefste und düsterste Niedergeschlagenheit um die Menschheit, ich folgte den Ereignissen mit einer Aufmerksamkeit und Ergriffenheit, die ich selber nie an mir vermuthet hatte. Als die Unvernunft, der hohle Enthusiasmus, dann die Schlechtigkeit, die Leerheit, und

endlich ſogar das Verbrechen ſich breit machten und die Welt in Beſitz nahmen: da brach mir faſt buchſtäblich das Herz, wie es meinem edlen Freunde Spaun in der That gebrochen iſt, der jetzt von der Ewigkeit auf uns herüber ſchaut. Oft habe ich ihn, der ich ſelber wenig Troſt hatte, getröſtet. Er unterlag und ſah die wiederkehrende Ermannung nicht mehr. Wie der Kampf in Ungarn in mein Gemüth ſchnitt, können Sie nicht glauben; ein jeder Kanonenſchuß ging ja eigentlich in Oeſterreichs Herz ſelber." „Das war ein fürchterliches Jahr! Ich habe mich in Bezug der Dinge die da kommen werden, keinen Augenblick getäuſcht, als ich nur einmal von der Haupttäuſchung frei war, nämlich von der, von unſern ſogenannten gebildeten Leuten etwas zu halten. Von da an habe ich faſt buchſtäblich die Ereigniſſe vorausgeſagt, in Linz ſind viele Zeugen über dieſe Thatſache, die mich damals ausgelacht haben. Den ungariſchen Krieg ſagte ich am 15. März 1848 zu Grillparzer voraus (ich glaube an dieſem Tage wurden die Separatminiſterien bewilligt). Ich ſagte einmal zu Zedlitz: Wenn einmal eine Bewegung ausbräche, dann behüte uns Gott vor den Journaliſten und Profeſſoren. Gewiß wird ſich Zedlitz dieſes Satzes jetzt oft erinnern" (I. 172). „Wir hatten eine furchtbare Zeit, wo ſich die Staatskomödianten in den Grenzboten ꝛc. ꝛc. recht entwickelten, nur nicht die Staatsmänner, und wer ein ſchlechter Dichter, ein ruinirter Student u. ſ. w. war, wird jetzt Staatsmann." — „Das Ideal der Freiheit iſt auf lange Zeit vernichtet. Wer ſittlich frei iſt, kann es ſtaatlich ſeyn, ja iſt es immer, den andern können alle Mächte der Erde nicht dazu machen" . . . „Ich habe dieſen Sommer durch ſo vieles Schlechte, Freche, Unmenſchliche und Dumme, das ſich dreiſt machte und für Höchſtes ausgab, unſäglich gelitten. Was in mir groß, gut, ſchön und vernünftig war, empörte ſich; ſelbſt Tod iſt ſüßer, als ſolch' ein Leben, wo Sitte, Heiligkeit, Kunſt, Göttliches nichts mehr iſt, und jeder Schlamm und jede Thierheit, weil

jetzt Freiheit iſt, ein Recht zu haben wähnt hervorzubrechen; ja, nicht bloß hervorzubrechen, ſondern zu terroriſiren. Das Thier kennt nicht Vergleich mit dem Gegner, ſondern nur deſſen Vernichtung. Sind dieſe Menſchen frei? fragte ich oft. Früher lag der Stein der Polizei auf ihren Laſtern, jetzt treten dieſelben auf, und die Beſitzer werden von ihnen zerriſſen" . . . „Krankheit wäre ein Labſal geweſen in Vergleich mit dieſen Seelenleiden. Jetzt, wo wenigſtens äußere Ruhe iſt, lebe ich ſehr zurückgezogen, arbeite ſehr viel, und lebe von meiner eigenen inneren Geſtalt."

Fortwährend quälte ihn dabei das Bewußtſeyn, daß das deutſche Volk ſo tief herabgekommen. Nachdem er einmal Nürnberg beſucht, ſchrieb er: „Nürnberg hat auf mich einen ungeheuren Eindruck gemacht, ich ging nach meiner Ankunft in der Stadt herum, bis es finſter wurde, und kam völlig berauſcht nach Hauſe. Das ganze Ding war mir feenhaft, ich war wie eine Geſtalt auf einem Albrecht Dürer'ſchen Bilde. Nürnberg iſt die ſchönſte Stadt die ich je geſehen habe, ſie iſt in ihrer Ganzheit ein wahrhaftiges Kunſtwerk. Die Zierlichkeit, Heiterkeit und Reinheit dieſer mannigfaltigſten Schönheitslinien füllte mich mit den wohlthuendſten Empfindungen. Was iſt unſer Volk für ein herrliches Volk geweſen, und was iſt es jetzt! Wie ſchal, wie kindiſch ſind ſeine jetzigen Anläufe faſt in allen Dingen, nur einzelnes Rieſenhaftes ragt noch empor, während früher faſt Alles rieſig war" (III. 154).

Nach den Stürmen des Jahres 1848 trat Stifter eine öffentliche Staatsſtelle im Unterrichtsfache an, ergriffen von der Sehnſucht, „die da ſagt: Laſſet die Kleinen zu mir kommen; denn durch die, wenn der Staat ihre Erziehung und Menſchwerdung in erleuchtete Hände legt, kann allein die Vernunft, die Freiheit gegründet werden, ſonſt ewig nie!" „Ich möchte recht gerne", ſchrieb er (I. 174) am 6. März 1849, „in Unterrichtsſachen arbeiten, es iſt eine Einleitung angebahnt, aber die Sache iſt noch nicht recht im Reinen.

Meine Pläne ſind nicht flicken, ſondern organiſch belebend und beſeelend zu erzeugen — dazu muß noch die Zeit kommen: vor dem Baue des Geiſtigen muß erſt das Leibliche einmal beſtehen. Dann kommt die Zeit gewiß. Viele Menſchen in Wien kennen mich, manche Stimmen nennen mich, und wenn der Boden ſo iſt, daß ein Samenkorn ſittliche Früchte bringen kann, dann werde ich gewiß redlich dazu arbeiten helfen. Daß ich keinen Ehrgeiz habe, ſo weit werden Sie mich kennen (ich hätte ſonſt wohl ſchon irgendwo zugetappt), aber daß ich einen Thatengeiz hätte, d. h. die menſchliche Bildung weſentlich fördern möchte, das wiſſen Sie auch. Mein Gott, ich gäbe gern mein Blut her, wenn ich die Menſchheit mit einem Rucke auf die Stufe ſittlicher Schönheit heben könnte, auf der ich ſie wünſchte. Unter einem Miniſter arbeiten, der die Weite und Größe rein menſchlichen Blickes hätte, der mit einfacher Formel die große Menſchheit zuſammenfaßt und ſie als Endziel der einzelnen Strebungen hinſtellt, welche Seligkeit!“

Im Jahre 1850 übernahm er als Schulrath die Inſpektion der Volksſchulen in Oberöſterreich, und das Amt, das er nun verwalten ſollte (erörtert Aprent S. XL), ſchien in der That Raum für ein tiefgreifendes Wirken zu geben und wie eigens für ihn gemacht. Der Schulrath hatte bei der oberſten politiſchen Landesſtelle die Intereſſen der Schule zu vertreten, er hatte die ſämmtlichen Volksſchulen des Landes zu überwachen, ſich von Zeit zu Zeit perſönlich von dem Zuſtande derſelben zu überzeugen, Bericht zu erſtatten und Vorſchläge zu machen, um Mängel und Unzukömmlichkeiten abzuſtellen. Stifter faßte die Sache mit Ernſt und Eifer an. Zunächſt wandte er ſeine Aufmerkſamkeit den äußern Bedingungen zu, von denen der Unterrichtserfolg zum großen Theil abhängt. Zu dieſen gehörten insbeſondere auch die Schulhäuſer, die ſich bei ſeinem Amtsantritte mitunter in einem wahrhaft kläglichen Zuſtande befanden. Zur Veranſchaulichung möge eine Stelle dienen, die

einer von ihm angefangenen Schrift über die Volksschule entnommen ist. Er schreibt dort: „In Niederthalheim, bei Schwanenstadt, in einer sehr fruchtbaren Gegend, fand ich ein hölzernes Schulhaus. Die Wände hatten durch und durch Löcher so groß wie ein Kopf. Die Lehrersfrau stopfte sie mit Werg zu. An den Balken konnte man mit den Fingern den Holzmoder herabrieseln machen. Das Dach war ein Bretterdach und mit Steinen beschwert, aber es machte buchstäblich den verworrenen Eindruck, als hätte einer auf einem großen Wagen Bretter und Steine geführt und hier umgeworfen. Bei jedem stärkeren Regen mußten die Kinder Bücher und Papiere unter der Bank halten, daß sie nicht naß würden; das Wasser rann auf dem Boden dahin."

Unter solchen Verhältnissen, fährt Aprent fort, konnte es ihm nicht an Arbeit fehlen. Glücklicherweise war der Statthalter von derselben Liebe zur Schule wie er selbst beseelt, und so schritt man rüstig an's Werk, bei dem auch der damalige Referent in Schulsachen, Statthaltereirath Fritsch, ein wissenschaftlich äußerst gebildeter Mann, mit Verständniß und Eifer zur Seite stand. Ueber das Schulhaus, das oben geschildert wurde, waren zwanzig Jahre hindurch Verhandlungen gepflogen worden; jetzt kamen sie endlich zum Abschluß, und ein Neubau wurde aufgeführt. So geschah es auch anderwärts, und Stifter's persönlicher Einfluß bewirkte, daß manche Gemeinde aus freien Stücken größer und stattlicher baute, als die gesetzlichen Bestimmungen es verlangten. „Wäre es nur noch ein paar Jahre so fortgegangen", sagt er in der oben angeführten Schrift, „so wäre in ganz Oberösterreich kein einziges unzulängliches Schulhaus mehr gewesen."

Wie Stifter überhaupt über Volksbildung wachte, zeigt sich deutlich in der folgenden Stelle, die gleichfalls der obengenannten Schrift angehört. „Ich habe", erzählt er, „einmal zu dem jetzt verstorbenen Fürsten Metternich gesagt, der Landschulmeister ist eine der wichtigsten Personen

im Staate. Wir sprachen weiter über die Sache, der Fürst stimmte mir bei und fragte mich endlich: „Aber woher wollen Sie das Geld zur Ausführung Ihrer Pläne nehmen?“ Ich erwiderte: „Das weiß ich nicht, aber das weiß ich, daß die Staaten, um mit all den Schäden zurechtzukommen, die aus unzulänglicher Volkserziehung entspringen, mehr Geld ausgeben, als wenn gleich die Volkserziehung recht eingerichtet würde. Den Entgang an Blüthe und Macht haben sie noch obendrein. Wer die Bestimmung der Menschheit auf dieser Erde nicht in einen ewigen blinden Wechsel von Tugend und Laster, von Recht und Gewalt, von Emporsteigen und Niedersinken setzt, sondern wer glaubt, daß sie sich entwickeln solle, wie Alles sich entwickelt, der wird überzeugt seyn, daß einer der wichtigsten Faktoren in dieser Entwicklung, die Volkserziehung, nicht auf demselben Punkte beharren könne und unausgesetzt die höchste Beachtung der Staatsmänner verdiene.“ In gleichem Sinne schrieb er (I. 176) am 26. April 1849 an Türk: „Ich habe oft Tage, wo mir das Herz brechen möchte. Jetzt nimmt man allerlei Anläufe, aber das oberste Princip steht noch nirgends fest, daß nämlich Erziehung die erste und heiligste Pflicht des Staates ist; denn darum haben wir ja den Staat, daß wir in ihm Menschen seien, und darum muß er uns zu Menschen machen, daß er Staatsbürger habe und ein Staat sei, keine Strafanstalt, in der man immer Kanonen braucht, daß die wilden Thiere nicht losbrechen.“

Mit jugendlicher Begeisterung hatte er sein Amt ergriffen, aber schon in wenigen Jahren schwand ihm aller Muth, da nichts von allem dem, was er für die innere Hebung des österreichischen Volksschulwesens in Vorschlag brachte, Berücksichtigung fand. Beschränktheit, Starrsinn und Leidenschaftlichkeit, sagt Aprent, vereitelten seine besten Absichten, seine Berichte und Vorschläge wurden unbeachtet bei Seite gelegt, und er sah sich zuletzt einzig darauf angewiesen „Maßregeln“ zur Ausführung zu bringen, ein Geschäft, zu

dem er doch eigentlich am wenigſten geſchickt war. So ward ihm das Amt eine erdrückende Laſt; ſeine Briefe ſind voll der bitterſten Klagen und der ſchwerſten Anklagen, und immer drängender wird der Ruf nach Erlöſung.

„Lieber, theuerſter Freund", ſchrieb er (II. 52) im Jahre 1854 an Guſtav Heckenaſt, „wenn Sie nur wüßten, wie mir iſt. Durch das Heu, den Häckerling, die Schuhnägel, die Glasſcherben, das Sohlenleder, die Korkſtöpſel und Beſenſtiele, die in meinem Kopfe ſind, arbeitet ſich oft ein leuchtender Strahl durch, der all' das Wüſte wegdrängen und einen klaren Tempel machen will, in welchem ruhige große Götter ſtehen; aber wenn ich dann in meine Amtsſtube trete, ſtehen wieder Körbe voll von jenen Dingen für mich bereitet, die ich mir in das Haupt laden muß. Dieß iſt das Elend, nicht die wirkliche Zeit, die mir das Amt nimmt. Könnte ich dieſe Zeit verſchlafen, oder die Amtsdinge ohne Theilnahme des Herzens abthun, zu welch' ſchönem Grad der Ruhe es viele Beamte bringen, ſo hätte meine Dichtkunſt nichts verloren; aber das iſt's, wenn eine Kirche zur Scheuer gemacht wird, ſo ſteht ihr das Predigen in ihr übel. Ich glaube, daß ſich die Dinge an mir verſündigen. Sie wiſſen, daß ich nicht eitel auf meine Arbeiten bin, Sie wiſſen am beſten zu ſagen, wie wenig ich mir genug thun kann, wie ich immer ausbeſſere (Sie leiden ja ſogar darunter), und wie unzufrieden ich am Ende doch wieder bin; aber manchmal iſt mir — Sie werden es nicht mißdeuten und als Stolz auslegen, Ihnen kann ich es ſagen — manchmal iſt mir, ich könnte Meiſterhaftes machen, was für alle Zeiten dauern und neben dem Größten beſtehen kann, es iſt ein tiefer heiliger Drang in mir, dazu zu gehen — — aber da iſt äußerlich nicht die Ruhe, die kleinen Dinge ſchreien d'rein, ihnen muß von Amtswegen und auf Befehl der Menſchen die ſie für wichtig halten, abgewartet werden, und das Große iſt dahin. Glücklich die Menſchen die dieſen Schmerz nicht kennen! und doch auch unglücklich, ſie kennen

das Höchſte des Lebens nicht. Ich gebe den Schmerz nicht her, weil ich ſonſt auch das Göttliche hergeben müßte“ . . . „Seine Majeſtät, unſer trefflicher Kaiſer, hat mir den Franz Joſephs-Orden geſchickt, wüßte er, wie er mich mit ſo wenig, daß es ihm nichts iſt, beglücken könnte, wenn er mir wie Auguſtus dem Virgil, wie ein kleiner Fürſt dem hohen Göthe die Muße gäbe, ſchaffen zu können — ich glaube, es würde ihm nicht unbelohnt bleiben, tauſende reiner Herzen würden vielleicht noch in ſpäten Tagen davon ſprechen, mein Gemüth würde in deſto höherem Schwunge dem Herrlichen und Ewigen nachſtreben, wie Göthe ſeinem Fürſten nicht mit Geſchäften des geheimen Rathes, aber mit ewigen Meiſterwerken den Dank abtrug. Ich bin zwar kein Göthe, aber einer aus ſeiner Verwandtſchaft, und der Same des Reinen, Hochgeſinnten, Einfachen geht auch aus meinen Schriften in die Herzen, davon habe ich Beweiſe, und wer weiß, ob ſie nicht mithelfen, einmal einen großen unendlichen Geiſt, der höher iſt als Göthe, Schiller und alle, in ſeiner Jugend von dem Eklen, Widerwärtigen, Zerriſſenen abzuziehen, der Ruhe und Einfalt zuzuwenden, und ihm um ſo früher Raum geben, zu ſeinen Schöpfungen zu ſchreiten, die das Ergötzen und Staunen der Welt ſeyn werden. Sie thun nach Ihren Kräften viel für mich, die Nachwelt wird es wiſſen, ich bin Ihnen darum auch dankbar, und Ihnen kann ich daher auch ſagen, wie mir im Herzen iſt. Einmal werden es auch andere wiſſen, wer weiß, ob dieſer Brief nicht gedruckt wird; aber dann werde ich im Grabe liegen, die Leute werden nicht begreifen, warum es ſo geweſen iſt, und werden ihren Mitlebenden doch wieder gerade ſo thun. Sie werden es nicht übel nehmen, daß ich dieſe Klagen ſchreibe; ſie erleichtern, und ich ſage ſie nicht zu Jedem. Sie ſind mit meinem Streben vertraut, und ſind mein Freund, dieß gibt die Erklärung. Meiner Gattin ſage ich kein Wörtchen; denn ſie fühlt ſich ohnedem durch dieſe Verhältniſſe gedrückt, und den Leuten hier könnte ich nichts der Art ſagen; denn ſie hielten mich,

wenn ich über ein Amt klage, um das ſie mich beneiden, wahrhaftig für verrückt."

„Fünf Jahre", ſchrieb er (II. 132) im Jahre 1856, „habe ich ohne Entgeld für die Realſchule nach beſten Kräften geſorgt (mein nächſter Chef, unſer Statthalter, hat es ſehr warm anerkannt), und im ſechsten wird mir die Inſpektion abgenommen. Weniger die perſönliche Kränkung, viel mehr der Gedanke, daß man ſo ſchnell und ſo leichthin in der wichtigen Sache des Unterrichtes verfährt, iſt tief in meine Seele gedrungen. Ich nehme es vielleicht zu ernſt, wer weiß, ob nicht ſolche Dinge ſehr häufig im Staatsleben vorkommen, und von ihm unzertrennlich ſind." — „Ich erlabe mich ſogar oft", ſagt er ein andermal (III. 49), „beſonders an dem Lehrſtande, der mir noch am beſten in meinen Beſtrebungen entgegenkommt, und der mir Liebe und Neigung zeigt. Es ſind ſehr viele ſehr achtbare Männer darunter, und auch ſolche die ſonſt Bedeutung haben. Aber wenn zum tiefen Bildungsgrade auch noch tiefer Stand der Menſchlichkeit kommt, und Bosheit und Selbſtſucht, dann iſt es ſehr bitter, und ich habe ſolche Früchte zu koſten. Das Uebelſte aber iſt, wenn von gar ſo vielen Seiten durch Unverſtand, durch Selbſtſucht, durch Bequemlichkeit und Schlendrian, und ich muß noch Wohldienerei hinzufügen, das Gute und Heilſame gehemmt oder gar vernichtet wird, wenn ſo die äußerſten Anſtrengungen vergeblich werden, das frißt in die tiefſte Seele hinein, und ich habe ſolche Dinge zu erfahren."

Und zu all' dieſen trüben Erfahrungen und zu mancherlei Trauerfällen in der Familie geſellte ſich immer wieder die Trauer über den Gang der öffentlichen Dinge in Deutſchland. „Deutſchland, das Land meiner Liebe und meines Stolzes", klagte er (II. 265) zur Zeit des italieniſchen Krieges von 1859, „betrübt mich tief. Es ſollte nicht eine Stimme in demſelben geben, welche nicht mit Entrüſtung gegen Lüge und Unrecht ſpricht, es ſollte nicht ein Arm

ſeyn, der ſich nicht dagegen erhebt. Recht und Sitte iſt das Höchſte der Welt, und wie nach meiner Meinung das deutſche Volk das erſte an Geiſt und Seele iſt, ſollte es ſtets an der Spitze ſtehen von Recht und Sitte, und die Leiter des Volkes, ſowie ſie die höchſte Macht haben, ſollten auch die höchſten ſeyn in Wahrung von Recht und Sitte. Wären ſie es bei allen Völkern der Welt, dann ſtünden ſie unerſchütterlich, dann wäre der Krieg unmöglich, und der Menſch dürfte ohne Erröthen ſich das Beiwort vernünftig beilegen laſſen. Jenes Scheuſal Krieg aber, wenn es ſo leichtfertig erhoben werden kann, macht, daß man mit Scham ſein Haupt vor der Menſchheit, die ſich vernünftig ſchilt, verhüllen möchte. Europa hat mich in der letzten Zeit angeeckelt, und dieß Europa ſteht an Geſittung an der Spitze der Welt. Gebt ihr vor, ſage ich, daß Vertheilung von Regieren und Macht nicht geordnet iſt, ſo erzieht das menſchliche Geſchlecht, welche Erziehung eure Pflicht iſt, und das Widrige wird ſich regeln, was ihr jetzt mit Zank und Gewalt zuſammenfügt oder zerreißt, wie eben die Leidenſchaft eingibt. Und Deutſchland — ſoll es denn, das an der Spitze der Welt mit Geiſt und Macht ſtehen könnte, dem Götterbilde Hellas gleichend, dem es wirklich gleicht an Tiefſinn, Jugendwärme, Hochherzigkeit und Schwärmerei, ſoll es ihm auch darin gleichen, daß das Bild zerſchellt an der Uneinigkeit ſeiner Glieder? Es wäre entſetzlich. Wenn Germanenthum die Kleinode der Menſchheit: Sitte, Recht, Familie, Männlichkeit nicht mehr hütet — was ſoll dann geſchehen? Die ſich die Erzieher der Menſchen brüſten, ſind ſelber nie erzogen geweſen — die einſt Großes in Schönheit und Adel geleiſtet, ſind verkommen, und andere, durch Jahrtauſende in Barbarei geweſen, laſſen das baldige Ende derſelben und das Entſtehen ihres Gegentheiles nicht ſo bald hoffen. Was ſoll geſchehen? Wer die Verhältniſſe der Menſchheit im Großen und nach der einzigen Richtſchnur die Gott gegeben, nach dem Gewiſſen ſieht, der wird unpraktiſch oder doktrinär, Idealiſt ꝛc. genannt, da die andern

ſchwach, ſelbſtſüchtig und meiſt auch thöricht ſind, und meinen, durch Pfiffe ſei man ein gemachter Mann."

„In dieſer düſteren Zeit", ſchrieb er (III. 258) nach dem Kriege von 1866 ſeinem Freunde J. Türk, „wo Recht der Anmaßung unterlegen iſt, und durch Selbſtverſchuldung unterlegen iſt, wo es einem oft bange wird, ob denn noch das Gute gelte oder nicht, thut Freundeswort und Freundestreue doppelt wohl, und müſſen wir über deutſche ja europäiſche Zuſtände trauern, ſo bleibt doch noch der Anſchluß an gute und rechtliche Menſchen und die Freude an ihnen. Sonſt wären wohl die ſelig zu preiſen, die geſtorben ſind, ehe ſie geſehen haben was geſchehen iſt. Und ſo laſſe uns die Hände feſt in einander halten und zu einander ſagen: „„Wir ſind doch noch von dem alten Schlage."" Vielleicht reicht unſere Lebensſpanne noch hin, auch die Vergeltung zu ſehen. Denke an Göthe's Verſe:

Ich bin ein Theil von jener Kraft,
Die ſtets das Böſe will und ſtets das Gute ſchafft.

„Preußen riß Deutſchland an ſich, vielleicht reißt es einmal das ganze an ſich, dann wächst Deutſchthum dem Preußenthum über das Haupt, es entſteht erſt recht ein Deutſchland, in welchem es auch eine Mark Brandenburg gibt. Wie es ſei — Gott waltet gerecht, und Europa iſt ſo leichtfertig geworden, daß es einer Züchtigung bedurfte, und die Züchtigung iſt noch nicht aus." „Uns hat der Schlag überraſcht und betäubt", ſagte er (vergl. Bd. 1, LXIV) nach dem für Oeſterreich verhängnißvollen Ausgang des Feldzugs zu einem Freunde, „weil wir die Sachlage vor Ausbruch des Krieges nicht kannten. Aber darum iſt es doch weder blinder Zufall noch ein dunkles Verhängniß, ſondern was geſchah, ergab ſich wie das Produkt aus ſeinen Faktoren. Wer die Verhältniſſe bei Beginn des Feldzuges kannte, mußte die Kataſtrophe vorausſehen. Wo die Bedingungen fehlen, daß etwas werde, da wird auch nichts."

Aber was immer ſich auch in ſeinem perſönlichen und

im öffentlichen Leben Trübes ereignete, nichts war im Stande ſein tief religiöſes Gemüth zu erſchüttern und ſeinen Glauben an die Vorſehung und den endlichen Sieg des Rechts irre zu machen. Seine dichteriſchen Arbeiten, denen er ſich, nachdem er in Anerkennung ſeiner literariſchen Verdienſte vom Kaiſer mit vollem Gehalt penſionirt worden, frei von jeder andern Verpflichtung widmen konnte, waren ihm Erholung und Troſt „Seit meiner Vereinſamung", ſchrieb er (II. 289) ſchon früher einmal, „und ſeit ich gegen Europa's Mächte, welche das Recht und die oberſte Sitte aus Selbſtſucht und Feigheit oder wenigſtens Schwäche fallen ließen, eine ſo tiefe Verachtung fühle, ſind mir meine Arbeiten Rettung und Troſt geworden. Ich flüchte zu ihnen wie zu einer Erhebung." „Wir leben", ſagt er (III. 335) am 3. November 1867, „ſtill und zurückgezogen. Meine Gattin ihrem Hausweſen, ich meinen Arbeiten. Als Vergnügen habe ich manchen lieben Brief eines Freundes, manches liebe Buch, manchen Spaziergang und etwas Malen, das ich mir erlaube. So löſen ſich die Tage, die Wochen ab. Meine Wohnung iſt mein Königreich, der Welthändel entſchlage ich mich, ſie ſind ſo trübſelig. Wirken kann ich in ihnen nicht mehr, wie es in jüngeren geſunden Jahren meine Pflicht und Freude war, ſo weit mein Kreis reichte, und das Leiden durch ſie will ich wenigſtens mildern" — mildern durch die ernſte Arbeit.

Denn ihm war, wie Aprent in der Einleitung der Briefe trefflich erörtert, das Dichten eine ernſte heilige Arbeit, die weder Eile noch Läſſigkeit duldete; es war ihm die ſchönſte würdigſte Erfüllung ſeines Lebens, und der Mittelpunkt, um den ſich alle ſeine Kräfte bewegten. Und wenn er dafür die Anerkennung edler und hochſtehender Menſchen erhielt, ſo war er in tiefer Seele beglückt und die Freude darüber, ſagt Aprent, „leuchtete ihm aus den Augen, und er trug kein Bedenken ſie in lebhafteſter Weiſe auch in Worten auszuſprechen"; aber es war, wie wir ſchon früher entwickelten, die reine Freude am Guten, nicht Dichtereitelkeit,

was ihn beglückte, und wir wollen darüber noch einige seiner Aeußerungen hören.

„Nicht der Ruhm reizt mich", schreibt er (II. 240) an Heckenast, „nicht der Gewinn, nicht die Eitelkeit in guter Gesellschaft glänzen zu wollen; denn wie kurz ist des Menschen Leben, und im Grabe sind alle Flitter aus: sondern was mir als das Höchste, Herrlichste, Wünschenswertheste dieses Lebens erscheint, die Vernunftwürde des Menschen in seiner Sitte, in seiner Wissenschaft, in seiner Kunst soll dauern, soll geehrt werden und soll die reinste Herrschaft führen. Dieß gründen zu helfen, dieß auszubreiten erscheint mir ein musterbliches, ein glückliches Leben, und wenn mir Zeichen kommen, daß meine Worte bei solchen die in diesem Leben wandeln, anklingen, oder daß andere durch mich einen Schritt weiter in diesem Leben geführt werden, freuet es mich. Die Vernunftwürde ist für uns Menschen das irdische Reich Gottes, die irdische Ewigkeit." Er hatte ein sicheres Bewußtseyn von der Würde seines Strebens und hatte Ehrfurcht vor demselben, aber er überschätzte sich nicht. „Ein Mann", sagte er (II. 97), „der mit mir die Einfachheit und das sittliche Bewußtseyn gemein hätte, mir aber an Dichterbegabung weit überlegen wäre, sollte aufstehen, er würde der Erneuerer unserer gesunkenen Kunst seyn und die Ehre des Jahrhunderts retten."

In seinen letzten Lebensjahren war Stifter vielfach leidend, arbeitete aber fortwährend an seinem Witiko und erlebte noch die Freude: „Witiko, Gottlob, ist fertig, und schenkt mir der Herr noch ein paar Jahre, so werde ich diese Zeit der Krankheit segnen als eine Wohlthat und Gnade, und es wird sich auch in meinen Arbeiten die größere Reife und Läuterung zeigen. Muth und Arbeitsfreudigkeit ist da, wie schon lange nicht." Aber das Ende seiner Laufbahn war gekommen. Er starb am 28. Januar 1868 im 63. Jahre seines Alters an Atrophie der Leber. Wenige Tage vor seinem Tode, erzählt Aprent, ließ er sich noch das Manuscript des

unvollendeten zweiten Bandes der „Mappe“, mit deren Umarbeitung er ſich ſeit ihrem Erſcheinen und noch während ſeiner letzten Krankheit beſchäftigt hatte, reichen, blätterte darin, und legte es endlich mit den Worten aus der Hand: „Hieher wird man ſchreiben: Hier iſt der Dichter geſtorben.“

Seine irdiſche Hülle wurde auf dem Gottesacker in Linz beigeſetzt, und vor Kurzem hat ſich dort ein Comité gebildet, welches dem edlen Verſtorbenen ein würdiges Denkmal ſetzen will und die Gebildeten der Nation um Beiträge aufruft. Mit Freuden haben wir ſoeben aus den „Blättern für literariſche Unterhaltung“ geſehen, daß auch die Redaktion dieſer Zeitſchrift, deren Richtung in der Literatur doch keineswegs die von Stifter vertretene iſt, dem Comité Beifall zollt und Beiträge für das Denkmal in Empfang nehmen will. Das ſchönſte Denkmal hat ſich für alle Zukunft Stifter ſelbſt geſetzt in ſeinen Schriften, und wir ſchließen unſern Aufſatz mit den Worten aus dem „Condor“, die uns das ganze Gemüth des Mannes und das Weſen ſeiner Dichtungen trefflich zu bezeichnen ſcheinen: „Oft und oft, wenn ich die ewigen Sterne ſah, dieſe glänzenden Tropfen von dem äußern großen Weltoceane auf das innere blaue Glöckchen hereingeſpritzt, das man über uns Infuſionsthierchen gedeckt hat — wenn ich ſie ſah und auf ihnen dachte dieſes Unmaß von Kräften und Wirkungen, die zu ſehen und zu lieben ich hienieden ewig ausgeſchloſſen bin; ſo fühle ich mich fürchterlich einſam auf der Inſel Erde — und ſind denn nicht die Herzen ebenſo einſam in der Inſel Körper? Können ſie einander mehr zuſenden, als manchen Strahl, der noch dazu nicht immer ſo freundlich funkelt, als der von den ſchönen Sternen? Wie jene Herzen des Himmels durch ein einziges ungeheures Band verbunden ſind, durch die Schwerkraft, ſo ſollen auch die Herzen der Erde verbunden ſeyn durch ein einziges ungeheures Band, die Liebe.“

XXII.

Die moderne Geldwirthschaft in ihren Wechselbeziehungen.

(Schluß.)

Ueber Spanien und Italien, deren Verhältnisse mit den französischen so vielfach verwickelt sind, ist nur weniges nachzutragen. Vor 1866 las ich einmal in der Leipziger „Freimaurerzeitung" eine Correspondenz aus Spanien, worin auseinandergesetzt wurde, wie der Geheimbund dort namentlich durch die Angestellten der von französischen Freimaurern gegründeten und geleiteten Eisenbahnen, Telegraphen und andern Verkehrsanstalten verbreitet und gefördert werde. Die Angestellten dieser Anstalten seien fast alle Freimaurer. Wir haben aber gesehen, daß alle diejenigen welche ihr Geld bei den spanischen Bahnen angelegt, dasselbe verloren, während Rothschild und die übrigen Gründer ungeheure Summen dabei „verdient" haben. Das christliche Volk hat hier geradezu die Taschen seiner Todfeinde gefüllt. Und dabei haben (wie ehemals in österreichischen Papieren) gar manche katholische Familien ihr Geld aus Sympathie für dieß Land in spanischen Papieren angelegt. Daß alle spanischen Revolutionäre und überhaupt alle diejenigen welche sich in Spanien seit fünfzig Jahren um die Herrschaft und um die öffentlichen

Kassen balgen, Freimaurer sind, ist ebenfalls eine unläugbare Thatsache. Der Zusammenhang zwischen Freimaurerei, Börse, Finanzwesen und Politik könnte nicht klarer bewiesen werden als gerade bei diesem Lande. Den 8. Oktober 1868 schrieb hierüber die Pariser Finance:

„Hinter Prim, Serrano und Genossen steht der Geschäftemacher Salamanca, der Mann des Ministeriums Pacheco das unter der öffentlichen Entrüstung fiel. Dieser Salamanca ist der Mann aller finanziellen Niederträchtigkeiten (turpitudes financières). Isabella, gegen welche er mit Prim und Serrano sich verschworen, hatte ihm alle spanischen Bahnenconcessionen gegeben. Er verdankt ihr seinen Reichthum. Alle Concessionen hat er nacheinander mit Millionen Gewinn an französische Geldmänner verkauft. Nicht zufrieden mit diesem Gewinnst hat er auch noch, als Unternehmer, die meisten spanischen Linien zu Grunde gerichtet, namentlich die Pamplona-, die Saragossa-, die Ciudad-Real- und die portugiesischen Bahnen. Noch nie hat er sich an einer Unternehmung betheiligt, ohne daß dieselbe zu Grunde gegangen wäre. Er hat zum Ruin der römischen und italienischen Bahnen das Seinige beigetragen. Kein Mensch weiß, was er mit den Millionen macht, die er verschlungen. Dieser Salamanca befindet sich jetzt in Paris, um für Prim und Serrano eine Anleihe von 150 Millionen abzuschließen."

Auch in Spanien mußte die religiöse Hetzerei, der fortwährend gegen Isabella ausgestreute Verdacht und die Verläumdung schließlich die gewollte Wirkung thun und das Volk mit Mißtrauen und Abneigung gegen seine Königin und deren religiöse Freunde erfüllen. Während man dem Volke stets die Drohung eines geheimen Einflusses auf die Königin und das schwarze Gespenst vor die Augen hielt, merkte es weniger, daß die Männer des Fortschritts alle öffentlichen Kassen fortwährend ausbeuteten, alle Hülfsmittel des Landes aufzehrten und dasselbe in einen endlosen politischen, finanziellen und socialen Jammer stürzten. Ueberall

dieselbe Geschichte: während die Umstehenden ganz Auge und Ohr sind für die Kunststücke wortreicher Taschenspieler, vollführen die eingeweihten Genossen ein viel lohnenderes Spiel in den Taschen der aufmerksamen Zuschauer.

Ebenso wie in Spanien ist auch in Italien das Volk nicht leicht zu bewegen sein Geld in Aktienunternehmen anzulegen. Deßhalb sind Spanier und Italiener auch in den Augen der Oekonomisten „wirthschaftlich verwahrloste Völker". Namentlich in Süditalien vergraben selbst Geschäftsleute lieber ihr Geld als daß sie es in Papier anlegen. Darum wurden nicht nur die spanischen und italienischen Staats- und Eisenbahnpapiere größtentheils im Auslande untergebracht, auch die in neuerer Zeit dort so zahlreich gewordenen städtischen Anleihen und Unternehmungen wurden durch ausländisches Geld gemacht. Markthallen, Gasanstalten und Aehnliches wurden in Neapel, Palermo u. s. w. durch französische Capitalisten gegründet, bloß weil die Einheimischen unter den vorhandenen politischen Zuständen kein Geld dazu hergeben wollten.

Es mußte also ein Mittel gefunden werden, ihnen den Mammon beweglich zu machen. Das Mittel fand sich sozusagen von selbst als, Dank seiner „Befreiung", Italien nur noch Papiergeld hatte, an dem 15 Proc. verloren gingen. Es entstanden nun in Neapel, Palermo u. s. w. Bankhäuser welche für 100 Franken ihnen anvertrautes Papiergeld nach 30 Tagen 100 Franken in Metall, also für einen Monat 15 Proc. Zinsen zahlten. Die Leute zögerten lange ehe sie diesen Banken namhafte Summen anvertrauten, thaten es aber schließlich doch, als sie sahen, mit welcher Regelmäßigkeit und Vortheil man sein Geld wieder erhielt. Der Schwindel wurde allgemein und was die Hauptsache ist, man gab auch klingende Münze und erhielt dafür 15 Proc. mehr am Schlusse des Monates. Man ließ auch das Geld vertrauensvoll bei den Banken liegen, die fast allen öffentlichen Credit lahmlegten. Manche Banken, es waren deren gegen hundert,

boten 36 Proc. für den Monat. Schließlich aber mußte die Polizei einschreiten, da alle sich als Schwindelanstalten erwiesen, die dem Volke hunderte von Millionen abgenommen. Es stellte sich heraus, daß viele hohe Regierungsbeamte an der öffentlichen Prellerei betheiligt waren. Deßhalb verlautete auch zwei Monate (April 1870) nach Beginn der Untersuchung noch kein Wort über deren Ergebniß, so daß es allen Anschein hat, daß nur der Form halber einige weniger Betheiligte vor Gericht gestellt werden.

Auch in Italien waren von Anfang an Eisenbahnen und Telegraphen in den Händen der Geheimbündler. Dieß erklärt hier so gut wie in Spanien so gar Vieles was bei den letzten politischen Ereignissen unerklärlich geblieben.

Für England liegt eine genaue Statistik des Aktien-Schwindels zur Hand. In einer im Januar 1870 zu London gehaltenen Versammlung des statistischen Vereins hielt Professor Leon Levy einen Vortrag über Aktiengesellschaften. Nachdem alle Monopole schon längst abgeschafft sind, sagte der Redner, steht die Herrschaft der Aktiengesellschaften noch so unangefochten da als je. Die Verkehrsstraßen sind durch Eisenbahngesellschaften monopolisirt, die Gas- und Wasserleitungen befinden sich vollständig in den Händen öffentlicher Compagnien, der Handel und die Geschäfte des Landes gehen allmählig aus den Händen der Einzelnen in die der Aktiengesellschaften über. Von 1857 bis 1867 hat sich die Zahl der Privatbanken in Großbritannien und Irland von 555 auf 545 vermindert, während in derselben Zeit die Aktienbanken sich von 1481 auf 1904 vermehrt haben, und zwar kommt auf die Hauptstadt allein ein Zuwachs von 36. Die Frage, ob eine große Genossenschaft für den Betrieb eines jeglichen Geschäfts geeignet ist oder ob der Erfolg bei Privatbetrieb nicht sicherer sei, beantwortete der Professor durch folgende Zahlenangaben: Von 1844 bis 1855 wurden 4409 Gesellschaften vorläufig registrirt, davon aber nicht weniger als 3084 oder 73 Proc. in dem gleichen Zeitraum wieder auf-

gegeben. Von 1856 bis 1868 wurden 6994 Gesellschaften gegründet, wovon 5321 auf eine oder die andere Weise eingingen. Die Aussichten auf wirklichen Erfolg stellen sich somit wie 1 : 3. Wenn man nun die größern Unternehmen dieser Art in's Auge faßt, so wurden von 1856 bis 1868 im vereinigten Königreich 300 Gesellschaften mit einem nominellen Capital von 1 Million Pfund Sterling und mehr gebildet, welche zusammen ein nominelles Capital von 504 Millionen besitzen wollten. Von diesen wurden 60 vor dem Beginne des Geschäftes aufgegeben; 88 wurden liquidirt, machten also Bankerott, und 31 gingen auf andere Weise ein, so daß nur 122, oder 40 Proc., bestehen blieben. Die noch bestehenden Gesellschaften haben ein Capital welches 180 Mill. Pfund Sterling kaum übersteigt.

Ein Beispiel genügt um zu zeigen, daß in England das System genau dasselbe ist wie anderswo. Die Imperial Land-Company of Marseilles war ganz im großen Styl eingerichtet und sollte nicht nur der Civilisation, dem Weltbürgerthum und der Menschheit im Allgemeinen ungeahnte Vortheile bringen, sondern auch eine unerschöpfliche Quelle von Dividenden und begeisternden Ideen für ihre Aktionäre seyn. Der betreffende Prospektus, durch welchen zur Zeichnung der Aktien eingeladen wurde, füllte längere Zeit zwei enggedruckte Spalten der Times, und erregte selbst zu einer Zeit wo jedes, auch das unsinnigste Unternehmen opferwillige Betrogene fand, durch seinen großartigen Wortschwall und durch die Eleganz seiner Satzbildung Staunen und Lächeln. Was die Gesellschaft thun wollte, ist schwieriger zu sagen, als was sie nicht thun wollte. Alles und noch einiges Andere: Marseille hausmanniſiren, Kaien, Docks, neue Straßen, prachtvolle Gast- und Wohnhäuser, riesige Waarenlager bauen, Spaziergänge, Parks, Wasserleitungen anlegen, vor Allem aber einer bereits bestehenden Vorbereitungs- oder Gründungsgesellschaft die zur Verwirklichung dieser Civilisationswunder erforderlichen wüsten Ländereien um schweres Geld abkaufen. Die Gesellschaft wurde

durch den Crédit foncier et mobilier d'Angleterre, einen englischen Ableger der Pereire'schen Schwindelbanken, gegründet und zählte unter ihren englischen und französischen Direktoren den bekannten Zeitungsmann Emil von Girardin, den französischen Deputirten Abattucci und den kaiserlichen Kammerherrn Grafen von Aiguesvives. Der Spaß dauerte natürlich nicht lange, aber doch lange genug, um für die Aktionäre ein sehr theures Vergnügen zu werden. Noch ehe ein Spatenstich zur Verwirklichung des überschwänglichen Programms gethan war, kam das Unternehmen in den Kanzlei-Gerichtshof; der Lordkanzler verfügte, das Geschäft müsse abgewickelt werden, und bestellte drei amtliche Liquidatoren. Diese haben die Sachlage pflichtmäßig untersucht und erklären (März 1870) als Ergebniß ihrer Studien in dem Bericht: „Die Gründer (promoters) dieser Gesellschaft, obwohl sie behaupten für den Ankauf eines gewissen Landeigenthums in Marseille die Summe von 1,109,323 Pf. St. angelegt zu haben, zahlten in Wirklichkeit nur 344,604 Pf. St. zu diesem Zwecke, während das übrige Geld den Weg in die Taschen gewisser Personen fand." Also 764,719 Pf. St., beiläufig 4,800,000 Thaler, steckten „gewisse Personen", Gründer, Direktoren, Sekretäre, Agenten für ihre Bemühungen bei der Gründung der hoffnungsvollen Company ein.

Die Abwesenheit eines ausreichenden religiös-politischen Hetzstoffes macht sich übrigens in England sehr fühlbar. Wenigstens bringen die religiösen Agitationen hier nicht so durchgreifende Wirkungen hervor. Die Engländer haben sich zwar für Garibaldi und Genossen begeistert und den amerikanischen Nordstaaten alles humanitäre Lob angedeihen lassen dessen sie fähig sind. Aber sie haben weder der Regierung von Turin-Florenz noch jener zu Washington ihre Kassen geöffnet. Dieß überließen sie der nationalen Einfalt der Franzosen und Deutschen. Die Engländer haben eine viel praktischere Methode die Geldwirthschaft mit der Politik zu verbinden. Sie leihen besonders gern den kleinen ohnmächtigen

Staaten um dadurch einen ständigen Vorwand zur Einmischung zu haben, die ihren Handels- und politischen Interessen sehr dienlich ist. So haben sie seinerzeit Griechenland aus der Noth geholfen, und so finden alle die kleinen und großen Republiken Mittel- und Südamerika's immer offene Kassen in London. Alle Gewalthaber, Usurpatoren und Abenteurer, denen es gelingt sich einige Zeit in einem dieser Staaten zu halten, bedürfen stets Geld und finden es immer in England, dem sie dafür die wichtigsten Rechte und Zugeständnisse einräumen. Auf diese Weise haben englische Compagnien den so ungemein ergiebigen Guanohandel an sich gerissen und englische Capitalisten beuten die meisten Bodenerzeugnisse der Tropen aus. Die politischen Unruhen und Streitigkeiten fördern ihr Geschäft, indem sich die Parteien um die Gunst der Engländer streiten und gegenseitig sich in ihren Leistungen überbieten.

Nordamerika, das seinen Ruhm darein setzt die alte Welt in Allem zu übertreffen, mußte natürlich auch im Börsenschwindel das Höchste, noch nie Dagewesene erreichen. Die Umstände begünstigten die Union ungemein hiebei. Während in Europa die trotz aller Auflösung und Entsittlichung immer noch sehr starken altchristlichen Gewohnheiten und Ueberlieferungen gewisse Schranken auferlegen, ist in Amerika Alles der allgemeinen Ungebundenheit überantwortet. Das Geld ist ungebundener und mächtiger als irgendwo. Da keine regierende Familie oder ein festgegliederter, auf höhere Principien fußender Stand vorhanden ist, dem die Erhaltung und sittliche Verbesserung des Gemeinwesens angelegen seyn könnte, so wird hier der Staat, die Politik mehr und offener als sonstwo den allvermögenden Geldmännern dienstbar gemacht. Es sind die Spekulanten welche die Parteien leiten, die Wahlen beherrschen und ihre Geschöpfe in die höchsten Stellen bringen. Der Staat ist jedes höhern Ideals und Gedankens, fast jedes sittlichen Zieles entledigt und zur Geldmaschine erniedrigt.

Dazu kommt, daß sich in Europa ein ungemeiner Vorrath von den Vereinigten Staaten günstigen Vorurtheilen angehäuft, welche ein in Geschäften so gewiegtes Volk wie die Yankees nicht ewig unbenützt lassen konnte. Dank der liberalen Presse ist Nordamerika in europäischen Augen das Musterland der religiösen Freiheit und Ungebundenheit geworden. Die republikanische Verfassung der Vereinigten Staaten dient ebenfalls als helles Lichtbild neben dem schwarzen Gemälde das dieselbe Presse von unserm in monarchischen Banden gefangenen Europa zu machen pflegt. Der ungeheure wirthschaftliche Aufschwung ist die Bekräftigung all dieser verherrlichenden Schilderungen, die seit fünfzig Jahren unsere Presse überschwemmen. Für alle liberalen Parteien sind die nordamerikanischen Zustände ein Ideal. Dadurch ist es gekommen, daß namentlich in Deutschland von den Vereinigten Staaten fast nie anders als im Tone der Begeisterung und unendlichen Bewunderung gesprochen und geschrieben wird. Trotz der anerkannten Unliebenswürdigkeit der Yankees genießt kein Land größerer Sympathien und größern Zutrauens. Solche außerordentlich günstigen Vorbedingungen mußten Finanz-Unternehmungen hervorrufen, die ebenso ungewöhnlich waren.

Der viel gepriesene Kampf gegen die Südstaaten war zugleich der ungeheuerste finanz-politische Wendepunkt, den je die Welt gesehen. In der Form von Anleihen wurden Hunderte von Millionen baares Geld aus den Taschen der für Negerbefreiung schwärmenden Europäer nach Amerika geleitet, und dort in einem Schlage eine solche Masse von Börsenpapieren geschaffen, wie sie sonstwo noch niemals vorhanden gewesen. Gerade seit dem Krieg mit den Südstaaten sind die amerikanischen Papiere fast die gesuchtesten auf den deutschen Börsen geworden. Trotz der hiedurch bewirkten ungemeinen Einfuhr von Edelmetallen schufen die Vereinigten Staaten noch Papiergeld in so überschwänglichen Massen, daß ein Goldagio entstehen und beibehalten werden mußte. Seit dem Kriege benützen sie die Vorliebe der Europäer für

ihre Papiere, um denſelben Hunderte von Millionen in Eiſenbahnaktien und Obligationen anzuhängen, für die in Amerika ſelbſt kein Menſch einen halben Groſchen geben würde. Dabei haben ſie die Eingangszölle in einer Weiſe erhöht, die der Ausſchließung aller fremden Gewerbserzeugniſſe faſt gleichkommt. Den europäiſchen Freihandels-Theoretikern wurde dadurch ein merkwürdiges Schnippchen geſchlagen. Die Yankees beſitzen aber ſo einerſeits ein abgeſchloſſenes Spekulationsgebiet, andererſeits in dem maſſenhaften Papiergeld und den zahlloſen Staats-, Bahn-, Bank- und ſonſtigen Werthpapieren das ausgiebigſte Material zu Börſenſchwindel aller Art.

Der großartigſte Streich der je an einer Börſe ſtattgefunden und bei dem die Regierung ſtark betheiligt erſchien, wurde am 25. September 1869 in der Wallſtreet in Newyork ausgeführt. Ein Conſortium, an deſſen Spitze Fisk, Direktor der Eriebahnen, Gould und Corbin, der Schwager des Präſidenten Grant, ſtanden, hatte ſich vereinigt um das Goldagio auf 165 zu treiben. Als die Spekulanten auf dieſem Punkte angekommen waren, ließ Boutwell, der Finanzminiſter, einige Millionen Gold auf den Markt werfen, wodurch das Agio ſofort auf 134 fiel. Das ganze Geſchäft dauerte keine zwei Stunden, innerhalb deren aber das Publikum um mehrere hundert Millionen Thaler erleichtert wurde. Eine amerikaniſche Correſpondenz gibt ein ſo anſchauliches Bild der dortigen Zuſtände, daß wir dieſelbe ausführlich wiedergeben dürfen:

„Schon früher hatten wir Gelegenheit, der Fäulniß zu erwähnen, welche namentlich unter den amerikaniſchen Politikern herrſcht, ſowie des Schwindels deſſen ſich verſchiedene Kaufleute bedienen, um raſch ein großes Vermögen zu erwerben, oder in einer verfehlten Spekulation unterzugehen. Alles ſcheint aber Kinderſpiel in Vergleich mit dem Betrugs- und Diebsſyſtem, welches in dieſem Jahre (1869) blühte und namentlich in Newyork ſeinen Glanzpunkt erreichte. Von den großen Bankräubereien ſehen wir ab, welche wiederholt ſtattfanden, und bei denen die Polizei völlig theilnahmlos verblieb,

den Vereinigten Staaten ist weder eine gerichtliche noch eine kirchliche Trauung erforderlich um eine Ehe bindend zu machen. In Newyork ward entschieden, daß das Geschenk eines Ringes, begleitet von einem Eheversprechen und späteren Zusammenleben, eine Ehescheidung nöthig mache, um die Verbindung gesetzlich zu trennen, und in einem andern Falle war die Ueberreichung eines Straußes rother Geranien mit der Bemerkung, dieses Symbol bedeute ein Eheversprechen, als genügend erklärt dem Mädchen Entschädigung zu sichern."

Bekanntlich ist Nordamerika auch das Land der geheimen Gesellschaften. Nirgendwo sind die Logen zahlreicher als dort; alle diejenigen welche zu Amt und Vermögen kommen wollen, sind Freimaurer. Der es nicht ist, bleibt fortwährend in Unsicherheit des gesetzlichen Schutzes. Der freimaurerische Richter fragt nicht nach den Verhältnissen des Prozesses, für ihn hat der Nichtfreimaurer von vornherein Unrecht, wenn er gegen einen „Bruder" klagt. Dem entsprechend fällt das Urtheil.

Nach dem Kriege haben die Yankees gegenüber europäischen Gläubigern die Gleichberechtigung der Schwarzen eifrig in Scene gesetzt. Europa sah wohlgefällig auf den Hampelmann und begrüßte dessen Auftreten jedesmal mit einem Steigen der amerikanischen Staatspapiere. Die Amerikaner ihrerseits waren höflich genug, dem begeisterten Europa jetzt auch noch andere und immer mehr Werthpapiere zu verkaufen. Von welchem Gehalte dieselben sind, zeigt uns wiederum die Newyorker Handelszeitung, indem sie am 19. März 1870 folgenden Artikel der Illinois-Staatszeitung wiedergibt: „Es ist ungefähr ein Jahr, seitdem auf den Geldmärkten in Deutschland „Amerikaner" wimmeln. Die Rockford-Rock-Island-Eisenbahn machte den Anfang mit der Verbreitung ihrer Prioritäten. Da diese Bahn wirklich auf solider Basis beruht und, die Hauptsache, begründete Aussichten auf einen so starken Verkehr hat, daß sie die Zinsen auf ihre Hypothekenschulden pünktlich bezahlen kann, so fanden die Papiere

raschen Absatz. Noch aber waren sie kaum untergebracht, als auch schon eine wahre Sündfluth von „Amerikanern" ihrer Spur folgte. Und wir fürchten, daß darunter manche recht schäbige Gesellen sind. Auf diese Weise wird das Geld für die Schuldverschreibungen von Eisenbahnen hinausgeworfen, von welchen man in nächster Nähe der Strecken, über die sie gebaut werden sollen, entweder Nichts oder nichts Gutes weiß. Es werden in Illinois, Michigan u. s. w. Eisenbahnen projektirt, von denen sich die Unternehmer hier in Chicago gar nichts zu sagen getrauen, über welche jede Mittheilung sorgfältig aus den hiesigen Zeitungen ferne gehalten wird. Von der Chicago-Danville-Bahn, oder gar von der Port-Huron- und Chicago-Bahn, deren Prioritäten in Deutschland in flammenden Annoncen feilgeboten werden, weiß man in Frankfurt, Berlin und Hamburg vermuthlich viel mehr als hier. Aber ob diese Thatsache geeignet ist die Käufer der Papiere dieser Bahnen zu beruhigen, bleibt dahingestellt."

Alle die großen liberalen Blätter nehmen bereitwilligst die gutbezahlten Anpreisungen solcher Schwindelpapiere auf; nur die paar unabhängigen, meist katholischen Blätter, wie z. B. die „Augsburger Postzeitung", druckten die obige Warnung ab. Es wäre ja auch gegen alle geheiligten Gewohnheiten, wenn ein liberales Blatt einmal anders als im Tone höchster Bewunderung und Lobpreisung von dem überseeischen Zauberstaate sprechen würde. Was macht es auch, wenn bei diesem Treiben das gute deutsche Volk sein Geld an die Yankees verliert?

Der Leser dürfte jetzt wohl hinreichend von dem engen Zusammenhang der religiösen, politischen und finanziellen Bewegung überzeugt seyn. Im Jahre 1869 wurden auf den Börsen der besprochenen Länder für 833,087,411 Thaler, oder 3,124,077,790 Franken Werthpapiere jeder Gattung ausgegeben. Davon kommen, wie schon dargethan, 1,625,339,100 Franken, oder die Hälfte auf die französischen Börsen. Da nun, wie ebenfalls nachgewiesen, das französische Volk all-

ahmten ihnen nach. So findet man in Cattaro ungleich bequemere Wohnungen und viel mehr Sinn für Häuslichkeit und Familienleben als in den anderen dalmatinischen Städten. Zwischen Wohnung und Familienleben läßt sich überall in der Welt eine Wechselbeziehung nachweisen. Vielleicht wohl auch hat der größere Sinn für Häuslichkeit die Cattareser dazu getrieben sich ihre Wohnungen behaglich einzurichten. Hinwieder fühlen die Cattareser aber nicht den Beruf in sich mit den Schwesterstädten im sinnlosen Prunke mit großen und prachtvollen Theatern zu wetteifern. Das Theater von Cattaro ist klein und anspruchslos, wie es den Bedürfnissen eines kaum 3000 Seelen zählenden Städtchens entspricht. Lärmende öffentliche Vergnügungen sind hier nicht beliebt; dafür entschädigt man sich durch abendliche Zusammenkünfte im traulichen Familien- oder Freundeskreise, und in der besseren Jahreszeit durch gesellige Ausflüge zu Wasser nach irgend einem der unzähligen reizenden Punkte der Bocche. Die Hunderttausende, welche in den anderen Städten Dalmatiens für Erbauung von Theatern und unsinnigen Putz und Luxus vergeudet werden, weiß der Cattareser gewinnbringenden Unternehmungen oder der Erhöhung des häuslichen Comforts zuzuwenden. Für den österreichischen Offizier bietet daher Cattaro im Allgemeinen noch weit weniger Anziehendes als die anderen städtischen Garnisonen Dalmatiens. Hier gilt nur Jener etwas, der betriebsam ist. Ueberhaupt ist in Dalmatien für fremde junge Männer der Zutritt in die Familien in der Regel nur dadurch zu erlangen, daß der Betreffende sich sogleich als Freier vorstellt. Als Bräutigam, als Gatte, als Schwiegersohn ist auch der österreichische Offizier in Dalmatien überall sehr willkommen; nur die ziel- und zwecklosen Liebeleien, in denen sich die Offiziere gewöhnlich so sehr gefallen, werden hierzulande nicht im geringsten goutirt, weil man sie mit Recht als compromittirend für ein anständiges Mädchen erklärt. Der Krebsschaden der Corruption in der Ehe aber hat zum Glücke in Dal-

XXIII.

Dalmatiner-Briefe.

VI. (Cattaro*).

Punta d'Oſtro, Zupa und Paſtrovichio. — Die Bocche und deren Ufer. — Die Krivoſcianer. — Cattaro. — Schulen und Straßen. — Die Urſachen der Revolte und die Pacificirung. — Der kirchliche Standpunkt. — Gottesdienſt und Kirchenbaulichkeiten. — Klagen gegen die öffentliche Verwaltung Dalmatiens. — Ein Wallfahrtsort in den Bocche.

Wir ſteuern um die Landſpitze „Punta d'Oſtro". Vor uns zieht ſich von Nordweſt nach Südoſt ein langer, von der

*) Der Leſer wird hier vielleicht erwarten alle jene Anekdoten wieder zu finden, welche in den Touriſten-Schilderungen über das Gebiet von Cattaro ſchon ſtereotyp geworden ſind, als: von den Boccheſen, welche nur mit einer Entſchuldigungs-Klauſel von ihren Frauen ſprechen, von den Weibern die den Hausthieren gleichgehalten ſind, von der Häßlichkeit des weiblichen Geſchlechtes in den Bocche, und wie ſonach die ſprüchwörtlich gewordene Keuſchheit der Boccheſen ganz erklärlich ſei u. ſ. w. Alles dieſes rührt vielleicht von vereinzelten Wahrnehmungen her, die ein leichtſinniger Touriſt generaliſirt hat; und die Nachfolger beten blindlings nach, was ſie gewiß nicht ſelbſt beobachtet, aber in den Schilderungen ihrer Vorfahren geleſen haben. Auf ſolche Art entſtehen die pikanten Lügen, die gar nicht umzubringen ſind. Die oben angedeuteten Details paſſen im beſten Falle auf die Montenegriner, und zum Theile auf

Küste des Gebietes von Ragusa durch den links einbiegenden Canal von Cattaro und die türkische Suttorina getrennter Küstenstrich hin. Das Land ist durchaus hügelig, an der Küste vielfach eingeschnitten und gegen das offene Meer nur stellenweise durch kleine mit Myrthen und Wachholder bedeckte Felseninseln und Klippen geschützt, in deren Spalten und Rissen zahlreiche Schwärme von Grottentauben nisten. Zunächst vor uns haben wir die Halbinsel von Cartolle und Lustizza, theils vom Canal von Cattaro, theils vom offenen Meere und der Bucht von Traste umspült. Auch hier haben sich während der letzten Insurrektion blutige Scenen abgespielt. Weiter abwärts erblicken wir das Hügelland von Glavatichich und hinter demselben zieht sich das lange fruchtbare Thal von Zupa hin; in dritter Linie, noch weiter gegen die Berge aufsteigend, liegen die Ortschaften Pobori, Sissich, Lastua u. s. w., lauter Namen die in der Geschichte der letzten Insurrektion vielfach genannt werden. Wir blicken noch weiter gegen Südost, und entdecken eine tiefe Bucht, an welcher das Städtchen Budua liegt, durch eine von Oesterreich erbaute gute Fahrstraße, welche das Thal von Zupa der Länge nach durchschneidet, mit der Hauptstadt Cattaro verbunden, und hoch auf einem steinigen Berg-Plateau oberhalb Budua, schon ganz nahe an der montenegrinischen

---

die Bewohner der an Montenegro grenzenden Berg-Plateaus. Aber die eigentlichen Bocchesen und schon die Bewohner der Ebenen, wo Ackerbau betrieben wird, haben grundverschiedene Sitten, und stehen in der Cultur weit höher. Im Allgemeinen ist nur so viel wahr, daß hier die Frauen und Mädchen sich in der Oeffentlichkeit weit weniger zeigen (namentlich vor Fremden), als etwa in deutschen und italienischen Ländern; das rührt aber nicht daher, daß sie den Hausthieren gleichgehalten würden, sondern vielmehr von den sich schon der orientalischen Sitte etwas annähernden Gewohnheiten. Und was die „Häßlichkeit" anbelangt, sei nur bemerkt, daß die Weiber von Dobrota in den Bocche von Cattaro beispielsweise als besonders schön gelten.

Grenze, liegt Stanjevich, einſt ein Reſidenzſchloß der montenegriniſchen Biſchöfe, nun ein Fort, das in der letzten Inſurrektion von den Rebellen durch Verrath genommen worden iſt. Die an der dreifachen Grenze, zwiſchen Montenegro, Albanien und Oeſterreich, gelegene unterſte Spitze des dalmatiniſchen Feſtlandes endlich wird durch den Landſtrich Paſtrovicchio gebildet, deſſen Einwohner zum Theile Viehzucht treiben, zum Theile aber jährlich über den Sommer in größeren Maſſen nach der Türkei ziehen, um ſich als Feldarbeiter zu verdingen. Die Paſtrovicchianer haben ſich nicht der Inſurrektion angeſchloſſen.

Wir aber kehren dieſem ganzen Küſtenſtriche den Rücken und biegen nordwärts in den Canal von Cattaro ein. Zu unſerer Rechten haben wir jetzt ſchon die oben erwähnte Halbinſel von Cartolle und Luſtizza, zu unſerer Linken die türkiſche Suttorina, in gerader Richtung vor uns die halb von öſterreichiſchen halb von türkiſchen Ufern umgebene Bucht von Topla. Etwas ſpäter öffnet ſich zu unſerer Rechten wieder die Waſſerſtraße, welche von da an, eine doppelte weite Schlangenwindung formirend und ſich zu drei großen Waſſerbecken erweiternd, in öſtlicher Richtung 16 Miglien weit in's Feſtland eindringt. Wenn wir nämlich am Eingange zwiſchen Caſtelnuovo und Porto-Roſe einen ziemlich engen Canal durchſchifft haben, gelangen wir in das erſte weite Waſſerbecken, zwiſchen der ſchon früher genannten Halbinſel Luſtizza und einer anderen, nur von den Gewäſſern des Canals von Cattaro umſpülten Halbinſel — jener von Teodo. Jetzt müſſen wir in unſerer Fahrt nahezu einen Halbkreis nach links beſchreiben und gelangen wir abermals zu einer engen Durchfahrt, Bocca delle Catene genannt, weil ſie im Nothfalle durch Ketten abgeſperrt werden kann; und ſobald wir dieſelbe paſſirt haben, öffnen ſich vor uns zwei große Waſſerbecken, durch ein Vorgebirge voneinander getrennt. Jenes zur Linken iſt das Becken von Riſano, zur Rechten liegt jenes von Cattaro. Die Stellen,

Päpste und Cardinäle theilweise in jener Zeit die eigentlichen Mäcenaten oder Protektoren der Humanisten und ihrer Werke waren. Ebenso erscheint die Berufung desselben auf die „Epistolae obscurorum virorum“ und sein Ausruf: „Da sehen wir vor uns jene unwissende, unsaubere Gesellschaft, voll Gift und Galle, in jeder geistigen Beziehung ihren Gegnern gegenüber im kläglichsten Mißverhältniß“ — einerseits, wie er selbst fühlt, chronologisch unrichtig, andererseits nicht beweisend, da selbst der Vater der Reformation nichts weniger als Humanist war, nichts weniger als einen classisch gebildeten lateinischen Styl schrieb und, wenn die Latinität Richter seyn würde, ebenso gut in die Reihe der Dunkelmänner gehörte als Andere, welche die inhumanen Humanisten durch diese ihre Briefe zur Zielscheibe ihres Witzes machten.

Wie dem auch sei, Wattenbach macht die Entdeckung, daß der Markgraf Johann von Brandenburg, genannt der Alchymist, (1440 bis 1457) auf der alten Plassenburg bereits eine humanistische Schule unter einem Italiener mit Namen Arriginus unterhielt, aus welcher er den bekannten Chronisten und Biographen des Pfalzgrafen Friedrich des Siegreichen, Mathias von Kemnat, hervorgegangen glaubt*), welcher 1457 nach Heidelberg wanderte, von woher er seinem darob hocherfreuten Lehrer Arriginus schreiben konnte, daß Pfalzgraf Friedrich auch an dieser seiner Universität einen humanistischen Lehrer angestellt habe.

Dieser Lehrer war Peter Luder, aus Kislau im Kraichgau, einer Besitzung der Bischöfe von Speyer, der Sohn armer aber rechtschaffener Eltern**), bereits 1431 an der Heidelberger Hochschule Student der Logik und Dialektik, die

*) Seine Chronik Friedrichs wurde erst 1862 im zweiten Bande der „Quellen und Erörterungen zur bayerischen und deutschen Geschichte“, von Conrad Hofmann herausgegeben.

**) Ex humili genitum me sanguine credere nec phas
Notus uterque parens nam *probitate* fuit!

keinerlei Bedeutung. Hingegen Caſtelnuovo zu unſerer Linken iſt eine zwar kleine, enge und ſchlecht gebaute, dafür aber äußerſt maleriſch an einem Bergabhange gelegene Stadt. Sie iſt mit Mauern und Thürmen umgeben und ober ihr auf dem Berge thront 540 Fuß über der Meeresfläche das ſogenannte ſpaniſche Fort, das die Einfahrt beherrſcht, zur Zeit Karl's V. oder Philipp's II. angelegt, als die Spanier den Venetianern in ihren Seekriegen Beiſtand leiſteten. Von Caſtelnuovo bis zur Bocca delle Catene haben wir am linken Ufer ein fruchtbares und dazu durch beſonders geſchützte Lage gegen Süden begünſtigtes Hügelland. Am Ufer ſtehen einige Villen, in deren einer der Fürſt von Montenegro häufig die Sommermonate zuzubringen pflegt. In der Nachbarſchaft wächst ausgezeichneter Wein und könnte vorzüglicher Tabak in großen Quantitäten gezogen werden, wie eine kleine ärariſche Anpflanzung zur Genüge darthut. Die Anhöhen aber ſind durchaus bedeckt von anmuthigen Wäldchen, in denen neben Oelbäumen und Eichen der epheuumrankte Lorbeer und die Orange wuchern, während im Hintergrunde die Rieſengipfel der montenegriniſchen Grenzgebirge das ſchöne Bild majeſtätiſch abſchließen. — Auf der gegenüberliegenden Seite das rechte Ufer, ſich im weiten Bogen um das Waſſerbecken von Teodo hinziehend, iſt mehr niedrig, jedoch ebenfalls von Hügeln eingerahmt. Auch hier liegen am Ufer zerſtreut zahlreiche Häuſer und Häuschen mitten in Anlagen. Die Abhänge der Hügel ſind, ſo weit es angeht, in terraſſenförmig aufſteigende Beete und Weingärten verwandelt, und die Zwiſchenräume werden von Oel und Kaſtanien, Orangen und Granatäpfeln und prachtvollen Maulbeerbäumen ausgefüllt. Wer ſich, durch die Zeitungsberichte „aus den Bocche" irregeführt, bei der Einfahrt in den Canal von Cattaro eine öde ſteinige Wüſte erwartet hat, der ſieht ſich auf das angenehmſte enttäuſcht. Ringsum die üppigſte blühendſte Cultur! Der Boden an dieſen Ufern iſt die fruchtbarſte Miſchung, die ſich nur denken läßt; namentlich auf der Halbinſel Teodo

findet man theilweise durch weite Strecken nichts als die vortrefflichste Gartenerde, und wenn auch die Menschen hie und da noch verhältnißmäßig zu wenig gethan haben mögen, so haben dafür gewiß das milde Klima und das fruchtbare Erdreich überschwänglich das Ihre gethan um hier alle Vorbedingungen für ein wahres Eden zu schaffen. Die Gegend von Teodo ist ein Lieblingsaufenthalt der Cattareser während der heißen Sommermonate, und besitzen hier manche Familien eine hübsche Villa mitten in lieblichen Gartenanlagen. Auf den Höhen um Teodo wächst der berühmte feurige Wein „Marzemino", der mit dem Malaga täuschende Aehnlichkeit hat. Die Früchte und Gemüse dieser Gegend (sowie der Zupa) sind von seltener Größe und dem trefflichsten Wohlgeschmacke.

Vom ganzen Distrikte von Cattaro, der einen Flächenraum von nur 11¼ Quadratmeilen einnimmt, sind nach einem sehr mäßigen Anschlage 2 Quadratmeilen und 1500 Joch verschiedenen Culturgattungen gewidmet, die Kastanien-Wälder nicht eingerechnet, was zum Vortheile dieses Gebietes im Vergleiche mit den andern Theilen Dalmatiens eine sehr günstige Proportion ergibt. Hievon sind etwa 8500 Joch Ackerland, das fast ausschließlich im Thale von Zupa liegt. Die Zupaner sind durchgehends Landwirthe, und dennoch waren gerade *sie* die Seele der Cattareser Revolte, und dennoch will man von gewisser Seite glauben machen, die Revolte sei nichts anderes gewesen als eine bewaffnete Renitenz gegen das Landwehrgesetz, das „für die Boccheser als Seefahrer nicht passend" sei! Wohl sind die *Boccheser* Seefahrer (ihrer 4000 sollen fortwährend auf den Meeren umherschwimmen), aber die Boccheser waren nicht unter den Insurgenten, ebensowenig wie die Pastrovicchianer, welche darauf angewiesen sind im Auslande Arbeit zu suchen, und sich daher allerdings durch das Landwehrgesetz einigermaßen belästigt fühlen könnten. Die Zupaner aber, welche wirklich insurgirten, sind weder Boccheser noch Seefahrer, sondern

nur Bewohner eines Binnen-Landſtriches im Diſtrikte von Cattaro, und Ackersleute, daher als ſolche durch das Landwehrgeſetz keineswegs im höheren Grade beläſtigt oder mehr in ihrer Exiſtenz bedroht als etwa die Bauern in Ober- und Niederöſterreich. Wer erklärt dieſe Widerſprüche?

Wir paſſiren die Bocca delle Catene. Uns gerade gegenüber liegen zwei ganz kleine Felſeneilande; das eine mit der Wallfahrtskirche St. Maria dello Scarpello, das andere mit dem alten Kloſter St. Giorgio, einſt eine Benediktinerabtei, ſpäter eine franzöſiſche Kaſerne, nun ein öſterreichiſches Fort. Dahinter liegt auf der vorſpringenden Landſpitze der äußerſt maleriſche, aber durchaus nicht wohnliche Flecken Peraſto, über welchem, 200 Fuß über dem Meere, abermals ein Fort thront. Oberhalb Peraſto aber zieht ſich in langgeſtreckter Linie von Norden nach Süden das rieſige ſteile Grenzgebirge, faſt ſenkrecht wie eine Mauer aufſteigend vom Meeresufer gegen Himmel, nackt und kahl und weiß, von aller Vegetation entblößt, vielfach zerklüftet und geſpalten, voll Zacken, Spitzen und Kanten. Und zu ſeinen Füßen, faſt an die Felswand angeklebt und vom Meere beſpült ſtehen die Häuſer der Reichſten unter den Boccheſen, die Häuſer von Dobrota, jedes einzelne ein kleines Caſtell mit Ringmauern und Thürmen, darin die aus fernen Meeren heimgebrachten Schätze vor den räuberiſchen Ueberfällen der Montenegriner und anderer liebenswürdiger Nachbarn ſicher geborgen ſind. Unmittelbar vor dem Hauſe ſteht der ſtolze Dreimaſter geankert, wenn ſein Herr, heimgekehrt nach langer Fahrt, am häuslichen Herde ruht. Von Dobrota führt einerſeits eine Straße nach Riſano, andererſeits nach Cattaro, doch iſt ſie nur ſtellenweiſe befahrbar. Wo es Hinderniſſe zu überwinden gab, ſind die Straßen-Erbauer umgekehrt. Zwiſchen Dobrota und Peraſto folgt der Weg einer tiefen Bucht, an welcher das Dorf Orahovaz liegt. Seine Bewohner ſind mit den Montenegrinern am lebhafteſten in Verkehr, und haben von ihnen in Tracht und Sitten am meiſten angenommen. Trotzdem

mir in einem italienischen Blatte zu Gesichte kam, nachdem ich eben die vorstehenden Zeilen niedergeschrieben hatte.

„Man stelle sich einen ausgedehnten gebirgigen Landstrich vor, der dem ersten Anscheine nach jeder Vegetation entbehrt. An der dem Meere zugekehrten Seite wo die Berge weniger hoch sind und gegen das Ufer abfallen, liegen hie und da kleine Dörfer, Gruppen von Häusern und Hütten zerstreut; auf der andern Seite gibt es meilenweite Landstriche, die mit rauhen, steilen und hohen Felsen bedeckt, und wo die menschlichen Wohnungen noch weit dünner gesäet sind. Dieser zweite Rayon ist nur von fast ungangbaren und den Hirten selbst beinahe unbekannten Fußsteigen durchschnitten, vielfach unterbrochen von Rissen und Abgründen, entblößt von seinen einstigen dichten Waldungen und zeigt nur sehr seltene und kümmerliche Spuren von Bodencultur. Mitten in diesen Felsen sind einige Thäler eingeschlossen, die ebenfalls ganz unfruchtbar und fast unbewohnt sind. Zehn, zwanzig, dreißig Häuschen von Stein, mit Stroh gedeckt, schmutzig, kalt und rauchig, je zu 2 bis 300 Schritten eines vom anderen entfernt, bilden ein sogenanntes Dorf, dessen Einwohner aller Annehmlichkeiten des Lebens entbehren müssen und ganz isolirt leben, ohne irgend etwas mit der übrigen Welt gemein zu haben. Zwischen ihren unwegsamen Bergen werden sie geboren und sterben sie, Allen unbekannt, verthiert in Unwissenheit, gequält von Hunger, demoralisirt von ihren barbarischen Sitten und von den Lastern des Raubes, Diebstahls und der Rache, die sie als traditionelle Tugenden üben. Mit einem Worte, es wäre schwer, sich eine Oertlichkeit vorzustellen, die besser geeignet wäre ein immenses Magazin, ein sicheres Asyl für cynische, wilde, in Lumpen gehüllte Dilettanten des Räuberhandwerks abzugeben. Und noch dazu haben alle diese Bergbewohner die Leidenschaft des Waffentragens, und es sind eben die schlechtesten unter ihnen welche den Andern, selbstverständlich gegen entsprechende Entschädigung, Gewehre, Pistolen, Handschar's und Munitionen liefern,

die Ausbeute ihrer nächtlichen Excurſionen innerhalb und außerhalb der Grenzen. Es iſt alſo nicht zu wundern, wenn die Aehnlichkeit der Sitten und Charaktere hier aus jedem Manne, aus jedem Weibe, jedem Kinde einen treuen Freund, wachſamen Späher und entſchloſſenen Helfershelfer aller Verbrecher des Landes und der Nachbarſchaft macht. Die Verbrecher aber ihrerſeits halten Wacht am Grate des gaſtlichen Berges über die Thäler und Abhänge zu ihren Füßen, meilenweit in die Runde, eſſen, trinken, ſpielen und unterhalten ſich, und entdecken ſtets aus weiter Ferne den herannahenden Gendarmen oder die Soldaten. So iſt es ihnen ein Leichtes zu entrinnen oder den Wächtern des Geſetzes zuvorzukommen, während dieſe letzteren müde und irregeleitet die Höhen erklimmen und ſich immer wieder von neuem als unfähig erweiſen eine erfolgreiche Durchforſchung der Gegend zu vollbringen. Und wenn die Soldaten, die Gendarmen enttäuſcht und durch die vergebliche Mühe entmuthigt den Heimweg antreten, werden die Spitzbuben zu ihrem Weine, ihrem Spiele, ihren Scherzen zurückkehren. Die Luft iſt ſehr rein und durchſichtig auf den ſteilen Höhen dieſer Berge, und ſo vermag man aus beträchtlicher Entfernung ſehr deutlich viele Gegenſtände zu erkennen, welche man wegen des zerklüfteten Terrains erſt nach langem beſchwerlichen Marſche erreichen wird. So gingen wir einſt längs des Abhanges eines Berges, als wir auf der Schneide eines anderen Berges uns gegenüber einige Rebellen erblickten, welche mit den Armen wie Beſeſſene geſticulirten und laute Rufe ausſtießen. Zwiſchen unſerem Detachement und den Briganten lief eine enge Schlucht und in derſelben bemerkten wir da und dort zerſtreut einige Männer und Weiber welche friedlich ihre Ziegen hüteten. Nach einem halbſtündigen gräulichen Marſche auf Geröll, über zahlreiche Riſſe und Klüfte hinweg, erreichten wir die Hirten, von denen wir zu erfahren hofften, welche Richtung die Inſurgenten eingeſchlagen hätten. Aber jegliches Bemühen war umſonſt: ſie alle ſchwuren nichts geſehen zu haben."

Unſer Gewährsmann erzählt uns weiter, er habe den Hirten um ſie einzuſchüchtern mit dem Arreſte und wohl auch mit dem Erſchießen gedroht, und weiht uns ein in das Raiſonnement, das einer dieſer Hirten dieſer Drohung entgegengeſetzt habe, und das gewiß wenigſtens einen philoſophiſchen Gleichmuth und eine Seelenſtärke zeigt, wie ſie einer weit beſſeren Sache würdig wären. Ohne für die Richtigkeit des Faktums einzuſtehen, gebe ich hier die charakteriſtiſche Antwort wieder, wie unſer Offizier ſie in ſeiner Sprache berichtet: „Ihr werdet mich erſchießen, ich weiß es, und auch die Inſurgenten ihrerſeits werden mir kaum etwas Schlimmeres anthun. Wenn ich Euch enthüllte, wie viele ihrer ſind, wo ſie ſich aufhalten und wie ihnen beizukommen iſt, würde ich für jetzt mein Leben retten, aber ich würde eine furchtbare und unfehlbare Rache auf mich und meine Familie herabbeſchwören. Ihr werdet mich heute ſchützen, aber morgen zieht Ihr fort, und was dann? Die Rebellen aber, ihre Freunde und ihr Anhang bleiben immer hier und ich werde immer ihrer Rache ausgeſetzt ſeyn. Sie werden mein Häuschen niederbrennen, meine Grundſtücke verwüſten, meine Heerden zerſtreuen, und nachdem ſie mich an den Bettelſtab gebracht, werden ſie bei der erſt beſten Gelegenheit mich und alle die Meinen ermorden. Vor zwei Jahren fand man einen Hirten meines Dorfes in den Bergen ermordet. Welche Schuld hatte er auf ſich geladen? Er hatte den Gendarmen den Schlupfwinkel eines flüchtigen Verbrechers verrathen. Nun wohl, andere Flüchtlinge und Verbrecher, die den Verhafteten vielleicht kaum dem Namen nach gekannt hatten, ſahen ſich moraliſch verpflichtet ihn zu rächen. Der Hirt, den man vor zwei Jahren ermordete, war der Vorletzte ſeiner Familie. Zwei andere ſchuldloſe Brüder waren ſchon vor ihm einer alten Privatrache zum Opfer gefallen. Um die Urheber aller dieſer Verbrechen zur Strafe zu ziehen, hat man Prozeſſe anhängig gemacht. Allein man hat niemals die Thäter gefunden, niemals einen Mitſchuldigen, niemals auch nur einen Zeugen.

Ihr werdet mich zum Tode verurtheilen, aber meine Familie wird von heute an geehrt und hochgeachtet daſtehen, an Hülfe und Schutz wird es ihr nie fehlen und, daß Ihr's nur wiſſet, das wird ein Schutz ſeyn weit zuverläſſiger und wirkſamer als der Eure." Der Offizier ward nachdenklich und entließ die Hirten, nachdem er ſie mit einigen Broden für ihre Kinder beſchenkt hatte.

Kehren wir zurück an die Bocca Catene und fahren wir von dort längs des weſtlichen Ufers des Beckens von Cattaro ſüdwärts gegen die Hauptſtadt. Die Ufer beſtehen da durchgehends aus Hügelland, das dicht mit Kaſtanien-Waldungen bewachſen iſt. Am Meere ziehen ſich die Ortſchaften Stolivo, Perzagno und Mulla hin, alle drei langgeſtreckt, ihre Häuſer, größtentheils in Anlagen und Gärten ſtehend, bilden unter ſich eine faſt ununterbrochene Kette von der Landſpitze an der Bocca Catene an bis Cattaro. In Perzagno befinden ſich großartige Seidenſpinnereien. Ueberhaupt iſt die Seiden-Cultur in den Bocche von Cattaro, begünſtigt durch zahlreiche prachtvoll entwickelte Maulbeer-Plantagen und durch die vorzügliche Gattung des hier gezogenen Samens (der auch einen ſehr gewinnbringenden Handelsartikel für die italieniſchen Märkte abgibt), in ſchönem Flore. Nebenbei ſei hier bemerkt, daß das Gebiet von Cattaro außer dem genannten Erwerbszweige auch noch die Leder-Gerberei (Erzeugung einer Gattung Corduan-Leder) vor dem übrigen Dalmatien voraus hat.

Das Ufer von Stolivo, Perzagno und Mulla und das gegenüberliegende von Peraſto und Dobrota laufen im Süden in ſehr ſpitzem Winkel zuſammen. An dieſer Vereinigung liegt die Stadt Cattaro in äußerſt geſchützter und eingeſchloſſener Lage. Die Bora hat hier zwar wenig Zutritt, aber auch die Sonne iſt für dieſen engen Winkel zur Winterszeit durch den größten Theil des Tages hinter den Bergen verborgen, und das macht das Klima Cattaro's rauher und unfreundlicher als es ſonſt durch die ſüdliche Lage bedingt

wäre. Uebrigens ſind vielleicht nicht leicht irgendwo in Europa auf einem ſo kleinen Raum ſo große Verſchiedenheiten der Temperatur und des Klima's zuſammengedrängt. Hier eine Stelle, wo die Sonnenſtrahlen von den Felſen abprallen und die intenſivſte Hitze erzeugen. Hart daneben eine andere, wo eine ſüdliche Vegetation nicht aufkommen kann, weil faſt nie ein Sonnenſtrahl Zutritt findet; und nicht weit davon eine dritte, wo die Bora mit wahrer Wuth ihre vernichtende Kraft übt. Die Nähe und die Lage der Gebirge verſchafft den Bocche auch jene Regengüſſe, bei denen das Waſſer, wie man hier zu ſagen pflegt, „in Stricken" vom Himmel herabſtrömt und in wenig Sekunden die dichteſte Leibeskleidung gründlich durchweicht. Andererſeits aber verdankt die Stadt Cattaro ihren Bergen auch eine unſchätzbare Wohlthat, die ſie vor allen anderen Städten Dalmatiens voraus hat: das friſche, geſunde und reichlich ſtrömende Waſſer eines luſtigen Gebirgsbaches. Die Stadt iſt von hohen Feſtungswällen und Mauern eingeſchloſſen, welche im J. 1667 nach einem Erdbeben neu erbaut, ſpäter ausgebeſſert und vervollſtändigt wurden und heute noch im Stande erhalten werden. Zu den Befeſtigungen der Stadt gehören auch das auf einer ſteilen Anhöhe ober der Stadt (in einer Höhe von 400 Fuß) erbaute und durch Zickzack-Mauern mit derſelben in Verbindung ſtehende Fort S. Giovanni, das den Weg nach Montenegro und den Bazar der Montenegriner beſtreicht, und das in der Entfernung von einer Stunde an der Straße nach Budua gelegene Fort Trinita, auf welches die inſurgirten Zupaner einen Sturm verſucht haben. Zu den Merkwürdigkeiten von Cattaro gehört in erſter Linie jedenfalls der erwähnte Bazar der Montenegriner. Hieher kommen die letzteren ſehr zahlreich auf den ſteilen ſteinigen Wegen; ihre Weiber tragen gleich Laſtthieren die Waaren auf dem Rücken, faſt erliegend unter der ſchweren Bürde auf dem weiten anſtrengenden Marſche; die Männer gehen ſorglos und mühlos daneben, in größter Gemüthsruhe aus ihren langen Pfeifen

Doch laſſen wir ihn, und alle die welche in irgend einer Periode ſeiner Attentate gegen die Rechtszuſtände des Welttheils die Spießgeſellen des franzöſiſchen Imperiums waren, ſeien es Fürſten, Diplomaten, Kammerredner oder Zeitungsſchreiber geweſen*) — und betrachten wir die reale Welt,

*) Schreiber dieſes hat die geehrten Leſer nie viel mit ſeiner Ichheit behelligt. Aber im gegenwärtigen Moment darf er doch fragen, ob während der achtzehn Jahre, wo er ſeine politiſchen Studien in den 36 Bänden dieſer Blätter niedergelegt hat, über den Mann des Verderbens auf dem franzöſiſchen Thron jemals ein Wort von ihm geſchrieben worden wäre, das er jetzt zu bereuen hätte? Allerdings — Schreiber dieſer Zeilen geht mit der Wahrheit gewohnheitsmäßig mitten durch, und der Napoleonismus in Berlin iſt ihm ſtets gerade ſo viel werth geweſen wie der Napoleonismus in Paris. Er hat immer ſtreng conſequent geurtheilt über die Kartenmacher hüben wie drüben.

Dafür mußte er ſeit Monatsfriſt an Schandartikeln fortſchrittlicher Blätter, anonymen Zuſendungen und Schimpfbriefen, auch Todesdrohungen nicht ausgeſchloſſen, Dinge hinnehmen, für die ſich dereinſt vielleicht ein parlamentariſcher Ausdruck finden wird, wenn auch mühſam. Auf den Schreiber dieſer Zeilen machen indeß derlei Erfahrungen nur Einen Eindruck: je mehr *ſolcher* Feinde, deſto mehr Ehre!

Er hat an einem andern Orte Gelegenheit gehabt öffentlich zu äußern: da wo man „terroriſiren" wolle, ſei *ſeine* Stellung *nie*. Von dem jetzt herrſchenden, hart bis an die Erklärung des Religions-Kriegs ſtreifenden Terrorismus aber wären ſehr ernſthafte Beiſpiele anzuführen. Schreiber dieſer Zeilen will indeß ein tragikomiſches auswählen, und zwar aus einem Berliner Organ, welches als „chriſtlich-germaniſcher" Vorkämpfer in die Welt getreten iſt und nun ſeit Jahren in pietiſtiſcher Blasphemie den Namen Gottes zu politiſchen Zwecken haarſträubend mißbraucht.

Schreiber dieſes hat letzthin in ein paar Zeilen Erwähnung gethan von der Berichtigung, die der ungariſch-italieniſche Revolutions-General Stephan *Türr* bezüglich der Cirkular-Depeſche des Grafen Bismark in Wiener Blättern veröffentlicht hat. Aus dem offenen Briefe Türr's ging allerdings hervor, daß der norddeutſche Bundeskanzler mit ſeinen Enthüllungen nicht über alle Einreden erhaben ſei. Allein der Türr'ſche Brief war nun einmal ein hiſtoriſches

ahmten ihnen nach. So findet man in Cattaro ungleich bequemere Wohnungen und viel mehr Sinn für Häuslichkeit und Familienleben als in den anderen dalmatiniſchen Städten. Zwiſchen Wohnung und Familienleben läßt ſich überall in der Welt eine Wechſelbeziehung nachweiſen. Vielleicht wohl auch hat der größere Sinn für Häuslichkeit die Cattareſer dazu getrieben ſich ihre Wohnungen behaglich einzurichten. Hinwieder fühlen die Cattareſer aber nicht den Beruf in ſich mit den Schweſterſtädten im ſinnloſen Prunke mit großen und prachtvollen Theatern zu wetteifern. Das Theater von Cattaro iſt klein und anſpruchslos, wie es den Bedürfniſſen eines kaum 3000 Seelen zählenden Städtchens entſpricht. Lärmende öffentliche Vergnügungen ſind hier nicht beliebt; dafür entſchädigt man ſich durch abendliche Zuſammenkünfte im traulichen Familien- oder Freundeskreiſe, und in der beſſeren Jahreszeit durch geſellige Ausflüge zu Waſſer nach irgend einem der unzähligen reizenden Punkte der Bocche. Die Hunderttauſende, welche in den anderen Städten Dalmatiens für Erbauung von Theatern und unſinnigen Putz und Luxus vergeudet werden, weiß der Cattareſer gewinnbringenden Unternehmungen oder der Erhöhung des häuslichen Comforts zuzuwenden. Für den öſterreichiſchen Offizier bietet daher Cattaro im Allgemeinen noch weit weniger Anziehendes als die anderen ſtädtiſchen Garniſonen Dalmatiens. Hier gilt nur Jener etwas, der betriebſam iſt. Ueberhaupt iſt in Dalmatien für fremde junge Männer der Zutritt in die Familien in der Regel nur dadurch zu erlangen, daß der Betreffende ſich ſogleich als Freier vorſtellt. Als Bräutigam, als Gatte, als Schwiegerſohn iſt auch der öſterreichiſche Offizier in Dalmatien überall ſehr willkommen; nur die ziel- und zweckloſen Liebeleien, in denen ſich die Offiziere gewöhnlich ſo ſehr gefallen, werden hierzulande nicht im geringſten goutirt, weil man ſie mit Recht als compromittirend für ein anſtändiges Mädchen erklärt. Der Krebsſchaden der Corruption in der Ehe aber hat zum Glücke in Dal-

ıatien noch nicht um ſich gegriffen. Wenn man ſich alſo in und wieder von den Offizieren ferne hält, ſo hat dieß keineswegs ſeinen Grund in politiſchen Vorurtheilen. Die Dalmatiner haben durchaus keine principielle Abneigung gegen Oeſterreich und gegen das was ihnen von dort her kommt, ſind vielmehr der Regierung aufrichtig und treu ergeben, obſchon ſie von ihr bisher unbeſtreitbar ſehr vernachläſſigt worden ſind und dieß gar wohl fühlen.

(Schluß folgt.)

XXIV.

Drei deutſche Humaniſten.

Peter Luder. Rudolf von Langen. Johann Butzbach.

Die Geſchichte des Humanismus oder, beſſer geſagt, die der Pflege der lateiniſchen Sprache in Deutſchland, wo die griechiſche vom 15. bis 18. Jahrhundert doch ungleich weniger geliebt und ernſtlich betrieben wurde, bildet ſeit länger als hundert Jahren ein mit Vorliebe bebautes Feld, auf welchem fort und fort gearbeitet wird, ſeit der zu Sulzbach in der Oberpfalz 1681 geborne und 1753 als braunſchweig'ſcher Hofrath und Bibliothekar der weltberühmten Wolfenbüttel'ſchen Bibliothek verſtorbene Jakob Burckhard ein claſſiſches Werk über die Schickſale der lateiniſchen Sprache in Deutſchland während des Zeitraumes von ſiebzehn Jahrhunderten im J. 1713 bis 1721 erſcheinen ließ*). Und

*) De Linguae Latinae in Germania per XVII saecula amplius satis, ab ipso tempore, quo Romanorum arma et commercia nonnullum ejus usum intulerunt, ad nostram usque aetatem

in der That, die Geschichte des Humanismus sowie die Lebensbeschreibungen der Träger desselben gewähren immerhin einen besondern Reiz, zumal nicht in Abrede gestellt werden kann, daß das Bestreben eine seit 900 Jahren abgestorbene Sprache, welche wie die lateinische eine Weltsprache — Urbi et Orbi — war, wieder in's Leben einzuführen und in ihr den Schlüssel zum Verständniß bedeutender Schriftwerke der römischen Vergangenheit zu geben, eine tief eingreifende Veränderung hervorrief, welche als der eigentliche Uebergang des Mittelalters in die Neuzeit bezeichnet wird und thatsächlich auch ist. Denn mit dem Erblühen der classischen Sprache, mit dem Einathmen der römischen Dichterluft entschwand allmählig jener tiefe christliche Ernst, der in dem Gebote des Gottmenschen lag: „Suchet vor Allem das Reich Gottes", zumal gewisse humanistische Bestrebungen in jenen Dingen gipfelten, von denen das Christenthum will, daß sie nicht unter seinen Bekennern genannt werden sollen. Auch war es unverkennbar, daß je tiefer einzelne Männer damals in die Sprache und den Geist des Römerlebens eindrangen, um so eigenthümlicher, sonderbarer und unstäter sich auch *ihr* Leben gestaltete, weil es von dem thatsächlich bestehenden und vom christlichen Volke gewöhnten Leben gesondert erschien, sich überall die alte Welt suchend, die doch einmal der Vergangenheit angehörte und nirgends mehr zu finden war. Nur da griff die Cultur der Sprache und das Studium der classischen Ueberreste bildend und verschönernd in's Leben ein, wo das christliche Element auch das *principale* blieb. Mit der Verallgemeinerung des Humanismus durch die *christliche Schule* verlor er das Gefährliche, welches die ersten Begründer in die Art und Weise seiner Pflege gelegt hatten, ja er wurde im eigentlichen Sinne die Grundlage ächt wissenschaftlicher Bildung, ist solche geblieben

---

Commentarii. Hanoverae MDCCXIII. — Dann: Novi plane Commentarii. Wolfenbutteli MDCCXXI. 8.

bis auf dieſe Stunde und muß ſie bleiben, ſo lange es eine „Wiſſenſchaft" geben wird, mag mit dieſem Worte gleichwohl — ſei es mit oder ohne Eigenſchaftswort — aller mögliche Mißbrauch getrieben werden.

Auch die allerjüngſte Zeit hat abermals das Auge auf drei deutſche Humaniſten gerichtet, deren älteſter noch jener Reihe von Männern angehört welchen ihr Humanismus lediglich Selbſtzweck war, indeſſen die beiden jüngern den Humanismus ehrten, um ihn für das chriſtliche Leben wirklich zu verwerthen. Peter Luder, der erſte humaniſtiſche Lehrer in Heidelberg, Rudolf von Langen, der erſte Münſter'ſche Humaniſt, und der fromme Benediktiner-Ordensmann Johannes Butzbach aus Kloſter Laach — ſie ſind es, welchen das vergangene Jahr durch eigene Biographien*) eine Marke der Erinnerung ſetzte. Dieſe auch in unſere Blätter überzutragen ſei die Aufgabe der folgenden Zeilen.

Das Verdienſt über den erſtgenannten Humaniſten Peter Luder eingehendere Mittheilungen gegeben und zuerſt nähere Lebensumſtände ergründet zu haben, gebührt dem Geſchichtsforſcher W. Wattenbach, der freilich in ſeinem einleitenden Worte, in welchem er den Humaniſten mit Genugthuung zuſchreibt, daß ſie es geweſen welche durch ihre Beſtrebungen im tiefſten Grund die Machtſtellung der Hierarchie erſchüttert, nicht ganz das Richtige getroffen zu haben ſcheint, da ja

*) 1) Peter Luder, der erſte humaniſtiſche Lehrer in Heidelberg, von W. Wattenbach, Profeſſor in Heidelberg. Karlsruhe 1869. 94 Seiten. 8.

2) Rudolf von Langen. Leben und geſammelte Gedichte des erſten Münſter'ſchen Humaniſten. Ein Beitrag zur Geſchichte des Humanismus in Deutſchland von Dr. Adalbert Parmet, Docenten der k. Akademie zu Münſter. Münſter 1869. X. und 256 Seiten. 8.

3) Chronica eines fahrenden Schülers oder Wanderbüchlein des Johannes Butzbach. Aus der lateiniſchen Handſchrift überſetzt und mit Beilagen vermehrt von D. J. Becker. Regensburg 1869. XII. und 299 Seiten. kl. 8.

dann dürfte Preußen die alten deutschen Reichsländer Elsaß und Lothringen nicht als Siegespreis heimtragen, auch dann nicht, wenn Frankreich, bis zur Vernichtung geschlagen, selbst gegen solche Bedingungen sich nicht mehr wehren könnte. Consequenterweise würden diese Neutralen eher das Schwert in die Wagschale gegen Preußen legen, ehe sie in solcher Art (um mit einem neuern Artikel der „Kreuzzeitung" zu reden) „Preußen das Geschäft allein besorgen" ließen.

Sollte nun die sogenannte Neutralitäts-Liga wirklich zu Stande kommen, so müßte sie wohl früher oder später ein Princip aufstellen und allerdings dürfte dieses Princip dem vorangegebenen Gleichgewichts-Satze entsprechend seyn. In diesem Falle ließe sich auch leicht errathen, welche Mächte daran das hervorragendste Interesse hätten.

Preußen hat sich in dem gegenwärtigen Kriege vollständig mit Deutschland identificirt; es heißt nirgends mehr „Preußen und seine Verbündeten", sondern kurzweg „Deutschland", Graf Bismark gerirt sich in seinen für die Oeffentlichkeit bestimmten Akten nicht mehr als preußischer Premier, sondern mit Vorliebe und Betonung als „deutscher Minister". Im Namen der deutschen Nation und als ehemals deutsche Reichsländer würden natürlich Elsaß und Lothringen von Frankreich losgerissen werden; die Sprachgrenze würde das Kriterium bilden. Nun aber besitzt auch Rußland ehemals deutsche Länder, nämlich die Ostsee-Provinzen, die es zudem in neuester Zeit auf die abscheulichste Weise mißhandelt. Italien seinerseits hat auf dem „nationalen Programm" Landestheile stehen, die unter Oesterreichs Scepter heute noch zu den deutschen Provinzen gerechnet werden wie zur Zeit des alten Reichs.

Allerdings hat man in Berlin auf die Sympathie Rußlands am zuversichtlichsten gerechnet, man soll sogar einen geheimen Vertrag mit dieser Macht für den Fall einer Niederlage der norddeutschen Waffen besitzen. Im Falle der definitiven Niederwerfung Frankreichs könnte aber trotz Allem

aber ſeinem poetiſchen Geiſte keine Nahrung gaben. Es trieb ihn nach Rom, freilich in unruhiger Zeit, in der am 18. Mai 1434 Papſt Eugen IV. ſelbſt fliehen mußte. Von da nach Venedig, wo er zu Schiff ging und Griechenlands Küſten bis gegen Macedonien hin kennen lernte. Von da zurückgekehrt weilte er abermal in Italien und nun als Schüler des berühmten Humaniſten Guarinus von Verona. Auch auf das Studium der Medicin und zwar wohl zu Padua, wo ſie damals in eigentlicher Blüthe ſtand, hatte er ſich verlegt, der damaligen Zeitrichtung folgend, welche es gerne ſah, die verſchiedenen Fakultäten in einer Perſon vereinigt zu wiſſen. Eben in Padua ſcheint er mit den einflußreichſten Deutſchen, welche ſeine Kenntniſſe hoch achteten, in Verbindung gekommen zu ſeyn und ſie ſcheinen ihm auch ſeine humaniſtiſche Lehrthätigkeit in Deutſchland angebahnt zu haben, ihm der mit Selbſtgefühl ſchrieb: „Ich beſtrebe mich jene Barbarei der Deutſchen auszurotten, ſo weit ich es irgend vermag.“

Nach Heidelberg zurückgekehrt ſcheint Peter Luder einen Panegyricus auf den Pfalzgrafen verfaßt zu haben, von dem er auch perſönlich berufen und beſoldet ward, indem er nicht in dem altgewohnten Lehrkörper der Univerſität wurzelte. „Peter Luder's Anſchlag“, ſchreibt Wattenbach, „konnte den zünftigen Herren unmöglich behagen; er berichtet darin, daß der Pfalzgraf beſchloſſen habe, die faſt in Barbarei verſunkene lateiniſche Sprache an ſeiner Univerſität wieder herzuſtellen, und deßhalb verordnet habe, daß die Schriften der Dichter, Redner und Geſchichtſchreiber öffentlich vorgetragen werden ſollten.“ Trotzdem hielt Peter Luder am 16. Juli 1456 ſeine — im Anhange der Schrift mitgetheilte — Antrittsrede, aus der „vorzüglich das Beſtreben hervortritt, die alten Schriftſteller und die Humanitätsſtudien gegen den Vorwurf der Unſittlichkeit zu ſchützen und ihren reichen ſittlichen Gehalt darzulegen.“ Auch in ſpäteren Vorträgen ſuchte er die Berechtigung der humaniſtiſchen Studien geltend zu machen.

Allein den deutschen Studenten Heidelbergs scheinen die römischen Autoren nicht besonders behagt zu haben. Seine Vorlesungen über den ersten Seneca wurden seinen Zuhörern einmal so langweilig, daß sie davon gingen; um sie wieder beizuziehen kündigte er für den folgenden Tag des Ovidius Bücher — *de arte amandi* an! Wie wehe ihm diese Erfahrung gethan haben mochte, drückt sich in seiner Klage aus: „Die Vorfahren haben sich vergeblich gesehnt das zu schauen, was nun geboten wird; aber jetzt, da man es haben kann, wird es verschmäht. Wunderbar ist es, daß die Studenten nicht dahin eilen; aber Niemand kommt. Sie kümmern sich nicht um die schönen Künste, sondern nur zum Spiel haben sie Lust. Groß und klein lieben sie die Trägheit und sind zu aller Bosheit bereit."

Auch an Berufungen fehlte es nicht. Nicht als ob man einen Humanisten in Deutschland gesucht hätte, etwa seine Kenntnisse zu verbreiten, sondern weil man einen Mann wollte, der sich auf die in Italien und an der päpstlichen Curie „längst durchgedrungene" Schreibart verstand. Der Berufene hatte am Hofe des Pfalzgrafen seine Vertreter, nicht aber in der Artisten-Fakultät, die, wie es scheint, dem eingedrungenen Humanisten selbst ihre Bibliothek so ziemlich verschlossen hielt, weßhalb er sich nach Speyer wandte, wo er in der Dombibliothek besondere classische Schätze unbeachtet und verstaubt wußte!

Ueber die Abneigung des deutschen Adels gegen seine humanistischen Bestrebungen führte Peter Luder, unter Anerkennung einzelner Ausnahmen, bittere Klage. Wohl schwebte dem Armen, der häufig, wie die meisten Humanisten seines Schlags, in Geldnoth war, der Gedanke vor, daß ihre helfende Hand seine Sorgen hätte verscheuchen können. Ging ihm der Adel ab, so hatte er doch bürgerliche Freunde, deren Aushülfe er öfters, wenn auch nur mit einem oder zwei Gulden, in Anspruch nahm. Auch solche um entsprechende Kleidung anzusprechen — um dem Pfalzgraf in einer Audienz

aufwarten zu können, verschmähte er nicht! In diesen Bedrängnissen konnte die Nachricht, die ihm der Heidelberger Theologie-Professor Johann Wenck mittheilte, ein vornehmer Herr wünsche etwas für ihn zu thun, nur höchst erfreulich seyn. Ihm schrieb unser Humanist sogleich einen Brief der größten Lobeserhebungen voll, worin er ihn als den — einzigen Deutschen von Adel preist, der für diese Studien Sinn habe. Auch mit seinem Stadtpfarrer kam der Humanist wegen nicht erfüllter Verpflichtungen bezüglich herkömmlicher Leistungen in Conflikt und zog sich kirchliche Censuren zu.

Obschon Peter Luder allmählig seine Stellung befestigt und Anerkennung gefunden zu haben scheint, so mochte er sich, der seine Freunde bald „beim heiligen Namen des Bachus" um eine reichliche Weinspende bat und nebenbei trotz der Statuten der Universität auch der Venus gehuldigt zu haben scheint, doch durch sein anstößiges Leben und oft zügelloses Treiben Schaden gebracht haben. Er verlor seine Zuhörer, aber auch die Schüler aus guten Familien, die ihm zur Erziehung und Ueberwachung, nach damaliger Sitte, als Haus- und Tischgenossen anvertraut gewesen waren. Zudem hielt er sich auch seine „Thais" im Hause, welches er, nach Ulm wandernd, verließ als 1460 die Pest ausgebrochen war und alle Studenten von Heidelberg vertrieb. Er selbst fühlte ältern Freunden gegenüber seine äußere Verkommenheit als „klein, schwärzlich, schmutzig, bärtig und ohne jede Zierlichkeit, weder im Ansehen noch in der Rede."

Vergeblich war seine Elegie „Panphila", in der er den Pfalzgrafen Friedrich den Siegreichen besang. Sein Bleiben war nicht mehr in Heidelberg, er wanderte nach Erfurt, von woher er triumphirend am 3. Mai 1461 seinem Freunde Mathias schrieb: „hier seien keine solche Bestien, wie in Heidelberg, die ihn mit Haß und Neid verfolgen, sondern Freunde die ihn wie den vom Himmel gesandten Götterboten freudig aufnehmen." Peter Luder hielt abermals seine oben erwähnte Antrittsrede, war in Hoffnungen überschweng-

furchtbaren Kampfe kalt und gleichgültig mit verschränkten Armen zuzuschauen bis an's Ende; denn es sei ein eminentes österreichisches Interesse, ein Lebensinteresse der Monarchie, in Deutschland ebensowohl die Suprematie Frankreichs wie die militärische Diktatur Preußens zu verhindern.

Ehe Graf Bismark mit seinen Enthüllungen begann und der Krieg seinen rapiden Verlauf nahm, in den Tagen vom 24. und 25. Juli, wo man allgemein noch eine längere Periode unentschiedenen Hin- und Herschwankens der Kriegswogen erwartete — waren wir ebenso der Meinung, die Pflicht der Selbsterhaltung für Oesterreich bedinge, daß es sich zwischen die Streitenden werfe; und darin daß nicht der Einen Partei das Wort allein verbleibe, sondern ganz Deutschland auf den Plan trete, liege auch unsere Rettung, die Rettung der deutschen Freiheit vor der Tyrannei der national-liberalen Partei. Das war unsere Meinung; und wir sprachen von „Parteien" im eigentlichsten Sinne des Wortes, weil es unmöglich ist, daß ein Staat, dessen Minister Jahrelang das eingestandene Deckenspiel mit der napoleonischen Diplomatie fortgetrieben — die Sache der deutschen Nation, der ganzen deutschen Nation und nichts als der deutschen Nation vertrat.

Jetzt hat sich die Lage freilich mächtig geändert; eine Demonstration an der schlesisch-sächsischen Grenze, eine Intercession Oesterreichs bei den süddeutschen Kabinetten wäre jetzt identisch mit einer direkten Hülfeleistung für Frankreich. Heute kann nur mehr Europa sich zwischen die streitenden Mächte werfen. Daß aber dieß geschehe und zwar in einer bestimmten Richtung, daran hat allerdings Oesterreich ein viel unmittelbareres Interesse als jede andere Macht. Seitdem die deutsch-liberalen und namentlich die Judenblätter in Wien sich in einer Weise demaskirt haben, daß sie selber gegen die allgemein verbreitete Meinung sich vertheidigen müssen als seien sie nicht bloß vom Concordats- und Papsthaß, sondern auch mit Bismark'schen Sequestrations-Geldern bestochen: seitdem kann vollends kein ehrlicher Staatsmann in Wien

erhellt; und zum andern daß unglücklicher Weise eine Gesellschaft gelehrter italienischer Humanisten nach Leipzig kamen, von welchen Einer durch öffentlichen Anschlag erklärte, daß Luder kein Latein verstehe und — er der die Deutschen vom Küchenlatein befreien wolle — selbst Küchenlatein schreibe. Furchtbar entbrannte Luder's Zorn gegen den ungenannten Italiener, dessen Anschlag er als ein so fehlerhaftes Produkt erklärte, daß er hiefür Ruthenstreiche verdiene, oder wie sich der Humanist sehr inhuman ausdrückt: „Eas namque dictiones posuit, pro quibus natibus nudatis scutica ad sanguinis usque profusionem feriendus esset.“ Genug, auch von Leipzig trieb es ihn wieder fort und ein besonderer Vorfall muß es gewesen seyn, der ihn 1462 veranlaßte Deutschland zu verlassen und nochmals Padua aufzusuchen, um nach 20jähriger Unterbrechung abermal Medicin zu studiren und dort das Doktorat der Medicin zu erringen! Zu dieser Feierlichkeit bedurfte er abermal Geld und ging deßhalb seinen Freund Mathias um hundert Goldgulden an.

Bereits im Sommer 1464 erscheint Luder an der neu begründeten Universität Basel als „Poeta, Medicinae Doctor“, und im folgenden Sommer besoldet mit 25 fl. „In Basel erhielt sich das Andenken an seine joviale Gemüthsart“ — wie Wattenbach, sich auf die „Faceliae Bebelii“ berufend, schreibt — „und etwas gewagten Scherze. Einst da er bei einem Theologen zu Gast war, und beim Wein sich einige zu freie Aeußerungen über die Trinität erlaubt hatte, legte der Theologe Protest ein. Luder aber erklärte, bevor er sich verbrennen lasse, sei er bereit auch an die Viereinigkeit zu glauben.“ Gewiß ein schlagender Beweis der humanistischen Lustigkeit und Frivolität. Noch einmal erscheint der Humanist Peter Luder in der Rolle eines Diplomaten in den Diensten des Herzogs Sigismund von Oesterreich und zwar 1469 am Hofe des Königs Ludwig XI. von Frankreich, im folgenden Jahre am Hofe zu Burgund um im Namen desselben Herzogs Klage gegen die Eidgenossenschaft vorzubringen. 1474 findet

ſich ſeine letzte Spur in einem dichteriſchen Erguſſe auf den Eintritt der Anna von Randeck in das Kloſter Gnadenthal zu Baſel.

Das iſt die mit vielen lateiniſchen Stylproben belegte Biographie eines heimath- und öfters zielloſen Verehrers des Humanismus in ſeiner verderblichen Richtung, auf den das horaziſche Wort paßt:

Du kundſchafte nicht aus — keiner erſpäht's — was für ein Ende mir Und, Leuconoe, dir die Götter erſah'n ... Sei klug, kläre den Wein ... Haſche den Tag, minder als ſchlecht trauend dem folgenden!

(Schluß folgt.)

XXV.

Zeitläufe.

Der franzöſiſche Krieg und die neutralen Mächte.

Aus den vom Grafen Bismark veranlaßten Enthüllungen über die diplomatiſche Vorgeſchichte des Kriegs habe ich mir Eine merkwürdige Stelle auf heute geſpart. In ſeinem Rundſchreiben vom 29. Juli bemerkt nämlich der norddeutſche Bundeskanzler: „Ich war nicht der Meinung derjenigen Politiker, welche dazu riethen dem Krieg mit Frankreich deßhalb nicht nach Kräften vorzubeugen, weil er doch unvermeidlich ſei. So ſicher durchſchaut Niemand die Abſichten göttlicher Vorſehung bezüglich der Zukunft, und ich betrachte auch einen ſiegreichen Krieg an ſich immer als ein Uebel... Ich durfte nicht ohne die Möglichkeit rechnen, daß in Frankreichs Verfaſſung und Politik Veränderungen eintreten könnten, welche beide großen Nachbarvölker über die Nothwendigkeit eines Krieges hinübergeführt hätten — eine Hoffnung welcher jeder Aufſchub des Bruches zu gute kam."

Mit anderen Worten: der norddeutſche Bundeskanzler glaubte den Frieden behalten zu können mit Frankreich, aber nicht mit dem Bonapartismus. Er wußte — trotz der gehäuften officiellen Verſicherungen über die „freundſchaftlichſten Beziehungen“ zu den Tuilerien — ſehr wohl und war darüber keinen Augenblick im Zweifel, daß der Imperator bemüht ſeyn werde und bemüht ſeyn müſſe den Fehlſchlag von Sadowa gut zu machen. Aber der Bundeskanzler rechnete darauf, daß die Bewegung der „Unverſöhnlichen“ in Frankreich zunehmende Kraft gewinnen und den Sturz des Imperators in nicht zu langer Friſt herbeiführen werde.

Betrachtet man die angeführten Ausdrücke des Cirkulars genauer, ſo kann man eine Beſtätigung des jetzt wieder auftauchenden Gerüchts darin erblicken, daß zu Berlin die Candidatur der Orleans ſeit geraumer Zeit in der Stille begünſtigt worden ſei. Bekanntlich haben die orleaniſchen Prinzen auch ihrerſeits kurz vor dem Krieg von ſich reden gemacht; und nachdem der Bundeskanzler nicht nur von einer Veränderung der Verfaſſung, ſondern auch der „Politik Frankreichs“ ſpricht, ſo iſt jedenfalls ſo viel gewiß, daß alle Welt bisher ſtets gewohnt war als den Gegenſatz der napoleoniſchen Politik die des Bürgerkönigthums zu betrachten. Hiſtoriſch genommen iſt auch dieſe Anſchauung die allein richtige *).

Wie dem nun ſeyn möge: in Bezug auf den erſten Theil ſeiner Berechnung ſieht ſich der Bundeskanzler — freilich auf einem andern Wege als dem von ihm vermeinten — ganz nahe am Ziele. Der Sturz des Imperators und ſeiner geſammten Sippſchaft iſt unzweifelhaft nur mehr eine Frage des gelegenen Moments. Eigentlich iſt der Mann ſchon beſeitigt; er commandirt nicht mehr und regiert nicht mehr; die permanente Legislative in Paris iſt ohne Umſtände

*) Laut der Allg. Zeitung vom 21. Auguſt ſoll Preußen in Florenz die tröſtliche Mittheilung gemacht haben: es werde als Sieger auch nicht dulden, daß „in Frankreich die Republik eingeführt werde.“

Staaten die keinen Unterricht geben, Staaten die allein Unterricht geben, und Staaten die Unterricht ertheilen in Concurrenz mit Privatschulen. In diesen letzteren kann das Verhältniß zwischen Staats- und Privatschulen abermals verschieden seyn, in der Art, daß entweder die Privatschulen lediglich tolerirt sind oder aber die Staatsschulen nur als Supplement der ersteren betrachtet werden. Aus dem bisher Gesagten allein schon mag die Ueberzeugung geschöpft werden, daß die Unterrichtsfrage in dieser ihrer Vielseitigkeit das eingehendste Studium verlange.

Mehr noch verlangt es ihre Wichtigkeit im Staats- und Gesellschaftsleben der Neuzeit. Die Unterrichtsfrage ist ja die eigentliche Verfassungsfrage in ganz Europa, nicht bloß in dem Sinne daß, wer die Jugend für sich habe, auch über die Zukunft verfüge, sondern auch damit zusammenhängend insofern, als die Verwirklichung des parlamentarischen Rechtsstaates von vorneherein unmöglich ist, wenn der Staat ein ausschließliches Recht auf die Schule hat, weil eine freie Concurrenz der Parteien um das freie Volksvertrauen, die Grundlage des Parlamentarismus, nicht möglich ist, wo eine Partei durch den von ihr beherrschten Staat die Köpfe der Bürger von Kindheit an nach ihrem Zuschnitt dressiren kann. Das hat die liberale Partei sehr wohl eingesehen. Es zeigt uns daher die Geschichte unserer Tage, daß die Partei überall wo sie im Staate herrscht, das ausschließliche Recht auf die Schule zu behaupten oder zu erobern und der Kirche den letzten Einfluß auf den Unterricht zu entziehen trachtet. Dieses Streben ist von der Herrschsucht diktirt, wenn auch der Haß gegen die Kirche nicht die kleinste Rolle dabei spielt.

Was Letzteres betrifft, so hat man, weil es denn doch unmöglich ist die heidnisch-römischen Kaiser in ihren blutigen Christenverfolgungen nachzuahmen, auf die feinen und arglistigen Plane Julians des Apostaten zurückgegriffen, der das ganze Christenthum vom Gemeingut der Bildung auszuschließen

unsere Liberalen dieß wünschen und wünschen müssen, so halten sie auch nichts Anderes für möglich.

Ich meinerseits bezweifle diese Annahme, ja ich halte sie für vollkommen unrichtig. Ich weiß nicht, welche militärischen Chancen die Vertheidigung der französischen Hauptstadt gegen die feindlichen Heere vor ihren Thoren hätte. Ich denke auch, daß Niemand mit einiger Bestimmtheit über eine solche Eventualität sich auszusprechen vermöchte; jedenfalls gibt es kein Beispiel in der Geschichte, daß eine Stadt von zwei Millionen Einwohnern zugleich eine eigentliche Festung und von einem feindlichen Heere belagert worden wäre. Wie dem aber sei: unter den gegenwärtigen Umständen darf man vielleicht sogar annehmen, daß gerade in diesem Falle Paris nicht einmal Frankreich wäre, während allerdings im J. 1866 Wien der Schlußstein Oesterreichs war.

Noch viel weniger dürfte der Sturz Napoleons die Wirkung haben, daß dadurch der Abschluß eines Friedens erleichtert würde. Es ist ja eine verbürgte Thatsache, daß gerade die „unversöhnlichen" Gegner des Imperators, welche man vor Kurzem noch als die „Preußen in Paris" bezeichnete, und die von ihnen repräsentirte Demokratie die finsterste Entschlossenheit zu einem Kampfe bis auf's Messer zeigen. Es soll hier nicht untersucht werden, welcher Person oder Partei nach dem Sturze des Imperators die Gewalt über Frankreich zufallen würde; da in einer solchen Situation die extremsten Elemente in der Regel Oberwasser haben, so wäre allerdings eine republikanische Diktatur das wahrscheinlichste Ergebniß. Wäre es aber auch ein Orleans, so dürfte es auch dann unzweifelhaft seyn, daß jede neu aufsteigende Regierung die Bluttaufe erst recht über sich nehmen müßte und vor der Erschöpfung der letzten Hülfsmittel Frankreichs einen erniedrigenden Frieden nicht eingehen dürfte.

Es mag paradox erscheinen und doch ist es wahr: einen solchen Frieden ohne weitere Versuche zu schließen wäre am ehesten noch der Imperator im Stande, freilich um gleich

dann dürfte Preußen die alten deutſchen Reichsländer Elſa
und Lothringen nicht als Siegespreis heimtragen, auch dan
nicht, wenn Frankreich, bis zur Vernichtung geſchlagen, ſelb
gegen ſolche Bedingungen ſich nicht mehr wehren könnte
Conſequenterweiſe würden dieſe Neutralen eher das Schwer
in die Wagſchale gegen Preußen legen, ehe ſie in ſolcher Ar
(um mit einem neuern Artikel der „Kreuzzeitung“ zu reden)
„Preußen das Geſchäft allein beſorgen“ ließen.

Sollte nun die ſogenannte Neutralitäts-Liga wirklich z
Stande kommen, ſo müßte ſie wohl früher oder ſpäter ei
Princip aufſtellen und allerdings dürfte dieſes Princip den
vorangegebenen Gleichgewichts-Satze entſprechend ſeyn. I
dieſem Falle ließe ſich auch leicht errathen, welche Mächt
daran das hervorragendſte Intereſſe hätten.

Preußen hat ſich in dem gegenwärtigen Kriege voll
ſtändig mit Deutſchland identificirt; es heißt nirgends meh
„Preußen und ſeine Verbündeten“, ſondern kurzweg „Deutſch
land“, Graf Bismark gerirt ſich in ſeinen für die Oeffent
lichkeit beſtimmten Akten nicht mehr als preußiſcher Premier
ſondern mit Vorliebe und Betonung als „deutſcher Miniſter“
Im Namen der deutſchen Nation und als ehemals deutſch
Reichsländer würden natürlich Elſaß und Lothringen vo
Frankreich losgeriſſen werden; die Sprachgrenze würde da
Kriterium bilden. Nun aber beſitzt auch Rußland ehema
deutſche Länder, nämlich die Oſtſee-Provinzen, die es zuba
in neueſter Zeit auf die abſcheulichſte Weiſe mißhandel
Italien ſeinerſeits hat auf dem „nationalen Programm
Landestheile ſtehen, die unter Oeſterreichs Scepter heute no
zu den deutſchen Provinzen gerechnet werden wie zur Ze
des alten Reichs.

Allerdings hat man in Berlin auf die Sympathie Ru
lands am zuverſichtlichſten gerechnet, man ſoll ſogar eine
geheimen Vertrag mit dieſer Macht für den Fall einer Niede
lage der norddeutſchen Waffen beſitzen. Im Falle der defin
tiven Niederwerfung Frankreichs könnte aber trotz Alle

ie diplomatiſche Situation den Staatsmännern zu St. Peters-
burg in einem ſehr veränderten Lichte erſcheinen.

Von Italien dagegen iſt es bekannt, daß dieſer Staat bei der erſten Nachricht von dem Kriegsausbruche, ſo ſtark als es ſeine elenden Zuſtände im Innern nur immer erlaubten, gerüſtet hat. Ohne die conſternirenden Nachrichten vom Kriegsſchauplatze wäre aller Wahrſcheinlichkeit nach die aktive Allianz Italiens mit Frankreich bereits im Werke. Von den zwei großen Parteien des Landes iſt die gemäßigte oder piemonteſiſche für Frankreich, während die radikale für Preußen ſchwärmt. Auch die erſtere hängt nicht aus Dankbarkeit an dem wort- und vertragbrüchigen Schöpfer der Italia una. Es iſt ebenſowenig die Auslieferung Roms was ſie an den alten Verſchwörer kettet; denn der letztere ſoll auch jetzt noch die Inſel Sardinien als Gegenleiſtung für ſich in Anſpruch genommen haben, während Preußen ſeine Erlaubniß natürlich umſonſt gibt. Es iſt vielmehr eine doppelte Befürchtung, was die gemäßigte Partei in Italien ſogar für eine aktive Allianz mit Frankreich ſtimmte. Erſtens die Befürchtung daß der Sieg Preußens nicht nur den Sturz des Imperators ſondern auch die Einführung der Republik in Frankreich zur Folge haben würde. Zweitens befürchten die gemäßigten Politiker Italiens, daß das ſiegreiche Preußen ſich ſofort in den deutſchen Nationalſtaat oder Deutſchland ſchlechthin verwandeln, und daß es dann als ſolcher ſeine Pflicht thun würde und thun müßte — bis zur Adria.

Augenſcheinlich hätten die Deutſch-Liberalen Oeſterreichs — ſoweit dieſelben nicht unverhüllte Reichsverräther ſind — alle Urſache bei dieſen Italienern in die Schule zu gehen und praktiſche Politik von ihnen zu lernen. Man räſonnirt in Florenz ganz einfach ſo: wenn Preußen durch die ungehinderte Ausbeutung ſeines Sieges über Frankreich freie Gaſſe bekomme für die Pläne der national-liberalen Partei, dann könne auch der Tag nicht mehr ferne ſeyn, wo die öſterreichiſchen Erbländer zum deutſchen Reiche verſammelt würden; und während man jetzt die mit Italien noch zu ver-

So hatten es die Franzoſen unter Pichegrü leicht, 1795 das ganze Land ohne einen einzigen Schwertſtreich zu beſetzen, was zur Folge hatte, daß Holland einen Friedens- und Freundſchaftsvertrag mit Frankreich eingehen mußte und zur bataviſchen Republik erklärt wurde. Es wurde nun das franzöſiſche Revolutionsweſen nachgeäfft und Clubs und Jakobinerthum mit allen Schlagwörtern jener Zeit kamen auf die Tagesordnung.

Hiemit verband ſich für die katholiſche Bevölkerung Hollands eine große Aenderung. Seit der Lostrennung von Spanien war in Holland die craſſeſte Intoleranz in Uebung geweſen. „Die holländiſche reformirte Kirche", ſagt von Niebuhr (Nachgelaſſene Schriften, Hamburg 1842, S. 288), „iſt von jeher, ſobald ſie frei geworden war, plump tyranniſch geweſen, und hat nie weder durch den Geiſt noch durch den guten Sinn ihrer Lehrer ſonderliche Achtung verdient. Die calviniſtiſche Religion hat allenthalben, in England, in Holland, in Genf ihre Blutgerüſte ebenſo gut aufgerichtet, wie die Inquiſition, und auch nicht ein einziges von den Verdienſten der katholiſchen." Wer ſich über die Einzelnheiten, welche dieſes harte Wort Niebuhr's vollkommen begründen, unterrichten will, den verweiſen wir auf das jüngſt erſchienene ſehr verdienſtvolle Schriftchen: „Die Märtyrer der proteſtantiſchen Intoleranz im Vergleiche zu den Opfern der ſpaniſchen Inquiſition" S. 17. Die haarſträubenden Berichte, welche dort aus holländiſchen und zugleich proteſtantiſchen Geſchichtswerken angeführt ſind, werden zwar nicht hindern, daß auch fernerhin von unverbeſſerlichen Geſchichtsbaumeiſtern einzig nur vom Herzog Alba und den Hinrichtungen der beiden Grafen Egmont und Hoorn geſprochen und geſchrieben wird, aber ſie werden doch beitragen zur richtigen Beurtheilung der Phraſe, welche heute noch vom orthodoxen Calvinismus Hollands ſo gerne gebraucht wird, der Phraſe nämlich, daß „eine Wolke calviniſtiſcher Martyrer den holländiſchen Boden mit ſeinem Blute gefärbt habe."

Es hat einen guten Sinn, wenn zwei andere Neutrale, t dem „Gleichgewicht“ es ernſter nehmend, den Satz daß ne der kriegführenden Mächte mit Gebietsvergrößerung aus m Kriege hervorgehen dürfe, insbeſondere vom Elſaß und n Lothringen verſtehen ſollten. Wäre aber auch Oeſterreich wirklich der Meinung, daß damit von ſeinem Standunkte aus ebenfalls das Gleichgewicht gewahrt und den ringendſten Pflichten ſeiner Selbſterhaltung genügt wäre, nn müßte man ſtaunen über eine ſolche Verkennung der age. Oeſterreich, meine ich, könnte ſehr kalt dabei bleiben, enn Frankreich die alten Reichsländer Elſaß und Lothringen ieder verlöre. Es wäre nichts weiter als der franzöſiſche endant zu Lombardo-Venetien. Nach dem hiſtoriſchen Rechte könnte man in Wien die zwei Rheinländer ſogar für das kaiſerliche Haus reklamiren. Aber dabei könnte Oeſterreich nicht kalt bleiben, wenn die Mainlinie, als angebliches Werk der Franzoſen, ohne weiters als nicht mehr vorhanden erklärt werden wollte.

Der Prager Frieden iſt mit Oeſterreich abgeſchloſſen nd die ſtrikteſte Aufrechterhaltung deſſelben bietet für Oeſterreich die einzig mögliche Gleichgewichts-Garantie. Wer die internationale Unabhängigkeit der ſüddeutſchen Staaten erhält und verſtärkt, der beſorgt vom öſterreichiſchen Standpunkt aus das europäiſche Gleichgewicht; und dieß zu thun at Niemand das Recht als Oeſterreich ſelber. Das allein ichtige Gleichgewicht für die Habsburgiſche Monarchie ſind wir.

Im Beginn der ſchreckhaften Verwicklung ſoll eine eigentche Kriegspartei in Wien mächtig ihr Haupt erhoben haben ıd ihrem Ziele, Oeſterreich in eine kriegeriſche Allianz mit ankreich zu drängen, bereits nahe geweſen ſeyn. Dieſe rtei zu bekämpfen war freilich eine leichte Aufgabe für deutſch-liberalen Blätter; auch ohne das Eintreten der ußiſchen Siege wäre eine ſolche Politik moraliſch unmögh geweſen. Auf einem ganz andern Standpunkt aber ſtan- n diejenigen, welche erklärten: es ſei gleichfalls eine Unglichkeit, oder es wäre für Oeſterreich ein Selbſtmord, dem

furchtbaren Kampfe kalt und gleichgültig mit verſchränkten Armen zuzuſchauen bis an's Ende; denn es ſei ein eminentes öſterreichiſches Intereſſe, ein Lebensintereſſe der Monarchie, in Deutſchland ebenſowohl die Suprematie Frankreichs wie die militäriſche Diktatur Preußens zu verhindern.

Ehe Graf Bismark mit ſeinen Enthüllungen begann und der Krieg ſeinen rapiden Verlauf nahm, in den Tagen vom 24. und 25. Juli, wo man allgemein noch eine längere Periode unentſchiedenen Hin- und Herſchwankens der Kriegswogen erwartete — waren wir ebenſo der Meinung, die Pflicht der Selbſterhaltung für Oeſterreich bedinge, daß es ſich zwiſchen die Streitenden werfe; und darin daß nicht der Einen Partei das Wort allein verbleibe, ſondern ganz Deutſchland auf den Plan trete, liege auch unſere Rettung, die Rettung der deutſchen Freiheit vor der Tyrannei der national-liberalen Partei. Das war unſere Meinung; und wir ſprachen von „Parteien" im eigentlichſten Sinne des Wortes, weil es unmöglich iſt, daß ein Staat, deſſen Miniſter Jahrelang das eingeſtandene Deckenſpiel mit der napoleoniſchen Diplomatie fortgetrieben — die Sache der deutſchen Nation, der ganzen deutſchen Nation und nichts als der deutſchen Nation vertrat.

Jetzt hat ſich die Lage freilich mächtig geändert; eine Demonſtration an der ſchleſiſch-ſächſiſchen Grenze, eine Interceſſion Oeſterreichs bei den ſüddeutſchen Kabinetten wäre jetzt identiſch mit einer direkten Hülfeleiſtung für Frankreich. Heute kann nur mehr Europa ſich zwiſchen die ſtreitenden Mächte werfen. Daß aber dieß geſchehe und zwar in einer beſtimmten Richtung, daran hat allerdings Oeſterreich ein viel unmittelbareres Intereſſe als jede andere Macht. Seitdem die deutſch-liberalen und namentlich die Judenblätter in Wien ſich in einer Weiſe demaskirt haben, daß ſie ſelber gegen die allgemein verbreitete Meinung ſich vertheidigen müſſen als ſeien ſie nicht bloß vom Concordats- und Papſthaß, ſondern auch mit Bismark'ſchen Sequeſtrations-Geldern beſtochen: ſeitdem kann vollends kein ehrlicher Staatsmann in Wien

der Pesth mehr zweifeln, wie viel es für Cisleithanien geschlagen hat. Die Monarchie wäre im Innern verrathen und verkauft, ehe noch die erste Kanonen-Ladung gelöst würde, wenn man es in kopfloſem Dahinbrüten zu jenem „Verzweiflungskampf, einem Kampf unter den ſchlechteſten und hoffnungsloſeſten Verhältniſſen", kommen laſſen würde, von dem das Organ des ungariſchen Miniſters vor einem Monat geſagt hat, daß Oeſterreich ihn unfehlbar aufnehmen müßte „in ein oder zwei Jahren nach der Niederlage Frankreichs."

Graf Andraſſy's Organ hat damals beigefügt: „Wir ſind weit entfernt zu wünſchen, daß Oeſterreich nur zur Hälfte ſeine Herrſchaft in Deutſchland zurückerhalte; das wäre dießſeits wie jenſeits der Leitha nachtheilig. Aber zu wünſchen iſt, daß ein Ende gemacht werde den Gewaltthätigkeiten und dem Uebermuthe Preußens." Auffallender Weiſe trifft es ſich, daß auch in Ungarn die äußerſte Linke für die preußiſche Politik begeiſtert iſt; die Leute welche Ungarn ganz von Oeſterreich losreißen wollen, und daher nichts mehr wünſchen als den Verluſt der deutſchen Provinzen des Reichs an ein neues von Preußen repräſentirtes Deutſchland. Eine pikante Notiz beſagt übrigens, daß die Ungarn dieſes Schlags meiſt aus magyariſirten Germanen und Juden beſtehen. Der ächte Magyare weiß um ſo beſſer, daß der Verluſt der deutſchen Kronländer ein iſolirtes, geſchwächtes, den ruſſiſchen Fängen preisgegebenes Ungarn zur Folge hätte; er will aber auch nicht die Schwächung Preußens, damit nicht Oeſterreich wieder zu tief in die deutſchen Angelegenheiten verwickelt werde.

Man kann faſt der Meinung ſeyn, daß die Politik der richtigen Mitte in Ungarn deutſcher ſei als die Zweideutigkeiten des Grafen Beuſt, der ja wie bekannt ſeinerzeit, in die Wette mit Graf Bismark, den ergebenen Geſchäftsfreund des Imperators geſpielt hat und von Paris her für den Poſten eines öſterreichiſchen Reichskanzlers empfohlen worden ſeyn ſoll. Ein ungariſcher Staatsmann brauchte ſich weniger zu echauffiren über die Frage vom Elſaß und von Lothringen;

aber er müßte den größten Werth legen auf die Rettung und Stärkung der freien ſtaatlichen Exiſtenz in den ſüddeutſchen Ländern. Tritt daher Oeſterreich in irgend eine gemeinſame Aktion mit andern Neutralen ein, ſo kann das im wohlverſtandenen Intereſſe der eigenen Exiſtenz doch nicht in der gleichen und identiſchen Richtung geſchehen. Es wäre ſonſt nichts gewiſſer, als daß Oeſterreich ſelber mit ſeinen deutſchen Provinzen über kurz oder lang die Koſten einer falſchen Vermittlung bezahlen müßte, als Aequivalent für das Elſaß und Lothringen.

Behalten wir nur, gegen den erſten Eindruck des Erfolgs, den vertragsmäßig garantirten Boden unter den Füßen, gegen die Partei werden wir uns dann ſchon ſelber zu helfen wiſſen, welche jetzt ſchon ganz offen mit der unerhörten Zumuthung auftritt, daß wir mit den Strömen Bluts unſerer Söhne und Brüder nichts Anderes errungen haben ſollten als den Verluſt unſerer Freiheit und ſtaatlichen Unabhängigkeit, mit andern Worten die Unterjochung unter eine Mehrheit eben jener fanatiſirten Partei.

Bis zu einer ſolchen Zumuthung konnte es der Wahnwitz der „modernen Ideen“ treiben. Aber an die Vertreter dieſer „modernen Ideen“ wird ſich überhaupt aus dem allgemeinen Menſchheits-Gefühl heraus die Frage erheben und ſie wird ſchwer zu beantworten ſeyn, wie es ſich denn mit der höhern Legitimation von „Ideen“ verhalte, die nun zum dritten Male ſeit eilf Jahren dahin geführt haben, daß in dem ſeiner Civiliſation ſich rühmenden 19. Jahrhundert Europa zu einer unermeßlichen Mördergrube werden muß? An alle Vertreter jener „modernen Ideen“ — nicht bloß an den bereits gerichteten Einen — wird dieſe Frage ergehen und das ſociale Gericht wird Urtheil ſprechen über die politiſche Mißachtung der Geſellſchaft.

XXVI.

Streiflichter auf die holländiſchen Schulverhältniſſe.

Unzweifelhaft iſt die Unterrichtsfrage eine ſo vielſeitige Frage, daß ſie nach allen Richtungen hin mit der möglichſten Genauigkeit muß erörtert werden, wenn eine glückliche Löſung derſelben erwartet werden will. An erſter Stelle nimmt hiebei das dominirende Princip der Vereinigung der kirchlichen Lehre mit dem geſellſchaftlichen Unterricht unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Es iſt eine kennzeichnende Eigenſchaft des Liberalismus, die Trennung der Kirche vom Staate, des Glaubens vom Wiſſen zu fordern, ſo zwar daß alle Liberalen ſolchen Schulen entgegenwirken, wo der religiöſe Unterricht innig mit dem bürgerlichen verbunden iſt. Unmittelbar daran reiht ſich unter einem andern Geſichtspunkt eine zweite Frage, eine Rechtsfrage, die leider nur zu ſehr als Machtfrage behandelt wird, die nämlich, wer Unterricht zu geben habe, der Staat oder private Kräfte? Zur Zeit iſt dieſe Frage thatſächlich verſchieden beantwortet: in ſtark centraliſirten Staaten, wie in Preußen, zu Gunſten des Staates, in Staaten dagegen, wo die individuelle Freiheit lebenskräftig iſt, zu Gunſten von Privatanſtrengungen. Andere wieder haben einen Mittelweg eingeſchlagen, ſo daß wir drei Syſteme haben,

Staaten die keinen Unterricht geben, Staaten die allein Unterricht geben, und Staaten die Unterricht ertheilen in Concurrenz mit Privatſchulen. In dieſen letzteren kann das Verhältniß zwiſchen Staats- und Privatſchulen abermals verſchieden ſeyn, in der Art, daß entweder die Privatſchulen lediglich tolerirt ſind oder aber die Staatsſchulen nur als Supplement der erſteren betrachtet werden. Aus dem bisher Geſagten allein ſchon mag die Ueberzeugung geſchöpft werden, daß die Unterrichtsfrage in dieſer ihrer Vielſeitigkeit das eingehendſte Studium verlange.

Mehr noch verlangt es ihre Wichtigkeit im Staats- und Geſellſchaftsleben der Neuzeit. Die Unterrichtsfrage iſt ja die eigentliche Verfaſſungsfrage in ganz Europa, nicht bloß in dem Sinne daß, wer die Jugend für ſich habe, auch über die Zukunft verfüge, ſondern auch damit zuſammenhängend inſofern, als die Verwirklichung des parlamentariſchen Rechtsſtaates von vorneherein unmöglich iſt, wenn der Staat ein ausſchließliches Recht auf die Schule hat, weil eine freie Concurrenz der Parteien um das freie Volksvertrauen, die Grundlage des Parlamentarismus, nicht möglich iſt, wo eine Partei durch den von ihr beherrſchten Staat die Köpfe der Bürger von Kindheit an nach ihrem Zuſchnitt dreſſiren kann. Das hat die liberale Partei ſehr wohl eingeſehen. Es zeigt uns daher die Geſchichte unſerer Tage, daß die Partei überall wo ſie im Staate herrſcht, das ausſchließliche Recht auf die Schule zu behaupten oder zu erobern und der Kirche den letzten Einfluß auf den Unterricht zu entziehen trachtet. Dieſes Streben iſt von der Herrſchſucht diktirt, wenn auch der Haß gegen die Kirche nicht die kleinſte Rolle dabei ſpielt.

Was Letzteres betrifft, ſo hat man, weil es denn doch unmöglich iſt die heidniſch-römiſchen Kaiſer in ihren blutigen Chriſtenverfolgungen nachzuahmen, auf die feinen und argliſtigen Plane Julians des Apoſtaten zurückgegriffen, der das ganze Chriſtenthum vom Gemeingut der Bildung auszuſchließen

2. Oktober 1829 wurde endlich auch das collegium philosophicum aufgehoben. Mehr war nicht zu erreichen, obwohl gegen 1000 Petitionen mit über 300,000 Unterschriften neben andern politischen Concessionen Vollziehung des Concordates und Freiheit des Unterrichts unter Aufsicht der Regierung verlangt hatten. Unter diesen Umständen brach 1830 die belgische Revolution los, welche unvermeidlich war, als die verbrieften und beschwornen Rechte der südlichen Provinzen fort und fort verletzt wurden und die Regierung, blind gegen alle Vorstellungen, ohne jede Rücksicht zu Systemsänderungen sich nicht verstand.

Die Lage der Katholiken in den nördlichen Provinzen wurde indeß durch die Lostrennung der katholischen Belgier nicht nur nicht gebessert, obwohl sie nur auf dem gesetzlichen Wege des Petitionsrechtes ihre Klagen der Regierung kundgaben, sondern immer gedrückter. Man fand Mittel, alle Bittsteller ausfindig zu machen und sie büßen zu lassen. Als der hohe Klerus mit seinen Beschwerden sich an den König wandte, war es kurz vor seiner Abdankung. Und doch war das Verhalten der holländischen Katholiken bei Gelegenheit des belgischen Aufstandes so musterhaft gewesen, daß Wilhelm II. später mehrmals äußerte: in Betreff der Treue könne er nur auf seine Armee und seine katholischen Unterthanen mit völligem Vertrauen rechnen. Mit der Abdankung Wilhelms I. schimmerte endlich ein Erlösungsstern.

Wilhelm II., der ihm folgte, war ein billiger edeldenkender Charakter, der gleich bei seinem Regierungsantritt eine gemischte Commission zur Untersuchung der katholischen Beschwerden ernannte und in Folge ihres Berichtes im königlichen Erlaß vom 2. Januar 1842 den Katholiken entgegenkam. Es wurde darin anerkannt, daß die Rechte derselben verletzt worden und überhaupt ihre Beschwerden gerecht seien, und soweit es auf administrativem Wege geschehen konnte, Abhülfe geschaffen; aber alle weiteren Anordnungen zur Beseitigung des Uebelstandes scheiterten an dem Widerstande der

ſo tief in's Leben eingreifenden Geſetzes, wie jedes Schulgeſetz es iſt, um ſo mehr die Kenntniß der Lage der Bevölkerung, der es angepaßt ſeyn ſoll, wünſchenswerth nicht nur ſondern ſelbſt nothwendig.

I. Geſchichtlicher Rückblick.

Keines unſerer Nachbarländer rings um die deutſchen Grenzen findet vielleicht in der deutſchen Publiciſtik ſo wenig Beachtung als die Niederlande. Obwohl ein losgeriſſenes Stück Deutſchlands und an deſſen Thoren gelegen, iſt es für die Meiſten im alten Vaterlande eine ultima Thule, deſſen Zuſtände unbekannt und unbeachtet bleiben, ſo viel des Intereſſanten ſie auch bieten. Dieſe an ſich abnorme Erſcheinung dürfte ſich theilweiſe durch den holländiſchen Volkscharakter erklären, der bei aller traditionellen Gaſtlichkeit nur zögernd und zaudernd mit dem bekannten Phlegma dem Fremden einen Einblick gewährt in das lebhaft pulſirende Leben dieſes Volkes, das um ſo inniger und feſter an ſeinen unzähligen provinziellen und ſelbſt lokalen Eigenthümlichkeiten, an ſeiner Mannigfaltigkeit in der Einheit, feſthält, je mehr es ſich aus einem Conglomerat verſchiedener Stämme durch Sprache, Sitte und Geſchichte zu einer wirklichen Volkseinheit zuſammengewachſen und verbunden fühlt. Zu dieſen Verhältniſſen, die an ſich ſchon eine gründlichere Kenntniß niederländiſcher Zuſtände erſchweren, tritt noch der Umſtand, daß die gegenwärtige Lage und die Verhältniſſe Hollands ihm die Nothwendigkeit auferlegen, in der europäiſchen Politik ſo wenig als möglich mitzuſprechen und ſich auf ein ſtill beſcheidenes Friedleben zu beſchränken.

Das iſt nun freilich nicht immer ſo geweſen. Gewaltige Kriſen haben dereinſt das Land durchzuckt und ihm lange Zeit nach außen eine große Bedeutung gegeben. Seit der Losreißung von Spanien, mit dem der Kampf ein volles Jahrhundert währte, haben die holländiſchen Provinzen, die

ſich in der Utrechter Union geeinigt und die Seeherrſchaft ſich zu erwerben gewußt hatten, bei jeder europäiſchen Frage mitgeſprochen und ihre calviniſtiſche Religionspolitik hat namentlich in Deutſchland Elend und Noth in Hülle und Fülle verurſacht, bis Ludwig XIV. mit ſeiner Staatsidee l'état c'est moi die Suprematie und einen gewiſſen Rang für Frankreich mit dem Opfer von Hunderttauſenden von Leben errang. Damit ſank Holland, deſſen Rolle von da ab England übernahm, zu einer Macht zweiten Ranges herab.

Daß Holland indeß ſeine Großmachtsſtellung nicht länger behaupten konnte, haben nicht ſowohl äußere als vielmehr innere Verhältniſſe mit ſich gebracht. Der Wurm in der Blüthe waren die immerwährenden Kämpfe und Parteiungen, welche die Geſchichte des jungen Staates kennzeichnen. Ein fortdauerndes Schwanken zwiſchen republikaniſchen Zuſtänden, wie die ſtädtiſche Ariſtokratie ſie wollte und vertrat, und zwiſchen einer monarchiſchen Regierung durch die Generalſtatthalter mußte nothwendig die naturgemäße Entwicklung der vollen Lebenskraft hemmen. Dazu kamen noch kirchlich-politiſche Kämpfe zwiſchen den arminianiſchen und calviniſtiſchen Gemeinden, welche gegenſeitig mit der größten Erbitterung geführt wurden. So lange jedoch die großen meiſt glücklich geführten Kriege, die Seeherrſchaft und auswärtige Eroberungen die Kraft und die Aufmerkſamkeit der Nation nach außen wandten, konnte die Zerklüftung im Innern wenigſtens aufgehalten werden. Als aber dieſe äußere Machtſtellung ſchwand, trat raſch der Verfall ein. Der Egoismus der Provinzen machte gegen das Ganze, der Egoismus der Städte gegen die Provinzen ſich geltend. Geldgier und engherziger Krämergeiſt neben beſchränktem Parteiweſen waren ſchließlich die Haupttriebfedern. Bedeutende Männer traten nicht mehr hervor; dafür gab es eine Menge kleiner Tyrannen. Gegen Ende des Jahrhunderts rief der Parteihaß ſogar die Fremden herbei, und die Niederländer ſahen ohne Scham Preußen, Franzoſen und Engländer im Lande. Die alte Kraft war dahin.

So hatten es die Franzoſen unter Pichegrü leicht, 1795 das ganze Land ohne einen einzigen Schwertſtreich zu beſetzen, was zur Folge hatte, daß Holland einen Friedens- und Freundſchaftsvertrag mit Frankreich eingehen mußte und zur bataviſchen Republik erklärt wurde. Es wurde nun das franzöſiſche Revolutionsweſen nachgeäfft und Clubs und Jakobinerthum mit allen Schlagwörtern jener Zeit kamen auf die Tagesordnung.

Hiemit verband ſich für die katholiſche Bevölkerung Hollands eine große Aenderung. Seit der Lostrennung von Spanien war in Holland die craſſeſte Intoleranz in Uebung geweſen. „Die holländiſche reformirte Kirche", ſagt von Niebuhr (Nachgelaſſene Schriften, Hamburg 1842, S. 288), „iſt von jeher, ſobald ſie frei geworden war, plump tyranniſch geweſen, und hat nie weder durch den Geiſt noch durch den guten Sinn ihrer Lehrer ſonderliche Achtung verdient. Die calviniſtiſche Religion hat allenthalben, in England, in Holland, in Genf ihre Blutgerüſte ebenſo gut aufgerichtet, wie die Inquiſition, und auch nicht ein einziges von den Verdienſten der katholiſchen." Wer ſich über die Einzelnheiten, welche dieſes harte Wort Niebuhr's vollkommen begründen, unterrichten will, den verweiſen wir auf das jüngſt erſchienene ſehr verdienſtvolle Schriftchen: „Die Märtyrer der proteſtantiſchen Intoleranz im Vergleiche zu den Opfern der ſpaniſchen Inquiſition" S. 17. Die haarſträubenden Berichte, welche dort aus holländiſchen und zugleich proteſtantiſchen Geſchichtswerken angeführt ſind, werden zwar nicht hindern, daß auch fernerhin von unverbeſſerlichen Geſchichtsbaumeiſtern einzig nur vom Herzog Alba und den Hinrichtungen der beiden Grafen Egmont und Hoorn geſprochen und geſchrieben wird, aber ſie werden doch beitragen zur richtigen Beurtheilung der Phraſe, welche heute noch vom orthodoxen Calvinismus Hollands ſo gerne gebraucht wird, der Phraſe nämlich, daß „eine Wolke calviniſtiſcher Martyrer den holländiſchen Boden mit ſeinem Blute gefärbt habe."

Es sollte überhaupt nicht vergessen werden, daß in den Niederlanden volle zwei Jahrhunderte lang die Katholiken völlig rechtslos gewesen sind *). Und doch war ein bedeutender Theil der Bevölkerung katholisch geblieben und gab es daneben noch Arminianer, Lutheraner, Mennoniten und andere Sekten, welche sämmtlich von den Generalstaaten nur geduldet wurden. Aber unter schwerem Drucke lagen einzig die Katholiken. Selbst als einzelne protestantische Stimmen für Gewährung confessioneller Freiheit sich erhoben, wurden die Katholiken ausgenommen und vielmehr verlangt, daß alle protestantischen Sekten und Parteien sich wechselweise Freiheit gewähren und zugleich die katholische Kirche als die gemeinsame Feindin zu unterdrücken und zu verfolgen fortfahren sollten. So war und blieb denn die katholische Bevölkerung Hollands aller politischen und kirchlichen Rechte beraubt, ausgeschlossen von den Unterrichtsanstalten und unfähig zum Staatsdienste, dafür aber um so mehr mit Steuern belastet. Ja, der Prediger Brun führt in seiner Schrift: la véritable religion des Hollandois, Amsterd. 1675, p. 171 es als einen Beweis der Frömmigkeit der niederländischen Regierung rühmend an, daß man den Katholiken nicht nur alle ihre Kirchen, Schulen und Anstalten genommen, sie von allen Stellen ausgeschlossen, sondern sie auch unzählige Male in der Ausübung ihres Gottesdienstes gehemmt und gestört habe, u. s. w.

*) Es sollte nicht vergessen werden, daß 1629 den Katholiken alle Pfarreien und alle Schulen abgenommen und in jedes Dorf ein protestantischer Pastor mit einem Lehrer gesetzt wurde, welche sich als Vertreter der zu hoffenden protestantischen Gemeinde in den Besitz der Kirche setzte, während die ganze katholische Bevölkerung in einer alten Scheune ihrem Gott dienen mußte und beim Baue neuer Kirchen den größten Plackereien preisgegeben war. Denn katholische Kirchen durften kein Ziegeldach und kein Glasfenster haben; die Erlaubniß zum Bauen und zu jeder Reparatur mußte überdieß mit schwerem Gelde erkauft werden, wenn nicht das ganze Gebäude von Amtswegen niedergerissen werden sollte.

Abſtimmung aufgerufenen Belgiern ſtimmten indeß nur 527 dafür, 796 dagegen, während 280 ſich der Stimmabgabe enthielten. Und doch ward der Entwurf am 24. Auguſt 1815 als Verfaſſungsgeſetz für das Königreich Niederlande proklamirt.

Dieſe neue Verfaſſung garantirte nun allerdings Gewiſſensfreiheit und Gleichberechtigung der Confeſſionen, weil man Angeſichts der Thatſache, daß unter den 5,2 Millionen Einwohnern über 3 Millionen Katholiken ſich befanden, dem doch nicht den Muth hatte, den Katholiken ſelbſt auf dem Papier dieſen Akt der Gerechtigkeit zu verſagen. Aber ein Geſetz ſchreiben, iſt nichts, es durchführen, iſt Alles. Die Verfaſſungsparagraphe hinderten nicht, die Katholiken nach wie vor zu mißhandeln, und die alte calviniſtiſche Partei hatte nur ein größeres Terrain gewonnen, auf dem ſie nach ihren Herzenswünſchen operiren konnte.

Unter dem Schutzmantel der fünf Großmächte fühlte ſich das Haager Kabinet mächtig genug, über die katholiſchen Belgier offen die Ruthe der Intoleranz zu ſchwingen. So wurden denn die Katholiken von allen höhern Aemtern ausgeſchloſſen, weil „die Belgier, und vorab die Katholiken, zu Aemtern und öffentlichen Stellen untauglich ſeien.“ Dieſer Ausſchluß ging ſo weit, daß kurz vor der belgiſchen Revolution die Zahl der katholiſchen höheren Beamten zur Zahl der proteſtantiſchen kaum wie 1 zu 100 ſich verhielt, obwohl die Katholiken zwei Drittel der Bevölkerung ausmachten. Dazu höhnten die Zeitungen, die im Solde der Regierung ſtanden, Tag für Tag über die katholiſche Kirche und arbeitete man von oben herab, den Einfluß des Klerus auf die ſittliche Bildung der Jugend zu untergraben. Man ging noch weiter und ſuchte überall im katholiſchen Belgien dem Proteſtantismus Eingang zu verſchaffen, indem man in ganz katholiſche Städte holländiſche Garniſonen verlegte und für ſie proteſtantiſche Kirchen neu erbaute und dafür eine katholiſche Kirche wegnahm. Man konnte glauben, daß die Regierung es ſich zum Ziele geſetzt habe, den Katholicismus in jeder

Form zu bekämpfen. Die brutale Verfolgung des Herzogs von Broglie, Bischofs von Genf, der in effigie zwischen zwei Dieben an den Pranger gestellt wurde, seiner Generalvikare, seines Domcapitels und seiner gesammten Geistlichkeit, viele andere Maßregelungen des Klerus, die willkürliche Temporaliensperre, die kleinlichste Einmischung in Cultussachen und tausend andere allgemeine und einzelne Quälereien bewiesen, daß man dabei an Schonung nicht dachte. Besonders der Generaldirektor des katholischen Cultus, Hr. Chauban zeichnete sich in dieser Rücksichtslosigkeit aus. Die religiösen Orden durften keine Novizen aufnehmen; die Brüder der christlichen Schulen wurden vertrieben und durch Gendarmen über die französische Grenze transportirt. Letztere mußten auch die reisenden Priester, namentlich Jesuiten strenge beaufsichtigen. Dagegen waren diejenigen Geistlichen welche von ihren Bischöfen interdicirt waren, seine Lieblinge, die er zur Kränkung der Oberhirten und zum Hohne der Disciplin an einträgliche Stellen beförderte oder sonstwie belohnte.

Den Machthabern in Haag genügte dieß alles noch nicht. Mit einem Male wurden die kleinen Seminarien und andere religiös-wissenschaftliche Anstalten geschlossen und gegen Priester und Kinder sogar rohe Waffengewalt in Anwendung gebracht. Dafür wurde in josephinischem Geiste an der Universität Löwen das collegium philosophicum (1825) für die zum geistlichen Stande bestimmten Katholiken errichtet. Ein heftiger Kampf entbrannte nun; die Ordinariate erklärten, niemals einem Zögling desselben die heiligen Weihen ertheilen lassen zu wollen, die Regierung untersagte dagegen jedem andern den Eintritt in ein Seminar. Nach zwei Jahren standen die Klerikalseminarien öde und leer und war der Nachwuchs des jungen Klerus abgeschnitten. Auch die société catholique wurde aufgehoben und der Gymnasialunterricht strenge überwacht. Der Klerus wandte sich deßhalb an den heiligen Stuhl, der bei allen derartigen Maßregeln der Regierung rein passiv sich zu verhalten empfahl, obwohl das

Volk für die Seminarien Partei nahm. Als dieſe Bewegung allgemeiner und ernſter wurde, verſtand ſich die Regierung zu einigen Conceſſionen, indem ſie die Beſchränkung der katholiſchen Privatkapellen und Congregationen milderte und die Feier des Jubiläums geſtattete. Selbſt ein Concordat kam nunmehr zum Abſchluſſe.

Schon beim Wiener Congreß war von einem Concordate die Rede geweſen, welches als ein integrirender Theil den Grundgeſetze eingefügt werden ſollte. Wilhelm I. hatte ſich hiezu ausdrücklich verpflichtet. Aber lange Jahre vergingen, bis endlich 1827 der Graf von Celles daſſelbe zu Stande brachte. Nach demſelben galt das von Pius VII. mit Napoleon I. den 15. Juli 1815 abgeſchloſſene Concordat, wie bisher in den ſüdlichen, nun auch in den nördlichen Provinzen. Zu den fünf alten Bisthümern Mecheln, Lüttich, Namur, Tournay, Gent kamen drei neue: Brügge, Amſterdam, Herzogenbuſch; jede Diöceſe ſollte ihr Capitel und ihr Seminar haben; die Capitel eines erledigten Hoch- und Erzſtiftes ſollten aus dem niederländiſchen Klerus die Candidaten zur Wiederbeſetzung vorſchlagen, die darunter dem Könige mißfälligen von der Liſte ſtreichen und aus der genehmigten Liſte den Biſchof oder Erzbiſchof wählen, welchen hierauf der Papſt, wenn er würdig und canoniſch gewählt iſt, beſtätigt. Dieſes Concordat wurde am 18. Juni 1827 zu Rom unterzeichnet und am 25. Juli d. Jrs. zu Brüſſel ratificirt.

Ueber die Ausführung deſſelben entſtanden indeß neue Irrungen. Man ſchämte ſich nicht öffentlich zu erklären, „daß der König an dieſem mit Rom abgeſchloſſenen Akte ganz und gar kein Gefallen hatte.“ Der König verſprach daher bei der Eröffnung der Generalſtaaten 1828 nur: „daß man nach und nach ganz ſachte an der Ausführung des Concordates arbeiten werde.“ Mit der größten Mühe wurden drei Biſchofsſtühle mit würdigen Oberhirten beſetzt, ſo daß nun, da Mecheln bereits ſeinen Erzbiſchof hatte, Gent, Lüttich und Tournay wenigſtens nicht mehr verwaist waren. Unterm

2. Oktober 1829 wurde endlich auch das collegium philosophicum aufgehoben. Mehr war nicht zu erreichen, obwohl gegen 1000 Petitionen mit über 300,000 Unterschriften neben andern politischen Concessionen Vollziehung des Concordates und Freiheit des Unterrichts unter Aufsicht der Regierung verlangt hatten. Unter diesen Umständen brach 1830 die belgische Revolution los, welche unvermeidlich war, als die verbrieften und beschwornen Rechte der südlichen Provinzen fort und fort verletzt wurden und die Regierung, blind gegen alle Vorstellungen, ohne jede Rücksicht zu Systemsänderungen sich nicht verstand.

Die Lage der Katholiken in den nördlichen Provinzen wurde indeß durch die Lostrennung der katholischen Belgier nicht nur nicht gebessert, obwohl sie nur auf dem gesetzlichen Wege des Petitionsrechtes ihre Klagen der Regierung kundgaben, sondern immer gedrückter. Man fand Mittel, alle Bittsteller ausfindig zu machen und sie büßen zu lassen. Als der hohe Klerus mit seinen Beschwerden sich an den König wandte, war es kurz vor seiner Abdankung. Und doch war das Verhalten der holländischen Katholiken bei Gelegenheit des belgischen Aufstandes so musterhaft gewesen, daß Wilhelm II. später mehrmals äußerte: in Betreff der Treue könne er nur auf seine Armee und seine katholischen Unterthanen mit völligem Vertrauen rechnen. Mit der Abdankung Wilhelms I. schimmerte endlich ein Erlösungsstern.

Wilhelm II., der ihm folgte, war ein billiger edeldenkender Charakter, der gleich bei seinem Regierungsantritt eine gemischte Commission zur Untersuchung der katholischen Beschwerden ernannte und in Folge ihres Berichtes im königlichen Erlaß vom 2. Januar 1842 den Katholiken entgegenkam. Es wurde darin anerkannt, daß die Rechte derselben verletzt worden und überhaupt ihre Beschwerden gerecht seien, und soweit es auf administrativem Wege geschehen konnte, Abhülfe geschaffen; aber alle weiteren Anordnungen zur Beseitigung des Uebelstandes scheiterten an dem Widerstande der

wahres Arſenal der Willkür, vorgelegt wurde. Der wichtigſte Punkt deſſelben war §. 6, welcher die Sitze der Synoden und der Vorſteher der Religions-Genoſſenſchaften von einer miniſteriellen Genehmigung abhängig machte und überdieß rückwirkende Kraft beanſpruchte, ſo daß die neuen Biſchöfe von Stadt zu Stadt und endlich gar zum Lande hinaus hätten getrieben werden können. Uebrigens war ſelbſt das Glockengeläute in paritätiſchen Orten ohne königliche Erlaubniß nach dieſem Entwurfe, deſſen ſtrikte Durchführung in jeder Kirche einen Polizeimann als ſtändige Beſatzung erfordert hätte, nicht geſtattet*); ſelbſt die Groeniſten machten einige Zeit Miene den Entwurf, der auch gegen ſie hätte benützt werden können, zu verwerfen. Als indeß miniſterielle Modifikationen ſie nach dieſer Seite hin beruhigten, ſtimmten ſie für denſelben. Dem allem gegenüber bewahrten die Katholiken eine erhebende Haltung. In einer Unzahl von Adreſſen ſprachen ſie einmüthig ihren Unwillen gegen das neue Religions-Gendarmerie-Regiment aus und traten freimüthig für ihre gute Sache ein; zu Widerſetzlichkeiten ließen ſie ſich indeß nicht reizen.

Es war dieß der letzte große Sturm, den der Katholicismus in den Niederlanden zu beſtehen hatte, aber auch ſiegreich beſtand. Denn die Wiederherſtellung der katholiſchen Hierarchie wurde vollendete Thatſache und die neuen Biſchöfe ſprachen mitten im Toben des Sturmes in ſalbungsvollen Hirtenbriefen zu ihren Gemeinden. Seither iſt im Großen und Ganzen Friede eingetreten und haben die Katholiken einen mächtigen Aufſchwung genommen, wenn auch mit kleinlichen Mitteln, wie Geld, höfiſchen Intriguen und Wahlumtrieben noch immer gegen ſie angekämpft wird.

---

*) Zu Referenten über dieſes Geſetz wurden Groen van Prinſterer, Wintgens und de Brauw, conſervative Proteſtanten, Weſterhof und Hoet tot Oldhuis, Liberale gewählt, aber nicht ein Katholik. Gegen den Entwurf proteſtirten die Thorbeckianer.

bilität des Papstes *also* nicht anzuerkennen gesonnen sei.“ In der That beschloß die Opposition nach mehrfachen Berathungen gegen die Geschäftsordnung zu protestiren*). Zuerst ward gemeldet, daß die deutschen Bischöfe sich durch eine Interpellation darüber Aufschluß verschaffen wollten, ob der im Dekret angegebene Abstimmungsmodus auch für Sachen dogmatischer Natur zu gelten bestimmt sei, und für den Fall einer unbefriedigenden Antwort zu erklären gedachten, daß sie an dem Concil keinen Antheil mehr nehmen werden — ein Plan, den im Ganzen 75 Bischöfe von verschiedenen Nationen gefaßt haben sollten**). Dann hieß es, daß 34 Bischöfe Frankreichs eine von geschickten französischen Händen abgefaßte, die Verkehrtheit einer Entscheidung über Glaubenssachen durch bloße Kopfzahl nachdrücklich betonende Vorstellung oder einen Protest unterzeichneten, 23 deutsche Prälaten dasselbe, aber mit einigen Zusätzen vermehrte Dokument unterschrieben, 10 oder 12 andere deutsche eine kürzere, dieselben Grundsätze enthaltende, aber etwas präciser und schärfer gefaßte Adresse annahmen, während die Amerikaner noch (vorerst) zu keinem Ergebniß ihrer Berathungen gelangten, die mit dem Schritte einverstandenen Cardinäle Mathieu und Rauscher gleichwohl ihre Unterschriften verweigerten. Die Aktenstücke hatten folgende Scala: der Protest der Amerikaner enthielt eine *noch drohendere* Warnung als der deutsche und der deutsche war *kräftiger* als der französische***). Das Verdienst der kräftigeren Sprache der Deutschen ward nachträglich dem Bischofe von Mainz zugeschrieben und ein Zusatz zu der Stelle mitgetheilt, in der die Eigenschaft der Bischöfe als Repräsentanten ihrer Kirchen hervorgehoben seyn sollte†).

*) XXV. XXVI. XXVIII. Br. A. Z. 6. 7. 18. März. Der Inhalt eines Protestes der Deutschen und Ungarn ward A. Z. 16 März mitgetheilt.

**) A. Z. v. 9. März. Telegr. das. 12. März.

***) XXXII. Br. A. Z. 2. April. †) XLIV. Br. A. Z. 19. Mai. Das

um ſo häufiger. In dieſen concentrirt ſich überhaupt das katholiſche Leben, da beſonders in den nördlichen Provinzen das katholiſche Publikum außer der Geiſtlichkeit aus den allereinfachſten Bürgern beſteht und unter den bemittelten Kaufleuten und höheren Beamten nur wenige Katholiken gefunden werden.

Im reichſten Flor ſteht das Ordensleben, ein vollgiltiger Beweis für die rege Lebensentfaltung der holländiſchen Kirche. Als die Niederlande dem franzöſiſchen Kaiſerreich 1810 einverleibt wurden, zählte man nur 15 Klöſter, ſämmtlich in Nordbrabant gelegen, und ſelbſt dieſe wurden alle aufgehoben, mit Ausnahme derer welche den Krankendienſt als Ordenszweck hatten. Anfangs 1862 dagegen beſtanden in ganz Holland 39 Männerklöſter mit 815, und 137 Frauenklöſter mit 2188 Mitgliedern, ſomit 176 Klöſter mit 3003 Mitgliedern auf 1,200,000 Katholiken (1 : 400). Darunter befanden ſich namentlich Jeſuiten (bilden eine eigene holländiſche Provinz), Redemptoriſten, Dominikaner, Franziskaner, Carmeliten, Brüder des chriſtlichen Unterrichts, barmherzige Schweſtern, Franziskanerinen u. ſ. w. Freilich ſpeit die ganze Zelotenpartei Gift und Feuer über dieſe ungeahnte Verbreitung, aber ohne allen Erfolg, indem die Regierung ſich nicht zu Verfaſſungsverletzungen hinreißen ließ.

Die Regierung findet ſich überhaupt heute in einer ganz anderen Lage den Katholiken gegenüber, als ehedem, weil dieſe bereits ein politiſcher Faktor geworden ſind, mit dem man rechnen muß. Von Tag zu Tag gewinnen ſie mehr Einfluß, was ſelbſt die Gegner zugeſtehen, begünſtigt durch die politiſchen Parteiverhältniſſe, welche es den katholiſchen Abgeordneten, meiſt in Südholland, Nordbrabant und Limburg gewählt, ermöglichen, durch ihren Anſchluß an die Liberalen oder Conſervativen oftmals den Sieg der einen oder der andern zu entſcheiden. Im Allgemeinen neigen ſie indeß mehr dem Liberalismus zu, nicht in dem Sinne jedoch, wie heute das Schlagwort „liberale Katholiken“ aufgefaßt

wird. Die holländischen Liberalen, meist schwachgläubige Protestanten, sind eben den Katholiken viel weniger abgeneigt, als die orthodoxe Zelotenpartei, deren Führer Groen van Prinsterer das Zusammengehen der Katholiken mit dem gemäßigten Liberalismus aus der „Schwäche, Uneinigkeit und der mehr und mehr zu Tage tretenden Auflösung der Protestanten" und als ein Bündniß mit der Revolution erklärt. Uebrigens waren die Katholiken, welche Thorbecke während seiner ganzen Regierung unterstützten, so sehr sie auch ihm zum Danke sich verpflichtet fühlten, nicht blind gegen seine Uebergriffe, namentlich seit die Unterrichtsfrage mehr und mehr sie den Orthodoxen näher brachte. Sie haben darum seit 1865 in ihrer Mehrzahl auch das conservative Ministerium, welches ihre Beschwerden in der Schulfrage beherzigen zu wollen versprochen hatte, wiederholt unterstützt, zumal es einen gutgläubigen Katholiken, Herrn Borret, als Justizminister in's Kabinet aufnahm und die Ministerien des katholischen und nichtkatholischen Cultus wiederherstellte.

Uebrigens stehen die holländischen Katholiken noch immer im Kampfe und haben, wenn auch etwas, doch lange nicht Alles gewonnen. Die Parität existirt immer noch mehr auf dem Papier als in Wirklichkeit, und wenn es auch besser ist als Anfangs der fünfziger Jahre, wo bei einem Verhältniß der Katholiken zur Gesammtbevölkerung wie 2 : 5 im Staatsrath und der Volksvertretung von 176 Mitgliedern nur 27 von 178 Ministerialbeamten nur 41, von 98 Beamten am höchsten Gerichtshof und andern Staatscollegien nur 8, von 130 Oberoffizieren der Armee 16, von 605 Offizieren der Marine 28, überhaupt von 1818 königlichen Beamten nur 132 und von 3434 Beamten in den Provinzen nur 402 Katholiken waren, so ist es doch immerhin noch einem katholischen Gelehrten, der dem Unterrichtsfache sich widmen will, unmöglich eine höhere Stellung zu erlangen als an einer Schule mittleren Ranges, und zwar ausschließlich nur in den katholischen Provinzen. Zugleich

ſtrengen immer noch die Geheimbünde ihre ganze Kraft gegen die Katholiken an, wie wir ſpäter ſehen werden.

Wir müſſen noch auf die katholiſche Preſſe Hollands einen kurzen Blick werfen, weil die Preſſe durchgängig als der Werthmeſſer des Einfluſſes einer Partei betrachtet werden kann. Dieſe hat ſich in den letzten fünfundzwanzig Jahren ſehr gehoben und findet große Theilnahme, ſo daß die holländiſchen Katholiken mindeſtens vier bis fünf Zeitungen haben, die ſelbſt einen angemeſſenen Gewinn abwerfen. Die hervorragendſte derſelben iſt „De Tyd“ zu Amſterdam, welche bei 2000 Abonnenten ihre Hauptſtütze im Klerus findet. Ihre Richtung iſt ſtreng conſervativ. Mehr liberal iſt „le Courrier de la Meuse“ der zu Maſtricht erſcheint und dem die Durchführung des Petersſpfennigs in Holland zu verdanken iſt. Neben ihnen ſind zu Limburg der „Ami du Limbourg“, zu Rotterdam der „Maasbode“ entſtanden, welch letzterer, wie der conſervative „Nordbrabanter“, nur dreimal wöchentlich erſcheint. Unter den Wochenblättern ſind die „katholicke nederlandsche stemmen“ hervorzuheben, welche bereits im 36. Jahrgang ſtehen. Von den Monatsſchriften iſt die bekannteſte „De katholick, godsdienstig, geschied-en letterkundig maandschrift“, jährlich 48 Bogen (6 fl.), welche 1842 gegründet wurde und unter der Leitung der Profeſſoren am großen Seminar zu Warmond ſteht. Nur Geiſtliche werden zu beſtändiger Mitwirkung eingeladen. Ihre Hauptſtärke iſt Dogmatik und Aſcetik, und ſie hat ſich auch bei den Proteſtanten Achtung und Beachtung errungen. Das Letztere gilt noch mehr von der 1855 gegründeten „Dietschen Warande, tydschrift voor nederlandsche oudheden, staatsgeschiedenis, kunst en letteren“ des hochverdienten J. A. Alberdingk-Thijm, welche vorzugsweiſe äſthetiſchen, namentlich kunſt- und literarhiſtoriſchen Inhalts mit weſentlich apologetiſcher Richtung jährlich 40 bis 50 Druckbogen faßt und ſelbſt von Proteſtanten unterſtützt wird. Außerdem beſitzen die holländiſchen Katholiken ſeit 1867 eine

große illustrirte Zeitung in Folio, welche 1869 bereits 43,000 Abonnenten hatte. Dr. W. J. J. Nugens und Dr. van der Hurk geben ferner regelmäßig seit 1869 Broschüren heraus, welche in Form und Ausstattung denen des deutschen Broschürenvereins gleichen, und befolgen somit das Beispiel der holländischen Jesuiten, welche unter dem Titel: Studien op godsdienstig, wetenschappelijk en letterkundig gebiet“, bereits eine Reihe regelmäßig sich folgender kleiner Schriftchen veröffentlicht haben.

XXVII.

Die Concilium-Briefe der Allgemeinen Zeitung.

VII. (Schluß.)

Die neue Geschäftsordnung und die erste dogmatische Constitution.

Am 22. Februar war in der 29. Generalcongregation nebst neuen Schematen den Vätern ein vom 20. datirtes Dekret zur Erweiterung und Modifikation der Geschäftsordnung vorgelegt, das schon darum harter Tadel traf, weil es nach den Anträgen nicht der Minderheit, sondern der Mehrheit*) abgefaßt war, die verhaßte frühere Ordnung in der Hauptsache fortbestehen ließ und vor Allem auf Beschleunigung der Verhandlungen hinzielte. „In gewissem Sinne“ — so

*) Im Texte (A. Z. 1. März) werden ausdrücklich hervorgehoben die expostulationes, quae a *plerisque* Concilii Patribus haud semel exhibitae sunt, ex eo quod disceptationum series in longum plus aequo protrahatur.

ſchrieb der Concilskritiker am 24. Februar — „iſt das Concil fertig — fertig durch die neue Geſchäftsordnung. Wenn das Verdienſt dieſer ſcharfſinnigen Erfindung zunächſt den Cardinälen der Antragscommiſſion und den wahrſcheinlich beigezogenen Jeſuiten gebührt, ſo gehört die Einführung derſelben doch zu den folgenreichſten Thaten, welche Pius vollbracht hat oder noch vollbringen wird. In jedem Jeſuitencolleg der alten und der neuen Welt müßte (für den Fall der widerſpruchsloſen Durchführung) ein Te Deum geſungen werden.“

Worin lag aber dieſer „glänzendſte Sieg des Papſtes“? Ward damit die Minderheit ſchon beſeitigt, unterdrückt? Mit nichten. Es ward zugegeben, daß die Beſorgniſſe vor der neuen Ordnung allzuweit gingen, daß auch ferner noch (gegen die Angaben der früheren Briefe, beſonders Nr. XIX) noch Reden gehalten werden dürfen, ſchriftliche Erinnerungen Berückſichtigung finden können, daß für das Decorum geſorgt war. Aber — „Alles wird entſchieden durch die Commiſſion und bei den Abſtimmungen durch einfache Mehrheit (§. 13); die Minderheit darf reden, aber auch nur ſo lange es die Commiſſion und die Mehrheit anzuhören für gut findet (§. 11). Wehe den Beſiegten!“ Die längſt befürchtete Vergewaltigung der Minderheit durch die Mehrheit (die gar kein Recht haben ſollte) iſt ſanktionirt. „Das Concil gehört den Italienern und den mit ihnen in präſtabilirter (?) Harmonie verbündeten Spaniern; von heute ab noch ein Schema oder ein Stück deſſelben abwenden zu wollen, das hieße dem Waſſer verbieten bergab zu fließen.“ Und doch hat das die Minderheit noch mehrmals verſucht!

„Was werden die Franzoſen und die Deutſchen nun thun?“ fragte Alles. Die Annahme der neuen Geſchäftsordnung, bei der den deutſchen Theologen die Haare zu Berg ſtehen mußten, war ſo viel als Annahme des (Infallibilitäts-) Dogma ſelbſt, deſſen Keim ſie als paraphraſtiſche Hülle barg. „Wer die Geſchäftsordnung verwarf, gab damit zu erkennen, daß er die Rechte der Biſchöfe nicht aufzugeben, die Infalli-

bilität des Papſtes *alſo* nicht anzuerkennen geſonnen ſei.“ In der That beſchloß die Oppoſition nach mehrfachen Berathungen gegen die Geſchäftsordnung zu proteſtiren*). Zuerſt ward gemeldet, daß die deutſchen Biſchöfe ſich durch eine Interpellation darüber Aufſchluß verſchaffen wollten, ob der im Dekret angegebene Abſtimmungsmodus auch für Sachen dogmatiſcher Natur zu gelten beſtimmt ſei, und für den Fall einer unbefriedigenden Antwort zu erklären gedachten, daß ſie an dem Concil keinen Antheil mehr nehmen werden — ein Plan, den im Ganzen 75 Biſchöfe von verſchiedenen Nationen gefaßt haben ſollten**). Dann hieß es, daß 34 Biſchöfe Frankreichs eine von geſchickten franzöſiſchen Händen abgefaßte, die Verkehrtheit einer Entſcheidung über Glaubensſachen durch bloße Kopfzahl nachdrücklich betonende Vorſtellung oder einen Proteſt unterzeichneten, 23 deutſche Prälaten daſſelbe, aber mit einigen Zuſätzen vermehrte Dokument unterſchrieben, 10 oder 12 andere deutſche eine kürzere, dieſelben Grundſätze enthaltende, aber etwas präciſer und ſchärfer gefaßte Adreſſe annahmen, während die Amerikaner noch (vorerſt) zu keinem Ergebniß ihrer Berathungen gelangten, die mit dem Schritte einverſtandenen Cardinäle Mathieu und Rauſcher gleichwohl ihre Unterſchriften verweigerten. Die Aktenſtücke hatten folgende Scala: der Proteſt der Amerikaner enthielt eine *noch drohendere* Warnung als der deutſche und der deutſche war *kräftiger* als der franzöſiſche***). Das Verdienſt der kräftigeren Sprache der Deutſchen ward nachträglich dem Biſchofe von Mainz zugeſchrieben und ein Zuſatz zu der Stelle mitgetheilt, in der die Eigenſchaft der Biſchöfe als Repräſentanten ihrer Kirchen hervorgehoben ſeyn ſollte†).

*) XXV. XXVI. XXVIII. Br. A. Z. 6. 7. 18. März. Der Inhalt eines Proteſtes der Deutſchen und Ungarn ward A. Z. 16 März mitgetheilt.

**) A. Z. v. 9. März. Telegr. daſ. 12. März.

***) XXXII. Br. A. Z. 2. April. †) XLIV. Br. A. Z. 19. Mai. Das

Das Urtheil über dieſen Schritt geſtaltete ſich ſehr verſchieden. Auf der einen Seite ward hervorgehoben, daß deſſen Tragweite in Rom ſehr hoch angeſchlagen ward, daß darin die moraliſche Unanimität für Feſtſtellung eines Dogma wie die Gefährdung der Anerkennung des Concils vorausgeſetzt, gegen die beabſichtigten Uebergriffe der Majorität wie gegen den Anſpruch des Papſtes, durch eigene Autorität neue Dogmen definiren zu können, proteſtirt, den proteſtirenden Biſchöfen aber eine ſchwer angreifbare Stellung vindicirt werde. Durch den Hinweis auf die Repräſentation größerer Maſſen von Katholiken Seitens der Minderheit und auf die künſtliche Anſchwellung der Mehrheit durch Prälaten die thatſächlich keine Kirche repräſentiren, die alſo nur für ſich ſelbſt Zeugniß ablegen können*), wird der Zweifel; ob die Verſammlung als wahre Repräſentation der ganzen Kirche angeſehen werden dürfe, angedeutet, und „ſomit muß dieſe Erklärung der Biſchöfe zunächſt als ein Nagel am Sarge des ökumeniſchen Concils gelten“ **).

Aber auf der anderen Seite drängen ſich andere Betrachtungen auf. „Solche Erklärungen ſind nothwendig für die Welt außerhalb des Concils und für das eigene Gewiſſen; aber eine Wirkung iſt davon kaum zu erwarten und von den Unterzeichnern ſelbſt wohl nicht gehofft.“ Ja wenn ihre Vorſtellungen förmliche Proteſte wären mit der Aufkündigung der weiteren Theilnahme! Doch dazu (zu dieſer Janus-Höhe) konnte man ſich weder im franzöſiſchen noch im deutſchen Lager entſchließen; ſelbſt Dupanloup, der als Führer der

---

liegt doch nicht direkt in der Hinweiſung auf Prälaten, von denen nicht evident feſtſtehe, ob ſie bloß jure ecclesiastico, nicht aber divino eine entſcheidende Stimme haben.

*) „Titularbiſchöfe ohne Seelen, ohne Gemeinden, die Niemand vertreten als ſich ſelber, oder vielmehr den der ſie aus dem Staube erhoben und ihnen Mitren auf die Köpfe geſetzt hat.“ XLVII. Br. A. Z. 25. Mai. — Aber die Maret, Errington, Charbonnel u. ſ. w.?

**) XXVIII. Br. A. Z. 18. März.

Opposition gelten mag, ward es schwer seinen eigenen früheren Schriften gegenüber dem Papste offen zu widerstehen*). So beging die Minderheit den „strategischen Fehler“ einen Conflikt zu vertagen, dessen Unvermeidlichkeit sie voraussah und wobei sie nicht wissen konnte, ob in Zukunft noch eine günstigere Gelegenheit sich darbieten würde, ihn zum Heil der Kirche zu gestalten. Sie hätte deutlich den „Zweifel an der Legitimität des Concils, den Zweifel ob die Bischöfe im Einklang mit dem heiligen Geiste tagten und handelten oder zur Ausführung eines riesenhaften sakrilegischen Betrugs (!) mitwirkten, hervorheben und eine bestimmte Zurücknahme der Mehrheitstheorie als Vorbedingung weiterer Theilnahme verlangen sollen“ u. s. w.**).

Wie albern waren doch die Minderheitsbischöfe, die das nicht zu würdigen verstanden! Wären sie doch immer ihrem zärtlich über sie die Flügel ausbreitenden Tutor gefolgt, hätten sie in seinem Sinne protestirt! So gaben die Unterzeichner nur zu erkennen, daß ihre Geduld eine Grenze gefunden habe. Ohne sich zu bestimmten praktischen Schritten zu verpflichten, erklärten sie wenigstens, daß sie das Hauptdogma nicht zur Diskussion zulassen wollten, wofern sie nicht vergewissert würden, daß ohne moralische Unanimität kein Dogma vom Papste oder Concil proklamirt werden solle***). Allein dieses Princip konnte nicht angenommen werden (vgl. Art. IV S. 30 f.) und so ward die gewünschte Antwort nicht ertheilt.

In ihrer Erklärung hoben die protestirenden Bischöfe vor Allem den von ihnen acceptirten Satz im Eingang des Dekrets hervor, daß die Freiheit der Diskussion, die den Bischöfen der katholischen Kirche zustehe, vollständig gewahrt werden solle; sie fanden die Zeit von zehn Tagen†) für das

*) XXVII. Br. A. Z. 17. März. **) XXXII. Br. A. Z. 2. April. ***) XXXII. Br. a. a. O.

†) Das Dekret spricht aber §. 1 nur von Bestimmung einer ange-

Studium der Entwürfe und die Uebergabe ihrer Bemerkungen ungenügend; auch schien es ihnen unnöthig und nicht allzeit ersprießlich, daß die Väter bei Abgabe von Bemerkungen eine neue Fassung der Worte oder Paragraphen vorschlagen sollten (§. 3), da dieses Sache der Specialcommissionen sei*); ein summarischer Bericht über die eingelaufenen Bemerkungen (§. 5) schien ungenügend, vielmehr sollten auch die Motive derselben angegeben werden**). Es wollten die Bischöfe, daß die Commission über alle Bemerkungen und deren Beweggründe berichte, den Verfassern derselben ihre Vertretung vor der Deputation zustehe, den Rednern freistehe über die ganze Vorlage, über mehrere Theile oder auch nur einen Theil derselben zu sprechen und nach der Antwort der Deputation noch einmal das Wort zu ergreifen; ferner daß die Redner für und wider die Vorlage miteinander abwechseln und die Diskussion nicht beendigt werde, bis alle Redner gehört sind, und fortdauere solange fünfzig Väter gegen den Schluß sind. Das Stimmen durch Aufstehen und Sitzenbleiben (§. 11) soll durch Abstimmung mittelst Namensaufrufs ersetzt, die Frage zuerst über die Verwerfung, nicht aber über die Zustimmung (§. 13) gestellt, überhaupt die Dissentirenden in die günstigere Lage versetzt und für dogmatische Fragen die moralische Unanimität gefordert werden***).

Konnte man es der Minderheit der Bischöfe nicht ver-

---

messenen Frist; bloß bei Mittheilung des Schema von der Kirche waren zehn Tage anberaumt worden und diese Frist ward nachher beträchtlich verlängert.

*) Wenn aber die von der Specialcommission entworfene Fassung dem Antragsteller nicht genügt, so muß er doch zuletzt die seinige vorbringen. Die angeführte Bestimmung dient zur Beschleunigung, der gegentheilige Antrag zur Verschleppung der Sache.

**) Aber auch in einer relatio summaria ist die kurze Angabe der Motive nicht ausgeschlossen, die nach dem Regolamente für die Anträge vorgeschrieben ward.

***) Vgl. Kölner Volkszeitung Nr. 79. Oesterreichischer Volksfreund Nr. 62.

übeln, daß sie ihre Position so günstig als möglich zu gestalten bemüht war, so konnte man es ebensowenig der Mehrheit verargen, wenn sie ihre feste Stellung nicht geschwächt, ihr Recht nicht geschmälert sehen wollte. Aber von Seite der liberalen Doktrinäre, die stets gegen die Mehrheit sind, wenn sie nicht auf ihrer Seite steht, ward wirklich erwartet und verlangt, daß den Anträgen von weniger als hundert Bischöfen der Vorzug vor denen vieler hunderte gegeben, der Minderheit eine privilegirte Stellung eingeräumt, ja selbst die Möglichkeit in die Hand gegeben werde, jeden beliebigen Beschluß gänzlich zu verhindern, das ganze Concil resultatlos zu machen. Das Dekret, das außer der mündlichen noch eine schriftliche Verhandlung festsetzte, zur Beschleunigung der Arbeiten beitrug, dabei die Arbeiten der Commissionen beträchtlich vermehrte*), ward von der Mehrzahl der Väter mit Dank und Freude aufgenommen.

Mit dem 18. März wurden die drei Wochen lang unterbrochenen Generalcongregationen wieder aufgenommen und zwar zunächst das von der dogmatischen Deputation nach den von den Vätern gemachten Bemerkungen revidirte Schema vom Glauben neuer Berathung unterstellt. Gegen die frühere Voraussage der „Concilsbriefe" war es, wie jetzt zugestanden werden mußte, bedeutend modificirt**), so daß die Umgestaltung später sogar als ein vor vier Monaten kaum erhoffter Sieg der Minderheit dargestellt werden konnte***); gegen die weitere Voraussage vom 15. März†) fiel auch die damals beabsichtigte Sitzung nicht aus; nur wurde den Bischöfen kürzere Zeit vergönnt, sich mit dem neuen Texte (einer vorher schon lange diskutirten Vorlage) vertraut zu machen, und bei der beträchtlichen Zahl von Rednern und

*) S. die Erläuterungen in den Regensburger Periodischen Blättern zum Concil Bd. I. Heft 11. S. 370—377.

**) XXXII. XXXVII. Br. A. Z. 2. 23. April.

***) XL. Br. A. Z. 1. Mai. †) XXIX. Br. A. Z. 23. März.

neuen Bedenken mußte Pius (der alſo doch nicht ſo allgebietend iſt) „auf das Vergnügen verzichten, am 25. März neue Glaubensdekrete der harrenden Welt zu verkündigen." Primas Simor verbreitete ſich in der dreißigſten General-Congregation über das umgearbeitete Schema, das in ſeiner neuen Redaktion auch Mſgr. Tizzani guthieß *).

Eine „freundlichere Stimmung" war bei der Oppoſition durch die Nachgiebigkeit der Präſidenten und der Mehrheit in zwei Punkten (Vertagung der Debatte über die Unfehlbarkeit und Aenderung des erſten Schema) hervorgerufen worden. Ginoulhiac, der gelehrte Biſchof von Grenoble, unternahm es am 22. März, der klugen Nachgiebigkeit der Mehrheit mit ähnlicher Geſinnung entgegenzukommen. Doch die „freundlichere Stimmung" war nicht allzu überſtrömend. Man fühlte das Bedürfniß, den früheren Proteſten Nachdruck zu geben, auszuſprechen, daß man in der Kirche kein Recht zugeſtehe, ein Dogma zu ſanktioniren gegen den Willen und Glauben eines anſehnlichen Theils des Epiſcopates. Die Franzoſen (der Oppoſition), „die nicht immer einen Cardinal haben", wollten einem der öſterreichiſchen Cardinäle die Ausführung überlaſſen. Schwarzenberg ſtreifte auch in ſeiner Rede an dieſem Punkte vorbei und wurde noch dazu zur Ordnung gerufen. Kenrick von St. Louis ging näher darauf ein. Zuletzt beſtig Stroßmayer die Tribüne, „und nun folgte eine Scene, welche an dramatiſchem Ernſt und an theologiſcher Bedeutſamkeit Alles übertraf, was die Geſchichte der Concilien geſehen hat."

Das verſprach viel, ſehr viel. Wir hörten weiter: Der Biſchof von Diacovar tadelte die Ungerechtigkeit der Worte im Eingang des Schema vom Glauben **), welche den Proteſtantismus für den modernen Unglauben verantwortlich machten, wies auf die religiöſe Gleichgültigkeit im Katholicismus vor

*) XXXI. Br. A. Z. 31. März.

**) Der Paſſus ſteht ausführlich A. Z. 3. April.

der Reformation hin sowie auf die Gräuel der Revolution, welche die Gottlosigkeit unter den Katholiken, nicht unter den Protestanten, verursacht habe, pries die tüchtigen Vertheidiger christlicher Lehre unter den letzteren, namentlich Leibnitz und Guizot. „Jeder von diesen (natürlich nicht dem vollen Wortlaut nach mitgetheilten) Sätzen und die beiden Namen wurden mit lautem Murren aufgenommen, das zuletzt in einen Sturm der Entrüstung ausbrach. Der Präsident de Angelis rief: Hier ist nicht der Ort die Protestanten zu loben. Und er hatte Recht; denn — das Inquisitionsgebäude ist kaum hundert Schritte entfernt von dem Orte, wo er dieß sprach. Die Ruhe trat nicht wieder ein. Unter größter Aufregung erklärte dann Stroßmayer: Nur das könne den Gläubigen als Dogma auferlegt werden, worüber eine moralische Unanimität unter den Bischöfen herrsche“ *). Ein „furchtbarer Tumult“ entstand bei diesen Worten. „Viele Bischöfe sprangen von ihren Sitzen auf, drängten sich um die Tribüne und drohten dem Redner mit der Faust. Place von Marseille, der muthigsten einer, und derselbe welcher zuerst dem Schreiben Dupanloup's seine Zustimmung öffentlich gegeben hat, rief aus: Ich verdamme ihn nicht. Darauf erscholl von allen Seiten her die Antwort: Alle, alle verdammen wir ihn. Der Präsident rief Stroßmayer zur Ordnung; dieser aber stieg von der Tribüne nicht eher herab, als bis er feierlich gegen den gewaltthätigen Akt, der an ihm verübt werde, protestirt hatte.“ Die Aufregung außerhalb der Aula in der Kirche war kaum geringer als im Concil. Einige glaubten an einen Einbruch der Garibaldiner; andere, mit mehr Geistesgegenwart, an die Proklamation der Unfehlbarkeit, und diese fingen an zu rufen: Es lebe der unfehlbare Papst!

So lautet die Erzählung, an deren Schluß wir die

*) Viele Bischöfe haben aber nicht diese letztere Aeußerung, sondern nur die über die Protestanten gehört.

Worte vollberechtigt finden: „die Mythe hat ſich dieſes denkwürdigen Tages ſchon bemächtigt.“ Ganz wohl, ja Biſchof Stroßmayer ſelbſt iſt ſchon faſt eine mythiſche Perſon geworden; hat man ihn doch ſchon am 30. Dezember eine Philippika halten und dafür von Jeſuiten gedungenen Meuchlern in die Hände fallen laſſen, die ſich nachher in ungeſtüm drängende, zuletzt in ziemlich zahme Bettler verwandelten; hat man ihn doch von Seiten der Liberalen mit Huldigungen überſchüttet, worunter die Zuſtimmungsadreſſe aus dem intelligenten Pforzheim (A. Z. 8. März) nicht die geringſte war. Nachdem man ſeine politiſche Thätigkeit und die ihm in Agram und Prag zu Theil gewordenen Theater-Ovationen*) allzu raſch vergeſſen, nahm man auch auf andere Dinge**) keine Rückſicht. Man hatte einen Oppoſitionshelden nöthig. Ferner kam es darauf an, aus allem wie immer Gehörten einen möglichſt haarſträubenden Bericht zuſammenzuſetzen; man konnte nicht beſtimmen, wie groß die Zahl der Prälaten war, die zu jenen leidenſchaftlichen Ausbrüchen ſich hinreißen ließen. Wir erhalten darüber drei Verſionen: Einige ſprachen von 400, Andere nur von 200, wieder Andere ſagten, daß die Mehrzahl der Biſchöfe die Unterbrechung mißbilligte. Wenn nun ſehr viele Biſchöfe ihrer Entrüſtung gegen den vielleicht noch zu ſehr an den

*) Vergl. A. Z. 17. April ff. 1861.

**) Aus Ungarn ward der A. Z. 9. Juni l. Js. geſchrieben: Die ausgeſprochenen Sympathien für die ſüdſlaviſche Sache, die Stroßmayer ebenſo offen zur Schau trägt wie ſeine Abneigung gegen den Cölibat, ſcheinen von dem Gedanken, ihn auf den erzbiſchöflichen Stuhl von Agram zu erheben, abgebracht zu haben. In den Artikeln: „Rußland und die ſlaviſchen Stämme“ daſ. 6. Juli leſen wir: „Biſchof Stroßmayer hat Partei genommen für die moskowitiſche Agitation und iſt nicht umſonſt verdächtigt worden die Südſlaven zur griechiſch-orthodoxen Kirche überführen zu wollen.“ Ueber die Ovationen bei ſeiner Heimkehr ſ. A. Z. 29. Juli. Für das Mitgetheilte laſſen wir dem Augsburger Blatte die Verantwortung.

Glauben einstimmig angenommen ward, so wie es aus der letzten Revision hervorging. Erschien aber das als ein Ereigniß von glücklicher Vorbedeutung und segensreichen Folgen, so vermochte es doch weiteren Argwohn und vielfache Verdächtigungen nicht zu beseitigen. Nachdem der gewandte Fürstbischof von Brixen über das erste Capitel des Schema und die zahlreichen Amendements referirt hatte, begann die Erörterung und unser Concils-Historiker erzählt darüber Folgendes: Dieses Capitel, „von Gott dem Schöpfer“ handelnd, „ging nicht so leicht durch, obschon man erwarten sollte, daß darüber am Ende des vierten Monats eine gewisse Einheit der Anschauung unter den Bischöfen erzielt worden wäre. Die Schwierigkeit entstand hauptsächlich durch die Tendenz, abermals auf Umwegen der Unfehlbarkeit günstige und ihrer Definition vorarbeitende Dinge in dasselbe hineinzutragen.“ Hieher gehört gleich der Anfang des ersten Capitels: „die heilige römisch-katholische Kirche glaubt und bekennt“ u. s. f., wozu zwei Amendements vorgeschlagen wurden: 1) es sei einfach zu setzen: „die heilige katholische Kirche“ ohne den Beisatz „römische“; 2) es sei zu lesen: „katholische und römische Kirche“ oder doch zwischen die Worte Romana und Catholica ein Komma zu setzen. „Ueber diese Frage des Wortes Romana wurde viel verhandelt“*). Wenn weiterhin behauptet ward (13. April), „daß die extreme Partei unter den Infallibilisten darauf drang: bei der Erwähnung der Kirche solle bloß das Prädikat „Römische Kirche“ gesetzt werden, in dem richtigen Instinkt, daß die von ihnen ersehnte Romanisirung der Kirche zur Vernichtung ihrer Katholicität führen müsse und daß das eine Prädikat der Particularität nothwendig das andere der Universalität ausschließe“**), so ist das einfach lächerlich. Niemand hat noch die zahlreich von Vielen, z. B. von Schrader***), ange-

*) XXXIII. Br. A. Z. 5. April. **) XXXVI. Br. A. Z. 20. April.
***) de unitate Romana Comment. Lib. I p. 7 seq.

tums haben und die Frage von der Oekumenicität des vatikanischen Concils zur Entscheidung bringen sollte*).

Trotz so entschiedener Meinungsäußerungen schien indeß selbst dem Mann mit dem Pfeile**) die Stellung der Opposition nur eine um so verwickeltere. Denn die Gegner konnten ihr zurufen: Woher die Zweifel an der Oekumenicität des Concils? Die Bischöfe der verschiedensten Länder sind beisammen, und zwar in sehr großer Zahl; die Staaten bereiten keine Hindernisse, in größter Freiheit hat sich das Concil um den Papst vereinigt. Woher also die Zweifel? Darauf kann die Opposition nur antworten: „Einzig und allein daher, daß der Papst jede freie Bewegung des Concils durch seine Maßnahmen hemmt, daß er bereits die alte kirchliche Verfassung umgeworfen hat und auf dem Concil eine Macht ausübt, die mit den Rechten der Bischöfe und der Freiheit der Kirche unverträglich ist.“ Aber, könnte man ihnen entgegnen, warum ließet ihr mit eueren Collegen und Vorgängern es ungestraft, ungehindert und ohne die lautesten Proteste geschehen, daß der Papst „die alte kirchliche Verfassung umgeworfen hat?“ Warum nehmt ihr Theil an einem so unfreien Concil und macht euch schon durch diese Theilnahme zu Mitschuldigen des Papstes? Habt ihr eueren Consecrationseid ohne Wissen und Verständniß des Inhalts geschworen? Wisset ihr, welcher Halbheit ihr euch schuldig macht? Wollt ihr Jemand anklagen, so klagt zuerst euch selber an.

Doch es sind nicht die Bischöfe, es ist vielmehr nur ihr aufdringlicher Mentor, der sie der Gefahr solcher Entgegnungen aussetzt. Er hat uns den Sturm gezeigt; er zeigt uns auch die tiefe Ruhe, die auf denselben folgte. Sie ward nicht gestört am 23. März, auch nicht als Haynald und der nordamerikanische Bischof Whelan „starke Dinge“ hören ließen. Der „Tumultuanten“ schien sich [illegible] Gefühl der Beschämung bemächtigt zu haben. Wir [illegible]n über die Generalcongregationen vom 23. und 24. März nichts weiter, obschon in

*) XXXII. Br. a. a. O. **) XXXVII. Br. A. Z. 23. April.

letzterer mehrere deutsche Oppositionsbischöfe sprachen. Dagegen werden wir belehrt, daß der Moment für ein entschiedenes Auftreten, das die Existenz des Concils auf die Probe setzen konnte, bei der Abstimmung über ein dogmatisches Dekret kommen mußte und daß hiefür der 26. März maßgebend war, wo die Einleitung in das Schema vom Glauben votirt werden sollte. Verschiedene Amendements waren vorgeschlagen, ein besonders wichtiges von Bischof Meignan von Chalons, worin die Bischöfe als Definitoren der Beschlüsse bezeichnet waren, und ein nicht minder wichtiges, die Unfehlbarkeit implicite enthaltendes von Dreux-Brézé, Bischof von Moulins*). Außerdem enthielt die Einleitung die angefochtene, „durch Stroßmayer's glühende Beredsamkeit" verewigte Stelle. Es schien, daß die Gegensätze den äußersten Punkt erreicht hatten. Man sollte über dogmatische Dekrete abstimmen, ehe man über die conciliarischen Bedingungen eines solchen einig war (A. Z. 2. April).

Wiederum zeigte die Mehrheit, ohne ihre Principien aufzugeben, Bereitwilligkeit zu Compromissen. „Die Präsidenten entschlossen sich im letzten Moment, der Krisis auszuweichen. Noch am Tage vor der Sitzung (Freitag den 25.) ging Cardinal Bilio zu den Verfassern der Amendements und beredete sie dieselben**) zurückzunehmen***), und so

*) Dasselbe (Br. XXXIII. A. Z. 5. April) besteht in der Einschaltung der gesperrt folgenden Worte: Qua sane benignitate ipsius ac providentia factum est, ut *licet omnibus Ecclesiae necessitatibus per ordinarium summi Pontificis regimen et magisterium satis fuerit provisum*, *tamen* ex oecumenicis omnibus Conciliis, et ex Tridentino nominatim, amplissima in universam catholicam familiam utilitas dimanaverit. Vergl. den dritten Satz der jetzigen Constitution Dei Filius.

**) Aber der folgende Brief vom 30. März sagt, daß das nicht mit den zwei obengenannten Amendements der Fall war, sondern mit „den meisten sonst vorgelegten." Und doch ward auch das Amendement des Bischofs von Moulins zurückgezogen.

***) Aber auch die Opposition wendete sich an jenem Freitag an die

wurde in der Samſtagsſitzung der Text des Proömiums ohne Amendements vorgelegt. Aber auch darüber ward zuletzt nicht votirt, ſondern ſogleich zur Diskuſſion der erſten Capitel des Schema übergegangen, wobei der Primas von Ungarn verſöhnend und gewandt als Vertreter der Glaubensdeputation auftrat. Darin daß über das Proömium nicht vorher votirt ward, ſchien ein Bruch des Reglements vorzuliegen, welches (§. 12) über jede Abtheilung eines Schema die Abſtimmung verlangte, ehe die folgenden zur Diskuſſion kommen. Die Biſchöfe fragten ſich, wie das gemeint ſei, ob man das Proömium als ſtillſchweigend angenommen erklären wolle (durch Zurücknahme der Amendements und Verzicht auf deren Diskuſſion), oder es zu verbeſſern beabſichtige, was jedoch nach der Geſchäftsordnung nur in der Generalcongregation geſchehen ſollte*). Hier zeigten ſich die leeren Befürchtungen. Der Entwurf ging einfach an die Commiſſion zurück, um, von ihr verbeſſert, wieder in Vorlage zu kommen, wozu es gar nicht des myſteriöſen von einem (engliſchen) Biſchof dem Präſidenten eingereichten Blattes**) bedurfte.

So ſchien Nachgiebigkeit den Conflikt zu vermeiden; die noch ungeſchwächte Oppoſition war nur von der Gefahr bedroht, immer mehr in eine „compromittirende thatſächliche Annahme der Geſchäftsordnung, ihrer Formen ſowohl als ihres Geiſtes", verwickelt zu werden. „Die naiven und ſanguiniſchen Naturen unter den Oppoſitionsbiſchöfen (alſo ſind ſolche doch nicht allein bei der Mehrheit zu treffen!) jubelten über einen erfochtenen Sieg" — darüber, daß am Ende

---

Cardinäle. Nach Br. XXXIII erhoben damals 15 Biſchöfe (darunter dem Gerüchte nach die von Orleans und Augsburg) bei ihnen Vorſtellungen über die Stelle vom Unglauben im Sinne Stroßmayer's. „Trotzdem aber und ungeachtet der Ausſicht auf eine Kataſtrophe, welche die Vereinigung der Deutſchen vom Tage zuvor ſo nahe legte, ſcheint es, daß man zur Sitzung vom Samſtag mit dem feſten Willen ging nicht nachzugeben."

*) XXXII. Br. a. a. O. **) XXXIII. Br. A. Z. 5. April.

römiſchen Machtäußerung, nämlich die von den römiſchen Congregationen ausgehenden Entſcheidungen, der am meiſten Unterſtützung brauche, ſie nicht nur nicht erhalten, ſondern geradezu verlieren. Pie von Poitiers hob beſonders hervor, daß jener Schlußſatz durch die „Allg. Zeitung" publicirt worden ſei und man ihn darum nicht ohne Gefahr, ſelbſt auch nur momentan, zurücknehmen könne. Die Oppoſition ſelbſt war zum Theil geneigt die Stelle als weniger wichtig zu betrachten. Aus ihrer Mitte ließ ſich die Anſicht vernehmen, es ſei im Princip richtig, daß die römiſchen Entſcheidungen geachtet werden und ein gewiſſes Anſehen behalten ſollten; die Regierung der Kirche erfordere dieß; auch ſeien im Wortlaut der Stelle dieſe Entſcheidungen unterſchieden von jenen Materien, die unter das Anathem geſtellt ſeien. So ward denn in der Verſammlung der Minorität beſchloſſen, keinen Collektivwiderſtand gegen dieſelbe zu leiſten und geſchah es, daß viele wohlbekannte Mitglieder der Oppoſition ſie ohne Widerſpruch annahmen*). Doch trotzdem war am 12. April bei der Abſtimmung über das ganze Capitel 4 die erſehnte Einheit nicht vorhanden; 83 (anderwärts 81) Biſchöfe gaben nur ein bedingtes Placet ab. Die Motive dieſer bedingten Beiſtimmung wurden ſchriftlich eingereicht und ſcheinen verſchiedener Art geweſen zu ſeyn, da ſelbſt erklärte Infallibiliſten darunter waren. Einige, beſonders Engländer, dürften wohl Anſtand genommen haben, die Bezeichnung „römiſche" vor „Kirche" anzunehmen; Andere mögen geglaubt haben, ſchon bei der Abſtimmung ihr Recht gegen die Majoriſirung wahren zu müſſen, weitaus die meiſten aber wollten die Concluſion verwerfen**). „Im letztern

*) Aber, wie uns der zweitfolgende Brief vom 23. April ſagt, nicht wenige Biſchöfe überſehen mehr oder weniger klar die ganze Tragweite der Concluſion und die in ihr liegende Gefahr.

**) Dem widerſpricht Brief XXXIX. A. Z. 30. April: „Und doch iſt Thatſache, daß nicht einmal 40 Biſchöfe (unter den 83) ihr Placet

Conceſſionen konnte das Proömium nicht weiter beanſtandet werden. Die Macht der Minderheit war erprobt, aber es geſchah auf irreguläre Weiſe (?); offenbar war damit auch der Mehrheit die Befugniß eingeräumt, wo die Geſchäftsordnung ihr hemmend werden könnte, ſie gleichfalls zu beſeitigen*). Doch unverkennbar ſiegte im entſcheidenden Augenblick der Geiſt der Eintracht über alle Gegenſätze. Sie ward der feſten Haltung der Minderheit ebenſo wie dem weiſen und wohlberechtigten Nachgeben der Präſidenten verdankt, welche dadurch jede Verantwortlichkeit für das Betragen derjenigen ablehnten, die keine Bedenken gegen jenen Theil des Proömium zulaſſen wollten**). Soviel muß ſelbſt der Berichterſtatter zugeſtehen. Zwar klagt er, daß auf die Vorſtellungen gegen die zweite Geſchäftsordnung wie auf die Beſchwerde Stroßmayer's die präſidirenden Legaten keine Antwort gegeben hätten, es wäre denn die „Ermahnung" des Präſidenten de Angelis, welche am 1. April zweimal verleſen ward und die Väter aufmerkſam machte, ſich der äußerſten Kürze zu befleißigen, damit ſie nicht durch die Länge ihres Vortrags oder durch Abſchweifungen den Ekel (nausea) der Verſammlung erregten, in welchem Falle ſie ſich dann die ausbrechenden Zeichen des Mißfallens ſelber zuzuſchreiben hätten***). Indeß gibt der Berichterſtatter ſelber zu, daß die Legaten von ihrem durch den Papſt ihnen zugeſprochenen Rechte die Diskuſſion abzuſchneiden und den Opponenten durch die Mehrheit das Wort entziehen zu laſſen, bisher noch keinen Gebrauch gemacht hätten.

Erfreulich war es jedenfalls für beide Theile, daß in der Congregation vom 29. März, in der die erſte Abſtimmung im Concil ſtattfand, das Proömium zum Schema vom

*) Es iſt gut, daß hier die Verfaſſer der Concilsbriefe ſich an den ſonſt vernachläſſigten Spruch: Gleiches Recht für Alle, erinnern.

) XXXIII. Br. A. Z. 5. April. *) XXXVI. Br. A. Z. 20. April.

Glauben einstimmig angenommen ward, so wie es aus der letzten Revision hervorging. Erschien aber das als ein Ereigniß von glücklicher Vorbedeutung und segensreichen Folgen, so vermochte es doch weiteren Argwohn und vielfache Verdächtigungen nicht zu beseitigen. Nachdem der gewandte Fürstbischof von Brixen über das erste Capitel des Schema und die zahlreichen Amendements referirt hatte, begann die Erörterung und unser Concils-Historiker erzählt darüber Folgendes: Dieses Capitel, „von Gott dem Schöpfer" handelnd, „ging nicht so leicht durch, obschon man erwarten sollte, daß darüber am Ende des vierten Monats eine gewisse Einheit der Anschauung unter den Bischöfen erzielt worden wäre. Die Schwierigkeit entstand hauptsächlich durch die Tendenz, abermals auf Umwegen der Unfehlbarkeit günstige und ihrer Definition vorarbeitende Dinge in dasselbe hineinzutragen." Hieher gehört gleich der Anfang des ersten Capitels: „die heilige römisch-katholische Kirche glaubt und bekennt" u. s. f., wozu zwei Amendements vorgeschlagen wurden: 1) es sei einfach zu setzen: „die heilige katholische Kirche" ohne den Beisatz „römische"; 2) es sei zu lesen: „katholische und römische Kirche" oder doch zwischen die Worte Romana und Catholica ein Komma zu setzen. „Ueber diese Frage des Wortes Romana wurde viel verhandelt"*). Wenn weiterhin behauptet ward (13. April), „daß die extreme Partei unter den Infallibilisten darauf drang: bei der Erwähnung der Kirche solle bloß das Prädikat „Römische Kirche" gesetzt werden, in dem richtigen Instinkt, daß die von ihnen ersehnte Romanisirung der Kirche zur Vernichtung ihrer Katholicität führen müsse und daß das eine Prädikat der Particularität nothwendig das andere der Universalität ausschließe"**), so ist das einfach lächerlich. Niemand hat noch die zahlreich von Vielen, z. B. von Schrader***), ange-

*) XXXIII. Br. A. Z. 5. April. **) XXXVI. Br. A. Z. 20. April.
***) de unitate Romana Comment. Lib. I p. 7 seq.

führten Zeugniſſe entkräftet, wornach der katholiſche Glaube eben der römiſche iſt, und es wurde auch die Einſetzung des Wortes Romana ſchließlich durchgeſetzt*). Dabei ward uns noch berichtet (24. April): Mehrere Biſchöfe legen beſonders Gewicht auf das Zugeſtändniß der Deputation, daß ſtatt: Ecclesia Romana catholica geſetzt worden ſei: Ecclesia catholica et (die Conjunktion fehlt im Texte) apostolica Romana; Andere meinen, das ſei indifferent**). Bei dieſen Erörterungen ſollen die deutſchen Biſchöfe ſich beſſer organiſirt gezeigt haben als die Franzoſen. Trotz der Größe der Majorität wurde angekündigt, daß die Abſtimmung vom 29. März nur ein suffragatio provisoria ſei, und es ſchien Ausſicht vorhanden, daß das erſte Capitel mehrfach revidirt zur definitiven Annahme werde vorgelegt werden***).

Ueber die folgenden Verhandlungen erhalten wir nach mehreren Zwiſchenräumen und Epiſoden nur ſehr fragmentariſche Mittheilungen, wohl nur wegen des „allgemein vorherrſchenden“ Gefühls, „daß dieſe weitläufigen Verhandlungen, Diſputationen und Anträge doch nur wie vorbereitende Scharmützel und Plänklergefechte anzuſehen ſeien, in welchen die Parteien zum großen Krieg und zur entſcheidenden Schlacht, welche auf dem Boden des Schema von der Kirche geſchlagen wird, ſich erſt einüben.“ Wir hören noch, der Biſchof von Rottenburg habe den Antrag geſtellt: man möge überhaupt in den zu faſſenden Dekreten nicht Perſonen†), ſondern nur Lehrſätze mit dem Anathem belegen; die deutſchen und etwa ſechs Franzoſen ſtimmten ihm bei, alle andern wollten nichts davon hören††). Wir erfahren

*) XXXVII. Br. A. Z. 23. April. **) XL. Br. A. Z. 1. Mai.
***) XXXIII. Br. A. Z. 5. April.

†) Aber Perſonen ſind nirgends genannt und die Formel si quis dixerit etc. iſt ja eine altkirchliche, der nicäniſchen (eos qui dicunt... anathematizat Ecclesia) analoge, im Concil von Trient gebrauchte. Hier liegt wohl ein Mißverſtändniß vor.

††) XXXVI. Br. A. Z. 20. April.

Wuchtigere Keulenschläge haben die Bischöfe der Minderheit von ihren Collegen der Mehrheit nicht erhalten, als sie ihnen hier von ihrem väterlichen Protektor in der Presse und in der Wissenschaft ertheilt worden sind. Aus ihrer Haltung bei dieser Abstimmung sollte ihre Position bei dem Entscheidungskampfe prognosticirt werden und jene ward nun für diese ein böses Omen. Noch in der letzten Nacht sollen sie die Möglichkeit gehabt haben, den Moment zu einem vollständigen (?) Siege zu benützen. „Sie brauchten nur zu erklären, daß ihre Proteste und Warnungen nicht leere, sondern ernstgemeinte Worte gewesen, daß die Mißstände, welche die Freiheit des Concils gefährden, Zweifel an seiner Legitimität erregen, vorerst entfernt werden müßten, bevor man unter Androhung ewiger Strafen Dekrete verkündigt, und daß sie darum solange als bis ihnen hierin Gehör gegeben werde, die Theilnahme an einer feierlichen Abstimmung verweigern.“ Aber — so fügte der geübte Kenner sofort bei — „wie ich die Opposition kenne, hält die Mehrzahl ihrer Mitglieder für solchen Rath Ohr und Herz verschlossen... Einige haben geglaubt, daß sie mit einer schriftlichen Motivirung ihres Votums Ehre und Gewissen retten könnten. Obwohl in der internationalen Hauptversammlung der Opposition dieses Auskunftsmittel verworfen wurde, sind doch am 21. April zwei solche Entwürfe vorgelegt worden, der eine von deutscher, der andere von französischer Seite. Beide sind zu kräftig und würdevoll gehalten, um viele Theilnehmer zu finden, und zu schwach, um die Opposition in den Augen der christlichen Welt*) zu rechtfertigen.“

Doch wer so niederschmettert, kann auch wieder auf-

*) Welche christliche Welt kann hier gemeint seyn, da doch zu ihr keine der beiden bischöflichen Parteien gehört? Es ist die christliche Welt des „Janus“, welche Reform der Mißbräuche, die sie entdeckt hat, und Erneuerung der verdunkelten „alten Lehre der Kirche“, ganz wie sie dieselbe auffaßt, postulirt.

Thema anzuberaumen. Da aber Niemand zur Diskuſſion eingeſchrieben war, ſo weigerten ſich die Präſidenten dieſem Anſuchen Folge zu geben und darum wurde die ganze Debatte an demſelben Tag, Freitag 8. April, geſchloſſen. „Um jedoch der Gefahr eines Widerſpruchs im letzten Moment auszuweichen und einſtimmige Dekrete zu erlangen, machte man inſoweit eine Conceſſion, als man verkündigte, über jene Schlußſtelle ſolle erſt abgeſtimmt werden, wenn das ganze Schema vom Glauben, wovon bisher nur (die) vier Capitel fertig ſind, beendigt ſeyn werde. Damit war viel erreicht: Man hatte mit moraliſcher Unanimität ein Dekret über Glaubensmaterien zu Stande gebracht, und zwar nicht mit Escamotage, ſondern nach einer ernſten, obwohl gedrängten Debatte, welche den Anſichten der Minderheit einen ſehr fühlbaren Einfluß auf die Form des Ganzen erringen half.“ Aber Samſtag den 9. April ward ein Monitum mitgetheilt des Inhalts: da der Schluß des Schema in der letzten Generalcongregation hinlänglich explicit verhandelt worden ſei, ſo ſei er*) vor der Abſtimmung über das ganze Capitel 4 zu verhandeln. Die Väter ſollen alſo Beſſerungs-Vorſchläge zur nächſten Generalcongregation mitbringen (die deßhalb auf Dienſtag den 12. April verſchoben ward). Hier kam es nun zur Abſtimmung über den Schlußſatz, wobei man aus dem Traum der Unanimität erwachte. In den Debatten ward daran erinnert, eine Verſchiebung der Abſtimmung über dieſe Stelle bis zur Vollendung des Ganzen käme einer Verſchiebung ad Calendas graecas gleich. Sollte aber dieſes Schema ſogleich nach Oſtern in Beſchlußfaſſung gezogen werden, ſo müßte der wichtigere Gegenſtand von der Kirche ihm Platz machen und dann könnte leicht die Infallibilität gar nicht mehr im Frühjahr zur Sprache kommen. Durch die Zurückſtellung des Schlußſatzes würde jene Form der

*) und zwar nach einſtimmigem Wunſch und Gutachten der Deputation. Br. XXXIX. A. Z. 30. April.

römischen Machtäußerung, nämlich die von den römischen Congregationen ausgehenden Entscheidungen, der am meisten Unterstützung brauche, sie nicht nur nicht erhalten, sondern geradezu verlieren. Pie von Poitiers hob besonders hervor, daß jener Schlußsatz durch die „Allg. Zeitung" publicirt worden sei und man ihn darum nicht ohne Gefahr, selbst auch nur momentan, zurücknehmen könne. Die Opposition selbst war zum Theil geneigt die Stelle als weniger wichtig zu betrachten. Aus ihrer Mitte ließ sich die Ansicht vernehmen, es sei im Princip richtig, daß die römischen Entscheidungen geachtet werden und ein gewisses Ansehen behalten sollten; die Regierung der Kirche erfordere dieß; auch seien im Wortlaut der Stelle diese Entscheidungen unterschieden von jenen Materien, die unter das Anathem gestellt seien. So ward denn in der Versammlung der Minorität beschlossen, keinen Collektivwiderstand gegen dieselbe zu leisten und geschah es, daß viele wohlbekannte Mitglieder der Opposition sie ohne Widerspruch annahmen*). Doch trotzdem war am 12. April bei der Abstimmung über das ganze Capitel 4 die ersehnte Einheit nicht vorhanden; 83 (anderwärts 81) Bischöfe gaben nur ein bedingtes Placet ab. Die Motive dieser bedingten Beistimmung wurden schriftlich eingereicht und scheinen verschiedener Art gewesen zu seyn, da selbst erklärte Infallibilisten darunter waren. Einige, besonders Engländer, dürften wohl Anstand genommen haben, die Bezeichnung „römische" vor „Kirche" anzunehmen; Andere mögen geglaubt haben, schon bei der Abstimmung ihr Recht gegen die Majorisirung wahren zu müssen, weitaus die meisten aber wollten die Conclusion verwerfen**). „Im letztern

*) Aber, wie uns der zweitfolgende Brief vom 23. April sagt, nicht wenige Bischöfe übersehen mehr oder weniger klar die ganze Tragweite der Conclusion und die in ihr liegende Gefahr.

**) Dem widerspricht Brief XXXIX. A. Z. 30. April: „Und doch ist Thatsache, daß nicht einmal 40 Bischöfe (unter den 83) ihr Placet

Sinn wird es auch hier verſtanden (?) und man ſetzte darum Alles in Bewegung, um die Opponenten in dieſer Hinſicht zum Nachgeben zu vermögen. Und um ſo mehr machte dieſes Auftreten der Oppoſition Eindruck, da man wußte, daß dieſelbe noch nicht in ihrer vollen Kraft und Größe ſich gezeigt hat."

In der 46. Generalcongregation vom 19. April wurden nach einem gediegenen Vortrage des Fürſtbiſchofs Gaſſer die meiſten Aenderungsvorſchläge verworfen und die ganze Vorlage über den Glauben einhellig angenommen. Darauf folgte die dritte öffentliche Sitzung vom 24. April, in welcher alle Anweſenden den Dekreten zuſtimmten; „ein paar Biſchöfe, welche ihre Bedenken gegen die Concluſion nicht überwinden konnten, zogen vor wegzubleiben oder Rom für dieſen Tag zu verlaſſen"*). Mit kurzen, aber ergreifenden Worten lobte und wünſchte der heilige Vater den Frieden, der unverſtändigen Reden die Ohren verſchließen, der ſeine Brüder alle Lebenstage begleiten, ihre Stärke im Tode, ihre ewige Freude im Himmel ſeyn möge. Die Bedeutung des Tages war eine große und hehre. Unbeſchreiblicher Jubel erfüllte die anweſenden Katholiken; in der Sprache unſeres in ſeinen Hoffnungen bitter getäuſchten**) Concils-Hiſtorikers lautete das: „Alles was zur Curie gehört, iſt in roſenfarbener Stimmung und gratulirt ſich zu dem glücklich errungenen Siege." Nach unſerem Berichterſtatter hatte ſie auch allen Grund, über dieſe „caudiniſche Waffenſtreckung" Seitens der Oppoſition***) zu jubeln. Hatte er doch Tags vorher (23. April)

---

von der Bedingung, daß die Concluſion wegfalle, abhängig machten." Als dadurch, heißt es weiter, die Oppoſition auf weniger als 5 Proc. der Concilsväter zuſammengeſchrumpft zu ſeyn ſchien, war die Curie überzeugt, dieſelbe durch muthiges Vorgehen ganz beſeitigen zu können.

*) XLI. Br. A. Z. 6. Mai.

**) Vergl. den XXXVII. und XXXIX. Brief.

***) XLIV. Br. A. Z. 19. Mai.

anderen Gegenden sind für die Schulen noch nicht reif. Nur ein energischer Zwang könnte ihnen die Schulen aufoktroyiren. In Oesterreich besteht gesetzlich der Schulzwang, aber mit welchen Mitteln soll man ihn denn in diesem Lande zur praktischen Anwendung bringen? Soll man etwa an jedem schönen Morgen, um die hoffnungsvolle Jugend der Falken-Söhne zur Schule zu treiben, eine Expedition veranstalten mit einigen Regimentern und Gebirgsbatterien, gleich jenen welche während der letzten Insurrektion unternommen wurden um das Fort Dragalj zu verproviantiren, oder wie sie in den dreißiger Jahren manchmal stattfanden um flüchtige Verbrecher aufzugreifen? Und was die Straßen anbelangt: nun, wir sind keine Panegyriker der Regierung und wollen uns daher die Aufzählung jener Straßenzüge ersparen, welche die österreichische Verwaltung dem Lande gegeben hat. Nur das müssen wir bemerken, daß die Straßen für den Bezirk Cattaro im Allgemeinen kein tiefgefühltes Bedürfniß sind. Fuhrwerke sind hier wie in ganz Dalmatien fast unbekannt; überall benützt man nur Tragthiere und für diese sind die im Distrikte von Cattaro bestehenden Saumwege vollkommen hinreichend. Man hat verschiedene Strecken von Kunststraßen gebaut, ist aber, wie schon erwähnt, überall dort stehen geblieben, wo natürliche Hindernisse und daher größere Ausgaben entgegentraten. Es ist hier keine, nicht ohnehin schon bestehende Straßen-Trace denkbar, deren Ausführung vermöge der Bedürfnisse der Bevölkerung die Aufwendung bedeutenderer Kosten rechtfertigen würde, besonders wenn man die Armuth des Landes berücksichtigt, die Indolenz des Volkes in den betheiligten entlegenen Gebirgsgemeinden, und — die constante Misère des österreichischen Budgets. Eine andere Frage ist es allerdings, ob nicht vom militärischen Standpunkte und im Interesse der öffentlichen Sicherheit (das in Dalmatien so ziemlich gleichbedeutend ist mit dem Interesse der Civilisation) nebst der Vervollständigung des bestehenden Fortifikationssystems längs der montenegrinischen Grenze auch

Abſtimmung aufgerufen wurden, und äußert: „Wie es dießmal ergangen, ſo wird es nach der Anſicht der Mehrheit auch bei der Abſtimmung über das Schema von der Kirche ergehen. Der Sieg der Mehrheit erſcheint als ein dreifacher: 1) der Papſt hat zum erſtenmale ſeit 350 Jahren (runde Zahl), im Widerſpruch mit der tauſendjährigen Praxis der alten Kirche, gleich Innocenz III. und IV. und Leo X. die Dekrete in ſeinem Namen als oberſter Geſetzgeber verkündet, nur mit dem Beiſatz, daß auch das Concil dieſelben billige; 2) die neue Geſchäftsordnung iſt nun von allen thatſächlich angenommen und der Proteſt virtuell aufgegeben; 3) die Concluſion, welche die früheren dogmatiſchen Dekrete der Päpſte nun auch mit conciliariſcher Autorität bekleiden ſoll, iſt angenommen*). Durch Annahme dieſer Concluſion, welche Gehorſam gegen die römiſchen Dekrete befiehlt, wird die Erfüllung der ernſten, das Schickſal der Kirche bedingenden Aufgabe — Reform, Befreiung und Reinigung von den angeſammelten Mißſtänden — unmöglich; denn durch ſie werden Entſcheidungen und Dekrete, welche eine Schande für die Kirche und eine Schädigung der Cultur ſind, in denen die trübe Moral unglücklicher Jahrhunderte verkündigt und die Moral des Chriſtenthums**) verläugnet wird, abermals beſtätigt und mit erneuertem Anſehen bekleidet, und noch dazu ohne jede Unterſuchung und Diskuſſion, ohne alle Einſchränkung und Ausſcheidung! Die Biſchöfe erniedrigen ſich dadurch zu Dienern der römiſchen Prälatur, ſinken herab bis zu Mitſchuldigen der Inquiſition! Wird auch das Dogma durch die Concluſion nicht berührt, für die Ethik, für die Praxis iſt ſie faſt wichtiger als die Infallibilität. Sie läßt vorläufig der Willkür weiten Spielraum und bahnt dem Infallibilitäts-Dogma den Weg“ ***).

*) XLI. Br. A. Z. 6. Mai.

**) Der Gegenſatz zwiſchen dem Römiſchen und dem Chriſtlichen wird im XXXVII. Br. A. Z. 23. April breit ausgemalt.

***) XXXIX. Br. A. Z. 30 April.

Republik ihnen gegenüber bestand nur darin, daß sie von ihnen gar nichts forderte: weder Steuern, noch Rekruten, noch irgend eine faktische Anerkennung ihrer Gesetze. Sie nahm einfach keine Notiz von ihnen, und für ihre Ausschreitungen machte man — und zwar nicht ohne Grund — jedesmal die Montenegriner verantwortlich. So oft die Gebirgsbewohner des „venetianischen Albanien" — so nannte man damals das Gebiet von Cattaro — sich rührten, ließ die Behörde vom Fort S. Giovanni aus einige Kanonenschüsse in die Berge der Montenegriner hineinfeuern. In der Reihenfolge der Jahre kamen unter der österreichischen Herrschaft manche Fälle von Renitenz vor. Immer wußte man entweder durch Waffengewalt wenigstens für den Moment das Ansehen des Gesetzes aufrecht zu erhalten oder durch friedliche Mittel über die Schwierigkeiten des Augenblicks hinwegzukommen. Das Beispiel der Insurrektion von 1869 aber und das ihrer Pacificirung im J. 1870 stehen in der Geschichte des Gebietes von Cattaro einzig da, weil es sich eben dießmal nicht um eine einfache Renitenz gegen die gesetzliche Ordnung handelte, sondern um einen angezettelten Aufstand, zu dem der Zündstoff schon seit Jahren zusammengetragen worden war, und weil die österreichische Regierung sich unbegreiflicher Weise trotzdem durch den Aufstand überraschen ließ.

Nur im J. 1848 hätte es leicht zu ähnlichen Ereignissen kommen können. Die bis dahin unbesteuerten Cattareser sollten damals der österreichischen Besteuerung unterworfen werden. Die ganze Bevölkerung protestirte dagegen wie ein Mann. Da verzichtete man auf die Gewaltanwendung, für welche nichts vorbereitet war, entfernte den unglücklichen Kreishauptmann, welcher sich durch die einleitenden Versuche „unbeliebt" gemacht hatte, und mit ihm noch andere Beamte und setzte mit einem neuen Personale eine Komödie in Scene, welche recht gut wirkte. Die Beamten gingen von Weiler zu Weiler und erzählten gelegentlich, sie hätten Briefe bekommen

richten. Einige Troſtgründe finden ſich immer noch. 1) Viele Mitglieder der Oppoſition tröſten ſich mit dem Gedanken, daß ſie doch Alles nur dem Frieden und der Einheit opfern und die Verantwortlichkeit für das Unternehmen, in dem ſie getäuſcht worden, nicht (?) tragen*). 2) Die dogmatiſche Conſtitution, dieſe erſte reife Frucht von dem bisher ſo ſterilen Baume des Concils, hat doch nur eine untergeordnete Bedeutung. „Was mit dieſen theologiſchen Gemeinplätzen und ſo vielen ſelbſtverſtändlichen Aufſtellungen für die Zukunft gewonnen ſei, iſt freilich fraglich. Jetzt, da die Biſchöfe ihr Werk überſchauen, vernimmmt man vielfach von ihnen das Urtheil: ein reeller Gewinn für die Kirche liege freilich in dieſen Sätzen nicht, und gläubige Chriſten würden ſich nur darüber verwundern, daß man es überhaupt für nöthig hielt, ihnen derartige grundſtürzende Irrthümer erſt zu verbieten, der Werth der conciliariſchen Arbeit liege auch nicht in dem Geſagten, ſondern in dem was mühſam wieder aus dem Schema hinausgeſchafft worden ſei“**). 3) Die Minderheit ſagt: Wir haben nur unſer Pulver nicht vor der Zeit verpuffen wollen; die Minderheit ſammelt ſich wie Rußland nach dem letzten Krieg; am Tage der Entſcheidungsſchlacht wird man uns gerüſtet finden***).

In dieſem Sinne hatte unſer Hiſtoriker, der übrigens das noch nicht für ganz ausgemacht hielt („Wir wollen ſehen“, ſetzt er bei) ſich ſchon früher†) ausgeſprochen: „Die Minderheit hat ihr letztes Wort noch nicht geſprochen. Das Intereſſe der katholiſchen Kirche verlangt, daß die Biſchöfe für ihre Entſchlüſſe und deren Ausführung die nöthige Zeit behalten, daß die Kriſis nicht vorſchnell durch eine Kataſtrophe beendigt werde. Kommt es aber zu dieſem letzten

*) XXXIX. Br. A. Z. 30. April.

**) XL. Br. A. Z. 1. Mai. S. dagegen v. Schäzler: die erſten Glaubensbeſchlüſſe des vatikaniſchen Concils. Freiburg 1870.

***) XLI. Br. A. Z. 6. Mai. †) XXXIV. Br. A. Z. 17. April.

Wege entscheiden und darnach vorsehen. Denn man hatte ja doppelten Grund zu großer Vorsicht. Für die Gewaltanwendung war schlechterdings nichts vorbereitet, obschon man bei einiger Beachtung der öffentlichen Meinung des Landes in Wien längst schon hätte wissen können, daß eine Revolte „in den Bocche" von langer Hand vorbereitet werde, und obschon man gar wohl ahnen konnte, daß das Landwehrgesetz, wie jede in das Leben eingreifende Neuerung, in den Bergen dort unten lebhafte Opposition finden und einen willkommenen Anlaß zum Ausbruche der Bewegung werde abgeben müssen. Für das Eskamotage-System aber ist die neue Organisirung der Verwaltungsbehörden nicht günstig, welche die kaiserlichen Beamten viel zu wenig mit der Bevölkerung in Contakt bringt und ihnen daher keinen moralischen Einfluß auf dieselbe gewährt. Die Gemeindebehörden aber, wenigstens jene des Distriktes von Cattaro sind der Mehrzahl nach von ultraslavischen Tendenzen inficirt und in kritischen Momenten ganz unverläßlich. Man ist von Seite der Regierung ohne vorbedachten Plan zu Werke gegangen, in einer Art welche ahnen läßt, daß die maßgebenden Kreise in Wien von den Zuständen Dalmatiens keine rechte Idee hatten. Unüberlegter Weise ließ man sich in eine militärische Aktion ein, und als dieselbe im ersten Anpralle an den Schwierigkeiten des Terrains, an den Eigenthümlichkeiten der Kampfweise, den Unbilden der Witterung und am Mangel aller erforderlichen Vorbereitungen gescheitert war, beeilte man sich das verfassungsmäßig zu Stande gekommene Landwehrgesetz fallen zu lassen, und von jenem Theile der Insurgenten der siegreich bestanden hatte, mit Amnestien auch für die gemeinen Verbrechen, mit Entschädigungen und Unterstützung, und vor Allem wieder mit Beseitigung der bei diesem Anlasse in Insurgentenkreisen unbeliebt gewordenen pflichttreuen Beamten einen schmählichen Frieden zu erkaufen. Viel Schuld an allem diesem fällt wohl auf die Zerfahrenheit, welche im Ministerium geherrscht hatte. Als die Krisis durch den Aus-

XXVIII.

Dalmatiner-Briefe.

(Schluß-Brief.)

Hier halten wir es am Platze auf ein anderes Thema überzugehen, das nicht unberührt bleiben kann. Es ſind in jüngſter Zeit gar manche Anklagen mit Bezug auf Dalmatien gegen die öſterreichiſche Regierung erhoben worden. Man wird bemerkt haben, daß wir durchaus nicht blindlings in Allem und Jedem das Vorgehen unſerer Regierung billigen und vertheidigen, und wir ſind im Begriffe dieß jetzt noch deutlicher zu zeigen. Aber das muß man denn doch zugeben, daß manche dieſer Anklagen, wenn auch nicht gerade durchaus von Uebelwollen inſpirirt, doch gewiß von parteiiſchen Standpunkten ausgegangen ſind, und wenigſtens keineswegs durchaus in's Schwarze getroffen haben. Dieß gilt namentlich von der Anklage, die Regierung habe die „Bocchesen" ohne Schulen, ohne Straßen gelaſſen und nichts für Hebung ihrer Cultur gethan. Das iſt nun allerdings theilweiſe wahr; aber was darin die Regierung als Vorwurf trifft, muß von einer ganz anderen Seite betrachtet werden, als dieß gewöhnlich geſchieht. Was die Schulen anbelangt, iſt geſchehen, was eben unter den vorhandenen Umſtänden geſchehen konnte. Aber die Krivoſcianer und mit ihnen die Bewohner mancher

anderen Gegenden ſind für die Schulen noch nicht reif. Nur ein energiſcher Zwang könnte ihnen die Schulen aufoktroyiren. In Oeſterreich beſteht geſetzlich der Schulzwang, aber mit welchen Mitteln ſoll man ihn denn in dieſem Lande zur praktiſchen Anwendung bringen? Soll man etwa an jedem ſchönen Morgen, um die hoffnungsvolle Jugend der Falken-Söhne zur Schule zu treiben, eine Expedition veranſtalten mit einigen Regimentern und Gebirgsbatterien, gleich jenen welche während der letzten Inſurrektion unternommen wurden um das Fort Dragalj zu verproviantiren, oder wie ſie in den dreißiger Jahren manchmal ſtattfanden um flüchtige Verbrecher aufzugreifen? Und was die Straßen anbelangt: nun, wir ſind keine Panegyriker der Regierung und wollen uns daher die Aufzählung jener Straßenzüge erſparen, welche die öſterreichiſche Verwaltung dem Lande gegeben hat. Nur das müſſen wir bemerken, daß die Straßen für den Bezirk Cattaro im Allgemeinen kein tiefgefühltes Bedürfniß ſind. Fuhrwerke ſind hier wie in ganz Dalmatien faſt unbekannt; überall benützt man nur Tragthiere und für dieſe ſind die im Diſtrikte von Cattaro beſtehenden Saumwege vollkommen hinreichend. Man hat verſchiedene Strecken von Kunſtſtraßen gebaut, iſt aber, wie ſchon erwähnt, überall dort ſtehen geblieben, wo natürliche Hinderniſſe und daher größere Ausgaben entgegentraten. Es iſt hier keine, nicht ohnehin ſchon beſtehende Straßen-Trace denkbar, deren Ausführung vermöge der Bedürfniſſe der Bevölkerung die Aufwendung bedeutenderer Koſten rechtfertigen würde, beſonders wenn man die Armuth des Landes berückſichtigt, die Indolenz des Volkes in den betheiligten entlegenen Gebirgsgemeinden, und — die conſtante Miſère des öſterreichiſchen Budgets. Eine andere Frage iſt es allerdings, ob nicht vom militäriſchen Standpunkte und im Intereſſe der öffentlichen Sicherheit (das in Dalmatien ſo ziemlich gleichbedeutend iſt mit dem Intereſſe der Civiliſation) nebſt der Vervollſtändigung des beſtehenden Fortifikationsſyſtems längs der montenegriniſchen Grenze auch

die Anlage oder Vollendung von Straßen im Diſtrikte von Cattaro ſchon längſt dringend geboten erſchienen wäre, und ob die Regierung ſich nicht etwa in dieſer Hinſicht ſchwere Unterlaſſungsſünden zu Schulden habe kommen laſſen. Und dieſe Frage dürfte zu bejahen ſeyn. Es ſcheint, daß das Scheitern der militäriſchen Aktion während des letzten Inſurrektionskrieges hauptſächlich eine Folge dieſer Unterlaſſungs-Sünden geweſen iſt. Man wird jetzt in dieſer Hinſicht ſehr Vieles nachzuholen haben, und auch auf die Koſten nicht ſehen dürfen, um für die Zukunft die Wiederholung der Ereigniſſe der letzten Monate unmöglich zu machen, und auch dieſe barbariſchen Gebirgsbewohner dem Geſetze zu unterwerfen und der Cultur in die Arme zu führen. Was geſchehen iſt, kann freilich nicht mehr ungeſchehen gemacht werden, und auch der Eindruck der ſchweren moraliſchen Niederlage wird nicht ſobald verwiſcht werden können — jener Niederlage welche nicht etwa die Regierung allein ſondern auch die Civiliſation in den Augen dieſer halbwilden Gebirgsſöhne erfahren hat. Aber für kommende Generationen kann durchaus auf keine andere Weiſe der Civiliſation in dieſen Bergen Bahn gebrochen werden, als indem man den Leuten, bei denen nur die brutale Gewalt etwas gilt, durch die That beweist, daß der Civiliſirte zugleich auch faktiſch der Stärkere iſt. Die Wohlthaten der dalmatiniſchen Zukunfts-Eiſenbahn, von welcher wir uns ja für die Sache der Cultur ſo viel verſprechen, werden ſich kaum ſo bald und keinesfalls je in genügend wirkſamer Weiſe auf dieſe entlegenen Gebirgsgegenden erſtrecken. Es iſt daher unerläßlich daß hier Gewalt angewendet werde, im Intereſſe des barbariſchen und undiſciplinirten Volkes ſelbſt, um es der Herrſchaft des Geſetzes zu unterwerfen und für Cultur empfänglich zu machen.

Wir haben weiter oben bemerkt, daß die Krivoſcianer und ihre Brüder auf den Berg-Plateau's an der montenegriniſchen Grenze, eigentlich noch niemals die Autorität irgend einer Regierung anerkannt haben. Die Politik der venetianiſchen

Republik ihnen gegenüber beſtand nur darin, daß ſie von ihnen gar nichts forderte: weder Steuern, noch Rekruten, noch irgend eine faktiſche Anerkennung ihrer Geſetze. Sie nahm einfach keine Notiz von ihnen, und für ihre Ausſchreitungen machte man — und zwar nicht ohne Grund — jedesmal die Montenegriner verantwortlich. So oft die Gebirgsbewohner des „venetianiſchen Albanien“ — ſo nannte man damals das Gebiet von Cattaro — ſich rührten, ließ die Behörde vom Fort S. Giovanni aus einige Kanonenſchüſſe in die Berge der Montenegriner hineinfeuern. In der Reihenfolge der Jahre kamen unter der öſterreichiſchen Herrſchaft manche Fälle von Renitenz vor. Immer wußte man entweder durch Waffengewalt wenigſtens für den Moment das Anſehen des Geſetzes aufrecht zu erhalten oder durch friedliche Mittel über die Schwierigkeiten des Augenblicks hinwegzukommen. Das Beiſpiel der Inſurrektion von 1869 aber und das ihrer Pacificirung im J. 1870 ſtehen in der Geſchichte des Gebietes von Cattaro einzig da, weil es ſich eben dießmal nicht um eine einfache Renitenz gegen die geſetzliche Ordnung handelte, ſondern um einen angezettelten Aufſtand, zu dem der Zündſtoff ſchon ſeit Jahren zuſammengetragen worden war, und weil die öſterreichiſche Regierung ſich unbegreiflicher Weiſe trotzdem durch den Aufſtand überraſchen ließ.

Nur im J. 1848 hätte es leicht zu ähnlichen Ereigniſſen kommen können. Die bis dahin unbeſteuerten Cattareſer ſollten damals der öſterreichiſchen Beſteuerung unterworfen werden. Die ganze Bevölkerung proteſtirte dagegen wie ein Mann. Da verzichtete man auf die Gewaltanwendung, für welche nichts vorbereitet war, entfernte den unglücklichen Kreishauptmann, welcher ſich durch die einleitenden Verſuche „unbeliebt“ gemacht hatte, und mit ihm noch andere Beamte und ſetzte mit einem neuen Perſonale eine Komödie in Scene, welche recht gut wirkte. Die Beamten gingen von Weiler zu Weiler und erzählten gelegentlich, ſie hätten Briefe bekommen

vom Kaiſer, welcher ſich nicht mehr zu helfen wiſſe weil ſeine Taſchen leer ſeien, während er gar viel Geld zum Kriegführen bedürfe, und ſeine Völker theils im Aufſtande, theils ſchon erſchöpft ſeien. Der gute arme Kaiſer in ſeiner ſchweren Noth habe nun die einzige Hoffnung auf ſeine guten, lieben, edlen „Falkenſöhne" gerichtet. Er erwarte zuverſichtlich, daß dieſe ihm, beileibe nicht mit Steuern, ſondern nur mit freiwilligen Beiträgen beiſpringen würden. Die Falkenſöhne ließen ſich erweichen und veranſtalteten eine reichliche Collekte, ſo daß die Steuerquote beinahe gedeckt wurde. Im nächſten Jahre dieſelbe Komödie, nur fügten die Beamten bei, ſie hätten bemerkt, daß im Vorjahre manche Arme reichlich beigeſteuert hätten, manche Reiche hingegen wenig, was unbillig erſcheine. Man ſchlug vor, die Summe, welche man etwa wieder dem Kaiſer widmen wolle, nach einem gerechten Maßſtabe zu vertheilen. Die Steuerkataſter wurden entworfen und die Falkenſöhne ſahen ſich von da an, ohne ſelbſt zu wiſſen wie, in die Beſteuerung hinein eskamotirt. Es gab dann eine lange Reihe von Jahren, während deren ſich die Regierung ſorgſamſt bemühte jeden Conflikt mit den Falkenſöhnen zu vermeiden. Sobald das Volk aus irgend einem Grunde eine drohende Haltung zu nehmen begann, beſchwichtigte man es mit Geſchenken und Conceſſionen, und ſeine Koryphäen wurden mit Orden und „Verdienſtkreuzen" bedacht, weniger um ihrer (ſehr problematiſchen) Verdienſte willen, als vielmehr um ſie für die Regierung bei gnädiger Stimmung zu erhalten.

So ward dieſes Volk verhätſchelt und zugleich vernachläſſigt, indem man „um des lieben Friedens willen" ſich ſcheute an den beſtehenden barbariſchen Zuſtänden zu rütteln.

Inſoferne es ſich jetzt nur um das Landwehrgeſetz gehandelt hätte, ſchiene es vollkommen gleichgiltig, ob man deſſen Durchführung durch Anwendung materiellen Zwanges oder durch das Eskamotage-Syſtem erreichen wollte. Nur mußte man ſich für den einen oder den anderen der beiden

Wege entſcheiden und darnach vorſehen. Denn man hatte ja doppelten Grund zu großer Vorſicht. Für die Gewaltanwendung war ſchlechterdings nichts vorbereitet, obſchon man bei einiger Beachtung der öffentlichen Meinung des Landes in Wien längſt ſchon hätte wiſſen können, daß eine Revolte „in den Bocche“ von langer Hand vorbereitet werde, und obſchon man gar wohl ahnen konnte, daß das Landwehrgeſetz, wie jede in das Leben eingreifende Neuerung, in den Bergen dort unten lebhafte Oppoſition finden und einen willkommenen Anlaß zum Ausbruche der Bewegung werde abgeben müſſen. Für das Eskamotage-Syſtem aber iſt die neue Organiſirung der Verwaltungsbehörden nicht günſtig, welche die kaiſerlichen Beamten viel zu wenig mit der Bevölkerung in Contakt bringt und ihnen daher keinen moraliſchen Einfluß auf dieſelbe gewährt. Die Gemeindebehörden aber, wenigſtens jene des Diſtriktes von Cattaro ſind der Mehrzahl nach von ultraſlaviſchen Tendenzen inficirt und in kritiſchen Momenten ganz unverläßlich. Man iſt von Seite der Regierung ohne vorbedachten Plan zu Werke gegangen, in einer Art welche ahnen läßt, daß die maßgebenden Kreiſe in Wien von den Zuſtänden Dalmatiens keine rechte Idee hatten. Unüberlegter Weiſe ließ man ſich in eine militäriſche Aktion ein, und als dieſelbe im erſten Anpralle an den Schwierigkeiten des Terrains, an den Eigenthümlichkeiten der Kampfweiſe, den Unbilden der Witterung und am Mangel aller erforderlichen Vorbereitungen geſcheitert war, beeilte man ſich das verfaſſungsmäßig zu Stande gekommene Landwehrgeſetz fallen zu laſſen, und von jenem Theile der Inſurgenten der ſiegreich beſtanden hatte, mit Amneſtien auch für die gemeinen Verbrechen, mit Entſchädigungen und Unterſtützung, und vor Allem wieder mit Beſeitigung der bei dieſem Anlaſſe in Inſurgentenkreiſen unbeliebt gewordenen pflichttreuen Beamten einen ſchmählichen Frieden zu erkaufen. Viel Schuld an allem dieſem fällt wohl auf die Zerfahrenheit, welche im Miniſterium geherrſcht hatte. Als die Kriſis durch den Aus-

tritt der Minorität Taaffe, Berger, Potocky beendet war, da war auch die ruhmreiche Pacificirung der Krivoscie schon geschehen. Feldmarschall-Lieutenant v. Wagner erhielt bekanntlich als Revanche für seine Beseitigung aus Dalmatien das Portefeuille der Landesvertheidigung im neuen Ministerium Hasner. Wann wird aber die gesetzliche Ordnung und die Civilisation ihre Revanche erhalten?

Das werden die jüngsten traurigen Ereignisse wohl gefruchtet haben, daß man endlich einsah, wie die gegenwärtigen Culturzustände in den Bergen von Cattaro nicht weiter geduldet werden können. Die Weckung der Intelligenz auf diesem Stückchen Erde wird man aber wohl nicht den ultraslavischen Parteimännern überlassen wollen, welche den „Frieden von Knezlac" angebahnt und abgeschlossen haben. Civilisatorischen Aufgaben sind die Nationalitäts-Fanatiker nie gewachsen. Sie selbst waren es ja die wir um die Insurrektion als moralische Urheber verantwortlich machen müssen, gerade so wie nur sie den schmählichen „Frieden von Knezlac" verschuldet haben.

Die Frage der Insurrektion von Cattaro läßt sich gar nicht studieren, ohne zugleich auch die über ganz Dalmatien ausgebreitete Agitation der sogenannten slavischen National-Partei einer genauen Aufmerksamkeit zu würdigen. Ja, man muß noch weiter gehen. Daß die slavische Bewegung in Dalmatien auch mit ähnlichen Machinationen in anderen österreichischen Provinzen und in den unter Oberhoheit der Pforte stehenden Nachbarländern zusammenhängt, ist klar. Was zumal die Nachbarn anbelangt, so ist erwiesen, daß namentlich die Montenegriner an den Ereignissen in den Bergen von Cattaro ihr ganz besonderes Wohlgefallen hatten und zugleich auch thätigen Antheil. Eine Erweiterung ihres Gebietes gegen das Meer und speciell die Erwerbung der Bocche wird schon längst von diesem barbarischen Duodez-Staate angestrebt, und für Rußland, den großmüthigen Protektor Montenegro's, würde ein solches Ereigniß nichts

eniger bedeuten als die Sicherung einer ſehr wichtigen flotten-Station an der Küſte der Adria. Rußland hat ſchon inmal, zu Anfang dieſes Jahrhunderts, durch kurze Zeit en Diſtrikt von Cattaro beſeſſen. Aber nicht von jener Zeit er datiren die warmen Sympathien der Gräco-Slaven jenes Diſtriktes für den Czar. In den letzten Jahrzehnten erſt ieder haben Bildniſſe des ruſſiſchen Kaiſers, ruſſiſche Ru-eln und ruſſiſche Schulbücher in jener Gegend Verbreitung efunden. Der Aufbau mancher griechiſchen Kirche im Lande, ie Feier eines anſtändigen Gottesdienſtes in mancher Ge-einde iſt nur möglich geworden durch ruſſiſche Geſchenke an Geld, Paramenten, Glocken, Geräthſchaften und Bildern. Die ruſſiſche Regierung verfolgt mit dieſen Mitteln ihre be-annte traditionelle Politik, und den ganz plauſibeln Vor-wand dafür gibt die „Unterſtützung von Glaubensgenoſſen". Für die öſterreichiſche Regierung aber läge darin ein Finger-eig und eine Aufforderung ſich die Bedürfniſſe dieſes armen Landes etwas mehr angelegen ſeyn zu laſſen, und dasjenige as ſie thut, mit etwas mehr Pomp und Eklat in Scene zu etzen. Gerade gegenüber einem ſo armen und ungebildeten Volke hat eine kluge Regierung tauſend Mittel in Händen, lle böſen fremden Einflüſſe zu paralyſiren, und das auf ine Weiſe die nur einen ganz beſcheidenen Aufwand er-eiſcht, weit weniger als alle polizeilichen Ueberwachungs- und militäriſchen Repreſſions-Maßregeln.

Andererſeits aber gehen entſchieden diejenigen viel zu weit, welche die Inſurrektion als ein Vorſpiel der großen panſlaviſtiſchen Revolution und als geradezu von Rußland angezettelt erſcheinen laſſen wollen. Wir haben in einem früheren Briefe geſehen, wie die Ziele der ſogenannten ſlavi-ſchen Nationalpartei in Dalmatien ſich auf die bloße Reza-tion des Beſtehenden beſchränken. An eine Anlehnung an Rußland, an eine Annexion an Montenegro oder an irgend ein ſlaviſches Zukunftsreich denkt vorderhand kein Vernünftiger in Dalmatien. Einfache Sympathien für ſlaviſche Bruder-

ſtämme ſind durchaus berechtigt, und es wäre ſehr unüberlegt und ungerecht dieſen Sympathien ohne weiters hochverrätheriſche Tendenzen unterſchieben zu wollen. Aber auch die bloße Negation muß endlich zum Umſturze führen — und dieſe Negation ſie ward uns von außen importirt.

Daß das Landwehrgeſetz nur ein Anlaß, eine Gelegenheit der Revolte war, aber nicht deren Urſache, wird klar, wenn man erwägt, wie die Revolte gerade nur von jenen Gemeinden ausgegangen iſt, welche in ihren Intereſſen am wenigſten vom Landwehrgeſetze bedroht erſchienen, und wie andererſeits bei ganz analogen Verhältniſſen mit jenen der Krivoſcie und der Zupa, manche andern Gemeinden ruhig geblieben ſind; wenn man bedenkt, wie keine einzige katholiſche Gemeinde ſondern nur griechiſche Ortſchaften ſich der Inſurrektion angeſchloſſen haben, und doch alle religiöſen Motive und kirchlichen Tendenzen der ganzen Sache von allem Anfange an fern geblieben ſind. Die Löſung des Räthſels liegt darin, daß im Gebiete von Cattaro (nicht ſo in den anderen Theilen Dalmatiens) die confeſſionelle mit der Parteiſpaltung zuſammenfällt. Die Katholiken, auch jene ſlaviſcher Nationalität, ſind durchgehends Autonomiſten, die Griechen aber gehören dort ſämmtlich der ſlaviſchen National-Partei an, ſind beeinflußt von deren Führern und folgen blindlings deren Schlagworten. Nur dort wo dieſer Einfluß thätig und wirkſam war, dort ergriff man die Fahne der Revolte. Das iſt nachgewieſen. Beſonders fanatiſch und fanatiſirend wirken auf das griechiſche Landvolk ſeine Popen, welche auch ſelbſt in den Reihen der Kämpfenden geſtanden ſind. Einen deutlichen Begriff von der Niedrigkeit und Rückſichtsloſigkeit ihrer Parteiagitation gaben ſie im Sommer 1869 durch ihre widerlichen Machinationen gegen ihren eigenen würdigen Biſchof Knezevich in Zara, welcher ſonſt nichts verbrochen hat, als daß er im Zaratiner Landtage und Wiener Reichsrathe den Standpunkt der Autonomiſtenpartei vertritt. Die Leidenſchaftlichkeit aber, mit welcher ſelbſt die Landleute

ich auf das Parteitreiben geworfen haben, erhellt z. B. aus einem Vorfalle bei den letzten Gemeindewahlen. Ein Landmann aus einem katholiſchen, daher autonomiſtiſchen Dorfe bei Cattaro hatte es ſich beifallen laſſen ſeine Stimme dem Candidaten der Griechen und Nationalen zu geben. Dieß gab Anlaß, daß am nächſten Tage eine ſtürmiſche Verſammlung am Ortsfriedhofe abgehalten wurde, in welcher man den ungetreuen Wähler als Verräther an der guten Sache, an Kirche und Vaterland und am heiligen Triphon (dem Patron der Katholiken Cattaro's) förmlich in Acht erklärte. Nicht mehr Zutritt ſollte er bekommen zu den Verſammlungen und zu den gottesdienſtlichen Funktionen, kein chriſtliches Begräbniß ſollte ihm einſt zu Theil werden: ſo wollte es die Verſammlung. Und ſo groß war die Erbitterung Aller gegen den Geächteten, daß er Haus und Hof verlaſſen mußte, um ſein Leben zu erhalten. Und nicht minder leidenſchaftlich iſt die Gegenpartei.

Zu den Autonomiſten bekennen ſich auch die katholiſchen Biſchöfe Dalmatiens, welche im Landtage ſitzen, was dem dalmatiniſchen Epiſcopate überhaupt häufige Angriffe von nationaler Seite zuzieht. Andererſeits wieder kämpft die Autonomiſtenpartei oft mit rückſichtsloſer Härte gegen den nationalen griechiſchen und auch gegen viele Repräſentanten des katholiſchen Klerus, welche für die Nationalpartei thätig ſind. Faſt in allen ſlaviſchen Ländern Oeſterreichs kann man bemerken, daß der niedere Klerus ſich in hervorragender Weiſe an den Racenſtreitigkeiten betheiligt. So zählen auch die Koryphäen der ſlaviſchen Nationalen Dalmatiens ſehr viele katholiſche Geiſtliche in ihren Reihen, und ein ſlaviſches Gymnaſium des Landes, das ſich in Händen der Franziskaner befindet, iſt einer der Hauptherde nationaler Agitation. Dadurch fordert der Klerus die Agitation der Gegenpartei gegen ſich heraus; und daß dann in den Angriffen häufig über das Ziel hinausgeſchoſſen wird, iſt begreiflich.

Eine eigentliche kirchenfeindliche Strömung des Zeit-

geistes aber, gleich jener in den anderen österreichischen Provinzen, besteht hier ebenso wenig als es im Lande eine sogenannte „ultramontane" oder „klerikale" Partei geben würde. Und da stehen wir wieder vor einer eigenthümlichen Erscheinung. Weder Concordat noch Syllabus noch Concil, weder interconfessionelle Gesetze noch Civilehe noch confessionslose Schule, und wie sie alle heißen mögen diese Schlagworte und Fragen auf kirchlichem Gebiete, welche Oesterreich seit Jahren außer Athem erhalten, haben hier in der Masse des Volkes und im Mittelstande, ja selbst im niederen Klerus auch nur die geringste Aufregung hervorgerufen, weder nach der einen noch nach der anderen Seite. Das ist eben auch nur ein Symptom der Isolirung und Abgeschlossenheit des dalmatinischen Volkes. Der Mittelstand hat genug an seinen Parteizänkereien, seinen Lustbarkeiten und seinem Klatsch, das gemeine Volk aber hängt mit Inbrunst, Aufrichtigkeit und Vertrauen an seinen gottesdienstlichen Funktionen, seinen spärlichen Begriffen von Religion und an seinem Seelsorger, und damit ist sein Horizont auch schon abgeschlossen.

Dieses Volk und auch ein guter Theil seiner geistlichen Hirten wünscht oder verlangt vom Staate oder „vom Kaiser" sonst gar nichts, als daß man es mit allen Neuerungen was immer für einer Art verschone, daß man ihm seine Kirchen und Pfarrhöfe in Stand erhalte und die Möglichkeit biete, die gottesdienstlichen Funktionen in der eigenen Gemeinde wenn auch nicht mit Glanz so doch mit Anstand und Würde zu feiern. Je mehr Neuerungen man dem Volke von Staatswegen wird auferlegen müssen, desto mehr sollte man auch bedacht seyn, wenigstens dafür den zweiten, gewiß nicht unbilligen Wunsch zu realisiren. In dieser Richtung aber versäumte die Regierung bisher durch fortwährende Unterlassungssünden die meisten Gelegenheiten sich beliebt zu machen und einen Einfluß auf das Volk zu sichern. Das Land ist ganz arm, die Landkirchen haben fast durchaus gar keine eigenen Mittel, wohlhabende Kirchenpatrone gibt es hier nicht, und

XXIX.

Zeitläufe.

Der Krieg und die Parteien in Süddeutschland.

Die wichtigsten Urkunden, an welchen die Geschichtschreibung der Zukunft zehren und über welche allmählig auch die geheimen Archive der anderen Mächte sich entleeren werden, sind unzweifelhaft die vom Grafen Bismark veranlaßten diplomatischen Enthüllungen. Noch eine merkwürdige Stelle daraus habe ich mir aufgespart. Der Bundeskanzler sagt nämlich in seiner Depesche vom 29. Juli: „Ich habe sogar Grund zu glauben daß, wenn die fragliche Veröffentlichung (nämlich des von Berlin den Times mitgetheilten Benedetti'schen Entwurfs) unterblieben wäre, nach Vollendung der französischen und unserer Rüstungen uns von Frankreich das Anerbieten gemacht seyn würde, gemeinsam an der Spitze einer Million gerüsteter Streiter dem bisher unbewaffneten Europa gegenüber die uns früher gemachten Vorschläge durchzuführen, d. h. vor oder nach der ersten Schlacht Frieden zu schließen auf Grund der Benedetti'schen Vorschläge — auf Kosten Belgiens."

Als bald darauf die Neutralität Englands sich in dem bekannten eigenthümlichen Lichte zeigte, und in Preußen große Erbitterung darüber entstand, daß der englische Markt für Kriegsbedarf Frankreichs nach wie vor geöffn-

läſſiger Bitten iſt. Unzählige Geſuche der Landgemeinden, zu ganzen Stößen, müſſen von Jahr zu Jahr unberückſichtigt bleiben, weil kein Geld da iſt; kleine Schäden an Gebäuden, welche heute noch mit wenigen hundert Gulden beſeitigt werden könnten, erheiſchen ſchon ebenſo viele Tauſende bis die einleitenden Schreibereien abgethan ſind, und dann läßt man die Hände in den Schooß ſinken, weil die Kräfte der öffentlichen Fonds nicht mehr ausreichen, und das Gebäude fällt in Ruinen. Das Wenige aber das man geben kann, gibt man nicht ſelten in einer Weiſe die den guten Eindruck der Gabe abſchwächt, wohl auch den Zweck vereitelt, ohne alle Spontaneität, und als abgerungenen und abgedrungenen Bettelpfennig, unter tauſend Klauſeln und Bedingniſſen, und meiſtens viel zu wenig oder viel zu ſpät, als daß damit wirklich Abhülfe geſchaffen werden könnte.

Man hat es in Oeſterreich verlernt, von Staatswegen den religiöſen Bedürfniſſen und Gefühlen der Völker Rechnung zu tragen, und das iſt ein großes Unrecht. Aber man hat auch unter den fortwährenden religiös-politiſchen Kämpfen darauf vergeſſen, daß der chriſtlichen Religion an und für ſich eine mächtige civiliſatoriſche Kraft innewohnt, und das iſt wenigſtens ein großer Fehler. Mit dieſem Unrechte und dieſem Fehler hat man in manchen weiter vorgeſchrittenen aber noch aufrichtig religiöſen Ländern Mißtrauen gegen die Regierung und Verfaſſung geſäet, und die Entwicklung des politiſchen Fortſchritts erſchwert. In anderen Ländern aber, wie ſpeciell in Dalmatien hat man damit dem Volke einen traurigen Begriff vom Staatsweſen beigebracht, und ſich freiwillig eines Mittels begeben, durch welches man die centrifugalen Kräfte paralyſiren, das Volk enger an ſich binden und deſſen Civiliſirung anbahnen konnte. Eine Regierung welche weder die Kraft hat eine Revolte von kaum mehr als tauſend Inſurgenten zu bewältigen, noch das Geld um Kirchen zu bauen — wasfür eine klägliche Rolle ſpielt die in den Augen eines Volkes wie es das dalmatiniſche iſt!

desperaten Versuch genöthigt seyn, mit eigenen Händen den Napoleon wieder einzusetzen, um mit ihm den gewollten Friedensschluß zu ermöglichen. Bekanntlich fehlt es nicht an merkwürdigen Andeutungen dieser Art.

Die innere Genesis der Mißerfolge aber, welche die französische Armee Schlag für Schlag getroffen haben, ist in dem gegenwärtigen Augenblicke von weitaus größerm Interesse. Es muß sich daraus die Frage beantworten, in wie weit das Volk selber Theil hat an der Schmach seines Heeres und seiner Heeresleitung. In diesen Blättern ist die Frage schon vor bald drei Jahren eingehend untersucht worden, und der Verfasser hat damals schon genau vorausgesagt was jetzt geschehen ist, nämlich daß Frankreich in einem Kriege gegen Preußen unbedingt den Kürzern ziehen werde. Den Grund dafür fand er in ganz specifischen Ursachen, welche nichts zu thun haben mit dem tapfern Muth beider Nationen als solcher. Er fand ihn nicht nur in dem vergiftenden Geist des napoleonischen Regime's im Allgemeinen, sondern insbesondere in dem System der Berufs-Soldaten, welches zur fixen Idee des Imperators geworden war und wodurch er in den ersten fünfzehn Jahren seiner Regierung die französische Armee mit dem Aufgebot aller Mittel in ein unberechenbares Landsknechtthum verwandelt hatte.

Der Verfasser fuhr dann aber fort wie folgt: „Aber mit einer Niederlage des Heeres wäre noch nicht Frankreich geschlagen. Im Heere würde nur das jetzige Regierungssystem auf den Tod getroffen, nicht aber das französische Volk dessen bessere Elemente dadurch wieder in den Vordergrund gerückt würden und zu der verdienten Geltung kämen. Während das officielle Frankreich in Stücken ginge, würde das wirkliche patriotische Frankreich mit Macht aufstehen und den Kampf wieder aufnehmen. Ein Nationalunglück kann das französische Volk nur stählen, neu und besser gestalten, indem dadurch manche durch die fremdartigen revolutionären Institutionen eingemischte Schlacken abgestreift würden und das Volk in

richten. Soll das etwa nur durch die Berichte der Unterbehörden geſchehen, in einer Zeit welche mit Recht gegen den Bureaukratismus Mißtrauen gefaßt hat? oder ſoll da die flüchtige Anſchauung genügen bei Gelegenheit der dienſtlichen Bereiſungen, wo der Statthalter noch dazu faſt immer mehr Dekorations-Malerei als lebendige Wirklichkeit zu ſehen bekömmt? Oder bietet die Journaliſtik des Landes Stoff genug für eingehende Studien mit ihren ſpärlich geſäten Notizen und Artikeln dieſer Rubrik, in denen man noch dazu gewöhnlich auch die Parteileidenſchaft erkennt, die ſie inſpirirt hat? Es bleibt alſo nichts übrig als: eine Enquete zu veranſtalten zur Prüfung der beſtehenden Uebelſtände und der geeignetſten Mittel zu deren Beſeitigung. Der vorige Statthalter, vom beſten Willen beſeelt, veröffentlichte eine Preisausſchreibung für einſchlägige literariſche Arbeiten. Aber der Termin iſt verſtrichen und nicht eine einzige Arbeit iſt eingelaufen! Iſt es Gleichgiltigkeit, iſt es Scheu vor der Oeffentlichkeit, iſt es Unfähigkeit — gleichviel: die traurige Thatſache ſteht feſt, daß die Enquete auf dieſem Wege nicht zu Stande kam. Und doch wäre gerade dieſer der einzige Vorgang, mittelſt deſſen — ſo glaubte man — alle Claſſen der Intelligenz, alle Perſonen überhaupt die etwas verſtehen oder zu verſtehen glauben, ohne jegliche Einſchränkung zur Enquete herangezogen werden konnten, mit Umgehung der ſonſt nach dalmatiniſcher Gewohnheit überall im Wege ſtehenden perſönlichen und Parteirückſichten. In jeder anderen Provinz hätte eine ſolche Concursausſchreibung einen ſo ungeheuern Sturm von Elaboraten hervorgebracht, einen ſolchen Wuſt brauchbaren und unbrauchbaren Materiales zu Tage gefördert, daß die Enquete im Ueberfluſſe erſtickt wäre. Hier war das Gegentheil der Fall; vielleicht weil die Kreiſe der Intelligenz ſich meiſt lieber mit fruchtbareren und anziehenderen Studien beſchäftigen, als ſolche — bisher wenigſtens — unſere troſt- und hilfloſen, im Lande ſelbſt ſchon beinahe auch für hoffnungslos gehaltenen Zuſtände zu bieten ver-

möchten? Oder vielleicht weil fast Jeder der über sein dalmatinisches Vaterland nachgedacht hat, eine begreifliche Scheu in sich verspürt seine Gedanken auch laut auszusprechen? Man fürchtet die persönlichen und damit auch die Partei-Leidenschaften gegen sich heraufzubeschwören und zu entfesseln, und zieht es vor zu schweigen.

Doch, wir wollen nicht mit einem Mißtone abschließen. Pflegen wir vielmehr die frommkirchliche Stimmung, welche die früheren Erörterungen vielleicht in uns geweckt haben, und — gehen wir auf Wallfahrt, um am Schlusse unserer dalmatinischen Reise, gleich den boccheſischen Schiffern, der Madonna dello Scarpello unsere Huldigung darzubringen.

Als wir die Bocca Catene passirten, erblickten wir mitten auf unserem Wege ein kleines Felsen-Eiland mit einer Wallfahrtskirche. Landen wir am steinigen Ufer und betreten wir das kleine, höchst einfache Kirchlein. Am Hochaltare prangt das wunderthätige Gnadenbild, und die Wände sind bedeckt mit Votivtafeln und anderen der Madonna geweihten Gegenständen, meist Bezug habend auf Gelübde, welche in Sturmesnöthen oder im Kampfe mit Seeräubern gemacht wurden. Im Jahre 1452 — so will es die fromme Sage — wurde auf der damals ganz öden Klippe von zwei Fischerbrüdern aus Perasto das räthselhafter Weise aus Negroponte dorthin gekommene Muttergottesbild gefunden. Die Brüder trugen das Bild nach Hause, und als Einer von ihnen an schwerer Krankheit darniederlag, nahm er vor dem Madonnenbilde seine Zuflucht zu inbrünstigem Gebete, das Erhörung fand. Durch ein Wunder war er genesen und die ganze Bevölkerung strömte herbei, und man trug das Bild in feierlicher Prozession in die Perastiner-Kirche. Alsbald aber verschwand es wieder von dort um wieder auf dem Felsenriffe mitten im Canale gefunden zu werden. Abermals trug man es nach Perasto und abermals kehrte es auf die Insel zurück. Da erkannte man, daß die Gottesmutter auf jenem Felsenriffe verehrt seyn wolle, und mit verhältniß-

mäßig großen Opfern erbauten die armen Leute daselbst das Kirchlein, in welchem das Bild aufgestellt wurde. Der kindliche Sinn der bocchesischen Seefahrer glaubt der Hilfe der Madonna dello Scarpello seit jener Zeit unzählige wunderbare Gebets-Erhörungen und Rettungen aus Gefahren zu verdanken. Als im Jahre 1654 eine türkische Flotte gegen Perasto herankam, ward das Gnadenbild auf das Castell Sta. Croce geflüchtet, das oberhalb des Ortes auf einem Felsen thront. Die Ungläubigen schickten sich schon an Perasto zu plündern und zu verwüsten: da erschien ihnen die Gottesmutter, wie sie auf dem wunderthätigen Bilde dargestellt ist, in den Lüften über dem Orte schwebend, mit drohender Geberde und hoch erhobener Rechten. Die Türken ergriffen entsetzt die Flucht, und Perasto war gerettet. Am Gedenktage dieser Rettung und an jenem der Auffindung des Bildes strömen Landvolk und Seefahrer schaarenweise herbei um im Wallfahrts-Kirchlein ihr Herzensanliegen anzubringen oder Befreiung von schweren Leiden zu erbitten. Und so groß ist die Ehrfurcht, welche man auch äußerlich dieser geheiligten Stätte bezeugt, daß kein bocchesischer Seefahrer — Katholik oder Grieche — absegelnd oder heimkehrend an diesem Inselchen vorüberfährt, ohne die Madonna mit einigen Salut-Schüssen aus den Schiffsgeschützen oder doch aus Pistolen und Gewehren zu begrüßen. Und wenn Schiffer und Fahrzeug alt und leck geworden sind, und nach so vielen ausgestandenen Stürmen für immer einkehren in den Hafen der Ruhe, da schließt der müde Schiffer sein Auge mit einem frommen Seufzer und Gebete zur Madonna dello Scarpello, das Schiff aber wird am Felsen-Eilande versenkt, um mit seinem lecken Körper noch die letzten Dienste dem Gnadenorte zu weihen: ihn zu bewahren vor Unterspülung durch die andringenden Wogen, und allmählig neuen Boden zu gründen zur Erweiterung der Inselfläche.

XXIX.

Zeitläufe.

Der Krieg und die Parteien in Süddeutschland.

Die wichtigsten Urkunden, an welchen die Geschichtschreibung der Zukunft zehren und über welche allmählig auch die geheimen Archive der anderen Mächte sich entleeren werden, sind unzweifelhaft die vom Grafen Bismark veranlaßten diplomatischen Enthüllungen. Noch eine merkwürdige Stelle daraus habe ich mir aufgespart. Der Bundeskanzler sagt nämlich in seiner Depesche vom 29. Juli: „Ich habe sogar Grund zu glauben daß, wenn die fragliche Veröffentlichung (nämlich des von Berlin den Times mitgetheilten Benedetti'schen Entwurfs) unterblieben wäre, nach Vollendung der französischen und unserer Rüstungen uns von Frankreich das Anerbieten gemacht seyn würde, gemeinsam an der Spitze einer Million gerüsteter Streiter dem bisher unbewaffneten Europa gegenüber die uns früher gemachten Vorschläge durchzuführen, d. h. vor oder nach der ersten Schlacht Frieden zu schließen auf Grund der Benedetti'schen Vorschläge — auf Kosten Belgiens."

Als bald darauf die Neutralität Englands sich in dem bekannten eigenthümlichen Lichte zeigte, und in Preußen große Erbitterung darüber entstand, daß der englische Markt für den Kriegsbedarf Frankreichs nach wie vor geöffnet und frei blieb, da

kam ein Berliner Organ auf einen ſonderbaren Gedanken. Die Correſpondenz „Stern“ nämlich meinte: ob es denn unter ſolchen Umſtänden nicht das Einfachſte wäre, wenn die zwei continentalen Mächte, anſtatt ſich gegenſeitig maſſenhaft zu morden, untereinander ſich zu verſtändigen ſuchten, und zwar auf Koſten Belgiens — an deſſen politiſcher Exiſtenz ja doch Niemand ein weſentliches Intereſſe habe außer England?

Seit der Zeit nun wo in Berlin die Depeſche des Bundeskanzlers geleſen wurde, und wo Gedanken wie die eben angeführten dort noch möglich waren, iſt wenig über einen Monat verfloſſen — und vor welcher Wendung der Dinge ſtehen wir! Man iſt in dem Moment noch nicht einmal im Stande die kriegeriſchen Folgen der neueſten Ereigniſſe zu ermeſſen, geſchweige denn die politiſchen und ſocialen. Aber ſo viel iſt gewiß, daß der Schritt über die Schwelle einer neuen Weltperiode geſchehen iſt mit gewaffnetem Fuß, und daß dieſer Fuß die Schlange des Napoleonismus für immer zermalmt hat. Alle großen Fragen werden von nun an in neuer Beleuchtung erſcheinen.

Dereinſt haben ſämmtliche Mächte des Wiener Congreſſes gegen die Rückkehr der Napoleoniden an die Spitze Frankreichs ein europäiſches Verbot erlaſſen. Es war vergebens. Jetzt braucht kein Diplomat mehr um die heilloſe Familie ſich zu kümmern. Denn ein ſolcher Untergang iſt die moraliſche Vernichtung für immer und allzeit; es iſt buchſtäblich wahr was ich eben leſe: die Feigheit des letzten Napoleon und ſeiner zwei Vettern nagelt die Bonaparte für ewig an den Schandpfahl der Geſchichte.*) Für einen großen und wachſenden Theil des Continents hängt vielleicht jetzt ſchon die Monarchie daneben; es müßte denn nur Preußen zu dem

*) Es iſt ſoviel wie ausgemacht, daß der unbegreifliche Zug Mac Mahons nach dem Norden durch die Furcht des Imperators veranlaßt war ſich Paris wieder zu nähern, ſowie durch ſeine Scheu in dem aufgebrachten Süden des Landes ſich ſehen zu laſſen.

desperaten Versuch genöthigt seyn, mit eigenen Händen den Napoleon wieder einzusetzen, um mit ihm den gewollten Friedensschluß zu ermöglichen. Bekanntlich fehlt es nicht an merkwürdigen Andeutungen dieser Art.

Die innere Genesis der Mißerfolge aber, welche die französische Armee Schlag für Schlag getroffen haben, ist in dem gegenwärtigen Augenblicke von weitaus größerm Interesse. Es muß sich daraus die Frage beantworten, in wie weit das Volk selber Theil hat an der Schmach seines Heeres und seiner Heeresleitung. In diesen Blättern ist die Frage schon vor bald drei Jahren eingehend untersucht worden, und der Verfasser hat damals schon genau vorausgesagt was jetzt geschehen ist, nämlich daß Frankreich in einem Kriege gegen Preußen unbedingt den Kürzern ziehen werde. Den Grund dafür fand er in ganz specifischen Ursachen, welche nichts zu thun haben mit dem tapfern Muth beider Nationen als solcher. Er fand ihn nicht nur in dem vergiftenden Geist des napoleonischen Regime's im Allgemeinen, sondern insbesondere in dem System der Berufs-Soldaten, welches zur fixen Idee des Imperators geworden war und wodurch er in den ersten fünfzehn Jahren seiner Regierung die französische Armee mit dem Aufgebot aller Mittel in ein unberechenbares Landsknechtthum verwandelt hatte.

Der Verfasser fuhr dann aber fort wie folgt: „Aber mit einer Niederlage des Heeres wäre noch nicht Frankreich geschlagen. Im Heere würde nur das jetzige Regierungssystem auf den Tod getroffen, nicht aber das französische Volk dessen bessere Elemente dadurch wieder in den Vordergrund gerückt würden und zu der verdienten Geltung kämen. Während das officielle Frankreich in Stücken ginge, würde das wirkliche patriotische Frankreich mit Macht aufstehen und den Kampf wieder aufnehmen. Ein Nationalunglück kann das französische Volk nur stählen, neu und besser gestalten, indem dadurch manche durch die fremdartigen revolutionären Institutionen eingemischte Schlacken abgestreift würden und das Volk in

kam ein Berliner Organ auf einen ſonderbaren Gedanken. Die Correſpondenz „Stern“ nämlich meinte: ob es denn unter ſolchen Umſtänden nicht das Einfachſte wäre, wenn die zwei continentalen Mächte, anſtatt ſich gegenſeitig maſſenhaft zu morden, untereinander ſich zu verſtändigen ſuchten, und zwar auf Koſten Belgiens — an deſſen politiſcher Exiſtenz ja doch Niemand ein weſentliches Intereſſe habe außer England?

Seit der Zeit nun wo in Berlin die Depeſche des Bundeskanzlers geleſen wurde, und wo Gedanken wie die eben angeführten dort noch möglich waren, iſt wenig über einen Monat verfloſſen — und vor welcher Wendung der Dinge ſtehen wir! Man iſt in dem Moment noch nicht einmal im Stande die kriegeriſchen Folgen der neueſten Ereigniſſe zu ermeſſen, geſchweige denn die politiſchen und ſocialen. Aber ſo viel iſt gewiß, daß der Schritt über die Schwelle einer neuen Weltperiode geſchehen iſt mit gewaffnetem Fuß, und daß dieſer Fuß die Schlange des Napoleonismus für immer zermalmt hat. Alle großen Fragen werden von nun an in neuer Beleuchtung erſcheinen.

Dereinſt haben ſämmtliche Mächte des Wiener Congreſſes gegen die Rückkehr der Napoleoniden an die Spitze Frankreichs ein europäiſches Verbot erlaſſen. Es war vergebens. Jetzt braucht kein Diplomat mehr um die heilloſe Familie ſich zu kümmern. Denn ein ſolcher Untergang iſt die moraliſche Vernichtung für immer und allzeit; es iſt buchſtäblich wahr was ich eben leſe: die Feigheit des letzten Napoleon und ſeiner zwei Vettern nagelt die Bonaparte für ewig an den Schandpfahl der Geſchichte.*) Für einen großen und wachſenden Theil des Continents hängt vielleicht jetzt ſchon die Monarchie daneben; es müßte denn nur Preußen zu dem

*) Es iſt ſoviel wie ausgemacht, daß der unbegreifliche Zug Mac Mahons nach dem Norden durch die Furcht des Imperators veranlaßt war ſich Paris wieder zu nähern, ſowie durch ſeine Scheu in dem aufgebrachten Süden des Landes ſich ſehen zu laſſen.

Deckmantel für ihre Parteizwecke, allerdings als ein Schirm von vortrefflicher Qualität, so lange man nicht entschlossen zuschaut, was für Absichten es sind, die unser Volk mit den Blutströmen seiner Söhne fördern soll.

Nun wagt aber auch ein Blatt wie die „Berliner Kreuzzeitung" mit der Behauptung daher zu kommen: einen „guten Theil der Verantwortung" für den Ausbruch des Krieges trage sicherlich „die Partei welche in Bayern den letzten Ministerwechsel hervorgerufen hat." Es ist die Münchener Correspondenz des Junker-Blatts, welches diese Behauptung aufstellt, und die Beweisführung des Mannes besteht einfach darin, daß er den Satz vertheidigt, der Sturz des Ministers Fürsten von Hohenlohe sei in Paris mit Recht als ein Akt der franzosen-freundlichen Gesinnung von Seite der Kammermehrheit verstanden worden und darauf habe man sich am Hofe der Tuilerien verlassen. Ja, das Blatt scheut sich nicht die elende Verdächtigung auszusprechen: „Wer jetzt den casus foederis nicht anerkannte, der wollte ihn eben niemals anerkennen." Der Ausschuß der bayerischen Kammer war umgekehrt der Meinung: wenn in dem Fall der spanischen Kronfrage der casus foederis anerkannt werden müßte, dann gäbe es eben gar keinen Fall mehr, wo der casus foederis nicht vorläge, und bedeutete somit der Allianzvertrag die unbedingte Unterwerfung unter die kriegerischen Machtgebote Preußens. Auf welcher Seite stand da die Logik?

Es ist schwer, gerade diesem Berliner Organ gegenüber nicht unverhüllt zu sagen, was für Leute es sind die in ihren Spalten ihren Sold verdienen an der bayerisch-patriotischen Partei. Es gab ein einziges Blättlein in Bayern, das im Verdacht stehen konnte eine französische Allianz anzustreben, und gerade der Redakteur dieses Blattes war bis zum Jahre 1866 geschätzter Münchener Correspondent der — Berliner „Kreuzzeitung". Allerdings war das in einer Zeit, wo dieses Berliner Organ, damals noch nicht einmal in Compagnie mit der Presse des Nationalliberalismus, auf dem

Bauche lag vor dem französischen Imperator, damit der „Repräsentant der großen Nation", der zur Zeit auf der Wilhelmshöhe bei Kassel vegetirt, sich ja nicht muckse in dem Moment wo der „Stoß-in's-Herz" gegen Oesterreich vollführt werden sollte. Napoleon war es ja, der dieser That den Rücken gedeckt hat, und das hat er bei Sedan gebüßt.

Der fragliche Correspondent der „Kreuzzeitung" behauptet ferner, daß der gesammte Inhalt der Enthüllungen des Grafen Bismark seit dem 29. Juli, daß insbesondere die sogenannten „Anerbietungen Frankreichs an Preußen", dem Fürsten Hohenlohe bekannt gewesen seien, „zwar nicht durch die Diplomatie, aber durch andere bessere Informirungen." War das wirklich der Fall, nun dann müßte man annehmen daß Fürst Hohenlohe wirklich schon mehr preußischer als bayerischer Minister gewesen, und man müßte zugleich annehmen, daß der Fürst so zuversichtlich wie Graf Bismark selber geglaubt habe, es werde dem preußischen Staatsmanne doch noch gelingen ein Arrangement mit Frankreich zu Stande zu bringen, sei es auf Kosten Belgiens und trotz des „Eigensinns des Königs", des preußischen nämlich, oder wie immer.

Jedenfalls hätte Fürst Hohenlohe — wenn er wirklich, wie die „Kreuzzeitung" behauptet, in das geheime Intriguen-Spiel zwischen Napoleon und Bismark eingeweiht war — der bayerischen Kammer gegenüber nicht das solcher geheimen Wissenschaft entsprechende Verhalten eingeschlagen. Der Adreß-Entwurf der Kammermehrheit enthielt unter Anderm die Stelle: „Aber wir leben in einer Zeit die zu entscheidenden Krisen drängt, und wo von europäischen Rechtszuständen kaum mehr die Rede seyn kann." Gerade diese Stelle wurde von Seite der Regierung entschieden bestritten, da sie geeignet sei ohne jeden Grund unnütze Befürchtungen und Mißtrauen im Lande zu verbreiten, somit das erfreuliche Wiederaufblühen im Handel und Wandel zu stören, während doch, wie die betreffenden Ressortminister übereinstimmend versicherten, der Friede nie gesicherter gewesen sei als eben

damals. War ja kurz vorher der liberale Herr Ollivier in Frankreich zur Regierung gelangt und von deſſen überaus deutſch-freundlichen Abſichten war ſchon die vorige Kammer von dem Führer der Fortſchrittspartei in Kenntniß geſetzt worden. Mit einem Zeitungs-Artikel Ollivier's glaubte man unſere Beſorgniſſe definitiv der Abſurdität zu überführen.

Mit Einem Worte: der Kampf gegen den Fürſten Hohenlohe galt ausſchließlich dem was die „Kreuzzeitung" ſelbſt als „Verpreußungs"-Tendenz bezeichnet; die Frage von dem Verhalten Bayerns im Falle eines franzöſiſchen Angriffs auf Preußen war eine Sache ganz für ſich. Wollte übrigens die franzöſiſche Diplomatie vernehmen, wie die Mehrheit der Kammer darüber denke, dann lag die ſicherſte Quelle offen vor ihr da, nämlich die ſtenographiſchen Berichte.

Wenn das Portefeuille des Fürſten Hohenlohe zur Kriegsfrage in irgend einer Beziehung ſtand, ſo kann damit nur der Gedanke gemeint ſeyn, daß die national-liberale Partei ihrerſeits den Krieg als das ſicherſte Mittel anſah, uns den Fürſten und zwar den Fürſten ohne Maske wieder aufzuhalſen. Ich betrachte es als einen glücklichen Zufall, daß ich die nähere Schilderung des Eindrucks der in dem entſcheidenden Moment die vorſchauenden Politiker unter den „Patrioten" beherrſchte, mit den Worten eines fremden Beobachters, und zwar eines der nüchternſten politiſchen Denker in Oeſterreich, wiedergeben kann. Derſelbe äußerte ſich unterm 24. Juli wie folgt:

„Darüber machen ſich die Bayern und Württemberger keine Illuſionen, daß ſie, falls es ihnen gelingen würde im Bunde mit Preußen die Franzoſen zu beſiegen, nicht das Loos des Beſiegers, ſondern das des Beſiegten tragen werden. In einem ſolchen Falle würden die Könige von Bayern und Württemberg ſofort zu der Poſition degradirt werden, welche man dem Könige von Sachſen zugetheilt hat. Sie müßten dann gleich in einen Bund eintreten, in welchem es keine Glieder gibt, ſondern nur Diener die einen Herrn

die Pauſe ſeyn zum Athemholen nicht bloß für Frankreich ſondern aller Wahrſcheinlichkeit nach für die verbündeten Republiken der romaniſchen Welt — zum Athemholen auf einen letzten und entſcheidenden Raçen- und Principienkrieg, wie ihn größer und entſetzlicher die Welt nie geſehen.

Es iſt zum Erſtaunen, wenn man jetzt die Meinung als Axiom ausſprechen hört, es könnte einer ſolchen Eventualität dadurch begegnet werden, daß man das Elſaß und Lothringen wieder zu deutſchen Ländern mache. Nein, Alles eher als das. Es gäbe nur Ein Mittel und nur Einen Weg für uns ſich der neuen Lage gewachſen zu machen: Preußen und ſeine deutſchen Verbündeten müßten noch größere Armeen unterhalten als bisher, ſie müßten den Militarismus noch höher ſpannen, ſie müßten die Befähigung der Nation zum Dreinſchlagen völlig zum oberſten Staatszweck erheben. Gerade das Gegentheil von dem was im Intereſſe der Menſchheit von jedem Friedensſchluß nach einem großen Krieg erwartet werden darf und muß, würde jetzt das Reſultat eines demnächſtigen Friedens ſeyn. Ein ſolcher Abſchluß des großen Kriegs wäre nur das Mittel, um daraus einen noch größern Krieg hervorgehen zu laſſen. Und das um ſo mehr als die Stellung der anderen Mächte jetzt eine ganz andere wäre als im Jahre 1815. Damals lag die Bändigung Frankreichs im natürlichen und ausgeſprochenen Intereſſe aller übrigen Mächte; jetzt wäre das Verhältniß geradezu das umgekehrte. Insbeſondere würde damit eine Herausforderung des Slaventhums unmittelbar verbunden ſeyn; das beweist die Taktloſigkeit der liberalen und großpreußiſchen Organe jetzt ſchon.

Nur nebenbei und um die immenſe Tragweite der Verwicklung anzudeuten, erlaube ich mir ein paar Worte über den letztern Punkt anzufügen. Seit den großen Schlägen an der Moſel und der Maas iſt bezüglich der Debatte über Oeſterreich eine eigenthümliche Wendung eingetreten. Es wird nämlich jetzt von den weiland Trägern der „Stoß-in's-Herz"-Politik ſehr befliſſen das Schlagwort ausgegeben, daß jeder

Sieg Preußens an und für ſich ſchon eine Stärkung des deutſchen Elements in Oeſterreich ſei und leicht noch ganz beſonders zur Demüthigung der widerhaarigen Nationalitäten im Kaiſerſtaat eingerichtet werden könne. Durch die Errichtung eines weitern Bundesverhältniſſes zwiſchen Oeſterreich und dem neuen Deutſchland könne dem germaniſirenden Element an der untern Donau wieder Oberwaſſer geſchaffen werden u. ſ. w. Sichtlich haben ſich das nicht bloß die Deutſch-Liberalen ſondern die Centraliſten in Oeſterreich überhaupt bereits geſagt ſeyn laſſen, und es wird nicht lange dauern, ſo wird jeder Sieg Preußens dießſeits und jenſeits der Leitha als ein Schlag gegen die nationalen Rechte der Slaven, Magyaren, Rumänen empfunden werden. Was die Folge dieſes neuen Wahnſinns ſeyn wird, kann jeder ermeſſen, der die Erinnerung an die erſte Probe des germaniſirenden Liberalismus in Oeſterreich nicht über Bord geworfen hat.

Iſt es nun nach allem Dem zu viel geſagt, wenn wir ſagen, daß der Krieg mit Frankreich leichter war, als wieder Frieden zu ſchließen? Täuſcht nicht Alles, ſo hat in dieſer Beziehung die richtige Einſicht dem Grafen Bismark nicht gefehlt, und iſt ihm eben nur die Gewalt der Thatſachen über den Kopf gewachſen und zwar mit jedem neuen Siege mehr. Es geht unzweifelhaft aus ſeinen eigenen Enthüllungen hervor, daß er an den Krieg mit Frankreich nie ohne eine tiefgehende Scheu gedacht hat*); und es war nicht ohne Bedeutung, wenn der König in ſeiner Proklamation die Nation und ihre Soldaten ausdrücklich unterſchied. „Deutſchland führt Krieg gegen den Kaiſer der Franzoſen, nicht gegen

*) „Mit Frankreich will ich in Freundſchaft leben und durchaus keinen Krieg mit den Franzoſen haben. Dem Kaiſer Napoleon haben wir den Erfolg unſerer Waffen im Jahre 1866 hauptſächlich zu verdanken.“ Daß der General Türr dieſe Worte des Bundeskanzlers nicht aus der Luft gegriffen habe, dürfte an und für ſich durch die Thatſache beſtätigt ſeyn, daß Graf Bismark auf den Wunſch Napoleons den General zur geheimen Conferenz zuließ.

die Franzoſen": mit dieſen Worten hat der Kronprinz in ſeiner Proklamation an das Elſaß und Lothringen vom 19. Auguſt die Verſicherung wiederholt *). Aus Furcht vor der franzöſiſchen Armee hat der preußiſche Hof ſicher nicht ein begrenztes Kriegsziel verkündet; aus Furcht vor der bewaffneten Macht Frankreichs, deren Schwächen Graf Bismark unfraglich ſo gut gekannt hat wie unſer Correſpondent von 1867 — dürfte auch der Bundeskanzler nicht ſeine Zauberpolitik bis an die Grenze der Möglichkeit durchgeführt haben.

Der Grund muß ein anderer geweſen ſeyn, und er lag ſicher in der Vorausſicht einer Situation wie ſie jetzt vorhanden iſt. Man kann, politiſch geſprochen, auch zu viel ſiegen, und die Pyrrhus-Siege dürften in der Diplomatie noch eine größere Bedeutung haben als im Felde. Ich habe es vom erſten Augenblicke an als eine leidige Verlegenheit angeſehen, daß Preußen jetzt den „Repräſentanten der großen Nation" als Gefangenen fetirt, während die Erklärung der Republik in Frankreich nicht ein Tröpflein Bluts gekoſtet hat.

Das Alles ſcheint man in Berlin doch nicht berechnet zu haben, als man ſich kopfüber in den Krieg ſtürzte. Wollte man dort, wie der Wortlaut der königlichen Proklamationen beſagt, eine weiſe Begrenzung des Kriegs, dann hätte man vor Allem uns — die ſüddeutſchen Staaten — aus dem Spiele laſſen ſollen. Es war bei uns keine Partei, ja es wäre undenkbar, daß ſich nur Eine Stimme erhoben hätte, welche nicht mit dem Aufgebot der letzten Kraft für die „Integrität der deutſchen Grenzen" einzutreten gewillt

*) Die „Kreuzzeitung" hingegen ſpricht auf derſelben Seite wo ſie die Proklamation des Kronprinzen abdruckt, von der „ſittlichen und politiſchen Verkommenheit der franzöſiſchen Nation", wodurch dieſe Nation ſich jeden Anſpruchs auf großmüthige Behandlung beraubt habe; und alle liberalen Organe ſind mit der alten Kreuzritterin darin einig, daß „die franzöſiſche Nation aus der Liſte der civiliſirten Völker geſtrichen werden müſſe."

gewesen wäre. Das war der Sinn der „bewaffneten Neutralität", welche in der bayerischen Kammer vom Ausschuß vorgeschlagen worden war. Aber die Schutz- und Trutzbündnisse auf den vorliegenden Fall zu beziehen, lag weder eine rechtliche noch eine politische Nothwendigkeit vor.

Denn es ist schlechterdings unläugbar, daß die Ursache des Kriegs als solche ein sozusagen persönlicher Handel zwischen beiden seit 1859 und insbesondere seit 1866 so eng verbundenen Kabinetten von Berlin und Paris gewesen ist. Der casus belli war mit Einem Worte eine ausschließliche Angelegenheit der zwei Mächte, und wäre der Streit auch so ausgefochten worden, dann hätte es vielleicht ergehen können wie Graf Bismark am 29. Juli geschrieben hat. Aber der Kanzler hätte sich dann seine immerhin beide Theile compromittirenden Enthüllungen ersparen können, denn er wäre der Neutralität aller Mächte ohnedieß sicher gewesen; und Preußen wäre nicht über ein wohlerwogenes Programm des Kriegs hinausgedrängt worden, in eine Stellung deren Consequenzen unabsehbar sind.

Und zwar ist man im Hauptquartier in doppelter Richtung hinausgedrängt worden auf ein unberechenbares Gebiet. Erstens gegenüber einer Nation, die man denn doch nicht vom Erdboden wegblasen kann, sondern unter allen Umständen zum Nachbarn haben muß. Zweitens aber durch die willkürliche oder unwillkürliche Bundesgenossenschaft einer Partei, mit welcher sich zu identificiren man in Berlin bis dahin, und zwar aus guten Gründen, immer noch Bedenken getragen hatte. Von dem Augenblicke an, wo es dieser Partei gelang die süddeutschen Staaten unmittelbar und ohne Reserve in den Krieg zu stürzen — von diesem Augenblicke an hat die Partei den Krieg als ihren Krieg, als den Krieg der Partei betrachtet; und in der That dürfte es dem siegreichen Preußen bei aller seiner militärischen Macht so leicht nicht werden sich den Anforderungen der Partei zu entziehen. Was aber solch eine Unterwerfung Preußens

unter die Zwecke der Partei heißen will, ist für Niemand ein Geheimniß; sie bildet die complette Revolution in Europa und bei uns.

Für die Partei ist allerdings der Krieg wie gerufen gekommen. Das Uebermaß ihrer tyrannischen Herrschsucht auf allen Gebieten des Lebens hatte die Völker in Süddeutschland aufgebracht gegen die selbstsüchtigen Phrasenmacher; die Wahlen in Bayern ergaben zweimal eine conservative Kammermehrheit. Desgleichen zählte sie in Württemberg die Mehrheit der Kammer zu Gegnern ihrer sogenannten deutschen Politik. Selbst in Oesterreich begannen die Wahlen in den deutschen Kronländern conservativer auszufallen; und der Neuwahlen in Preußen welche unmittelbar bevorstanden, scheint die Partei gleichfalls nicht ganz sicher gewesen zu seyn, denn namentlich in den annexirten Ländern rührte sich die Reklamation des Selbstbestimmungs-Rechtes, das von der Partei in der schleswig-holsteinischen Frage mit ellenlangen Buchstaben auf die Fahnen geschrieben worden war. Seitdem freilich war dieses Selbstbestimmungs-Recht zur ärgsten Ketzerei in den Augen der liberal-nationalen Partei geworden.

Der schwerste Schlag war die zweimalige Niederlage der Partei bei den bayerischen Wahlen gewesen. Ihre Führer haben mündlich und schriftlich ausgesprochen, daß die „Ultramontanen" in Bayern nie und nimmer zu maßgebendem Einfluß gelangen dürften, eher müßten „die Preußen kommen". Und als die Kriegsfrage plötzlich hereinbrach, da glaubten sie in der That, daß nun die Preußen gekommen seien. Das las man deutlich aus den freudestrahlenden Gesichtern einiger Herren im Ständesaal; sofort griffen sie auch zu dem Haupthebel ihrer Triumphe, indem sie den gebildeten Straßenpöbel in Masse aufboten. Seitdem kann man in ihren Organen ohne Dechiffrirungs-Kunst lesen, daß *sie* den Krieg weniger gegen Frankreich führen als gegen die große Mehrheit des eigenen Volkes. Der Krieg gegen die Franzosen dient *ihnen* als

Deckmantel für ihre Parteizwecke, allerdings als ein Schirm von vortrefflicher Qualität, ſo lange man nicht entſchloſſen zuſchaut, was für Abſichten es ſind, die unſer Volk mit den Blutſtrömen ſeiner Söhne fördern ſoll.

Nun wagt aber auch ein Blatt wie die „Berliner Kreuzzeitung“ mit der Behauptung daher zu kommen: einen „guten Theil der Verantwortung“ für den Ausbruch des Krieges trage ſicherlich „die Partei welche in Bayern den letzten Miniſterwechſel hervorgerufen hat.“ Es iſt die Münchener Correſpondenz des Junker-Blatts, welches dieſe Behauptung aufſtellt, und die Beweisführung des Mannes beſteht einfach darin, daß er den Satz vertheidigt, der Sturz des Miniſters Fürſten von Hohenlohe ſei in Paris mit Recht als ein Akt der franzoſen-freundlichen Geſinnung von Seite der Kammermehrheit verſtanden worden und darauf habe man ſich am Hofe der Tuilerien verlaſſen. Ja, das Blatt ſcheut ſich nicht die elende Verdächtigung auszuſprechen: „Wer jetzt den casus foederis nicht anerkannte, der wollte ihn eben niemals anerkennen.“ Der Ausſchuß der bayeriſchen Kammer war umgekehrt der Meinung: wenn in dem Fall der ſpaniſchen Kronfrage der casus foederis anerkannt werden müßte, dann gäbe es eben gar keinen Fall mehr, wo der casus foederis nicht vorläge, und bedeutete ſomit der Allianzvertrag die unbedingte Unterwerfung unter die kriegeriſchen Machtgebote Preußens. Auf welcher Seite ſtand da die Logik?

Es iſt ſchwer, gerade dieſem Berliner Organ gegenüber nicht unverhüllt zu ſagen, was für Leute es ſind die in ihren Spalten ihren Sold verdienen an der bayeriſch-patriotiſchen Partei. Es gab ein einziges Blättlein in Bayern, das im Verdacht ſtehen konnte eine franzöſiſche Allianz anzuſtreben, und gerade der Redakteur dieſes Blattes war bis zum Jahre 1866 geſchätzter Münchener Correſpondent der — Berliner „Kreuzzeitung“. Allerdings war das in einer Zeit, wo dieſes Berliner Organ, damals noch nicht einmal in Compagnie mit der Preſſe des Nationalliberalismus, auf dem

ſelben doch in ihren Stimmungen und Empfindungen einander unwillkürlich nahe gebracht ſeyn und durch ein moraliſches Band verknüpft aus der Kriſis hervorgehen, das man als latente Coalition oder wie immer bezeichnen mag. Von da an wird Frankreich wieder natürliche Bundesgenoſſen haben. Preußen aber, wenn es der national-liberalen Partei unſere ſelbſtſtändige Staatsexiſtenz unterwühlen hilft — wird nur gereizte und mißtrauiſche Rivalen um ſich her erblicken. Gerade die Unterwerfung der ehemals verbündeten Südſtaaten würde als der unumſtößlichſte Beweis eines unerſättlichen Machtdurſtes vor aller Welt daſtehen; und keine Nationalität in Europa würde ſich mehr ſicher fühlen im eigenen Hauſe.

Das ſcheinen uns praktiſche Geſichtspunkte zu ſeyn, gegen die alle Phraſen der national-liberalen Partei nichts vermögen. Die Partei hat immer den Mund vollgenommen von Friede, Freiheit, Recht, in Wahrheit aber iſt ſeit dem großen Wort: „Bleiben Sie mir mit der Legitimität vom Halſe", aus ihren modernen Ideen auch in Deutſchland nichts Anderes hervorgegangen als Krieg und Gewaltthat, Willkür und Unterdrückung. Dazu dürfte aber doch die Geſellſchaft des 19. Jahrhunderts nicht endgültig da ſeyn, um durch einen deutſchen Militärſtaat in die Barbarei eines eiſernen Zeitalters zurückgeführt zu werden; und dahin müßte es kommen, wenn kein anderer Friede mehr möglich wäre als ein ſolcher, zwiſchen deſſen Zeilen bereits der neue Krieg geſchrieben ſteht.

Die moderne Idee der Nichtintervention hat jetzt nach allen Seiten hin ihre gräßlichen Dienſte gethan. Das Wort „Congreß" iſt heute noch verpönt. Und doch fordert das Intereſſe der Menſchheit und der Menſchlichkeit, daß in Europa wieder ein poſitiver und garantirter Rechtszuſtand eingeführt werde. Jeder andere Friede iſt kein Friede!

in offener Sitzung des Dubliner „Allianz"-Congresses bestätigte, die Theologie größtentheils in der Gewalt von Männern ist, welche dem Glauben an die Dreieinigkeit und an die Gottheit Jesu völlig ferne stehen.

Diese innere Zerrissenheit hat dazu geführt, daß die calvinistische Generalsynode 1854 folgenden Beschluß faßte: „Da es doch unmöglich sei, auch in dem kürzesten Glaubensbekenntniß alle Wünsche und Meinungen zu vereinigen, so gebe die Kirche Abweichungen von den symbolischen Schriften frei; doch solle man das Wesen: Ehrfurcht vor der heiligen Schrift und den Glauben an den Seligmacher der Sünder festhalten." Die natürliche Folge dieses Beschlusses war die Abschaffung der Verpflichtung über den Heidelberger Katechismus zu predigen, womit das letzte confessionelle Band fiel, welches alle Prediger bisher noch umschlang. So lehrt denn und predigt jeder, wie Molenaar sagt, was er will; und die Generalsynode, welche trotzdem bei ihrem jährlichen Zusammentritt wie die synodale Commission von der „Lehre unserer Kirche" redet, gibt auf alle Anfragen über diese und das Bekenntniß abweisende oder ausweichende Antworten.

Die Prediger können sich somit über beschränkende Fesseln in ihrer Lehrthätigkeit sicher nicht beklagen, indem ihrem Subjektivismus der weiteste Spielraum gelassen ist. Dagegen haben die Gemeinden weniger Grund, mit dieser vollen Lehrfreiheit ihrer Pastoren zufrieden zu seyn, da es nichts weniger als in ihrer Hand ist, sich eines ungläubigen Hirten zu erwehren. Dieses Recht der Gemeinden sollte vom protestantischen Standpunkte des allgemeinen Priesterthums aus doch sicher evident seyn, zumal die Formalitäten, welche der Anstellung eines Predigers vorangehen, auch darauf hindeuten. Nach der Erwählung eines Pastors durch das Consistorium und nach dessen vorläufiger Annahme wird nämlich an drei Sonntagen dessen Name von der Kanzel der ihm bestimmten Kirche verkündet, „um", wie die Formel lautet, „zu hören, ob Niemand dem Consistorium etwas in

zur vollen Leitung aller religiöſen Angelegenheiten competent iſt, ohne daß ihre Beſchlüſſe dem königlichen Placet unterliegen. Und endlich hat, was ſicher nicht zu unterſchätzen iſt, der niederländiſche Calvinismus auch noch den Strahlenkranz ſtolzer hiſtoriſcher Erinnerungen für ſich, indem der Sieg über Spanien mit ſeinem Siege zuſammenfällt. Nun entſproßt zwar dieſen ſtolzen Erinnerungen, welche die nationale Eitelkeit kitzeln, die calviniſtiſche Antipathie gegen alles Katholiſche, welche eine ſchroffere und feindlichere Trennung der beiden Confeſſionen zur Folge hat, als dieß irgendwo in Deutſchland der Fall ſeyn dürfte; aber ſie haben doch nicht verhindert, daß das calviniſtiſche Dogma, die Dordrechter Orthodoxie aus dem Bewußtſeyn der Mehrzahl ganz und gar entſchwunden iſt.

Demgemäß ſind die Zuſtände und Ausſichten des Calvinismus in Holland düſter und troſtlos genug; von einem Aufſchwung kann von vorneherein keine Rede ſeyn. Iſt ja doch ſelbſt das äußere kirchliche Leben eines großen Theils der calviniſtiſchen Bevölkerung in der Wurzel angegriffen. Der ganze Gottesdienſt beſteht in einer meiſt ſehr langen, häufig abgeleſenen Predigt; das Abendmahl wird nur alle Vierteljahre abgehalten und der Religionsunterricht der Jugend von der Bequemlichkeit der Prediger ſogenannten „Katechiſirmeiſtern“ überlaſſen, welche hiebei noch ein Handwerk zu treiben pflegen. Selbſt die Zahl der Kirchen iſt auffallend gering, indem z. B. Rotterdam mit ſeinen 104,000 Einwohnern bis vor kurzer Zeit nur vier Kirchen hatte. Ueberdieß werden in den Kirchen meiſt die Plätze vermiethet, ſo daß ſelbſt im Hauſe des Herrn der Arme ſeine Armuth fühlen muß und unter Umſtänden vom Kirchenbeſuch geradezu ausgeſchloſſen iſt. Auch das Begräbniß wird nicht als ein religiöſer Akt betrachtet und Todesfälle werden demnach dem Geiſtlichen nicht einmal angezeigt.

Das äußere kirchliche Leben des Calvinismus iſt der genaueſte Ausdruck ſeiner inneren Zerriſſenheit. Das Bild

daraus entſpringen würde, wenn wir nur einmal den Finger geboten hätten. Hätte unſere Politik die Oberhand erhalten, ſo ſtünden wir jetzt anders als wir ſtehen, gegenüber den unerhörten Zumuthungen des National-Liberalismus. Trotz Allem aber hoffen wir doch noch, daß dieſelben ſcheitern werden an dem geſunden Sinne des Volkes. Soweit iſt es noch nicht, daß die Patrioten Bayerns und Württembergs vergebens knirſchen müßten über ihr Schickſal, wie der öſterreichiſche Beobachter gemeint hat.

Verbleibt der machttrunkenen Politik Preußens nur noch ein beſcheidenes Maß von kluger Vorſicht, dann wird ſie ſelber beſtrebt ſeyn die intendirte Ueberbrückung des Mains durch die Hände des National-Liberalismus zu hindern. Wir wiederholen den Satz: zwiſchen der jetzt bevorſtehenden Demüthigung Frankreichs und der von 1815 beſteht ein großer Unterſchied. Die Coalition wird gegen dieſe Macht nicht mehr vorkommen, aber ſie könnte in anderer Richtung eine Wahrheit werden; und die Thatſache iſt doch gleichfalls nicht abzuläugnen, daß aus dem gegenwärtigen Kriege auch der Sieger nicht anders als tief erſchöpft und aus tauſend ſocialen Wunden blutend hervorgehen wird, während den zuſchauenden Mächten die Schonung um ſo beſſer bekommen haben wird.

Sollte der Krieg vor Paris ſich in die Länge ziehen, ſo iſt ſogar heute noch nicht alle Gefahr der Einmiſchung beſeitigt. Italien hat endlich ſeinem Umſturzwerk die Krone aufgeſetzt; es hat Rom und den Kirchenſtaat verſchlungen. Darin liegt vor Allem der Beweis, daß die Republik in Paris gar manche Verhältniſſe anders gelagert hat, als ſie unter dem Scepter des Imperators geſtaltet waren. Wie, wenn Italien jetzt an die franzöſiſche Nation den Dank abſtatten wollte, den es wegen des Zwieſpalts der eigenen Parteien dem Imperator nicht mehr erſtatten konnte?

Wenn aber auch im gegenwärtigen Stadium alle Mächte die ruhigen Zuſchauer ſpielen bis an's Ende, ſo dürften die-

ſelben doch in ihren Stimmungen und Empfindungen einander unwillkürlich nahe gebracht ſeyn und durch ein moraliſches Band verknüpft aus der Kriſis hervorgehen, das man als latente Coalition oder wie immer bezeichnen mag. Von da an wird Frankreich wieder natürliche Bundesgenoſſen haben. Preußen aber, wenn es der national-liberalen Partei unſere ſelbſtſtändige Staatsexiſtenz unterwühlen hilft — wird nur gereizte und mißtrauiſche Rivalen um ſich her erblicken. Gerade die Unterwerfung der ehemals verbündeten Südſtaaten würde als der unumſtößlichſte Beweis eines unerſättlichen Machtdurſtes vor aller Welt daſtehen; und keine Nationalität in Europa würde ſich mehr ſicher fühlen im eigenen Hauſe.

Das ſcheinen uns praktiſche Geſichtspunkte zu ſeyn, gegen die alle Phraſen der national-liberalen Partei nichts vermögen. Die Partei hat immer den Mund vollgenommen von Friede, Freiheit, Recht, in Wahrheit aber iſt ſeit dem großen Wort: „Bleiben Sie mir mit der Legitimität vom Halſe", aus ihren modernen Ideen auch in Deutſchland nichts Anderes hervorgegangen als Krieg und Gewaltthat, Willkür und Unterdrückung. Dazu dürfte aber doch die Geſellſchaft des 19. Jahrhunderts nicht endgültig da ſeyn, um durch einen deutſchen Militärſtaat in die Barbarei eines eiſernen Zeitalters zurückgeführt zu werden; und dahin müßte es kommen, wenn kein anderer Friede mehr möglich wäre als ein ſolcher, zwiſchen deſſen Zeilen bereits der neue Krieg geſchrieben ſteht.

Die moderne Idee der Nichtintervention hat jetzt nach allen Seiten hin ihre gräßlichen Dienſte gethan. Das Wort „Congreß" iſt heute noch verpönt. Und doch fordert das Intereſſe der Menſchheit und der Menſchlichkeit, daß in Europa wieder ein poſitiver und garantirter Rechtszuſtand eingeführt werde. Jeder andere Friede iſt kein Friede!

Programm zu umschreiben. Die Leiden der Revolution und die Befreiungskriege, noch mehr die Stürme von 1830 hatten den religiösen Aufschwung des Calvinismus, den die Partei mit le réveil bezeichnet, vorbereitet. Viele machten sich los von der seichten Aufklärerei des 18. Jahrhunderts und fanden sich wieder auf dem Boden der großen biblischen Wahrheiten zusammen. Um so mehr contrastirte mit ihren religiösen Gefühlen der Zustand der reformirten Kirche Hollands, was für einen Theil die Trennung von der Staatskirche zur Folge hatte. Die andern mißbilligten zwar dieses Vorgehen als schädlich für die Interessen der Kirche; aber indem sie es als Opposition des Inhalts gegen die Form, der rechtmäßigen (légitime) Ordnung gegen die gesetzliche (légal), der Einheit der Lehre gegen die des Reglement betrachteten und geltend machten, daß die Kirche nach der Definition von Bereyer lediglich „die Gemeinschaft der Seelen sei, welche durch den gleichen Glauben vor Gott geeinigt seien" (la société des âmes, que les mêmes croyances lient devant Dieu), erhoben sie sich für die Gewissensfreiheit der Separatisten und legten Protest ein gegen ihre Verfolgung. Gleichzeitig aber erklärten sie, daß man in der Kirche zurückbleiben müsse, und zwar um darin zu kämpfen mit dem Eifer und dem Opfergeist, der die Ausgeschiedenen beseele. Sie richteten darum 1842 eine mit zahlreichen Unterschriften bedeckte Adresse für die Aufrechthaltung des Glaubensbekenntnisses an die Synode, freilich ohne Erfolg. Weiter verlangten sie in der Frage des theologischen Unterrichtes an den Universitäten für die Kirche entweder das Recht, eigene Seminarien für die Erziehung ihrer Pastoren zu unterhalten oder aber das Recht, die Professoren der theologischen Fakultäten zu erwählen. Auch für das bedrohte kirchliche Recht der Gemeinden, un- und irrgläubige Pastoren sich ferne zu halten, traten sie ein, ohne hier wie in den andern Beziehungen zum Ziele zu kommen. Sie erließen darum, namentlich in Rücksicht auf die Weigerung der Synode, auf die Wünsche

Betreff ſeiner Lehre oder ſeines Lebens mitzutheilen habe, was ſeine Beſtätigung im Amte hindern müßte", oder wie das Reglement betreffs vakanter Poſten ſich ausdrückt, „um ſich zu verſichern, daß Niemand geſetzliche Hinderniſſe gegen ſeine Berufung geltend mache." Das alles iſt aber nur leere Form, reine Illuſion. Dreimal bereits ſtrengten Gemeinden Prozeſſe an, einmal 1846, zweimal 1854, um ſich ungläubige Paſtoren ferne zu halten, und was war die Folge? Im erſten Falle läugnete man einfach die Thatſache der Heterodoxie des Betreffenden, im zweiten anerkannte man zwar, daß die reformirte Kirche ein Bekenntniß habe, läugnete aber dafür die Möglichkeit ſeiner Definition, und im dritten ſchob man den Anklägern, die meiſt ohne theologiſche Bildung waren, den Beweis der Heterodoxie zu, während gerade die geiſtliche Behörde allein hiezu competent geweſen wäre. So werden die Gemeinden völlig wie Heerden behandelt, und müſſen ſie ſich auch „Wölfe in Schafskleidern" als Hirten gefallen laſſen. (Chantepie de la Saussaye: La crise religieuse en Hollande, Leyde, 1860, p. 67).

Unter dieſen Verhältniſſen muß der Unglaube und Indifferentismus in Holland immer größere Dimenſionen annehmen. Kein Wunder alſo, daß die ſogenannte „moderne Theologie" fort und fort ſich ausbreitet und Boden gewinnt. Die Anhänger dieſer „modernen Theologie" im Gegenſatze zu der „antiken" wollen Chriſten und zwar die aufgeklärteſten Chriſten ſeyn; ſie wollen die proteſtantiſche Kirchengemeinſchaft nicht aufgeben, und thun alles um von ihr nicht ausgeſchloſſen zu werden; aber ſie haben allen Glauben über Bord geworfen. Sie läugnen die Vorſehung, die Nützlichkeit des Gebetes, die Nothwendigkeit des Vertrauens auf Gott und der Furcht Gottes und die Exiſtenz des Teufels; alles das läugnen und verabſcheuen ſie. Und doch wollen ſie Proteſtanten ſeyn und bleiben. Hochgelehrte Profeſſoren der Univerſitäten, begabte Publiciſten, Abgeordnete bekennen ſich öffentlich zu dieſen Lehren und viele Prediger verkündigen

ſie von ihren Kanzeln. (De Nederlandsche schoolwet, door t van Gistel, bl. 44.)

Neben dieſen Anhängern der „modernen Theologie“ gibt es zahlloſe andere, welche von der Religion thatſächlich nichts wiſſen wollen und ihr gegenüber vollkommen indifferent ſind. Groen van Prinſterer ſelbſt geſteht, daß religiöſe Fragen „theilweiſe bei den höhern Claſſen welche überall ſich gleichen, theilweiſe auch bei der Mittelklaſſe“ auf Aufmerkſamkeit nicht rechnen können, und er ſetzt ſeine Hoffnung einzig auf das niedere Volk (peuple) „dieſen beträchtlichen Theil der Nation, der lange, mehr als die höheren Schichten der Geſellſchaft, vom Hauche des Unglaubens und des Rationalismus bewahrt blieb“. (Le parti antir. p. 102). Und auch der Prediger Chantepie, ein hervorragender Theologe, ſieht ſich zu dem Geſtändniß veranlaßt, daß die reformirte Kirche, „wenn der gegenwärtige Zuſtand anhalte, ihrer Beſtimmung unmöglich genügen könne, ſondern, ſelbſt in der Auflöſung begriffen, den auflöſenden und zerſtörenden Mächten freien Lauf laſſe“. (Dtſch. Zeitſchrift 1855, S. 206).

Düſter und traurig genug lauten ſomit die Urtheile über den gegenwärtigen Stand und die Ausſichten der reformirten Kirche Hollands, die ſich von Jahr zu Jahr verſchlimmern. Dieſer Nothzuſtand, die Unzufriedenheit mit der beſtehenden Kirche, ihrer Bekenntnißloſigkeit, ihrem allgemeinen Abfall von den Lehren der Reformationszeit und ihrem gänzlichen Mangel an Diſciplin rief in den dreißiger Jahren eine Reaktion hervor. Aber gleich im Werden theilte ſich dieſe nach zwei Richtungen. Die Einen verzweifelten an jedem Erfolg innerhalb der beſtehenden Kirche und ſchritten unter Leitung der Prediger de Cock und Scholte zur Conſtituirung einer getrennten und reformirten Kirche, welche in einer Anzahl kleiner Gemeinden über das ganze Land hin verbreitet iſt. Begreiflicher Weiſe erregte dieſer Schritt das größte Aufſehen. „Die Synode, die wenig mehr als ein Verwaltungskörper, ein Produkt der weltlichen Macht

Bauche lag vor dem französischen Imperator, damit der „Repräsentant der großen Nation", der zur Zeit auf der Wilhelmshöhe bei Kassel vegetirt, sich ja nicht mucke in dem Moment wo der „Stoß-in's-Herz" gegen Oesterreich vollführt werden sollte. Napoleon war es ja, der dieser That den Rücken gedeckt hat, und das hat er bei Sedan gebüßt.

Der fragliche Correspondent der „Kreuzzeitung" behauptet ferner, daß der gesammte Inhalt der Enthüllungen des Grafen Bismark seit dem 29. Juli, daß insbesondere die sogenannten „Anerbietungen Frankreichs an Preußen", dem Fürsten Hohenlohe bekannt gewesen seien, „zwar nicht durch die Diplomatie, aber durch andere bessere Informirungen." War das wirklich der Fall, nun dann müßte man annehmen daß Fürst Hohenlohe wirklich schon mehr preußischer als bayerischer Minister gewesen, und man müßte zugleich annehmen, daß der Fürst so zuversichtlich wie Graf Bismark selber geglaubt habe, es werde dem preußischen Staatsmanne doch noch gelingen ein Arrangement mit Frankreich zu Stande zu bringen, sei es auf Kosten Belgiens und trotz des „Eigensinns des Königs", des preußischen nämlich, oder wie immer.

Jedenfalls hätte Fürst Hohenlohe — wenn er wirklich, wie die „Kreuzzeitung" behauptet, in das geheime Intriguen-Spiel zwischen Napoleon und Bismark eingeweiht war — der bayerischen Kammer gegenüber nicht das solcher geheimen Wissenschaft entsprechende Verhalten eingeschlagen. Der Adreß-Entwurf der Kammermehrheit enthielt unter Anderm die Stelle: „Aber wir leben in einer Zeit die zu entscheidenden Krisen drängt, und wo von europäischen Rechtszuständen kaum mehr die Rede seyn kann." Gerade diese Stelle wurde von Seite der Regierung entschieden bestritten, da sie geeignet sei ohne jeden Grund unnütze Befürchtungen und Mißtrauen im Lande zu verbreiten, somit das erfreuliche Wiederaufblühen im Handel und Wandel zu stören, während doch, wie die betreffenden Ressortminister übereinstimmend versicherten, der Friede nie gesicherter gewesen sei als eben

mus, und aus der neueren Zeit die Erklärung der theologischen Schule von Genf von 1831, mit denen die Groeniſten ſich in Einklang wiſſen. Was die alte Orthodoxie von Dordrecht betrifft, ſo glaubte man dieſelbe als ihr Credo betrachten zu dürfen, um ſo mehr „als die Theologie von Dordrecht nicht mehr und nicht weniger als die Theologie der Reformation iſt“ (Le p. antir. p. 17). Die Hauptarbeit der Synode von Dordrecht 1618—19 war nämlich die ausführliche Erklärung des Streitpunktes in den arminianiſchen Zwiſten, des Dogmas der Prädeſtination, und Groen van Prinſterer behauptet, daß dieſelbe mit dem Beharren auf dem Dogma der Auserwählung und ſeiner genau umgrenzten Formulirung vollkommen Recht gehabt habe, weil damals die Läugnung der Auswählung das erſte Glied einer logiſchen Deduktion war, welche auf das bedingte Heil hinausgelaufen wäre. (Le p. antir. p. 18). Aber, ſagt er, „indem wir die Unbeugſamkeit unſrer Väter billigen, müſſen wir uns hüten blind ihrem Beiſpiel zu folgen . . . Eine Wahrheit, um die ſich der evangeliſche Streit concentrirte, kann von ganz ſekundärer Bedeutung werden, je nachdem die Umſtände ſie mit den Grundwahrheiten des Evangeliums in Beziehung ſetzen oder ſie iſoliren. Im Zuſammenhange der arminianiſchen Irrthümer mit dem Pelagianismus und dem Socinianismus lag damals die wahre Gefahr; heute dagegen finden das Dogma der Prädeſtination, oft ſchlecht begriffen, und die Canonen von Dordrecht, für gewöhnlich ſehr wenig gekannt, unter den achtenswertheſten Chriſten heftige Gegner. Die nämliche Formel, welche damals vor einer falſchen Verbrüderung ſicherte, würde heute ein Hinderniß einer wahren ſeyn. Wie ſollen wir alſo unſre Väter vernünftig nachahmen? . . . Indem wir mehr als je an der Lehre von der Gnade feſthalten, aber ohne das Symbol unſrer Einheit in einer myſteriöſen und unergründlichen Lehre zu ſuchen“. (Le p. antir. p. 19). Es iſt ſomit die alte Orthodoxie von Dordrecht damit unter das Nebenſächliche verwieſen, und Groen van

haben. Sie könnten sich dann darauf gefaßt machen, als Erbstatthalter noch einige Jahre oder Jahrzehnte zu regieren, bis man diese Würde als eine überflüssige beseitigen wird. Vergebens würden dann die bayerischen und württembergischen Patrioten über das Schicksal knirschen, das ihnen zu Theil wird. Diese Thatsache, vor deren Erkenntniß sich kein Einsichtiger verschließt, beweist am deutlichsten, daß es denn doch kein deutscher Krieg ist, sondern nur ein preußischer, der in diesen Tagen geführt wird. Deutsch würden wir einen Krieg nennen, wenn das deutsche Volk so frei wäre, um nach einem Siege sein eigenes Schicksal bestimmen zu können. Preußisch nennen wir den Krieg, weil, wenn er gewonnen wird, es nur Preußen ist, welches den Sieg nach seinem eigenen partikularen Interesse auszunützen vermag**).

Es liegt klar zu Tage, daß die Führer der nationalliberalen Partei bei uns Himmel und Hölle aufbieten, um die eben angeführten Prophezeiungen wahr zu machen. Sie glauben den Moment ihres vollständigen Triumphes jetzt gekommen. Als unweigerliche Folge des Sieges über die Franzosen stellen sie die Forderung auf, daß unser Land seine unabhängige politische Existenz in die Hände Preußens aufgeben müsse. Was von unserer staatlichen Selbstständigkeit aus der Niederlage von 1866 noch gerettet worden ist, das soll jetzt verloren gehen durch den Sieg unserer Waffen; dafür sollen unsere tapfern Landeskinder die Ströme ihres Bluts vergossen haben, daß ein unabhängiger Staat Bayern künftig nicht mehr bestehe.

So unglaublich eine solche Logik klingt, wir sahen das kommen. Darum wollten wir den Krieg, wenn er nicht mehr zu vermeiden war, nur als selbstständige Macht, nur als *Allianzkrieg* führen, und bis zu einem Ziele das *wir* mitzubestimmen hätten, also nicht unter dem obligatorischen Obercommando Preußens. Wir wußten wohl was

*) Wiener Wochenschrift von E. Warrens vom 24. Juli 1870.

XXXI.

Das Concil und seine Beschlüsse.

(Vorwort eines Laien.)

Es ist wahrlich weit gekommen mit der Verwirrung der Geister und der Gewissen, wenn ein Organ wie die „Histor. polit. Blätter" nahebei genöthigt ist, mit Entschuldigungen zu beginnen für Abhandlungen über das Concil und dessen Beschlüsse, weil diese Abhandlungen nicht in das Horn der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" stoßen. Wer hätte solche Wendungen ahnen können am Anfange jener lebensvollen Entwicklung, die vor einem Menschenalter in Köln ihren Ursprung nahm und welcher das öcumenische Concil durch alle seine Beschlüsse, und nicht am wenigsten durch den über das höchste Lehramt des Papstes, den Schlußstein eingesetzt hat.

Wir haben, wie den Lesern erinnerlich seyn wird, nicht zu denen gezählt, welche die fragliche Definition herbeigewünscht haben. Wir zitterten vor der Eventualität; denn unsere Zeit ist schwach an Willen und hoffärtig an Geist, die moralische Seuche der liberalen Phrase wirkt unter den Gebildeten epidemisch und uns lag vor Allem der kirchliche Friede, namentlich im deutschen Vaterlande am Herzen. Nachdem aber zum erstenmale wieder seit dreihundert Jahren

ſelben doch in ihren Stimmungen und Empfindungen einander unwillkürlich nahe gebracht ſeyn und durch ein moraliſches Band verknüpft aus der Kriſis hervorgehen, das man als latente Coalition oder wie immer bezeichnen mag. Von da an wird Frankreich wieder natürliche Bundesgenoſſen haben. Preußen aber, wenn es der national-liberalen Partei unſere ſelbſtſtändige Staatsexiſtenz unterwühlen hilft — wird nur gereizte und mißtrauiſche Rivalen um ſich her erblicken. Gerade die Unterwerfung der ehemals verbündeten Südſtaaten würde als der unumſtößlichſte Beweis eines unerſättlichen Machtdurſtes vor aller Welt daſtehen; und keine Nationalität in Europa würde ſich mehr ſicher fühlen im eigenen Hauſe.

Das ſcheinen uns praktiſche Geſichtspunkte zu ſeyn, gegen die alle Phraſen der national-liberalen Partei nichts vermögen. Die Partei hat immer den Mund vollgenommen von Friede, Freiheit, Recht, in Wahrheit aber iſt ſeit dem großen Wort: „Bleiben Sie mir mit der Legitimität vom Halſe", aus ihren modernen Ideen auch in Deutſchland nichts Anderes hervorgegangen als Krieg und Gewaltthat, Willkür und Unterdrückung. Dazu dürfte aber doch die Geſellſchaft des 19. Jahrhunderts nicht endgültig da ſeyn, um durch einen deutſchen Militärſtaat in die Barbarei eines eiſernen Zeitalters zurückgeführt zu werden; und dahin müßte es kommen, wenn kein anderer Friede mehr möglich wäre als ein ſolcher, zwiſchen deſſen Zeilen bereits der neue Krieg geſchrieben ſteht.

Die moderne Idee der Nichtintervention hat jetzt nach allen Seiten hin ihre gräßlichen Dienſte gethan. Das Wort „Congreß" iſt heute noch verpönt. Und doch fordert das Intereſſe der Menſchheit und der Menſchlichkeit, daß in Europa wieder ein poſitiver und garantirter Rechtszuſtand eingeführt werde. Jeder andere Friede iſt kein Friede!

XXX.

Streiflichter auf die holländiſchen Schulverhältniſſe.

II. Die confeſſionellen Verhältniſſe der Gegenwart.

Holland iſt einſt das Land des claſſiſchen Calvinismus geweſen, wo durch den arminianiſchen Streit und die dadurch veranlaßte Fixirung und Abſchließung der calviniſtiſchen Lehre über die Gnade, die Prädeſtination und die Rechtfertigung die wichtigſten calviniſtiſchen Dogmen feſtgeſtellt wurden. Mit vollem Rechte nennt darum Döllinger die Dordrechter Synode von 1618 den Glanzpunkt der früheren Geſchichte des reformirten Proteſtantismus. Aber von dieſer Höhe calviniſtiſchen Ruhmes iſt Holland längſt herniedergeſtiegen. Während die Dordrechter Orthodoxie in England, Schottland und Nordamerika noch immer Anhänger zählt, ſind ſie in der Heimath zu einer kleinen Schaar zuſammengeſchmolzen.

Allerdings bekennen ſich zum Calvinismus unter einer Bevölkerung von 3,348,747 (1859) nach einer Zählung von 1856 1,668,443 Seelen. Zudem ſteht er völlig frei und unabhängig da, indem durch die neue Verfaſſung von 1852 ihm die größte Freiheit und Selbſtſtändigkeit der Bewegung zugeſprochen iſt, ſo zwar daß die freigewählte Generalſynode

zur vollen Leitung aller religiöſen Angelegenheiten competent iſt, ohne daß ihre Beſchlüſſe dem königlichen Placet unterliegen. Und endlich hat, was ſicher nicht zu unterſchätzen iſt, der niederländiſche Calvinismus auch noch den Strahlenkranz ſtolzer hiſtoriſcher Erinnerungen für ſich, indem der Sieg über Spanien mit ſeinem Siege zuſammenfällt. Nun entſproßt zwar dieſen ſtolzen Erinnerungen, welche die nationale Eitelkeit kitzeln, die calviniſtiſche Antipathie gegen alles Katholiſche, welche eine ſchroffere und feindlichere Trennung der beiden Confeſſionen zur Folge hat, als dieß irgendwo in Deutſchland der Fall ſeyn dürfte; aber ſie haben doch nicht verhindert, daß das calviniſtiſche Dogma, die Dordrechter Orthodoxie aus dem Bewußtſeyn der Mehrzahl ganz und gar entſchwunden iſt.

Demgemäß ſind die Zuſtände und Ausſichten des Calvinismus in Holland düſter und troſtlos genug; von einem Aufſchwung kann von vorneherein keine Rede ſeyn. Iſt ja doch ſelbſt das äußere kirchliche Leben eines großen Theils der calviniſtiſchen Bevölkerung in der Wurzel angegriffen. Der ganze Gottesdienſt beſteht in einer meiſt ſehr langen, häufig abgeleſenen Predigt; das Abendmahl wird nur alle Vierteljahre abgehalten und der Religionsunterricht der Jugend von der Bequemlichkeit der Prediger ſogenannten „Katechiſirmeiſtern“ überlaſſen, welche hiebei noch ein Handwerk zu treiben pflegen. Selbſt die Zahl der Kirchen iſt auffallend gering, indem z. B. Rotterdam mit ſeinen 104,000 Einwohnern bis vor kurzer Zeit nur vier Kirchen hatte. Ueberdieß werden in den Kirchen meiſt die Plätze vermiethet, ſo daß ſelbſt im Hauſe des Herrn der Arme ſeine Armuth fühlen muß und unter Umſtänden vom Kirchenbeſuch geradezu ausgeſchloſſen iſt. Auch das Begräbniß wird nicht als ein religiöſer Akt betrachtet und Todesfälle werden demnach dem Geiſtlichen nicht einmal angezeigt.

Das äußere kirchliche Leben des Calvinismus iſt der genaueſte Ausdruck ſeiner inneren Zerriſſenheit. Das Bild

r holländiſchen Kirche iſt nicht erfreulich; geſpalten in zwei heile, welche mehr als je ſich gegenüberſtehen, iſt ſie gehmt in all ihrem Thun und Laſſen. Und zwiſchen dieſen eiden Theilen ſcheint nicht nur jede Ausſicht auf Beilegung er Differenzen, ſondern ſelbſt auf Eröffnung einer ernſten Diskuſſion mehr und mehr zu ſchwinden. Selbſt Groen van Prinſterer klagt in ſeiner Schrift: Le parti antirévolutionnaire et confessionnel dans l'église réformée des Pays-Bas 1860, daß es unmöglich ſcheine, für den Augenblick wenigſtens die herrſchende Verwirrung (confusion qui règne parmi nous) und die hieraus reſultirenden traurigen Folgen für die religiöſen und moraliſchen Intereſſen der Nation zu beſeitigen. Die Todeswaſſer des Unglaubens in Rationalismus, Pantheismus und Materialismus durchſickern und durchfreſſen mehr und mehr die Familie, Staat und Kirche ſchützenden Dämme (Meßner, Ev. Kirchenzeitung 16. März 1861).

Die beiden Parteien, in welche der holländiſche Calvinismus zerriſſen iſt, können wir ganz gut der Signatur der Zeit gemäß als die Parteien des Unglaubens und Glaubens bezeichnen. Leider iſt der gläubige Theil der Calviniſten in einer ſehr kleinen Minorität. Die große Mehrzahl iſt um ſo rettungsloſer dem Unglauben verfallen, als auch weitaus die Majorität der Paſtoren ihrer Erziehung entſprechend dieſer Richtung huldigt. Dieſe liegt den theologiſchen Fakultäten an den Univerſitäten ob. Die Profeſſoren der Fakultäten wählt indeß der Staat, und zwar ohne alle Rückſicht auf ihr Bekenntniß, lediglich mit Bezugnahme auf ihre wiſſenſchaftlichen Leiſtungen. So konnte es kommen, daß ein proteſtantiſcher Stimmführer in bitterem Ernſte ſagen und behaupten durfte: „Die Theologie, die man an unſern Univerſitäten lehrt, iſt weder proteſtantiſch noch katholiſch; die Theologie wird an ihnen purement et simplement als Wiſſenſchaft ohne irgend eine dogmatiſche Färbung gelehrt. Das iſt ſo wahr, daß man jede Art von Dogma läugnen, ſelbſt völlig gottlos ſeyn und nichtsdeſtoweniger die Candidatur und ſogar

das Doktorat der Theologie erhalten kann.“ Der gute Mann wollte daraus folgern, daß „nichts also von Seiten des Staates verhindere, daß die Katholiken wie die Protestanten ihre — theologischen Studien auf einer dieser Universitäten machen könnten.“ Darunter hatte die zu Gröningen den größten Einfluß, welcher um so verderblicher war als sie in Christus nur einen potenzirten Sokrates sah, dessen Lehre auf absolute Wahrheit keinen Anspruch machen könnte, und so das Christenthum, wie Groen van Prieſterer sich ausdrückte, auf die Formen eines vollendeten Platonismus zurückführte. In letzterer Zeit schien die Leidener Schule das Uebergewicht zu erlangen, da zumal der jüngere Klerus zu ihr zählt. Sie dürfte jedoch noch schädlicher wirken, weil der verhüllte Atheismus und Pantheismus der Leidener sich das Ansehen einer tiefern spekulativen Begründung des calvinistischen Systems der unbedingten Prädestination gibt, während doch die ganze Theologie dieser Schule, welche „dem Christenthum eine neue Formel unterstellt und keinen Platz mehr hat für das was man Sünde nennt“, in der That nur zur Auflösung jeder Persönlichkeit, der göttlichen wie der menschlichen, führt. Von den Theologen der dritten Schule zu Utrecht wird dagegen gerühmt, daß sie, wenn auch nicht calvinistisch orthodox, doch christlich conservativer seien, als die der beiden andern Schulen.

Angesichts dieser Verhältnisse kann uns der Zustand und die Glaubenslosigkeit des calvinischen Klerus sicher nicht befremden. Es ist nur eine traurige Consequenz der auf den Hochschulen herrschenden Richtung, wenn offen behauptet werden kann, „daß von 1500 calvinischen Predigern 1400 Unitarier oder Socinianer seien“, und daß, wie Groen van Prinsterer sich ausdrückte, die Einheit der holländischen Kirche nur darin bestehe, daß alle ihre Prediger aus einer und derselben Kasse bezahlt würden, so zwar daß dieses Chaos den Namen einer Kirche nicht mehr verdiene. Anders kann es nicht seyn, wenn, wie der gläubige Calvinist Dr. Isaac da Costa

in offener Sitzung des Dubliner „Allianz"-Congresses bestätigte, die Theologie größtentheils in der Gewalt von Männern ist, welche dem Glauben an die Dreieinigkeit und an die Gottheit Jesu völlig ferne stehen.

Diese innere Zerrissenheit hat dazu geführt, daß die calvinistische Generalsynode 1854 folgenden Beschluß faßte: „Da es doch unmöglich sei, auch in dem kürzesten Glaubensbekenntniß alle Wünsche und Meinungen zu vereinigen, so gebe die Kirche Abweichungen von den symbolischen Schriften frei; doch solle man das Wesen: Ehrfurcht vor der heiligen Schrift und den Glauben an den Seligmacher der Sünder festhalten." Die natürliche Folge dieses Beschlusses war die Abschaffung der Verpflichtung über den Heidelberger Katechismus zu predigen, womit das letzte confessionelle Band fiel, welches alle Prediger bisher noch umschlang. So lehrt denn und predigt jeder, wie Molenaar sagt, was er will; und die Generalsynode, welche trotzdem bei ihrem jährlichen Zusammentritt wie die synodale Commission von der „Lehre unserer Kirche" redet, gibt auf alle Anfragen über diese und das Bekenntniß abweisende oder ausweichende Antworten.

Die Prediger können sich somit über beschränkende Fesseln in ihrer Lehrthätigkeit sicher nicht beklagen, indem ihrem Subjektivismus der weiteste Spielraum gelassen ist. Dagegen haben die Gemeinden weniger Grund, mit dieser vollen Lehrfreiheit ihrer Pastoren zufrieden zu seyn, da es nichts weniger als in ihrer Hand ist, sich eines ungläubigen Hirten zu erwehren. Dieses Recht der Gemeinden sollte vom protestantischen Standpunkte des allgemeinen Priesterthums aus doch sicher evident seyn, zumal die Formalitäten, welche der Anstellung eines Predigers vorangehen, auch darauf hindeuten. Nach der Erwählung eines Pastors durch das Consistorium und nach dessen vorläufiger Annahme wird nämlich an drei Sonntagen dessen Name von der Kanzel der ihm bestimmten Kirche verkündet, „um", wie die Formel lautet, „zu hören, ob Niemand dem Consistorium etwas in

haben. Sie könnten ſich dann darauf gefaßt machen, als Erbſtatthalter noch einige Jahre oder Jahrzehnte zu regieren, bis man dieſe Würde als eine überflüſſige beſeitigen wird. Vergebens würden dann die bayeriſchen und württembergiſchen Patrioten über das Schickſal knirſchen, das ihnen zu Theil wird. Dieſe Thatſache, vor deren Erkenntniß ſich kein Einſichtiger verſchließt, beweist am deutlichſten, daß es denn doch kein deutſcher Krieg iſt, ſondern nur ein preußiſcher, der in dieſen Tagen geführt wird. Deutſch würden wir einen Krieg nennen, wenn das deutſche Volk ſo frei wäre, um nach einem Siege ſein eigenes Schickſal beſtimmen zu können. Preußiſch nennen wir den Krieg, weil, wenn er gewonnen wird, es nur Preußen iſt, welches den Sieg nach ſeinem eigenen partikularen Intereſſe auszunützen vermag**).

Es liegt klar zu Tage, daß die Führer der nationalliberalen Partei bei uns Himmel und Hölle aufbieten, um die eben angeführten Prophezeiungen wahr zu machen. Sie glauben den Moment ihres vollſtändigen Triumphes jetzt gekommen. Als unweigerliche Folge des Sieges über die Franzoſen ſtellen ſie die Forderung auf, daß unſer Land ſeine unabhängige politiſche Exiſtenz in die Hände Preußens aufgeben müſſe. Was von unſerer ſtaatlichen Selbſtſtändigkeit aus der Niederlage von 1866 noch gerettet worden iſt, das ſoll jetzt verloren gehen durch den Sieg unſerer Waffen; dafür ſollen unſere tapfern Landeskinder die Ströme ihres Bluts vergoſſen haben, daß ein unabhängiger Staat Bayern künftig nicht mehr beſtehe.

So unglaublich eine ſolche Logik klingt, wir ſahen das kommen. Darum wollten wir den Krieg, wenn er nicht mehr zu vermeiden war, nur als ſelbſtſtändige Macht, nur als *Allianzkrieg* führen, und bis zu einem Ziele das *wir* mitzubeſtimmen hätten, alſo nicht unter dem obligatoriſchen Obercommando Preußens. Wir wußten wohl was

**) Wiener Wochenſchrift von E. Warrens vom 24. Juli 1870.

denen sich zu hüten, die nur dem Namen nach es sind; die fortwährende Erfahrung widerlege die Meinung, mit dem Gallikanismus seien die Protestanten am leichtesten zu bekehren; die von modernen Gelehrten vorgebrachten Schwierigkeiten seien in der Mehrzahl alte längst widerlegte Sophismen oder reine Entstellungen der kirchlichen Lehre u. s. f.*).

Außerhalb des Concils ward die Polemik mit einer Leidenschaftlichkeit und Vehemenz geführt, die weder die Person des heiligen Vaters noch den Primat des Stuhles Petri noch die von Klee und allen Theologen der Kirche mindestens als höchst achtungswürdige Meinung bezeichnete theologische Doktrin von der päpstlichen Unfehlbarkeit irgendwie respektirte. Letztere ward sogar mit der unerhörtesten Frechheit „Irrlehre", der Papst selbst „Neuerer, der gefährlichste und furchtbarste Feind der reinen Offenbarungs- und Kirchenlehre" genannt, die ganze Kirchenverfassung angegriffen und in Frage gestellt, dem Papstthum ein förmlicher Krieg angekündigt. Und wir — riefen die Bischöfe der Mehrheit aus — sollten das ruhig mitansehen, sollten einfach über eine brennende Frage zur Tagesordnung übergehen? Hieße das nicht soviel als Verrath an der Wahrheit? Hatten schon 1868 mehrere Bischöfe verlangt: es solle auf dem bevorstehenden Concil die kirchliche Lehre von der Untrüglichkeit des Papstes in seinen cathedralen Entscheidungen als Dogma

*) Erzbischof Dechamps von Mecheln Schreiben an Bischof Dupanloup vom 29. Nov. 1869 (deutsch Mainz bei Kirchheim 1870). Schreiben des Bischofs von Genf vom 16. und des Bischofs von Paderborn vom 27. Februar 1870. Msgr. Nardi: Sull' ultima lettera di Msgr. Vescovo d'Orleans. Napoli, Manfredi. Die zweite Antwort des Erzbischofs von Mecheln an den Bischof von Orleans gibt in der neuen Ausgabe (Malines, H. Dessain 124 S.) im Anhang noch mehrere interessante Schriftstücke, darunter einen Brief des heiligen Vincenz von Paul über die Opportunität der Verdammung des Jansenismus und eine Adresse der Universität Löwen für die Definition der päpstlichen Unfehlbarkeit.

war, ohne Anſehen, ohne moraliſchen Einfluß, erröthete nicht die Regierung um ihre Unterſtützung anzugehen und auf der ſtrengen Anwendung der Artikel zu beſtehen, welche der argwöhniſche Deſpotismus Bonapartes dem Strafgeſetzbuche einverleibt hatte". (Groen v. Prinsterer, le parti antir. etc. p. 21). Wirklich ließ ſich die Regierung hiezu verleiten und begann eine Verfolgung gegen die Separatiſten, deren Vorgehen erſt 1852 anerkannt wurde; 1853 wurde ihre Zahl auf 42,000 Seelen angegeben; andere Nachrichten ſprechen von 50—70,000. Aber auch unter ihnen iſt bereits wieder eine Spaltung über die calviniſche Hauptlehre (von dem ſteten Bewußtſeyn des eigenen Glaubens als weſentlichem Zeichen der Auswählung) ausgebrochen und regen ſich noch andere Zwiſtigkeiten. Viele von ihnen ſind überdieß nach Amerika ausgewandert, unter ihnen Scholte. Im Ganzen und Großen haben ſie ſomit auf die reformirte Kirche Hollands beſonderen Einfluß nicht ausgeübt.

Während de Cock und Scholte ſo die Staatskirche verließen, um außer derſelben ihr Heil zu ſuchen, blieben die Andern, welche gleichfalls dem Verfall der Staatskirche gegenüber eine heilſame Reaktion, einen neuen religiöſen Aufſchwung für nothwendig hielten, in derſelben zurück, um, wie die Parole lautete, „die Kirche in der Kirche zu reſtauriren". Dieſe Partei hat man die orthodoxe genannt; aber ſie wies dieſen Titel zurück und nannte ſich lieber le parti antirévolutionnaire et confessionnel. Ihr Führer war und iſt noch der holländiſche Staatsrath Groen van Prinſterer, der in Wort und Schrift unaufhörlich für die Intereſſen ſeiner Partei gewirkt hat. An Zahl war ſie ſtets klein, namentlich zählten ſehr wenige Paſtoren zu ihr, ſo daß das Laienelement die Uebermacht hatte. Aber die numeriſche Schwäche erſetzte ſie vielfach durch ihre Rührigkeit.

Wir werden dieſer antirevolutionären Partei noch oft im Verfolg dieſer Skizzen begegnen und halten es darum für nothwendig, ſchon hier genau ihre Geſchichte und ihr

Programm zu umſchreiben. Die Leiden der Revolution und die Befreiungskriege, noch mehr die Stürme von 1830 hatten den religiöſen Aufſchwung des Calvinismus, den die Partei mit le réveil bezeichnet, vorbereitet. Viele machten ſich los von der ſeichten Aufklärerei des 18. Jahrhunderts und fanden ſich wieder auf dem Boden der großen bibliſchen Wahrheiten zuſammen. Um ſo mehr contraſtirte mit ihren religiöſen Gefühlen der Zuſtand der reformirten Kirche Hollands, was für einen Theil die Trennung von der Staatskirche zur Folge hatte. Die andern mißbilligten zwar dieſes Vorgehen als ſchädlich für die Intereſſen der Kirche; aber indem ſie es als Oppoſition des Inhalts gegen die Form, der rechtmäßigen (légitime) Ordnung gegen die geſetzliche (légal), der Einheit der Lehre gegen die des Reglement betrachteten und geltend machten, daß die Kirche nach der Definition von Bereyer lediglich „die Gemeinſchaft der Seelen ſei, welche durch den gleichen Glauben vor Gott geeinigt ſeien“ (la société des âmes, que les mêmes croyances lient devant Dieu), erhoben ſie ſich für die Gewiſſensfreiheit der Separatiſten und legten Proteſt ein gegen ihre Verfolgung. Gleichzeitig aber erklärten ſie, daß man in der Kirche zurückbleiben müſſe, und zwar um darin zu kämpfen mit dem Eifer und dem Opfergeiſt, der die Ausgeſchiedenen beſeele. Sie richteten darum 1842 eine mit zahlreichen Unterſchriften bedeckte Adreſſe für die Aufrechthaltung des Glaubensbekenntniſſes an die Synode, freilich ohne Erfolg. Weiter verlangten ſie in der Frage des theologiſchen Unterrichtes an den Univerſitäten für die Kirche entweder das Recht, eigene Seminarien für die Erziehung ihrer Paſtoren zu unterhalten oder aber das Recht, die Profeſſoren der theologiſchen Fakultäten zu erwählen. Auch für das bedrohte kirchliche Recht der Gemeinden, un- und irrgläubige Paſtoren ſich ferne zu halten, traten ſie ein, ohne hier wie in den andern Beziehungen zum Ziele zu kommen. Sie erließen darum, namentlich in Rückſicht auf die Weigerung der Synode, auf die Wünſche

der Adreſſe von 1842 einzugehen, ein Manifeſt an die reformirte Kirche in den Niederlanden, in welchem ſie auf die Gefahr der Situation hinwieſen, indem dem vollendetſten Subjektivismus auf dem kirchlichen Lehrgebiete Thür und Thor geöffnet ſei. Es bildeten ſich nun Laienaſſociationen für die Aufrechthaltung und Vertheidigung der Lehre wie der Rechte der reformirten Kirche. Von da ab verſammelte ſich jährlich die „réunion d'amis chrétiens“ unter Groen's van Prinſterer Präſidium in Amſterdam. Eine Monatsſchrift „de Vereeniging christelijke stemmen“ unter der Redaktion des Herrn Heldring, Paſtors von Hemmen, eines verdienſtvollen Mannes, wurde als Parteiorgan erklärt und die innere Miſſion vorzüglich in Angriff genommen.

Das Jahr 1848 veranlaßte die réunion des amis chrétiens in Rückſicht auf den Zuſtand der Kirche Hollands abermals vorzugehen. In der Abſicht eine große Verſammlung aller Anhänger der alten reformirten Kirche zu organiſiren, um die Mittel ihrer Reconſtruktion zu berathen, wandte ſie ſich an alle Conſiſtorien und Paſtoren in einem Aufrufe, der von Heldring, Sekretan, Toorenenberger, Groen van Prinſterer, Capadoſe, Iſaak da Coſta und Makay unterzeichnet war und namentlich beklagte, daß „der gegenwärtige Zuſtand der holländiſchen reformirten Kirche in Lehre und Einrichtung, wenn nicht rechtlich ſo doch thatſächlich, ein Stand des Abweichens ſei von den großen Principien, welche das göttliche Wort ſelbſt verkündigt habe“. Aber auch dieß blieb fruchtlos. Die fünfziger Jahre brachten ſodann 1853 die antipäpſtliche Bewegung aus Anlaß der Wiederherſtellung der katholiſchen Hierarchie und den großen Schulſtreit, der in der Folge ſpeciell beſprochen werden wird. Bei der erſteren ſtanden die Groeniſten mit an der Spitze und bedeckten ſich mit Schmach, ohne aus der künſtlichen Bewegung auch nur den geringſten Nutzen für den Calvinismus zu erwerben. Ihre glänzendſten Zeiten waren aber ſchon dahin und ihre Kraft und Bedeutung ſchwand vollends mit der Niederlage in der Schul-

frage. Was ſie zum Falle brachte, war die Vermengung politiſcher und kirchlicher Intereſſen, und mehr noch die Uneinigkeit in Bezug auf den Begriff der „Kirche“, der alle groeniſtiſchen Kämpfe dominirte und deſſen Conſequenzen eine Minorität, der die namhafteſten Theologen ſich anſchloßen, als unglückbringend und traurig bezeichnete. Gerade im entſcheidenden Moment vollzog ſich der Bruch dieſer Minorität, die orthodox war und auch antirevolutionär ſich nennen durfte, wenn damit der Gegenſatz der Negation aller Autorität, der Proklamation der Menſchenrechte ohne Anerkennung der göttlichen Rechte, der Läugnung aller hiſtoriſchen und traditionellen Rechte und der Inthroniſation der Willkür auf jedem Gebiete bezeichnet werden ſoll, aber milder und verſöhnlicher geſtimmt war und darum, wie auch mit ihrer Auffaſſung von der „Kirche“, den liberalen theologiſchen Schulen naturgemäß ſich mehr näherte. Damit ſchwand das Selbſtvertrauen der Partei. Die Verſammlungen der chriſtlichen Freunde hörten auf, die Schule von Gröningen fand warme Vertheidiger; einzig und allein das Werk der innern Miſſion blühte noch. Auch in der Preſſe wurden, obwohl der „Nederlander“ ein von Groen ſelbſt 1850—55 redigirtes kirchlich-politiſches Journal einging, in der „Vereeniging, christelijke stemmen“, und mehr noch im „Heraut“ unter der Redaktion des Paſtors Schwarz die Parteianſichten trefflichſt vertreten. Chantepie bezeichnet letzteres Blatt 1860 geradezu als eines der verbreitetſten in Holland. Dementgegen vertrat das Blatt „Ernst en vrede“ (1852 unter dem Einfluſſe Chantepie's gegründet) die Anſichten der Minorität, bis Ende der fünfziger Jahre wieder zwiſchen den beiden orthodoxen Parteien eine Verſöhnung eintrat und dieſes Organ zu erſcheinen aufhörte. Seitdem hat ſich die Partei auf kirchlichem Boden wieder etwas geſammelt und arbeitet mit aller Kraft in der Schulfrage. Wir werden ſie wieder finden.

Wenn wir nun ihr kirchliches Programm umſchreiben

ſollen, wird es am beſten ſeyn, uns an die eigenen Worte Groen's van Prinſterer zu halten. Er ſagt (le parti anti-r. IX): „Wir ſind die antirevolutionäre Partei, d. h. wir bekämpfen gründlichſt zugleich religiöſe und politiſche Irrthümer, die Lehre welche, indem ſie an die Stelle der geoffenbarten Wahrheit und der göttlichen Autorität die Souveränetät der Vernunft und des individuellen Willens ſetzt, Staat und Kirche in Unordnung bringt und die Grundlagen der Moral und der Geſellſchaft zerſtört. Wir ſind die confeſſionelle Partei, d. h. wir halten dafür, daß jede Kirche eine Lehre haben und ſich von ihrer Hoffnung und ihrem Glauben Rechenſchaft geben muß, und daß die reformirte Kirche der Niederlande, ehemals ſo berühmt und ſo getreu, eine unbeſchränkte Lehrfreiheit nicht proklamiren kann, ohne ihr Bekenntniß, ihren Glauben, ihre Geſchichte zu verleugnen und die Bande zu zerſchneiden, welche ſie an die Reformation des 16. Jahrhunderts und an die heilige allgemeine Kirche knüpfen. Wir ſind die orthodoxe Partei, d. h. wir bekennen die Wahrheiten, welche die evangeliſchen Kirchen in wunderbarem Einklang in ihren ſymboliſchen Büchern niedergelegt haben: die Wahrheiten, durch die man chriſtlich, ohne die man es nicht iſt, die Wahrheiten, deren offenes Bekenntniß in Wort und That in den Augen aller Chriſten einen wahren Bruder in Chriſtus kennzeichnet und ſtets kennzeichnen wird, die Wahrheiten, von denen nicht *eine* geleugnet werden kann, ohne daß das Chriſtenthum davon im Herzen getroffen würde". Nachdem dann Groen van Prinſterer die Deviſe der Partei, das Auguſtin'ſche: in necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas angegeben hat, bezeichnet er als das Minimum der evangeliſchen Einheit die Summe der Wahrheiten welche in dem Glaubensbekenntniß niedergelegt ſind, das 1846 einmüthig als der Ausdruck der dogmatiſchen Einheit der Kirche des Kantons Waadt angenommen wurde.

Außer dieſem Glaubensbekenntniß ſind es unter den ſymboliſchen Büchern namentlich der Heidelberger Katechis-

mus, und aus der neueren Zeit die Erklärung der theologischen Schule von Genf von 1831, mit denen die Groeniſten ſich in Einklang wiſſen. Was die alte Orthodoxie von Dordrecht betrifft, ſo glaubte man dieſelbe als ihr Credo betrachten zu dürfen, um ſo mehr „als die Theologie von Dordrecht nicht mehr' und nicht weniger als die Theologie der Reformation iſt" (Le p. antir. p. 17). Die Hauptarbeit der Synode von Dordrecht 1618—19 war nämlich die ausführliche Erklärung des Streitpunktes in den arminianiſchen Zwiſten, des Dogmas der Prädeſtination, und Groen van Prinſterer behauptet, daß dieſelbe mit dem Beharren auf dem Dogma der Auserwählung und ſeiner genau umgrenzten Formulirung vollkommen Recht gehabt habe, weil damals die Läugnung der Auswählung das erſte Glied einer logiſchen Deduktion war, welche auf das bedingte Heil hinausgelaufen wäre. (Le p. antir. p. 18). Aber, ſagt er, „indem wir die Unbeugſamkeit unſrer Väter billigen, müſſen wir uns hüten blind ihrem Beiſpiel zu folgen . . . Eine Wahrheit, um die ſich der evangeliſche Streit concentrirte, kann von ganz ſekundärer Bedeutung werden, je nachdem die Umſtände ſie mit den Grundwahrheiten des Evangeliums in Beziehung ſetzen oder ſie iſoliren. Im Zuſammenhange der arminianiſchen Irrthümer mit dem Pelagianismus und dem Socinianismus lag damals die wahre Gefahr; heute dagegen finden das Dogma der Prädeſtination, oft ſchlecht begriffen, und die Canonen von Dordrecht, für gewöhnlich ſehr wenig gekannt, unter den achtenswertheſten Chriſten heftige Gegner. Die nämliche Formel, welche damals vor einer falſchen Verbrüderung ſicherte, würde heute ein Hinderniß einer wahren ſeyn. Wie ſollen wir alſo unſre Väter vernünftig nachahmen? . . . Indem wir mehr als je an der Lehre von der Gnade feſthalten, aber ohne das Symbol unſrer Einheit in einer myſteriöſen und unergründlichen Lehre zu ſuchen". (Le p. antir. p. 19). Es iſt ſomit die alte Orthodoxie von Dordrecht damit unter das Nebenſächliche verwieſen, und Groen van

Prinsterer bezeichnet es geradezu als eine unglückliche Idee, die Canonen von Dordrecht zum Schibboleth unsrer Zeit machen zu wollen. Nur einige wenige zählen noch zu ihren Anhängern; die andern haben sie aus Opportunitätsrücksichten bei Seite geschoben oder von vorneherein ihnen den Glauben versagt.

Damit können wir diesen Abschnitt abschließen, mit der Ueberzeugung, daß der Calvinismus in Holland unvermeidlich seinem Untergange, seiner Auflösung und Zersetzung verfallen ist.

Neben den Katholiken und den Calvinisten leben in Holland noch Angehörige einer Unzahl von Sekten. 1857 fanden sich 600,000 in zwei Sekten gespaltene Lutheraner, 38,000 Mennoniten, 42,000 Separatisten und 5000 Remonstranten im Lande. Außerdem gibt es an 100,000 Juden (alias an 60,000) und etwa 4—5000 Jansenisten. Hauptsitz der letzteren ist Utrecht, weßhalb sie sich die „Kirche von Utrecht", die „Römisch-Katholischen der alten Klerisei" oder „Altrömische" — „Jansenisten" halten sie für einen Spottnamen — nennen. Den katholischen Cultus haben sie beibehalten; dagegen benutzen sie meist die Landessprache. Ihre Kirchenzucht ist streng. Aber ihre Tage sind gezählt und sie selbst fühlen es, daß es zu Ende geht.

XXXI.

Das Concil und ſeine Beſchlüſſe.

(Vorwort eines Laien.)

Es iſt wahrlich weit gekommen mit der Verwirrung der Geiſter und der Gewiſſen, wenn ein Organ wie die „Hiſtor. polit. Blätter“ nahebei genöthigt iſt, mit Entſchuldigungen zu beginnen für Abhandlungen über das Concil und deſſen Beſchlüſſe, weil dieſe Abhandlungen nicht in das Horn der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ ſtoßen. Wer hätte ſolche Wendungen ahnen können am Anfange jener lebensvollen Entwicklung, die vor einem Menſchenalter in Köln ihren Urſprung nahm und welcher das ökumeniſche Concil durch alle ſeine Beſchlüſſe, und nicht am wenigſten durch den über das höchſte Lehramt des Papſtes, den Schlußſtein eingeſetzt hat.

Wir haben, wie den Leſern erinnerlich ſeyn wird, nicht zu denen gezählt, welche die fragliche Definition herbeigewünſcht haben. Wir zitterten vor der Eventualität; denn unſere Zeit iſt ſchwach an Willen und hoffärtig an Geiſt, die moraliſche Seuche der liberalen Phraſe wirkt unter den Gebildeten epidemiſch und uns lag vor Allem der kirchliche Friede, namentlich im deutſchen Vaterlande am Herzen. Nachdem aber zum erſtenmale wieder ſeit dreihundert Jahren

zeugung widerstrebten, die Mehrheit aber sich keine Hindernisse setzen lassen, das was sie für gerechtfertigt, ja nothwendig hielt, zu sanktioniren. Man konnte lange nicht an die Existenz einer wirklichen Opposition glauben; unter den Inopportunisten befanden sich viele welche der päpstlichen Infallibilität durchaus nicht abhold waren*) und es ist Thatsache, daß nicht wenige von den später zu der entschiedenen Opposition gerechneten Prälaten die Adresse vom 1. Juli 1867 an den Papst unterschrieben hatten, welche ein unzweideutiges Bekenntniß der nachher angefochtenen Lehre enthält**). Sollten diese alle binnen drei Jahren ihre Ueberzeugung gewechselt, sollte der Einfluß des Club, den sie besuchten, sie gänzlich umgestimmt haben? Oder war jene feierliche Erklärung an den Papst lediglich eine crasse Schmeichelei? Das war es, was römischen Prälaten viel zu denken gab. Die Mehrheit war ihrer Sache völlig gewiß, von entschiedener einheitlicher Ueberzeugung durchdrungen; sie war es am allerwenigsten die den geistigen Kampf scheute; sie nahm ihn vielmehr in Wort und Schrift unerschrocken auf. Anders dachte die Minderheit, die jedes Mittel anwandte, die Frage von der Tagesordnung des Concils hinwegzubringen, und als das

---

*) Das ward mehrfach zugestanden. Z. B. A. Z. 23. April (Br. XXXXII.)

**) Unter den 485 Prälaten, die damals unterzeichneten, finden sich u. A. aus Frankreich Cardinal Mathieu, die Erzbischöfe Darboy von Paris und Landriot von Rheims, die Bischöfe Dupanloup von Orleans, Meignan von Chalons, Place von Marseille, David von St. Brieuc, Rivet von Dijon, Ginoulhiac von Grenoble, aus Oesterreich-Ungarn die Erzbischöfe Simor von Gran, Fürstenberg von Olmütz, Haynald von Colocza sowie Bischof Stroßmayer, aus Deutschland und der Schweiz der Erzbischof Paulus von Köln, die Bischöfe von Mainz und St. Gallen, der apostolische Vikar von Sachsen, aus Nordamerika: Kenrick von St. Louis, Purcell von Cincinnati, Domenec von Pittsburg, aus England: Clifford von Clifton, Ullathorne von Birmingham, aus dem Orient der melchitische Patriarch Jussuf.

katholiſchen Blattes von Köln geweſen, und man hat nicht gehört, daß die Theologen der Nürnberger Conferenz ſich irgendwie verwahrt hätten gegen die Sprache, wie ſie von dieſen unſeligen Männern jetzt ausgeſtoßen wird, und zwar im Namen der „ganzen Gemeinde, Klerus und Laien.“ Wollten die Herren in Nürnberg der Wahrheit Zeugniß geben, ſo mußten ſie im Gegentheile ſagen: „das iſt Geiſt von unſerm Geiſte!“

Der Merkur hat den „deutſchredenden Biſchöfen der Mehrheit“ gerathen in ihre Heimath nicht mehr zurückzukehren, da ihrer kein Dank dort warte. Dagegen votirt er „herzlichen Dank jenen ächten Nachfolgern der Apoſtel welche durch den feurigen Ofen der Trübſal, den man in Rom ihnen angezündet, unverſehrt am Glauben hindurchgegangen ſeien.“ „An ihnen hat der heilige Geiſt ſich mächtig erwieſen.“ Das iſt allerdings buchſtäblich wahr, und die Probe davon haben die treuen Hirten der Heerde Chriſti in Fulda abgelegt. Daß man auf der andern Seite das Gegentheil erwarten konnte, iſt ein ſchlagender Beweis dafür welche Macht die Selbſttäuſchung dort übt, wo man ſich ſelber zum Meiſter des Epiſcopats aufwerfen will.

So lange das Concil nicht geſprochen hatte, konnte man nicht nur über die Opportunität ſondern auch über die Materie der Definition ſelber verſchiedener Meinung ſeyn. Wie aber die letzte Inſtanz jetzt geurtheilt, ſo ſind wir ſelbſt dereinſt auf den Schulbänken gelehrt worden. Die Satzung iſt neu, der Glaube nicht. Wir haben in der That nie anders gewußt, als daß, wenn der heilige Vater über eine Sache des Glaubens und der Moral ex cathedra geſprochen, dann das Urtheil von jedem Katholiken als endgültig und unanfechtbar anzunehmen ſei.

Wir kannten nie einen andern Begriff von der lebendigen Autorität in der Kirche. Wer immer über die Geſchichte des Proteſtantismus in ſeiner neueſten Entwicklung eingehende Studien gemacht, wer immer den rathloſen

Schrecken des zügellosen Subjektivismus in diesem Kirchenwesen unbefangen in die Augen geschaut, der getröstete sich nothwendig um so inniger der göttlichen Institution, wodurch die katholische Kirche niemals einer lebendigen und persönlich vertretenen Autorität entbehrt. Und nun will der schismatische Geist das höchste Lehramt in der Kirche dadurch zu einem hohlen Schemen machen, daß Niemand mehr zu sagen wüßte, wo und wer der berechtigte Träger desselben wäre. Der Papst soll es nicht seyn, aber auch nicht das Concil; denn für die Oecumenicität des Concils werden wieder Bedingungen aufgestellt, die sich nie erfüllen werden, weil sie sich nicht erfüllen können.

Wollten die Herren offen und ehrlich reden, so würden sie gerade heraus sagen: „wir werden ein Concil dann als frei und ächt anerkennen, wenn das Concil so entscheidet, wie es uns gefällt". Das ist der wahre Standpunkt der professorischen Unterzeichner überhaupt, und das ist auch der Sinn der Zumuthung welche von den in Nürnberg versammelten Theologen an die deutschen Bischöfe gestellt worden ist: dieselben möchten „ein wirklich freies ökumenisches Concil außerhalb Italiens bewerkstelligen". Am besten wohl gleich in — Nürnberg selber!

Das gedachte Kölner Organ betont die wunderbare Fügung wornach der gleiche Tag des 18. Juli, welcher die Infallibilitäts-Erklärung brachte, auch die französische Kriegserklärung gesehen habe; und es knüpft daran die Hoffnung daß, wenn der Krieg allen „religiösen und politischen Extremen" ein Ende gemacht habe, dann „ein neues Concil rasch die Mängel des alten ersetzen und an die wahre Reform der Kirche an Haupt und Gliedern die Hand anlegen werde". Was hinter dem phrasenreichen Wuste der ganzen Diatribe eigentlich steckt — wahrscheinlich die deutsche Nationalkirche — wollen wir nicht untersuchen, sondern nur noch Eine Bemerkung anfügen.

Allerdings ist das Zusammentreffen vom 18. Juli — die

Verkündung des Concil-Beschlusses und die Erklärung des schrecklichen Krieges an Einem Tage — eine wunderbare Fügung von welthistorischer Vorbedeutung. Das Zusammentreffen ist um so wunderbarer, als es sich dadurch auf ein Haar fügte, daß das Concil eben noch sein Testament machen und den heiligen Vater zum Universalerben einsetzen konnte, ehe die Fäuste der fürstlichen Revolutions-Bande in Florenz an die Thore der ewigen Stadt pochten. Schon darin ist der Finger Gottes nicht zu verkennen, daß das so vielfach bezweifelte Concil gerade noch zu Stande kommen konnte, ehe die große Katastrophe unübersteigliche Hindernisse anhäufte.

Es gibt noch eine Aehnlichkeit zwischen den zwei großen Ereignissen vom 18. Juli. Sie haben beide nicht nur einer gespannten, sondern einer geradezu heimtückischen Situation ohne Gleichen ein Ende gemacht. Europa wußte nicht, von welcher diplomatischen Verschwörung zwischen den zwei größten Staatsmännern des Tages es bedroht war von einer Nacht zur andern; und das katholische Volk träumte sich nichts von dem schnöden Verrath mancher, die es aus bessern Zeiten als Führer und Lehrer zu achten gewohnt war. In dem letztern Falle waren freilich die Enthüllungen der Katastrophe vorausgegangen, während sie in dem andern Falle der Kriegserklärung erst nachfolgten.

Aber auch ein großer Unterschied besteht zwischen dem kirchlichen Datum vom 18. Juli 1870 und dem politischen Datum vom 18. Juli 1870. Kirchlicherseits bedeutet das Datum daß, nach einer harten Prüfung der Geister, nach einem furchtbaren, in seinen Folgen allerdings nicht berechenbaren Schnitt in's faule Fleisch, der ewige Friede angebahnt ist in der Heerde Christi, und wäre es auch fortan äußerlich nur mehr die kleine Heerde, wie sie ja auch bisher schon innerlich viel kleiner war als äußerlich. Politischerseits hingegen hat der 18. Juli 1870 die Kluft zwischen den Nationen bis auf den Grund aufgerissen, die zerfleischte Gesellschaft

an den Rand der Verzweiflung gebracht und das Elend der europäiſchen Menſchheit auf die Spitze getrieben.

Gibt es einen Moment der die Unterwerfung menſchlichen Dünkels und Eigenwillens unter eine höhere Autorität zu erleichtern vermag, ſo iſt er für nicht völlig verhärtete Herzen jetzt da: dieſe Tage des hunderttauſendſtimmigen Memento homo quia pulvis!

Jörg.

XXXII.

Die päpſtliche Unfehlbarkeit vor dem vaticaniſchen Concil.

I. Die Standpunkte der Kämpfenden und ihre Streitſchriften.

Es war eine große Geiſterſchlacht, die Monate lang bis zum 18. Juli d. Jrs. in Rom geſchlagen ward, an der die Welt in verſchiedener Weiſe Antheil nahm, deren Ausgang die Einen befriedigte und beſtärkte, die Anderen theils verwirrte und beſtürzte, theils zu Hohn und Schadenfreude aufrief. Die Folgen dieſes Ausgangs, für die Einzelnen ſehr verſchieden, laſſen ſich noch nicht alle überſehen, deſto mehr ſcheint es geboten, einen Rückblick auf dasjenige zu werfen, was der vierten feierlichen Sitzung des vaticaniſchen Concils in Bezug auf das von ihm feierlich promulgirte Dekret von der Untrüglichkeit der päpſtlichen Lehrentſcheidungen vorausging.

Zwei Standpunkte hatten ſich, wie außerhalb, ſo auch innerhalb des Concils geltend gemacht: die Einen hielten dieſes Dekret für zeitgemäß, ja nothwendig, die Anderen für

mus, und aus der neueren Zeit die Erklärung der theologischen Schule von Genf von 1831, mit denen die Groeniſten ſich in Einklang wiſſen. Was die alte Orthodoxie von Dordrecht betrifft, ſo glaubte man dieſelbe als ihr Credo betrachten zu dürfen, um ſo mehr „als die Theologie von Dordrecht nicht mehr und nicht weniger als die Theologie der Reformation iſt“ (Le p. antir. p. 17). Die Hauptarbeit der Synode von Dordrecht 1618—19 war nämlich die ausführliche Erklärung des Streitpunktes in den arminianiſchen Zwiſten, des Dogmas der Prädeſtination, und Groen van Prinſterer behauptet, daß dieſelbe mit dem Beharren auf dem Dogma der Auserwählung und ſeiner genau umgrenzten Formulirung vollkommen Recht gehabt habe, weil damals die Läugnung der Auswählung das erſte Glied einer logiſchen Deduktion war, welche auf das bedingte Heil hinausgelaufen wäre. (Le p. antir. p. 18). Aber, ſagt er, „indem wir die Unbeugſamkeit unſrer Väter billigen, müſſen wir uns hüten blind ihrem Beiſpiel zu folgen . . . Eine Wahrheit, um die ſich der evangeliſche Streit concentrirte, kann von ganz ſekundärer Bedeutung werden, je nachdem die Umſtände ſie mit den Grundwahrheiten des Evangeliums in Beziehung ſetzen oder ſie iſoliren. Im Zuſammenhange der arminianiſchen Irrthümer mit dem Pelagianismus und dem Socinianismus lag damals die wahre Gefahr; heute dagegen finden das Dogma der Prädeſtination, oft ſchlecht begriffen, und die Canonen von Dordrecht, für gewöhnlich ſehr wenig gekannt, unter den achtenswertheſten Chriſten heftige Gegner. Die nämliche Formel, welche damals vor einer falſchen Verbrüderung ſicherte, würde heute ein Hinderniß einer wahren ſeyn. Wie ſollen wir alſo unſre Väter vernünftig nachahmen? . . . Indem wir mehr als je an der Lehre von der Gnade feſthalten, aber ohne das Symbol unſrer Einheit in einer myſteriöſen und unergründlichen Lehre zu ſuchen“. (Le p. antir. p. 19). Es iſt ſomit die alte Orthodoxie von Dordrecht damit unter das Nebenſächliche verwieſen, und Groen van

Die Minderheit dagegen ſagte: Nicht nur würden keine Vortheile, ſondern große Nachtheile daraus entſtehen. Die Proteſtanten ſowohl als die Orientalen würden der Kirche noch weit mehr entfremdet, aber auch viele Katholiken, die bisher nichts von der päpſtlichen Unfehlbarkeit gehört oder ſie übel aufgenommen, würden vor dem „neuen Dogma" ein Grauſen empfinden; mehrfacher Abfall, Spaltungen, Aergerniſſe ſeien zu beſorgen, dazu Verwicklungen mit den weltlichen Regierungen, die bereits mißtrauiſch und übel gelaunt ſeien; auch ergebe ſich eine Entwürdigung des Epiſcopates, die allgemeinen Concilien würden nutzlos, der Glaube alterirt, da Petrus noch nicht die ganze Kirche ſei; die wiſſenſchaftlichen, namentlich die hiſtoriſchen Schwierigkeiten ſeien ungeheuer; eine Definition welche die Kirche achtzehn Jahrhunderte entbehrt habe, könne ſie auch heute entbehren, um ſo mehr, als gerade in den civiliſirteſten Ländern der Widerſtand dagegen am größten ſei, zumal auf Seite der Gelehrten, welche die zum Theil ſehr ſchwachen Stützen jener Schulmeinung bloszulegen fortfahren würden*). Damit war auch ſchon der Kampf über die Opportunität in einen Kampf über die Lehre ſelbſt hinübergeſpielt.

Es fehlte nicht an mehrſeitigen Antworten auf dieſe Ausführungen. Die Wahrheit mache wahrhaft frei, nie könne ſie ſchaden; es komme alſo Alles auf die Wahrheit der Lehre an; die öffentliche Meinung, zum Theil künſtlich erregt, ſei keine Richtſchnur für Biſchöfe, die von Menſchenfurcht frei bleiben müßten; die Beſorgniſſe ſeien übertrieben, den Katholiken ſei es nöthig, ihren Glauben zu bewähren und vor

---

Romano Pontefice. Napoli, Manfredi 1869. Ferner: Tradizione della Chiesa intorno all' infallibilità del Romano Pontefice. Ebendaſ.

*) Biſchof Dupanloup Brief an ſeinen Klerus, Français 17. nov. 1869. Der zweite Brief deſſelben vom 1. März 1870. Dazu viele Artikel des Français und der A. Z.

denen ſich zu hüten, die nur dem Namen nach es ſind; die fortwährende Erfahrung widerlege die Meinung, mit dem Gallikanismus ſeien die Proteſtanten am leichteſten zu bekehren; die von modernen Gelehrten vorgebrachten Schwierigkeiten ſeien in der Mehrzahl alte längſt widerlegte Sophismen oder reine Entſtellungen der kirchlichen Lehre u. ſ. f.*).

Außerhalb des Concils ward die Polemik mit einer Leidenſchaftlichkeit und Vehemenz geführt, die weder die Perſon des heiligen Vaters noch den Primat des Stuhles Petri noch die von Klee und allen Theologen der Kirche mindeſtens als höchſt achtungswürdige Meinung bezeichnete theologiſche Doktrin von der päpſtlichen Unfehlbarkeit irgendwie reſpektirte. Letztere ward ſogar mit der unerhörteſten Frechheit „Irrlehre", der Papſt ſelbſt „Neuerer, der gefährlichſte und furchtbarſte Feind der reinen Offenbarungs- und Kirchenlehre" genannt, die ganze Kirchenverfaſſung angegriffen und in Frage geſtellt, dem Papſtthum ein förmlicher Krieg angekündigt. Und wir — riefen die Biſchöfe der Mehrheit aus — ſollten das ruhig mitanſehen, ſollten einfach über eine brennende Frage zur Tagesordnung übergehen? Hieße das nicht ſoviel als Verrath an der Wahrheit? Hatten ſchon 1868 mehrere Biſchöfe verlangt: es ſolle auf dem bevorſtehenden Concil die kirchliche Lehre von der Untrüglichkeit des Papſtes in ſeinen cathedralen Entſcheidungen als Dogma

*) Erzbiſchof Dechamps von Mecheln Schreiben an Biſchof Dupanloup vom 29. Nov. 1869 (deutſch Mainz bei Kirchheim 1870). Schreiben des Biſchofs von Genf vom 16. und des Biſchofs von Paderborn vom 27. Februar 1870. Msgr. Nardi: Sull' ultima lettera di Msgr. Vescovo d'Orleans. Napoli, Manfredi. Die zweite Antwort des Erzbiſchofs von Mecheln an den Biſchof von Orleans gibt in der neuen Ausgabe (Malines, H. Dessain 124 S.) im Anhang noch mehrere intereſſante Schriftſtücke, darunter einen Brief des heiligen Vincenz von Paul über die Opportunität der Verdammung des Janſenismus und eine Adreſſe der Univerſität Löwen für die Definition der päpſtlichen Unfehlbarkeit.

schiedenen Erklärungen von den Erfordernissen einer Entscheidung ex cathedra herauszukommen. Den Janus-Leuten kam es natürlich darauf an, den Cardinal als Schüler jener Männer darzustellen, deren theologische Weisheit in der „Allgemeinen Zeitung" erstrahlt.

Nicht viel Anderes soll von dem an Gelehrsamkeit hervorragenden Cardinal Rauscher geglaubt werden, dessen umfänglichere und würdevoll abgefaßte Schrift*) noch viele andere Fragen behandelt. Was für das größere Publikum daraus angeführt wird, stimmt ganz mit der Theologie des Janus und der ihm verwandten Kreise überein; so die Behauptungen, daß Thomas von Aquin bloß durch Fälschungen zur Annahme der Unfehlbarkeitslehre vermocht wurde**), daß unter Annahme der päpstlichen Unfehlbarkeit die ganze Kirchenverfassung ein unerklärliches Räthsel***), daß dann die allgemeinen Concilien überflüssig würden und stets gewesen wären†); daß mit der Unfehlbarkeit die ganze mittelalterliche Theorie von dem unbedingten Rechte der Päpste, Monarchen abzusetzen, alle politischen Eidschwüre zu lösen, Gesetze zu annulliren, in alle staatlichen Verhältnisse beliebig und immer gebietend einzugreifen u. s. w., für eine unantastbare Glaubenslehre erklärt werden müßte, ganz nach der berufenen Bulle Unam sanctam von Bonifaz VIII.††). In gleicher Weise kehren die Sätze wieder, daß die Päpste in der älteren Kirche sich nicht

---

*) Observationes quaedam de infallibilitatis Ecclesiae subjecto (87 Seiten). Eine in der Form höfliche, in der Sache sehr entschiedene Kritik dieser nachher auch in Wien bei Braumüller gedruckten, in der A. Z. vom 6. Juni wiederholt besprochenen Schrift lieferte die Civiltà cattolica l. c. p. 291—309.

**) Observ. p. 73 seq. Janus S. 285, 287, 416. Erwägungen für die Bischöfe des Concils S. 16, 17.

***) Observ. p. 87. Erwägungen S. 3 §. 5.

†) Observ. p. 87. Janus S 50 Erwägungen a. a. O.

††) Observ. p. 3. 54 seq. 61 seq. 70. Janus S. 176, 405 ff. Erwägungen S. 12 ff. §. 19. A. Z. 28. Febr. XXII. Br.

für unfehlbar hielten*), daß sie mehrmals in offenbare, von der Kirche zurückgewiesene Irrthümer verfielen**) u. a. m.

Doch zur Ehre des Verfassers müssen wir constatiren, daß der Inhalt der Schrift mit diesen Angaben lange nicht erschöpft ist. Gleich im Anfang bedauert der Verfasser — ganz im Gegensatze zu jenen Theologen die das Augsburger Organ schon längst als ihren Moniteur erwählt — daß solche Fragen in aufgeregter Zeit in Zeitungen besprochen werden, deren Raum nicht für gründliche Untersuchungen ausreicht, deren Leser in der Regel ebenso der nöthigen Vorkenntnisse wie der zur Prüfung erforderlichen Muße entbehren, deren Erörterungen mit dem tagtäglichen Lärm der Streitfragen und der Leidenschaften fast nothwendig sich vermischen. Wenn es aber nicht „Feinde der Kirche" waren die diesen Kampfplatz wählten, so waren es sicher solche die ihr unter dem Namen der Freundschaft gefährlicher wurden als offene Feinde; hat doch Fenelon die Gallikaner für weit gefährlicher erklärt als die häretischen Sekten***). Der Verfasser erklärt ferner nicht bloß seine eigene, sondern auch die allgemeine Uebereinstimmung in dem Satze, „daß der heilige Stuhl als der Fels, den die Pforten der Hölle nicht überwältigen werden, eine unerschütterliche Grundfeste des Glaubens ist." Das ist doch eine bedeutende Annäherung. Denn wenn die Kirche, in der zu allererst der wahre Glaube nicht untergehen darf, durch den heiligen Stuhl feststehen soll, ist es nicht denkbar, daß die Kirche vom Irrthum frei bleibt, sobald dieser den heiligen Stuhl überwindet. Wenn die Schriftstelle Matth. 16, 18 zugleich den Primat der Nachfolger Petri und die Unfehlbarkeit der Kirche beweiset — das geben

*) Observ. p. 31 seq. Janus S. 81. Erwägungen S. 3 §. 5.

**) Observ. p. 31 seq. 51 seq. Janus S. 54, 72 ff. Erwägungen S. 10, 14.

***) Je redoute plus pour l'Eglise les Gallicans que les sectes hérétiques.

alle Opponenten zu — mit welchem Rechte reißt man beide Dogmen willkürlich auseinander und läſtert alle, die den Zuſammenhang zwiſchen beiden feſthalten? Iſt der heilige Stuhl eine „unerſchütterliche Grundfeſte der Wahrheit“ (inconcussum fidei catholicae firmamentum), analog dem was Paulus (I. Tim. 3, 15) von der Kirche ſagt, kann er dann jemals eine Quelle, eine Urſache des Irrthums werden, wie er ſie doch werden muß, wenn einerſeits für alle Gläubige die Pflicht der Unterwerfung gegen ihn, andererſeits die Möglichkeit eines Irrthums auf ſeiner Seite feſtſteht? Auch ſonſt noch hat die Schrift, eine der geiſtvollſten die von dieſer Seite ausgingen, vielfache Anknüpfungspunkte, die bei genauerer Prüfung zur Verſtändigung führen könnten.

Der dritten Schrift hat mit ſchwäbiſcher Offenheit der Verfaſſer ſeinen Namen beigeſetzt: v. Hefele*). Sie beſchränkt ſich auf ein einziges Thema: die aus der Geſchichte des Papſtes Honorius I. erhobenen Schwierigkeiten ſollten klar und prägnant der Würdigung der Väter unterſtellt werden. Hunderte von Autoren haben die Honoriusfrage behandelt, die allerdings vielfachen theologiſchen und hiſtoriſchen Scharfſinn erfordert. Was indeſſen neuerdings von Schneemann, Rump, Reinerding, Hagemann u. A. hierüber, ohne eine allſeitige Widerlegung gefunden zu haben, bemerkt worden iſt, das läßt das Urtheil des unberufenen Lobredners des Biſchofs von Rottenburg als ein höchſt verwegenes erkennen, man könne daran als an einem flagranten Beiſpiele „die ganze Armſeligkeit und rohe Unwiſſenſchaftlichkeit jener modernen Scholaſtik“ erkennen, „welche jetzt in den Hörſälen der Jeſuiten für Theologie ausgegeben wird“**), während derſelbe ſich ebenfalls täuſcht, wenn er weiter berichtet, in Folge der durch Hefele's Schrift erregten Senſation habe der Papſt

*) Causa Honorii Papae. Scripsit C. J. de Hefele. Neapoli, Fr. de Angelis (p. 28).

**) A. Z. 29. April Br. XXXVIII.

der Weiſe des Philoſophen Gioberti die öffentliche Meinung auf den Thron der Kirche erhebende liberale Theologie nicht im geringſten, daß damit die ganze jetzige Kirchenverfaſſung auf den Kopf geſtellt, die Schafe zu Richtern über die Hirten geſetzt, die letzte Entſcheidung in die Hände der einzelnen Gläubigen gelegt, die ärgſte Confuſion begünſtigt wird. Es galt „den abſoluten Totatus und Solipſismus“ (des Papſtes*) zu beſeitigen, der die Vollkraft und Autorität des Epiſcopates zerſtöre, den vierten gallikaniſchen Artikel von 1682 mit Benützung von Febronius u. A. tiefer zu begründen und zu erweitern, dem gebildeten Publikum ſo eine zeitgemäße, ſchmackhafte und plauſible Doktrin zu bieten, das Mitberathen der Laien in kirchlichen Fragen in Gleichberechtigung mit dem Klerus als religiöſes Grundrecht zu vertreten, deſſen auch katholiſche Freimaurer theilhaftig ſeyn müſſen, die natürlich alle ſo tugendhaft, ſo von Charismen erfüllt ſind wie die erſten Chriſten, den hervorragenden Antheil der katholiſchen Fürſten ſammt ihren theologiſchen Berathern am Sacerdotium ſicher zu ſtellen**). Nicht jeder Vertreter der zwei Poſtulate hat dieſelben Abſichten, noch zieht er daraus dieſelben Folgerungen; aber einzelne Gelehrte beben vor keiner der letzteren zurück.

Ueberhaupt nahm die Controverſe bald größere Dimenſionen an. Es handelte ſich nicht mehr allein um die „perſönliche“***) Unfehlbarkeit des Papſtes, ſondern um die

---

meine Concil wird p. 34 seq. als nur auf menſchliche Einſicht baſirt gedacht, die Kirchenverfaſſung als Föderativſyſtem wie in den vereinigten Staaten p. 20 bezeichnet, die Primatgewalt ſoll nur mißbräuchlich suprema genannt werden p. 18.

*) Die Theologie dankt dieſe Bereicherung (theilweiſe Wiederauffindung) ihres Sprachſchatzes dem XLV. Concilsbrief der A. Z. 22. Mai.

**) Mit Nutzen wird man hierüber den XXXVI. Concilsbrief vom 13. A. Z. 20. April nachleſen.

***) Es iſt das ein ſehr mißverſtändlicher Ausdruck; beſſer iſt: amtliche Unfehlbarkeit. Richtig ſagt Turrecremata Summa de Eccl.

verfassung entspricht, 3) aus der allgemeinen Ueberlieferung der Väter, aus dem Glauben der Kirche, wie er in den ökumenischen Concilien theoretisch und praktisch sich manifestirt, eruirt wird, die 4) alle christlichen Denkmäler, Väter, Concilien, Geschichte in harmonischen Einklang bringt, 5) in der Kirchenverfassung Gottes Weisheit, Güte und Macht herrlicher erglänzen läßt, die 6) gegen den Primat des Papstes mehr Liebe, Ehrfurcht und Vertrauen einflößt, endlich 7) alle von der katholischen Kirche Getrennten zur Einheit hinzieht. Diesen sieben Anforderungen entspricht aber, wie bald mit mehr, bald mit weniger Geschick zu zeigen versucht wird, nur die Doktrin welche dem Papst nicht die ganze Fülle der Gewalt, nicht ein von der Mitwirkung und Zustimmung der Bischöfe unabhängiges unfehlbares Lehramt zuerkennt. Der gelehrte Verfasser häuft vielerlei Material aus älteren Autoren zusammen, in der Classifikation der patristischen Auslegungen der hier zur Sprache kommenden Bibeltexte folgt er ganz unbedenklich dem Launojus, und urgirt lebhaft die Nothwendigkeit einer einmüthigen Uebereinstimmung der ganzen lehrenden Kirche, die aber niemals, auch nicht auf einem allgemeinen Concil, nachgewiesen worden ist. Wohl mißlungen ist der Versuch, den heiligen Thomas und andere Ordenstheologen im Sinne des Verfassers zu erklären, wie überhaupt viele Deutungen willkürlich sind.

So waren die Argumente, welche die Gegner der Definition für sich anführten, zum großen Theile entwickelt; Vieles in denselben ist identisch, die Honoriusfrage haben auch die drei anderen nicht übergangen. Es blieben die vier Schriften aber keineswegs ohne eingehende Widerlegung. Nicht nur wurden einzelne Streitpunkte, wie z. B. die Controverse zwischen Papst Stephan I. und Cyprian*), der Einfluß ge-

*) Véritable état de la question agitée entre le Pape S. Etienne et St. Cyprien touchant le baptême des hérétiques. Von dem früheren Professor der Sorbonne, jetzigem Bischof von Angers,

Definition völlig überflüſſig. Sie läßt Allgemeinheit, Alterthum, Uebereinſtimmung, läßt das Zeugniß aller Kirchen als Kriterium, doch nicht als ausſchließliches gelten, fordert von den Trägern der kirchlichen Lehrgewalt Anwendung aller menſchlichen und natürlichen Mittel, ſchreibt aber nicht dieſen Faktoren das Ergebniß der untrüglichen Entſcheidung zu, ſondern einzig und allein dem göttlichen Beiſtande, der nicht zulaſſen kann, daß die geſammte Kirche da, wo ſie von den mit voller Autorität ausgeſtatteten Obern zum äußern und innern Gehorſam verpflichtet wird, zu einem Irrthum angeleitet und genöthigt werde *). Chriſtus hat ſich durch ſeine Verheißung nicht verpflichtet dafür zu ſorgen, daß der ganze Epiſcopat in allen ſeinen Gliedern ſtets ſtandhaft in der Lehre des wahren Glaubens bleibe, alſo auch nicht dazu, zu bewirken, daß der ganze oder faſt der ganze Epiſcopat in der Erklärung der im Offenbarungsinhalte liegenden Wahrheiten ſtets harmonire. Würde die Infallibilität der Dekrete von einer menſchlichen, rein natürlichen Urſache herrühren, dann wäre wohl die Uebereinſtimmung Aller, die ſtets wünſchenswerth iſt, auch nothwendig; das iſt aber durchaus nicht der Fall und die Geſchichte faſt aller dogmatiſchen Definitionen ſpricht dagegen.

Kurz die Controverſe löſet ſich in den großen Gegenſatz auf zwiſchen rein naturaliſtiſcher und ſupernaturaliſtiſcher Auffaſſung des Chriſtenthums und der Kirche. Eine auf noch ſo ſtarke Zeugniſſe geſtützte moraliſche Gewißheit würde als eine pur menſchliche nicht hinreichen zum göttlichen Glauben; das Zeugniß aller oder faſt aller Kirchen, das noch auf keinem allgemeinen Concil genügend conſtatirt ward, müßte dann bei allen Kirchen gleichen Werth haben, ſo daß die jüngſte Kirche der neuen Welt hierin gleiche Autorität hätte mit der älteſten, größten, berühmteſten, der

*) Vergl. de Rom. Pontificis suprema potestate docendi c. 1. p. 6, 7.

test gegen die Umkehr der festgestellten Ordnung zu Gunsten der Unfehlbarkeitsfrage bei den Präsidenten ein, wohl wissend, daß demselben ohne Beleidigung der Mehrheit und bei dem damaligen Stand der Dinge keine Folge mehr gegeben werden könne. Auch der Vorschlag, vorerst durch Deputationen beider Theile die Unfehlbarkeitsfrage berathen zu lassen, worauf erst die Verhandlung im Plenum folgen sollte*), fand keine Zustimmung; zudem hatte man ja aus den vorliegenden Schriften den beiderseitigen Standpunkt sich klar machen können. So sollte denn der Kampf in der so lange als ganz unbrauchbar verschrieenen Aula**) seinen Anfang nehmen.

XXXIII.

Drei deutsche Humanisten.

(Schluß.)

Ein ganz anderes Lebensbild entfaltet sich in dem ersten Münster'schen Humanisten Rudolf von Langen, geboren um 1438 aus einer altedlen Familie des Münsterlandes zu Everswinkel, Sohn des Ritters Hervord von Langen, Neffe des Münsterer Domdechants Hermann von Langen,

---

*) A. Z. 31. März XXXI. Br.

**) Erst der LXI. Brief vom 2. Juli (A. Z. 13. Juli) trägt die Bemerkung nach, „die schon früher hätte gemacht werden sollen", aber wohl nicht gemacht ward, um noch länger über die Aula deklamiren zu können: „die Aula hat wirklich in jüngster (?) Zeit akustisch gewonnen; ein ausgespanntes Zeltdach wirkt als Resonanzboden ganz gut."

lung auf den Punkt zurückführen, auf dem ſie ihrer An-
nach in den erſten fünf oder ſechs Jahrhunderten ſtand,
Andern erklären, eine ſolche hiſtoriſche Theorie ſei von
und aus verwerflich, willkürlich und gegen den Glauben
ßend. Die Einen ziehen die vollen Conſequenzen aus
Definition des Concils von Florenz, die Anderen ſuchen
abzuſchwächen oder — was übrigens von Biſchöfen
t geſchehen iſt*), ſondern nur von Gelehrten der extrem-
Richtung — ganz alles Anſehens zu berauben, ſei es
er dem Vorwande, der lateiniſche Text ſei gefälſcht wor-
**), ſei es unter dem anderen, die franzöſiſche Kirche
e dieſe Synode nicht anerkannt***). Es handelt ſich
— wenige Punkte abgerechnet — nicht ſowohl um
gen der Thatſachen, als um Fragen des Rechts.
ichwie nicht jeder Ungehorſam gegen eine höhere Gewalt
en Nichtberechtigung erhärtet, ſondern unterſucht werden
, was dem Rechte nach hätte geſchehen müſſen, ſo können
hie und da erfolgte Verſuche der Auflehnung gegen den
ſtlichen Primat nicht zu dem Schluſſe berechtigen, der-
e habe da und dort ihm nicht zuſtehende Befugniſſe
xpirt.

Praktiſch war der Standpunkt der zwei Theile dieſer:
Minderheit wollte Beſchlüſſe vereiteln, die ihrer Ueber-

*) G. Frhr. v. Ketteler: Die Unwahrheiten der römiſchen Briefe vom Concil in der A. Z. S. 17 gegen Br. XXI der A. Z. 22. Febr.

**) Die bezüglich der Worte: quemadmodum etiam behauptete Fälſchung (A. Z. 21. Jan.) erwies ſich ſelbſt nach gegneriſchen Ausführungen (A. Z. 27. Febr. 20. Mai) als gänzlich haltlos.

***) Gegen dieſe Behauptung ſtreiten die Schriften vieler franzöſiſcher Theologen, z. B. des Natalis Alexander, ſowie das Zeugniß des Abbé Pirot, Mitglieds der Sorbonne: Je ne sçache présentement aucun catholique françois qui ne reçoive le Concile de Florence comme universel (Dissert. sur le Concile de Trente Oeuvres de Leibniz par A. Foucher de Careil. Paris 1859, vol. I. p. 376).

nehmen, die erst oben in Peter Luder angedeutet wurden. Zurückgekehrt nach Münster war es ihm eine Lieblingsidee auf die Schaffung einer christlich humanistischen Schule daselbst hinzuarbeiten, weßhalb er vorerst begabte Jünglinge nach Deventer schickte, um aus ihnen künftige Lehrer für seine wenn auch erst später in's Leben eingeführte Schule zu bilden.

Aus seiner stillen Ruhe führte ihn das Jahr 1474 in das Feldlager seines waffenbürtigen Bischofs Heinrich von Schwarzburg, der dem Einfalle Karl's des Kühnen von Burgund bei Neus entgegentrat. Eilf Monate dauerte dieser dem Manne des Studiums ungewohnte Feldaufenthalt. Die Belagerung von Neus ward der Stoff eines seiner lateinischen Gedichte, gleichwie er eine größere Dichtung über Jerusalem und seinen Tempel wie seine Geschicke verfertigt hatte, die er aber in Prosa aufgelöst und seinem Onkel, dem Dombechante, gewidmet 1477 drucken ließ.

Um diese Zeit nahm er seinen reichbegabten Verwandten Hermann von dem Busche, dessen Dichtername gleichfalls in den Annalen Münster's glänzt, zur Erziehung in sein Haus auf. Rudolf von Langen besang alle Vorkommnisse seines Hauses, frohe und traurige, zu denen der Tod der Freunde und Bekannten gehörte. Am schmerzlichsten vermißte er den treuen Oheim, der um 1486 in die Ewigkeit abgerufen worden war. Rudolf scheint sich durch die Herausgabe seiner Gedichte, die mehr oder minder einen religiösen Anstrich tragen, zerstreut zu haben. Da sollte eine noch größere Zerstreuung eintreten, eine abermalige Reise in das vor Jahren so lieb gewonnene Italien, wohin ihn 1486 sein Bischof in kirchlichen Angelegenheiten zum hl. Vater gesandt hatte. Hier war es wo der berühmte Platina in Verwunderung gerieth, daß ein Westfale es verstand sich so gewählt und classisch in lateinischer Sprache auszudrücken. Hier erneuerte er alte und knüpfte neue Verbindungen mit den ausgezeichnetsten Humanisten Italiens an.

mißlang, die Sache in die Länge zu ziehen und die Entscheidung hinauszuſchieben ſich bemühte. Am größten war hierin der Eifer bei den Biſchöfen, die dogmatiſch nicht die feſteſten waren, und andere erfüllte die Beſorgniß, mancher bisherige Gegner der Lehre werde ſchließlich doch für die Definition ſtimmen *).

Zur Charakteriſirung der Lage — d. h. eines hoffentlich nur kleinen Theils der Minderheit — ward ein Schriftchen **) angeführt, worin in der Form eines casus moralis drei Fragen behandelt werden: 1) Kann ein Biſchof ſein Votum für die Lehre von der päpſtlichen Infallibilität abgeben, bevor er im Gewiſſen über ihren Charakter als einer geoffenbarten Lehre volle Gewißheit hat? Die negative Antwort, die auch jeder Infallibiliſt geben würde, wird weitläufig begründet. 2) Wie kann er ſich ein ſicheres Urtheil bilden, um ſicher ein bejahendes Votum abgeben zu können? Hier wird ziemlich unvollſtändig geantwortet: Das Urtheil hat er ſich zu bilden durch eigene perſönliche Prüfung, mit Klugheit, ohne Rückſichtnahme auf die Vorurtheile der Schulen (alſo mit Ausſchluß der ganzen mittelalterlichen Theologie?), unter Abwägung aller Gründe und Gegengründe, endlich aus dogmatiſchen, aus Schrift und Erblehre geſchöpften Beweiſen. 3) Wie muß ſich der Biſchof nach einer genauen Prüfung der Frage verhalten? Die Antwort iſt: Erſcheint die Lehre zweifelhaft oder auch noch ſo probabel, ſo darf der Biſchof nicht zuſtimmen, aber er darf es auch dann nicht, wenn ſie als gewiß erſcheint, da die Kirche bisher ohne dieſe Definition lebte und dieſe jetzt nicht zeitgemäß iſt. Das iſt der ganze Inhalt des ziemlich unbedeutenden, von drei

*) A. Z. 19. Mai. 14. Juni. XLIV. u. LIV. Br.

**) Disquisitio moralis de officio Episcoporum in emittendis suffragiis circa personalis et independentis infallibilitatis Rom. Pontificis definitionem (15 Oktavſeiten, ohne Druckort), gratis an die Biſchöfe vertheilt.

Seiten widerlegten*) Schriftchens, welches uns als „ſehr gut geſchrieben“ belobt worden iſt**).

Ihrerſeits bot die Oppoſition Alles auf, den Papſt, die Cardinäle, die Biſchöfe einzuſchüchtern; man drohte mit der Macht der weltlichen Regierungen und mit dem Verluſte des Kirchenſtaates; diplomatiſche Einwirkungen wurden bei den dem Papſte am nächſten ſtehenden Perſonen nicht geſpart; man ſtellte die Entrüſtung der ganzen liberalen Welt, die lebhafteſte Oppoſition der Vertreter der Wiſſenſchaft, eine neue Kirchenſpaltung und maſſenhaften Abfall in Ausſicht***). Mit Mühe konnte der Staatsſekretär die verſuchte Dazwiſchenkunft der weltlichen Regierungen abwehren, ſo daß der Kampf, wie es ſich ſelbſt nach gegneriſchen Aeußerungen†) gebührte, von den Biſchöfen ſelbſt auszufechten war. Und während ſolcher Druck auf das Concil ausgeübt ward, klagte man über Unterdrückung der Minderheit, über Tyrannei des Papſtes. Aber Pius IX. trat erſt dann entſchieden auf, als man Zweifel über ſeine Ueberzeugung auszuſtreuen oder, wie von anderer Seite geſchah, ihn eines blinden Aberglaubens zu zeihen wagte††), als man die treueſten Vertheidiger Roms irre zu machen, einzuſchüchtern, der Irrlehre zu beſchuldigen anfing; da galt es keinen Zweifel zu laſſen an ſeiner und ſeiner Vorgänger Ueberzeugung, die entſchieden kirchlich Geſinnten zu ermuthigen

*) Hieher gehören: 1) Episcoporum conscientia in tuto posita quoad gravissimam de pontificiae infallibilitatis definitione quaestionem. 2) Responsio ad opusculum quoddam, cui titulus etc. von dem Dominikaner M. A. Potton. 3) Jus et officium Episcoporum in ferendo suffragio pro infallibilitate Romani Pontificis von Prof. A. Ballerini S. J.

**) A. Z. 14. Juni. LIV. Br. vom 6. Juni.

***) A. Z. 13. Febr. (XVI. Br.) 20. Febr. (XIX. XX. Br.) 17. März. 2. 8. Juni (XLIX. LI. Br.) u. ſ. f. Le Français 1. juin.

†) XLIV. Concilsbrief vom 13. A. Z. 19. Mai.

††) A. Z. 3. Juli Br. LIX.

übergeben wurden, anvertraut worden sei. Da starb nach einigen Jahren die Tante, der kleine Mann, der sich in seinem kindlichen Sinne geträumt hatte nun der Last des Schulgehens überhoben zu seyn, mußte in das Elternhaus zurück und dennoch die Schule besuchen, die er aber nun fleißig — umging, die Schulzeit über sich am Maine umhertreibend. Von der Mutter wieder in die Schule geführt, von einem Lehrer aber barbarisch oder „auf das heftigste und unbarmherzigste mit Ruthen gegeißelt und mit Blut bedeckt", wurde er von der über die furchtbare Mißhandlung des Kindes empörten Mutter für immer der Schule entnommen, der Lehrer aber, ein Erfurter Baccalaureus der freien Künste, noch an demselben Tage, als das Gerücht von dem Geschehenen zu dem Rathe drang, aus der Schule fortgejagt und zum Miltenberger Stadtknecht oder Büttel degradirt. Allein was nun mit dem „Hans" anfangen?

Da kam ein fahrender Schüler (eine Sorte von Studenten die man Beanen nannte), Hansens Nachbarsohn wieder in Miltenberg an, machte sich an den ehrlichen Vater des Knaben, bat schmeichelnd denselben bei ihm in die Lehre zu thun, indem er dann mit ihm fremde Schulen aufsuchend in kurzer Zeit größere Fortschritte in den Wissenschaften machen werde als zu Hause in langen Jahren. Der ehrliche Vater glaubte dem Schwindler, Johann aber klatschte vor Lust in die Hände und hatte eine unbändige Freude. „Ich" — schreibt er — „glaubte nämlich steif und fest (wie ich oft im Scherz hatte sagen hören), anderwärts wären die Zäune aus Bratwürsten geflochten und allenthalben die Dächer der Häuser mit Kuchen gedeckt." Rührend beschreibt er den Abschied vom Vater, der vorher noch die Kanne des Johannissegens in der Familie kreisen ließ, aus der auch der nichtswürdige Bean mittrank. Derselbe, von Hansens Vater reichlich mit Geld versehen, schlug in kurzer Zeit, nach Nürnberg mit dem Knaben hin- und herreisend, ohne an's Studieren zu denken, die Baarschaft durch und hielt dann den

auf daſſelbe Objekt ſich ausdehnt, wie die Unfehlbarkeit der Kirche (alſo nicht auf alle Lebensgebiete und alle denkbaren Fragen, wie die Gegner hartnäckig behaupten*). Die Mittheilung dieſes Entwurfs ward als eine Antwort auf die Noten und Briefe des Grafen Darn einerſeits wie auf die Minoritätsproteſte gegen die Geſchäftsordnung vom 20. Februar andererſeits gedeutet**), wenn ſie auch nur durch das entſchiedene und nachdrückliche Verlangen der hierin niemals***) ſchwankenden Concilsmehrheit hervorgerufen ward, welche die Verhandlung über die ſo wichtige Frage nicht mehr länger hinausgeſchoben wiſſen wollte, und darum auch gleich nachher dringend bat, es möge dieſelbe vor allen andern Fragen zur Entſcheidung vorgelegt werden†). Doch erſt nach der dritten feierlichen Sitzung fand dieſer Wunſch Gehör.

In einer neuen Eingabe ſtellten die Biſchöfe der Mehrheit vor: „Da mit täglich heftigerem Eifer Schriften verbreitet werden, welche die katholiſche Ueberlieferung angreifen, die Würde des Concils erſchüttern, die Gemüther der Gläubigen verwirren, die Spaltungen unter den Biſchöfen mehren, den Frieden und die Einheit der Kirche noch ſchwerer verletzen, da außerdem die Zeit herannaht, in der vielleicht eine Vertagung des Concils nöthig wird, und ſo die Gefahr droht, daß die Frage, welche die Geiſter erregt, unerledigt bleibe, bitten die unterzeichneten Väter..., daß das Schema von der Unfehlbarkeit des Papſtes ohne allen Verzug den Berathungen des Concils unterſtellt werde.“ Schon hatten ſich vier Biſchöfe als Abgeſandte von vierhundert Vätern

*) A. Z. Beil. vom 11. März. Einen Commentar liefern: Cardoni Elucubratio de dogmatica summi Pontificis infallibilitate (S. 174) und die (auch in das Deutſche überſetzte) Schrift: De Romani Pontificis summa potestate docendi (56 Seiten).

**) A. Z. 18. März (XXVIII. Brief).

***) A. Z. 19. Mai (XLIV. Brief).

†) A. Z. 23. März (XXIX. Brief).

„Will man das gute Tage nennen", fragt er, „wenn man einem Herrn mit Furcht und Schrecken dienen muß, keinen Augenblick für sich frei hat zur Erholung, wornach man doch als junger Mensch so sehr verlangt, wenn man fast bei jedem Wort des Herrn zitternd seine Knie beugen, dessen Jähzorn bisweilen mit aller Gelassenheit ertragen, harte oder schimpfliche Befehle und selbst Schläge über sich ergehen lassen muß?" Endlich nach sieben Jahren gelang es dem armen Butzbach zu entfliehen und unter Besiegung vielfacher Hindernisse wieder um das Fest des heiligen Johannes des Täufers nach Miltenberg zurückzukehren — „nicht als Lateiner", schreibt er, „wie unsere Leute einst gehofft hatten, nicht als Doktor, wie ich es einst in kindischer Anmaßung vorhergesagt, ja nicht einmal mehr als Deutscher, wie ich von ihnen fortgegangen war; sondern als ein Böhme, als ein Barbar, ja fast als ein Heide an Tracht und Sitten und gemäß meiner langen blonden Haare, die ich dort nach der Landessitte mit höchlichem Fleiße gepflegt hatte, und die mir von allen Seiten fast bis zum Gürtel über Schultern und Rücken hinabwallten."

So trat Butzbach wieder in das Elternhaus. Der Vater war unterdessen gestorben. Heiße Thränen widmete ihm der trauernde Sohn, der aber vom Stiefvater freundlich aufgenommen und getröstet wurde. Da eine pestartige Krankheit kurz vorher in Miltenberg geherrscht hatte, so beschloß der Stiefvater, auch für die Zukunft sorgend, ihm das Schneider-Handwerk lehren zu lassen. Sofort brachte er ihn nach Aschaffenburg auf zwei Jahre in die Lehre. Sechs Goldgulden und zwanzig Ellen Tuch waren das Lehrgeld für das Lernen in einer Werkstätte, die dem armen Johannes als Lehrling solche Lasten auflegte, daß er sich in das barbarische Böhmen rückversetzt glaubte. Aschaffenburg war voll Leichtfertigkeit und Hoffart in seiner Kleidertracht. „Da wurden wir gedrängt" — schreibt unser nachheriger Benediktiner — „nicht aus einfachem sondern aus vielfarbigem Tuche auch die gering-

fügigsten Kleidungsstücke anzufertigen. Wir mußten, wie Maler, auf's sorgfältigste Wolken, Sterne, blauen Himmel, Blitze, Hagel, wie bei Liebenden ineinander geschlungene Hände darauf sticken; außerdem noch Würfel, Lilien, Rosen, Bäume, Zweige, Stämme, Kreuze, Brillen... Die kostbarsten Stoffe wurden dazu verwendet, als Scharlach, englischer Stanet, Wollentuch von Lüttich, Rouen, Grenoble, Brügge, Gent, Aachen und andere noch kostbarere; an Seidenstoffen aber Sammt, so sich rauh anfühlt, Damast, Schamelot mit Rosen in Plattstich, Zandel und Zandelin auf die kleinsten Riemen geschnitten." Als die Lehrzeit vorüber, wanderte Johann über Frankfurt nach Mainz, fand sich öfters im Jakobskloster ein und wurde von dessen Mönchen als Klosterschneider nach Johannisberg im Rheingau empfohlen.

Trefflich beschreibt der nunmehrige Laienbruder sein Klosterleben, sowie die Herrlichkeiten des Rheingaues. Aber den Laienbruder schmerzte es tief, nur Handwerker und nicht Gelehrter, nicht Priester zu seyn. Dieser Kummer entging nicht den jüngeren erst von der Schule gekommenen Brüdern, und ein älterer Mönch gab ihm einen Empfehlungsbrief an den Rektor des Gymnasiums zu Deventer, den mehrgenannten Alexander Hegius, wo dann Johannes in die siebente unterste Classe kam, um die Anfangsgründe der lateinischen Sprache abermal mit den jüngsten Knaben zu beginnen. Aber von allen Mitteln entblößt, mit Mangel, Hunger und Kälte kämpfend mußte er abstehen, ging jedoch nicht mehr nach Johannisberg, sondern ward Cisterz'enser Laienbruder in Eberbach. Indeß auch hier verließ ihn der Gedanke zu studiren noch immer nicht, wozu auch die Wünsche der Mutter beitrugen. So entließ ihn auf sein Bitten der Abt. Johannes ging in die Heimath um sich Mittel zu suchen und kam 1498, also 20 Jahre alt, abermal nach Deventer, dießmal der achten Classe zugewiesen. Er studirte nun mit gutem Erfolge, wenn er auch durch Mangel und Krankheit unsäglich zu leiden hatte. Von der

Lehre finden, liefern aber den augenſcheinlichen Beweis, daß noch viel weniger ein ſolcher bei ihnen zu finden iſt.

Inzwiſchen waren von Seite der Oppoſition auch eigene Schriften erſchienen, und zwar konnten gleich vier auf einmal angeführt werden*), zwei von öſterreichiſchen Cardinälen, zwei von deutſchen Biſchöfen, ungleich an Umfang und Inhalt. Doch kann nur höchſtens von zweien derſelben geſagt werden, daß die fraglichen Würdenträger die wirklichen Verfaſſer ſind; drei davon ſind anonym erſchienen.

Die dem Cardinal-Erzbiſchof von Prag zugeſchriebene, von Profeſſor S. Mayer verfaßte, zwei Bogen ſtarke Broſchüre**) gibt, was anderwärts verſchwiegen wird, den Lehrprimat des Papſtes, die Verwerflichkeit der Appellation von ſeinen Ausſprüchen an ein Concil und der Lehren, man ſei dem Papſte bloß äußere Unterwerfung ſchuldig, das ökumeniſche Concil ſtehe über dem Papſte***), endlich auch die Unverirrlichkeit der römiſchen Kirche oder des apoſtoliſchen Stuhles vollkommen zu und ſteht dem Standpunkte der Infallibiliſten ziemlich nahe, die aus dieſen Prämiſſen nur die weiteren Folgerungen zu ziehen brauchen. Sie iſt auch nicht vorherrſchend „gegen den Erzbiſchof Manning gerichtet", der eine einfachere Theorie über die päpſtliche Unfehlbarkeit aufſtellte, um aus dem Labyrinth der fünfundzwanzig†) ver-

*) A. Z. 29. April. XXXVIII. Br.

**) De summi Pontificis infallibilitate personali. Neapoli, Fr. de Angelis. Eine Kritik hierüber gibt die Civiltà cattolica vom 7. Mai p. 269—280.

***) Dieſe Doktrinen nennt Mayer S. 5 falsa systemata *ab omnibus* rejecta. Aber ein Blick auf die ſonſtige Oppoſitionsliteratur lehrt, daß nicht alle Opponenten ſie verwerfen.

†) Das bekannte Gutachten der theologiſchen Fakultätsmehrheit in München ſprach von „etwa 20 verſchiedenen Hypotheſen" dieſer Art. was die „Kritik" des Profeſſor Merkle (Dillingen 1869) eingehend beleuchtete. Ehe der arme ſchwäbiſche Lycealprofeſſor widerlegt ward, wurden fünf neue Hypotheſen entdeckt.

ſchiedenen Erklärungen von den Erforderniſſen einer Entſcheidung ex cathedra herauszukommen. Den Janus-Leuten kam es natürlich darauf an, den Cardinal als Schüler jener Männer darzuſtellen, deren theologiſche Weisheit in der „Allgemeinen Zeitung“ erſtrahlt.

Nicht viel Anderes ſoll von dem an Gelehrſamkeit hervorragenden Cardinal Rauſcher geglaubt werden, deſſen umfänglichere und würdevoll abgefaßte Schrift*) noch viele andere Fragen behandelt. Was für das größere Publikum daraus angeführt wird, ſtimmt ganz mit der Theologie des Janus und der ihm verwandten Kreiſe überein; ſo die Behauptungen, daß Thomas von Aquin bloß durch Fälſchungen zur Annahme der Unfehlbarkeitslehre vermocht wurde**), daß unter Annahme der päpſtlichen Unfehlbarkeit die ganze Kirchenverfaſſung ein unerklärliches Räthſel***), daß dann die allgemeinen Concilien überflüſſig würden und ſtets geweſen wären†); daß mit der Unfehlbarkeit die ganze mittelalterliche Theorie von dem unbedingten Rechte der Päpſte, Monarchen abzuſetzen, alle politiſchen Eidſchwüre zu löſen, Geſetze zu annulliren, in alle ſtaatlichen Verhältniſſe beliebig und immer gebietend einzugreifen u. ſ. w., für eine unantaſtbare Glaubenslehre erklärt werden müßte, ganz nach der berufenen Bulle Unam sanctam von Bonifaz VIII.††). In gleicher Weiſe lehren die Sätze wieder, daß die Päpſte in der älteren Kirche ſich nicht

*) Observationes quaedam de infallibilitatis Ecclesiae subjecto (87 Seiten). Eine in der Form höfliche, in der Sache ſehr entſchiedene Kritik dieſer nachher auch in Wien bei Braumüller gedruckten, in der A. Z. vom 6. Juni wiederholt beſprochenen Schrift lieferte die Civiltà cattolica l. c. p. 291—309.

**) Observ. p. 73 seq. Janus S. 285, 287, 416. Erwägungen für die Biſchöfe des Concils S. 16, 17.

***) Observ. p. 87. Erwägungen S. 3 §. 5.

†) Observ. p. 87. Janus S 50 Erwägungen a. a. O.

††) Observ. p. 3. 54 seq. 61 seq. 70. Janus S. 176, 405 ff. Erwägungen S. 12 ff. §. 19. A. Z. 28. Febr. XXII. Br.

für unfehlbar hielten*), daß ſie mehrmals in offenbare, von der Kirche zurückgewieſene Irrthümer verfielen**) u. a. m.

Doch zur Ehre des Verfaſſers müſſen wir conſtatiren, daß der Inhalt der Schrift mit dieſen Angaben lange nicht erſchöpft iſt. Gleich im Anfang bedauert der Verfaſſer — ganz im Gegenſatze zu jenen Theologen die das Augsburger Organ ſchon längſt als ihren Moniteur erwählt — daß ſolche Fragen in aufgeregter Zeit in Zeitungen beſprochen werden, deren Raum nicht für gründliche Unterſuchungen ausreicht, deren Leſer in der Regel ebenſo der nöthigen Vorkenntniſſe wie der zur Prüfung erforderlichen Muße entbehren, deren Erörterungen mit dem tagtäglichen Lärm der Streitfragen und der Leidenſchaften faſt nothwendig ſich vermiſchen. Wenn es aber nicht „Feinde der Kirche" waren die dieſen Kampfplatz wählten, ſo waren es ſicher ſolche die ihr unter dem Namen der Freundſchaft gefährlicher wurden als offene Feinde; hat doch Fenelon die Gallikaner für weit gefährlicher erklärt als die häretiſchen Sekten***). Der Verfaſſer erklärt ferner nicht bloß ſeine eigene, ſondern auch die allgemeine Uebereinſtimmung in dem Satze, „daß der heilige Stuhl als der Fels, den die Pforten der Hölle nicht überwältigen werden, eine unerſchütterliche Grundfeſte des Glaubens iſt." Das iſt doch eine bedeutende Annäherung. Denn wenn die Kirche, in der zu allererſt der wahre Glaube nicht untergehen darf, durch den heiligen Stuhl feſtſtehen ſoll, iſt es nicht denkbar, daß die Kirche vom Irrthum frei bleibt, ſobald dieſer den heiligen Stuhl überwindet. Wenn die Schriftſtelle Matth. 16, 18 zugleich den Primat der Nachfolger Petri und die Unfehlbarkeit der Kirche beweiſet — das geben

*) Observ. p. 31 seq. Janus S. 81. Erwägungen S. 3 §. 5.

**) Observ. p. 31 seq. 51 seq. Janus S. 54, 72 ff. Erwägungen S. 10, 14.

***) Je redoute plus pour l'Eglise les Gallicans que les sectes hérétiques.

Minderbruder im Kloster zu Marburg. Eine nicht minder große Anregung erhielten Butzbach's Studien durch den trefflichen Jakob Siberti, ehedem Lehrer der sechsten Classe an der Schule zu Emmerich, der 1503 in Laach als Novize eintrat, um unter Butzbach sein Noviciat zu bestehen. Beide Männer wurden innige Freunde und unzertrennliche Studiengefährten. Unermüdlich in schriftstellerischen Arbeiten, erprobter Freund der Poesie, fand er trotz der treuesten Erfüllung klösterlicher Pflichten doch auch seine häuslichen Gegner und Feinde, die ihm seine wissenschaftliche Richtung und Arbeiten nicht verzeihen konnten. In Folge solcher bittern Erfahrungen schrieb er an Tritheim 1509: „Ach, wie schwer ist es doch, Mönchen vorzustehen, die keine Liebe zu den Studien haben"*)! Von 1509 an ging J. Butzbach lediglich zum Studium der heiligen Schrift über. Seine literarischen Arbeiten hörten auf, beständige Kränklichkeiten traten ein — und er starb 48 Jahre alt im J. 1526. Sein Andenken glänzt wie ein Stern am literarischen Himmel des Klosters Laach. Von dem guten „Piemontanus" wird zu allen Zeiten der Spruch des von ihm geliebten Horaz gelten:

Jeder gewinnt Beifall, wer Nützliches eint mit dem Schönen,
Wer vorträgt was nützt und gleich auch belehret den Leser!

*) Richtig bleibt die Ansicht, die Butzbach seinen Mönchen gegenüber mit den Worten aussprach: „Wer die Classiker nicht studirt hat, der wird auch das Studium der Schrift und der Väter unterlassen, einmal weil es ihm an den zum Verständniß derselben nothwendigen sprachlichen Vorkenntnissen fehlt, und dann weil er überhaupt nicht zu ernster Geistesarbeit eingeschult ist. Die weltlichen Wissenschaften sind gleichsam ebenso viele Stufen, auf welchen man zu der Theologie, der Königin aller Wissenschaften, hinansteigt." Vergl. S. 246.

XXXIV.

Reiseskizzen.

Missionarius apostolicus. Pastorale Photographien, Excursionen und Reisebilder. Von Dr. Anton Kerschbaumer. Schaffhausen, Hurter 1870.

Wer Vieles bringt, wird Manchem etwas bringen: dieß Wort des Göthe'schen Schauspieldirektors scheint sich Herr Professor Kerschbaumer bei der Herausgabe vorliegender Schrift zum Leitstern genommen zu haben. Es ist ein Büchlein von mannigfaltigstem Inhalt, zusammengetragen aus dem kirchlichen und socialen Leben der verschiedensten Länder der alten Welt, und wenn nicht Alles darin neu, so ist doch Alles selbst erlebt und selbst gesehen. Denn der Autor ist ein viel und weit gereister Mann.

Der Verfasser sagt, daß er, noch in jungen Jahren auf den Lehrstuhl der Pastoral berufen, vielfache Wanderungen unternommen habe, um „nach Möglichkeit pastorale Erfahrungen zu sammeln." Zu dem Zwecke durchwanderte er erst seine Diöcese (St. Pölten) nach allen Richtungen, „bis in die entlegensten Stationen", dann in den jährlich wiederkehrenden Schulferien auch andere Gegenden und fremde Länder, im Verlauf der Jahre fast ganz Europa und ein Stück Orient. Aus solchen Streifzügen, Reisen und Pilgerfahrten entstand dieses Buch und sein Titel. Daß der Verfasser sich über diese

verfaſſung entſpricht, 3) aus der allgemeinen Ueberlieferung der Väter, aus dem Glauben der Kirche, wie er in den ökumeniſchen Concilien theoretiſch und praktiſch ſich manifeſtirt, ermittelt wird, die 4) alle chriſtlichen Denkmäler, Väter, Concilien, Geſchichte in harmoniſchen Einklang bringt, 5) in der Kirchenverfaſſung Gottes Weisheit, Güte und Macht herrlicher erglänzen läßt, die 6) gegen den Primat des Papſtes mehr Liebe, Ehrfurcht und Vertrauen einflößt, endlich 7) alle von der katholiſchen Kirche Getrennten zur Einheit hinzieht. Dieſen ſieben Anforderungen entſpricht aber, wie bald mit mehr, bald mit weniger Geſchick zu zeigen verſucht wird, nur die Doktrin welche dem Papſt nicht die ganze Fülle der Gewalt, nicht ein von der Mitwirkung und Zuſtimmung der Biſchöfe unabhängiges unfehlbares Lehramt zuerkennt. Der gelehrte Verfaſſer häuft vielerlei Material aus älteren Autoren zuſammen, in der Claſſifikation der patriſtiſchen Auslegungen der hier zur Sprache kommenden Bibeltexte folgt er ganz unbedenklich dem Launojus, und urgirt lebhaft die Nothwendigkeit einer einmüthigen Uebereinſtimmung der ganzen lehrenden Kirche, die aber niemals, auch nicht auf einem allgemeinen Concil, nachgewieſen worden iſt. Wohl mißlungen iſt der Verſuch, den heiligen Thomas und andere Ordenstheologen im Sinne des Verfaſſers zu erklären, wie überhaupt viele Deutungen willkürlich ſind.

So waren die Argumente, welche die Gegner der Definition für ſich anführten, zum großen Theile entwickelt; Vieles in denſelben iſt identiſch, die Honoriusfrage haben auch die drei anderen nicht übergangen. Es blieben die vier Schriften aber keineswegs ohne eingehende Widerlegung. Nicht nur wurden einzelne Streitpunkte, wie z. B. die Controverſe zwiſchen Papſt Stephan I. und Cyprian*), der Einfluß ge-

*) Véritable état de la question agitée entre le Pape S. Etienne et St. Cyprien touchant le baptême des hérétiques. Von dem früheren Profeſſor der Sorbonne, jetzigem Biſchof von Angers,

ſchter Texte auf die Lehre des heiligen Thomas *), in be-
ideren Abhandlungen beſprochen, nicht nur die dem Cardinal
uſcher beigelegte Schrift von Abt Guéranger**) beant-
rtet, ſondern es erſchien auch eine die vier Schriften zu-
ich umfaſſende Confutation, welche durch ſcharfe Logik ſich
zeichnet***). Gegen dieſelbe ward keine ausreichende
tgegnung bis jetzt verſucht. So viel war ſchon bei dieſen
orpoſtengefechten klar, daß nur die dreiſteſte Lüge hatte be-
upten können, Rom und die ihm ergebene Mehrheit ſcheue
h vor dem geiſtigen Kampfe und halte ſich an die „promp-
m inter tenebras affirmatio“†).

Trotz deſſen, daß ſie ſich zum Kampfe gerüſtet hatten,
erzichteten die Biſchöfe der Minderheit nicht darauf, für den
ufſchub der Verhandlungen zu wirken, und als ſie ſahen,
aß damit nach den neuen Verhandlungen über den kleinen
atechismus (4. bis 13. Mai) Ernſt werden ſollte, reichten
m 12. oder 13. Mai 72 (oder 77††) derſelben einen Pro-

Freppel. Turin bei Marietti (gegen Observ. c. 4 p. 18 Quaest. p. 20 seq.)

*) De constitutione Ecclesiae et de infallibilitate Romani Pontificis juxta D. Thomam ejus que scholam von dem Dominikaner Raymund Bianchi, Professor in Rom. De' testi esaminati da S. Tommaso d'Aquino nell' opuscolo contro gli errori de' Greci, relativamente all' infallibilità pontificia von Dr. P. A. Uccelli. Neapel bei Manfredi (gegen Observ. c. 13 p. 71 seq.)

**) Réponse aux dernières objections contre la définition de l'infallibilité du Pontife Romain. Paris, Palmé.

***) Animadversiones in quatuor contra Romani Pontificis infallibilitatem editos libellos. Neapoli, typogr. Sirenae Luper. 144 Seiten. In einer deutſchen, aber durch viele Druckfehler entſtellten Ueberſetzung mit dem Titel: „Widerlegung der vier unter die Väter des Concils vertheilten Broſchüren gegen die Unfehlbarkeit“ (134 Seiten). Münſter bei Ad. Ruſſell.

†) A. Z. 31. März XXXI. Br.

††) Im Datum und in der Zahl der Unterzeichner widerſprechen ſich die Briefe XLIV und XLVI A. Z. vom 19. und 23. Mai.

teſt gegen die Umkehr der feſtgeſtellten Ordnung zu Gunſten der Unfehlbarkeitsfrage bei den Präſidenten ein, wohl wiſſend, daß demſelben ohne Beleidigung der Mehrheit und bei dem damaligen Stand der Dinge keine Folge mehr gegeben werden könne. Auch der Vorſchlag, vorerſt durch Deputationen beider Theile die Unfehlbarkeitsfrage berathen zu laſſen, worauf erſt die Verhandlung im Plenum folgen ſollte*), fand keine Zuſtimmung; zudem hatte man ja aus den vorliegenden Schriften den beiderſeitigen Standpunkt ſich klar machen können. So ſollte denn der Kampf in der ſo lange als ganz unbrauchbar verſchrieenen Aula**) ſeinen Anfang nehmen.

XXXIII.

Drei deutſche Humaniſten.

(Schluß.)

Ein ganz anderes Lebensbild entfaltet ſich in dem erſten Münſter'ſchen Humaniſten Rudolf von Langen, geboren um 1438 aus einer altedlen Familie des Münſterlandes zu Everswinkel, Sohn des Ritters Hervord von Langen, Neffe des Münſterer Dombechants Hermann von Langen,

*) A. Z. 31. März XXXI. Br.

**) Erſt der LXI. Brief vom 2. Juli (A. Z. 13. Juli) trägt die Bemerkung nach, „die ſchon früher hätte gemacht werden ſollen", aber wohl nicht gemacht ward, um noch länger über die Aula deklamiren zu können: „die Aula hat wirklich in jüngſter (?) Zeit akuſtiſch gewonnen; ein ausgeſpanntes Zeltdach wirkt als Reſonanzboden ganz gut."

· ſich ſeiner Erziehung beſonders annahm. Er ſchickte den
:ffen erſt nach Deventer in die Schule der Brüder vom
neinſchaftlichen Leben, die bekanntlich eine Erziehungsſchule
r tiefen Frömmigkeit war, mochte auch der humaniſtiſche
nterricht in zweiter oder noch entfernterer Linie ſtehen.
s Mitſchüler Langens, deſſen Lehrer nicht mehr bekannt
ıd, erſcheinen Rudolf Agrikola, der ſpäter berühmt gewor-
ne Humaniſt, Moriz Graf von Spiegelberg, Ludwig Drin-
nberg, Alexander Hegius, Männer deren Namen für die
Wiederherſtellung der claſſiſchen Studien in Deutſchland von
r größten Bedeutung ſind. Die in der Schule mit Ru-
olf von Langen, der um 1457 zum Onkel heimkehrte, ge-
nüpfte Freundſchaft erhielt ſich ſo lange ſie lebten. Der
Domdechant, mit den Fortſchritten des jugendlichen Neffen
ufrieden, widmete ihn, wie damals bei dem „ſtiftsmäßigen"
del herkömmlich, dem geiſtlichen Stande und verſchaffte ihm
in Kanonikat am Dome zu Münſter, durch deſſen Ueber-
ahme der junge Domherr auch die Verpflichtung überkam,
ine Univerſität zu beſuchen; dieſe war Erfurt, wo eben der
orgenannte Humaniſt Peter Luder ſeine Vorträge hielt.

In Erfurt erwarb ſich Rudolf die Magiſterwürde, und nun
og's ihn nach Italien, nachdem er bereits 1462 Propſt des
ollegiatſtiftes am alten Dom in Münſter geworden war.
ein italieniſcher Aufenthalt ſcheint in die Jahre 1464—
470 zu fallen, ſeine Lehrer in der claſſiſchen Literatur, um
eren willen er Italien beſuchte, dürften Franziskus Philel-
hus, Georg von Trapezunt, Theodor Gaza, Marſilius
ficinus, Chriſtophorus Landinus, lauter Männer von claſ-
iſchem Rufe, u. a. geweſen ſeyn. Hier nun war es, wo
Rudolf von Langen mit ſeinem Freunde und Mitſchüler
Moriz von Spiegelberg, welcher die Reiſe mit ihm unter-
nommen, ſich ganz auf das Studium der lateiniſchen Sprache
und Literatur verlegte, ſich eine Bibliothek claſſiſcher Autoren
ſammelte und zum Dichter ſich heranbildete, ohne jedoch die
Schattenſeiten des italieniſchen Humanismus mit zu über-

noch sehr schwach, denn weder Priester noch Nonnen dürfen sich öffentlich in ihrem geistlichen Kleide blicken lassen, sie sind nur geduldet, nicht berechtigt." (S. 319).

„Auf zwei jungen katholischen Instituten beruhen vorderhand die guten Hoffnungen der Katholiken in Schweden. Das erste ist das katholische Knabeninstitut in Götgatan, in welchem arme katholische Knaben in den Elementargegenständen unterrichtet und auf das Gymnasium vorbereitet werden, bis sie entweder in eine Lehre kommen oder die Studien auswärts an höhern katholischen Anstalten (Metten, Freysing) fortsetzen. Ein geborner Bayer und ein aus dieser Anstalt hervorgegangener junger Schwede leiten die Anstalt und versehen zugleich die Seelsorge für die katholischen Gemeindeglieder, welche den Süden der Stadt bewohnen. Die Hauskapelle ist dem heil. Erik geweiht. Die Anstalt verdankt theilweise ihr Entstehen österreichischen Stiftungen, die von Kremsmünster hieher verpflanzt, in der jüngsten Zeit aber suspendirt worden sind. — Die andere Anstalt ist die katholische Mädchenschule in Stadtstugatan, welche die erste und älteste katholische Schule in Schweden ist, und gegenwärtig 41 ganz arme Mädchen der Gemeinde erzieht. Diesem Institut steht eine Belgierin vor, die ihr eigenes Vermögen für dasselbe verwendet und ihre ganze Thätigkeit demselben widmet. Die Schule wird auch von protestantischen Kindern besucht. In früherer Zeit mußten die Vorgesetzten, wenn sie mit den Kindern ausgingen, ein wahres Fegfeuer von Beschimpfungen, Blasphemien, Steinwürfen durchmachen, was jetzt nicht mehr vorkommt, weil die gräßlichen Vorstellungen von dem Katholicismus, als wäre er das Pandämonium des raffinirtesten Heidenthums, inzwischen geläutert und gemildert worden sind." (S. 322).

Der Verfasser glaubt, daß mit der Erweiterung der kirchlichen Freiheit für die katholische Kirche in Schweden eine reichliche Ernte bevorstehe. Im J. 1860 zählte man officiell nur 319 Katholiken im Lande, gegenwärtig befinden sich, nach der Angabe des Verfassers, 5000 Katholiken in Schweden.

Zurückgekehrt ging er nach dem Tod des Biſchofs Heinrich und mit Einwilligung ſeines Nachfolgers an die Umgeſtaltung der Münſterer Domſchule, die 1498 in ſechs Claſſen getheilt in's Leben trat und in den erſten Jahren ihres Beſtehens ſich großen Ruhm erwarb. Auch für die Anlage einer Druckerei, welche entſprechende Schulbücher drucken ſollte, trug er große Sorgfalt, welche ſich fort und fort auf Alles erſtreckte, was immer nur die chriſtliche Schule betraf.

Er ſelbſt übte dabei fort und fort ſeine heilige Dichtkunſt und ſein „Roſenkranz vermiſcht mit Lilien und Violen“*), ſeine Poeſien zu Ehren des heiligen Kreuzes**) u. ſ. w. ſind liebliche Erſcheinungen eines gottinnigen Gemüthes dargeſtellt in claſſiſchen Worten. Ueberhaupt beſteht in ſprachlicher Beziehung ſein Verdienſt darin, daß er der erſte deutſche Humaniſt war, der ſich der Versmaße der römiſchen Dichter ohne Gebrauch des Reimes bediente.

Langen ſtarb am 25. Dezember 1519 als eifriger Katholik treu ſeiner Kirche, als gottſeliger Prieſter, der ſeine Tage zwiſchen Gebet, Wohlthun und Studien theilte. Sein Andenken ehrten die Freunde mit den ſchönen Verſen:

Als in unſerem Kreiſe noch weilte der treffliche Langen,
Wurden Gelehrte geſchätzt, wurden die Armen gepflegt:
Jetzo da ſolche Zierd' uns geraubt ein neidiſches Schickſal,
Sind die Gelehrten in Gram, fehlt es den Armen an Brod.

Dieſes war der ſegensreiche Humanismus eines aus den Edelſten des Landes entſproſſenen Weltgeiſtlichen, der mit ſeinem Horaz ſagen durfte — und gegenüber dem Humaniſtenthum ſagen mußte:

---

*) „Rosarium triplicum florum varietate liliorum scilicet rosarum violarumque contextum beatissimae V. gloriosissimaeque Dei matris Mariae.“ Bei Parmet S. 215—226.

**) „Horae de Sancta Cruce Pindaricis versibus.“ Bei Parmet S. 227—236.

Entweich', unheiliger Pöbel, ich haſſe dich!
Schweigt ſtill ihr Zungen! Lieder wie nie zuvor
Ertönten, ſtimm' ich Muſenprieſter
Jünglingen an und dem Chor der Jungfrau'n.

Sahen wir hier einen Weltgeiſtlichen als Humaniſten, ſo bietet ein ungemein liebliches Bild von einem Mönch als Humaniſten die Autobiographie des Benediktiners Johannes Butzbach aus Miltenberg, der im J. 1500 in das Kloſter Laach eintrat. Bezüglich dieſer in lateiniſcher Sprache verfaßten, hier aber im deutſchen Gewande vom Ueberſetzer (Damian Johann Becker) gegebenen und mit werthvollen Nachträgen verſehenen Biographie glaubt derſelbe einen neuen Beitrag zur Kenntniß und richtigen Würdigung eines Abſchnittes in unſerer inneren Geſchichte gegeben zu haben, welche als Wendepunkt zwiſchen der mittleren und der neuern Zeit ein doppeltes Intereſſe für ſich in Anſpruch nimmt, aber immer noch oft nach vorgefaßten Meinungen eine falſche Beurtheilung erfährt. Und ſo iſt es auch. Es zeigt ſich ſo recht der Unterſchied wenig geordneter mittelalterlicher Zuſtände im Vergleich zu den geordneten Zuſtänden der Neuzeit, indeſſen die erſteren dennoch eine Milderung erfuhren durch die ungemeine Glaubensfrömmigkeit, die der Mehrheit der Perſönlichkeiten inne wohnte gegenüber einer barbariſch rohen Minderheit.

Johann Butzbach, der ſich von ſeinem im Bisthum Mainz gelegenen, nun zu Bayern gehörigen Geburtsorte, dem bekannten Städtchen Miltenberg auch Joannes Piemontanus nannte, erzählt ſeinem Halbbruder Philipp Drunck, einem nachherigen Ciſterzienſer zu Kloſter Brombach, daß er daſelbſt 1478 geboren, ſchon im erſten Jahre ſeines Alters wegen zu reichen Kinderſegens ſeiner Eltern von einer frommen Tante und Hausfrau angenommen, freundlicher wie das eigene Kind gehalten und frühzeitig der Miltenberger Schule, und zwar am Feſte des heiligen Gregorius, an welchem Tage nach alter Sitte die Kinder zuerſt der Schule

übergeben wurden, anvertraut worden ſei. Da ſtarb nach einigen Jahren die Tante, der kleine Mann, der ſich in ſeinem kindlichen Sinne geträumt hatte nun der Laſt des Schulgehens überhoben zu ſeyn, mußte in das Elternhaus zurück und dennoch die Schule beſuchen, die er aber nun fleißig — umging, die Schulzeit über ſich am Maine umhertreibend. Von der Mutter wieder in die Schule geführt, von einem Lehrer aber barbariſch oder „auf das heftigſte und unbarmherzigſte mit Ruthen gegeißelt und mit Blut bedeckt", wurde er von der über die furchtbare Mißhandlung des Kindes empörten Mutter für immer der Schule entnommen, der Lehrer aber, ein Erfurter Baccalaureus der freien Künſte, noch an demſelben Tage, als das Gerücht von dem Geſchehenen zu dem Rathe drang, aus der Schule fortgejagt und zum Miltenberger Stadtknecht oder Büttel degradirt. Allein was nun mit dem „Hans" anfangen?

Da kam ein fahrender Schüler (eine Sorte von Studenten die man Beanen nannte), Hanſens Nachbarſohn wieder in Miltenberg an, machte ſich an den ehrlichen Vater des Knaben, bat ſchmeichelnd denſelben bei ihm in die Lehre zu thun, indem er dann mit ihm fremde Schulen aufſuchend in kurzer Zeit größere Fortſchritte in den Wiſſenſchaften machen werde als zu Hauſe in langen Jahren. Der ehrliche Vater glaubte dem Schwindler, Johann aber klatſchte vor Luſt in die Hände und hatte eine unbändige Freude. „Ich" — ſchreibt er — „glaubte nämlich ſteif und feſt (wie ich oft im Scherz hatte ſagen hören), anderwärts wären die Zäune aus Bratwürſten geflochten und allenthalben die Dächer der Häuſer mit Kuchen gedeckt." Rührend beſchreibt er den Abſchied vom Vater, der vorher noch die Kanne des Johannisſegens in der Familie kreiſen ließ, aus der auch der nichtswürdige Bean mittrank. Derſelbe, von Hanſens Vater reichlich mit Geld verſehen, ſchlug in kurzer Zeit, nach Nürnberg mit dem Knaben hin- und herreiſend, ohne an's Studieren zu denken, die Baarſchaft durch und hielt dann den

Knaben zum Betteln an. Endlich wanderten ſie gegen Eger und bettelten ſich dann nach Böhmen hinein, wo ſie in der Stadt Kaden in einer Burſe Aufnahme fanden. Auch da war kein Bleibens. Sie zogen nach Eger, wurden beide bei reichen Familien aufgenommen, um den Knaben des Hauſes beim Studium nachzuhelfen. Allein auch hier, wo Butzbach für ſich zufrieden geweſen wäre, ließ ihm der große Bean keine Ruhe, ſondern übergab ihn zwei andern nichtswürdigen Schülern für die er betteln ſollte, und da er ſich weigerte, ergriff ihn derſelbe einſt beim Nachhauſegehen aus der Schule, ſchleppte ihn begleitet von ſeinen nichtswürdigen Genoſſen auf deren Zelle, riß ihm alle Kleider vom Leibe, ſchlug ihn lange Zeit über mit Ruthen und ließ ihn dann gebunden bei großer Kälte in der Kammer eingeſchloſſen liegen, bis er am andern Morgen wieder kam und ihn fragte, ob er jetzt den andern Schülern dienen wolle. Auf erfolgtes Ja wurde er losgebunden. Müde dieſer Grauſamkeiten entfloh der Knabe nach Karlsbad und trat als Badjunge in einem Gaſthauſe in Dienſten, wo er im Frühjahre von einem adeligen Böhmen geraubt ward. „So wurde ich“ — klagt der gute Butzbach — „ſchließlich in Folge der Grauſamkeit des Schülers elendiglich gezwungen, die Schule und das Studium der Wiſſenſchaften daranzugeben, da ich ſein gottloſes Benehmen gegen mich nicht länger ertragen konnte; und ich war ihm doch ſo angelegentlich von meinen Eltern empfohlen worden!“

Geraubt von jenem Böhmen wurde er nacheinander in die Dienſte verſchiedener Herren während zweier Jahre verſchenkt. Wohl lernte er Böhmen genau kennen, ſeine Städte, ſein Leben, ſeine Sitten; wie er denn all Dieſes mit Lebhaftigkeit beſchreibt, ebenſo wie er früher die deutſchen von ihm mit ſeinem fahrenden Schüler berührten Städte beſchrieben hatte. Allein trotzdem ihn die Böhmen, die ihn in Begleitung ſeiner Grafen ſahen, als Junker betitelten, war das Brod welches er aß, ein Thränen- und Schmerzensbrod!

die aber in Frankreich hoch anzuschlagen sei; vergessen sei, daß er auf volkswirthschaftlichem Gebiete die heilsamsten Reformen vollzogen, und daß er nach Außen hin dem Lande eine geachtete Stellung verschafft habe.

Soweit gilt die Strafpredigt den Franzosen. Die merkwürdige Exhortation wendet sich aber auch an die Deutschen, oder vielmehr an die Preußen, um ihnen zu Gemüthe zu führen, wie viel sie, ja wie die deutschen Liberalen geradezu Alles, dem gestürzten Bonaparte zu verdanken hätten. Die Rechnung ist in der That schwer anzufechten, und speciell für uns ist jedes Wort derselben Goldes werth. Denn das ist es ja eben, was wir seit Jahren immer und immer nachgewiesen haben, daß der Napoleonismus in Paris und der National-Liberalismus bei uns unverkennbar Zwillingsgeschwister seien. Ob der Graf Bismark mit oder wider Willen in diese Verwandtschaft hineingezogen worden, mag dahingestellt bleiben; jedenfalls kann man sich der lebhaftesten Erinnerung an die berühmten „Enthüllungen" nicht entschlagen, wenn man hört, wie die Berliner „Post" alle die Wohlthaten aufzählt welche das neue Deutschland dem dritten Napoleon schulde und was insbesondere Preußen dem Manne zu verdanken gehabt habe.

„Wir wollen das Beispiel der Franzosen, die jeder Pietät gegen ihre Monarchen baar sind, nicht nachahmen; wir wollen in dem Unglück das über den Kaiser hereingebrochen ist, von der Trauer und Trübsal absehen, in die er tausende deutscher Familien gestürzt, und wollen dessen eingedenk bleiben, daß er uns die Pfade zur deutschen Einheit geebnet hat. Er hat in der Diplomatie veraltete Vorurtheile über den Haufen geworfen, den Rest des Legitimitätsprincips zerstört, die Idee der Nationalität in das europäische Staatsrecht eingeführt und somit die Grundlage geschaffen, auf der wir weiter gebaut haben. Er hat die Habsburger aus Italien herausgedrängt, ihre Macht geschwächt und dadurch zugleich in Deutschland ihre Stellung und ihren Einfluß erschüttert, an dem bisher jede Entwicklung der nationalen Verhältnisse gescheitert ist.

fügigsten Kleidungsstücke anzufertigen. Wir mußten, wie Maler, auf's sorgfältigste Wolken, Sterne, blauen Himmel, Blitze, Hagel, wie bei Liebenden ineinander geschlungene Hände darauf sticken; außerdem noch Würfel, Lilien, Rosen, Bäume, Zweige, Stämme, Kreuze, Brillen ... Die kostbarsten Stoffe wurden dazu verwendet, als Scharlach, englischer Stanet, Wollentuch von Lüttich, Rouen, Grenoble, Brügge, Gent, Aachen und andere noch kostbarere; an Seidenstoffen aber Sammt, so sich rauh anfühlt, Damast, Schamelot mit Rosen in Plattstich, Zandel und Zandelin auf die kleinsten Riemen geschnitten." Als die Lehrzeit vorüber, wanderte Johann über Frankfurt nach Mainz, fand sich öfters im Jakobskloster ein und wurde von dessen Mönchen als Klosterschneider nach Johannisberg im Rheingau empfohlen.

Trefflich beschreibt der nunmehrige Laienbruder sein Klosterleben, sowie die Herrlichkeiten des Rheingaues. Aber den Laienbruder schmerzte es tief, nur Handwerker und nicht Gelehrter, nicht Priester zu seyn. Dieser Kummer entging nicht den jüngeren erst von der Schule gekommenen Brüdern, und ein älterer Mönch gab ihm einen Empfehlungsbrief an den Rektor des Gymnasiums zu Deventer, den mehrgenannten Alexander Hegius, wo dann Johannes in die siebente unterste Classe kam, um die Anfangsgründe der lateinischen Sprache abermal mit den jüngsten Knaben zu beginnen. Aber von allen Mitteln entblößt, mit Mangel, Hunger und Kälte kämpfend mußte er abstehen, ging jedoch nicht mehr nach Johannisberg, sondern ward Cisterzienser Laienbruder in Eberbach. Indeß auch hier verließ ihn der Gedanke zu studiren noch immer nicht, wozu auch die Wünsche der Mutter beitrugen. So entließ ihn auf sein Bitten der Abt. Johannes ging in die Heimath um sich Mittel zu suchen und kam 1498, also 20 Jahre alt, abermal nach Deventer, dießmal der achten Classe zugewiesen. Er studirte nun mit gutem Erfolge, wenn er auch durch Mangel und Krankheit unsäglich zu leiden hatte. Von der

Stadt Deventer, ihren Bewohnern, ihrer Schule und ihren Lehrern gibt er eine begeisterte Beschreibung, wobei er die merkwürdige Bemerkung macht, wie mit der Blüthe der Schule zu Deventer auch das wissenschaftliche Leben in den Klöstern sich hob, und wie es mit dem Verfall jener Schule sank. Er sagt, und hier wird man wirklich an das Vielehren an unsern Gymnasien erinnert: „So lange diese Schule) durch guten tüchtigen Unterricht und gründliche Belehrsamkeit ihren hohen, dabei wohl verdienten Ruf bewahrte, war jeglicher bestrebt geeignete Persönlichkeiten von vorher zu gewinnen. Damals sah man leichtlich mehr geeignete und in den schönen Wissenschaften besser bewanderte Schüler zu Deventer und Zwoll dem Orden zuströmen, als ich solche jetzt auf der zweiten und ersten Classe gefunden habe, obwohl man gegenwärtig vorzüglichere Auktoren auf den Schulen liest, denn hievor. Denn das habe ich noch oft sagen hören: außer den Parabeln des Alanus, der Moral oder Ethik von Cato, den Fabeln des Aesop und einigen andern Schriftstellern dieser Gattung, auf die man jetzt mit Geringschätzung herab sieht, wurde selten etwas Anderes gelesen. Dagegen war dazumal männiglich bemüht, durch eisernen Fleiß, der auch vor der größten Schwierigkeit nicht zurückwich, sich selbstständig weiter zu bilden. Jetzt aber, wo alle Gymnasien, selbst die allerkleinsten, wiederhallen von den verschiedenen bewunderungswürdigen prosaischen und poetischen Werken alter und neuer Classiker, jetzt ist aller Fleiß erlahmt, und die meisten Schüler stellen sich dabei an, wie der Esel mit der Leier!“

So war nun Johannes Butzbach, der manchfache Unterstützungen gefunden, bis in die dritte Classe vorgerückt, als sich sein Wunsch, Priester zu werden, verwirklichen sollte. Der Abt des Benediktinerklosters Laach, Simon von der Leyen, früher Mönch des Klosters Hornbach, der von 1491—1512 dem Kloster vorstand, hatte den P. Heinrich von Reimerich von Niederwerth nach Deventer geschickt, um einige

Zöglinge mitzubringen, die Lust hätten nach der Regel des heil. Benedikt unter seiner Führung dem Herrn zu dienen. Nur zwei, Johannes von Butzbach und ein Mitschüler der Peter hieß und aus Speier gebürtig war, fanden sich. Reizend ist die Beschreibung, mit welcher Wehmuth er sich von Deventer trennte und in Begleitung des Paters über Zütphen, Emmerich, Calcar, Mörs, Neuß, Köln, Bonn, Andernach, Niederwerth, Koblenz, Bassenheim an seinem Bestimmungsort Kloster Laach ankam, wie er, während sein Genosse Peter wieder austrat, die Probezeit — wenn auch nach manchen Selbstkämpfen, unter denen die Sehnsucht nach Johannisberg — bestand, sich endlich auf ewig mit seinem Kloster, wahrscheinlich im Anfange des Jahres 1502, vergelübdete und bald darauf zu Trier in der Kirche St. Marie zu den Martyren die Priesterweihe erhielt.

Dieses der Inhalt seiner dem Bruder gewidmeten und am 1. April 1506 vollendeten Autobiographie, die auf allen Seiten seine fortgesetzte Beschäftigung mit den römischen Dichtern kund gibt. Kann eine innigere Verbindung des christlichen Elementes mit dem Humanismus gedacht werden, als die ist, welche in den Schlußworten an seinen jugendlichen Bruder liegt: „Soviel kannst du ersehen, daß auch mir in dieser Welt Gelegenheit geboten ist, durch Arbeit und Schmerz dem seligen Leben im himmlischen Vaterland zuzustreben, wie auch der Heidendichter sagt:

„Durch vielfältige Noth, durch manche Gefahr der Entscheidung
Streben wir Latium zu, wo ruhige Sitze das Schicksal
Darbeut — — Leicht dagegen geht es hinab zum Avernus;
Nachts ist offen und Tags die Pforte des dunkelen Pluto.
Doch umwenden den Schritt und zu oberen Lüften hinaufgeh'n,
Das ist Arbeit und Müh'. Nur Lieblinge, welche sich auskor
Jupiter, oder verklärt aufschwang zu dem Aether der Tugend,
Konnten es, Göttern entsproßt."

(Virgil Aeneis. I 204 - 206. IV 126—131.)

Das will sagen: Die durch der Heiligen Lehren erneuert auf dem Wege der Liebe zu wandeln bemüht sind, solche

französische Volk im höchsten Grade unzufrieden, und das Bewußtseyn davon hat später dem Minister Rouher das denkwürdige Wort ausgepreßt über die „Todesängste von Sadowa". Ebenso ist jetzt das russische Volk in Bezug auf den Krieg zwischen Preußen und Frankreich ganz anders gestimmt als die czarischen Regierungskreise; dem auf die Spitze getriebenen Deutschenhaß des National-Russenthums entspricht die populäre Theilnahme für Frankreich. Deutsche Beobachter berichten mit Schrecken von dieser Thatsache. Nun hat Napoleon im Jahre 1866 von Preußen eine Entschädigung erwartet, wodurch seine Politik, wodurch die Begünstigung der preußischen Kriegspläne in den Augen seines Volkes hintennach gerechtfertigt werden würde. Sollte nun die Aehnlichkeit der Stellungen nicht auch in dieser Beziehung zutreffen; sollte das Czaren-Kabinet bloß aus philosophischen Gründen und ohne alle Rechnung auf reellen Gewinn gewisse politischen Traditionen geopfert und die preußischen Waffen selbst auf die Gefahr hin begünstigt haben sich mit dem Nationalgefühl des eigenen Volkes in Widerspruch zu versetzen? Unzweifelhaft eröffnet diese Frage der vergleichenden Politik eine weite Perspektive.

Womit könnte man in St. Petersburg eine im Widerspruch mit dem Volksgeist eingeschlagene Haltung zu Gunsten der anwachsenden Uebermacht Preußens hintennach zu rechtfertigen hoffen? Es ist kein Geheimniß: was für die Franzosen der Rhein und Belgien war als Zielpunkte ruheloser Begehrlichkeit, das ist für die Moskowiter die Moldau-Walachei und der Bosporus. Und wirklich mehren sich die Nachrichten, daß der Orient sich rühre und das türkische Problem bereits lange Schatten vor sich her werfe. Es soll die ausgesprochene Meinung Louis Napoleons gewesen seyn, daß der Rhein am Bosporus erobert werden müsse, sollte es nun umgekehrt gehen und die Türkei am Rhein ihren Untergang gefunden haben? In der That ist alle Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß die bedrohlichste Verwicklung des Jahrhunderts, die orientalische Frage, dem Sturze der französischen Machtstellung auf dem Fuße folgen wird. Was aber dann?

Graf Bismark hat in seinen „Enthüllungen" behauptet, daß er für die guten Dienste Frankreichs im Jahre 1866 niemals etwas versprochen habe. Die Vernichtung Oesterreichs als aktiver Großmacht durch deutsche Waffen war für den alten Verschwörer in Paris allerdings auch ein guter Dienst. Um so mehr mag sich Rußland damit begnügen können, daß die Macht durch preußische Waffen jetzt niedergearbeitet wird, welche schon einmal als mächtigster Verbündeter des eigentlichen Rivalen Rußlands im Orient aufgetreten ist. Dieser Rivale ist bekanntlich England, und wenn in unseren liberalen Organen viel Scandal gemacht wird über die französischen Sympathien gerade bei der conservativen Partei in England, so dürfte damit nur bewiesen seyn, daß es in England doch noch einige Leute gibt die weiter denken als ihr Pfefferſack lang ist.

Vielleicht wird man selbst in Berlin dereinst, wenn die begrenzten Pläne des Grafen Bismark an ihrem Ziele angekommen seyn werden, ein gewisses Gefühl erwachen sehen, daß eine Weltmacht wie Frankreich doch nicht ganz zwecklos in der Menschheit dagewesen sei. Daß der Sturz dieser Macht nichts anderes bedeutet als das riesenhafte Anwachsen des Panslavismus, dieß besagt nur allzu deutlich der ersichtliche Rückschlag des deutsch-französischen Kriegs auf den Orient. Von den civilisirten Staaten thut Einer den andern ab; zuerst hat das vom Napoleonismus verführte Frankreich die österreichische Großmacht vernichtet; dann hat das vom National-Liberalismus hingerissene Preußen die andere deutsche Macht auch als bloßen politischen Faktor ausgestrichen; und nun ist es daran, daß Frankreich durch seinen intimen Bundesgenossen von 1866 degradirt wird zum — natürlichen Bundesgenossen Rußlands.

Staatsmänner haben Alles das nicht gethan; Staatsmänner haben dereinst eine wie immer mangelhafte Staatenordnung in Europa hergestellt, revolutionäre Verschwörer aber und die verblendeten Ritter der Nationalitäten-Theorie auf Thronen und in Kabineten haben jedes positive Gesetz in Europa zerstört. Während diese Männer sich der modernen

XXXIV.

Reiſeſkizzen.

Missionarius apostolicus. Paſtorale Photographien, Excurſionen und Reiſebilder. Von Dr. Anton Kerſchbaumer. Schaffhauſen, Hurter 1870.

Wer Vieles bringt, wird Manchem etwas bringen: dieß Wort des Göthe'ſchen Schauſpieldirektors ſcheint ſich Herr Profeſſor Kerſchbaumer bei der Herausgabe vorliegender Schrift zum Leitſtern genommen zu haben. Es iſt ein Büchlein von mannigfaltigſtem Inhalt, zuſammengetragen aus dem kirchlichen und ſocialen Leben der verſchiedenſten Länder der alten Welt, und wenn nicht Alles darin neu, ſo iſt doch Alles ſelbſt erlebt und ſelbſt geſehen. Denn der Autor iſt ein viel und weit gereiſter Mann.

Der Verfaſſer ſagt, daß er, noch in jungen Jahren auf den Lehrſtuhl der Paſtoral berufen, vielfache Wanderungen unternommen habe, um „nach Möglichkeit paſtorale Erfahrungen zu ſammeln.“ Zu dem Zwecke durchwanderte er erſt ſeine Diöceſe (St. Pölten) nach allen Richtungen, „bis in die entlegenſten Stationen“, dann in den jährlich wiederkehrenden Schulferien auch andere Gegenden und fremde Länder, im Verlauf der Jahre faſt ganz Europa und ein Stück Orient. Aus ſolchen Streifzügen, Reiſen und Pilgerfahrten entſtand dieſes Buch und ſein Titel. Daß der Verfaſſer ſich über dieſe

Inzwischen ist auch in anderer Richtung dafür gesorgt, daß von der Staatenordnung Europa's kein Stein auf dem andern bleibe. Die Ereignisse knüpfen überhaupt allenthalben genau dort wieder an, wo Louis Napoleon dereinst den Faden ihrer Entwicklung abgeschnitten hatte. Wie vor zwanzig Jahren ist in Frankreich die Republik hergestellt und in der Person des Papstes das Princip der Monarchie gestürzt. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man das Schicksal welches die älteste Monarchie der Welt in diesen Tagen getroffen hat, als den Sturz des Princips selber bezeichnet, um so mehr als nicht ein einziges fürstliches Kabinet auch nur zu einem papiernen Protest gegen den himmelschreienden Rechtsbruch sich ermannt zu haben scheint. Andererseits hat die Welt schon einmal schaudernd erfahren, welche Entwicklungen die neue Staatsform in Frankreich in ihrem Schooße tragen mag. Unter den heutigen Umständen dürfte sich um so bälder das Bedürfniß herausstellen mit der Gesellschafts-Rettung von vorne anzufangen. Wie steht es aber dann mit den ehemals gebrauchten Mitteln?

Unsere Liberalen weisen jubelnd auf die Thatsache hin, daß eine Solidarität der conservativen Interessen nicht mehr bestehe. Das ist allerdings um so mehr wahr, als eben jetzt auch das letzte und edelste Band zwischen den Nationen welches sich vor zwanzig Jahren noch kräftig erwiesen hat, gelockert wird: das Band der kirchlichen Einheit. Unsere Liberalen pochen darauf, daß künftig ein Militärstaat mit einer Million unüberwindlicher Bajonette mitten in Europa dastehen werde. Auch das ist richtig und allerdings gut gegen die Franzosen. Aber genügt es auch nur für die Interessen der Civilisation im Osten, zu geschweigen von den Bedürfnissen der bedrohten Gesellschaft und der Menschheit im Allgemeinen? Man muß tief versunken seyn in den brutalsten Nationalismus und den baarsten Materialismus, um sich Angesichts der radikal veränderten Verhältnisse in allen Beziehungen des Völkerlebens nicht die besorgte Frage zu stellen: der Friede und was dann?

XXXVI.

Die päpstliche Unfehlbarkeit vor dem vaticanischen Concil.

II. Die Generaldebatte.

Wenn einmal die in den entscheidenden Sitzungen des Concils gehaltenen Reden nach den stenographischen Berichten vollständig vorliegen, dann wird man sich überzeugen, wie viel geistige Kraft auf diesem Felde hervortrat, aber auch, wie viel die Lüge und Bosheit an Entstellungen und Verdrehungen geleistet, wie viel die Parteisucht verschwiegen, wie ganz wahrheitswidrig die Leidenschaft die Farben an dem Gemälde aufgetragen hat, das für Viele noch jetzt als das getreueste und naturwahrste Schlachtbild gilt. Den Gegner in lächerlichen Situationen zu zeigen, die Freunde und Bundesgenossen, selbst bei ihren Mißgriffen, mit einem Glorienscheine zu umgeben, die imposantesten Scenen, weil der feindlichen Seite günstig, entweder ganz bei Seite zu lassen oder in einen dämmerhaften Hintergrund zu drängen — das Alles ist für Maler, wie sie in unserer Presse auftreten, außerordentlich leicht, fordert weder Kunst noch Anstrengung; es geschah in ausgiebigster Weise in der „Allgemeinen Zeitung" und diente dazu, den Eindruck den man schon vorher auf leichtgläubige Leser geübt, noch tausendfach

zu verstärken. Wir beschränken uns auf einige Momente, bei denen wir auch die gegnerische Darstellung nicht unberücksichtigt lassen dürfen.

Die Generaldebatte über das Schema vom Papste eröffnete am 14. Mai der greise Cardinalvikar Patrizi, indem er feierlich Zeugniß gab von dem Glauben der römischen Kirche, welche selbst nach Bossuet und den meisten Opponenten niemals dem Irrthum verfallen ist noch verfallen wird — ein in patristischen Zeugnissen wohlbegründetes Capitel. Dabei suchte er einige Mißverständnisse zu heben, insbesondere daß der Papst von den Bischöfen losgetrennt*) gedacht werde, wenn man ihm Unfehlbarkeit zuschreibe; denn das lebendige Haupt ist stets mit den Gliedern vereint, auch wenn bei den Funktionen des Hauptes nicht alle Glieder mitwirken; zweierlei ist caput distinctum und caput separatum**). Der Pamphletist der Allgemeinen Zeitung läßt dafür den Cardinal sagen, der Papst nehme allerdings persönliche Unfehlbarkeit in Anspruch, aber er wolle, ja sogar er solle sich deßhalb noch nicht vom Episcopate trennen, worauf die Männer der Minderheit dieses insofern zugestehen, als dann alle Bischöfe jedem Ausspruche des Unfehlbaren beipflichten müssen, so daß er diese nicht abschütteln könne, selbst wenn er wollte***). Aber es ist auch von allen Theologen anerkannt, daß die Bischöfe nicht getrennt vom Papste, sondern nur mit ihm vereint an dem unfehlbaren Lehramt Theil haben†), daß die Frage nach der Möglichkeit einer totalen Trennung des

*) Eine interessante Controverse fand darüber statt, daß Mfgr. Dupanloup den Ausdruck des Erzbischofs Manning apart mit separément et indépendement übersetzte. Darüber Nardi l. c. p. 22.

**) Davon ausführlich der Franziskanerobservant Ludwig a Castroplanio, Theolog des Bischofs von Terracina De controversia infallibilitatis. Neapoli 1870.

***) A. Z. 23. Mai. Br. XLVI.

†) Das erkennen auch die meisten Schriften der Opposition an, z. B. Quaestio p. 1 seq. De summi Pontif. infall. personali p. 24 seq.

„Erst seit dem J. 1860 ist die Exilstrafe für die Con-sion abgeschafft, doch schwebt über dem Haupte des Conver-n das Damoklesschwert einer Geldbuße von 50 bis 300 Thaler oder einer Gefängnißstrafe von zwei Monaten bis einem Jahre. Es ist noch nicht lange her (1837), daß die tholiken zu Stockholm eine Kirche durch Sammlungen zu nde brachten, deren schüchterner Eingang auf die Straße ndet. Noch aber ist die gesetzliche Gleichstellung der Con-onen, welche sonst in ganz Europa eine vollendete Thatsache für Schweden ein pium desiderium, dessen sich die Aufge-rten zu schämen beginnen. Jahraus jahrein scheitert die rchführung des Antrages der Katholiken-Emancipation an n Non possumus der schwedischen Pastoren."

Nach den neuesten Berichten hat zwar der schwedische chstag die Vorlage, welche den christlichen Dissidenten das cht zur Bekleidung aller Staatsämter (ausgenommen die inisterposten) verleiht, angenommen — aber von der An-hme auf dem Papier bis zur praktischen Durchführung in em so intoleranten Lande ist noch ein weiter Weg. So mag denn das kirchliche Leben nur in langsamem und nchternem Wachsthum vorwärts zu kommen. Einen segens-chen Einfluß übte die Königin-Wittwe Josephine, eine borne Prinzessin von Leuchtenberg.

„Obwohl sie ihre eigenen Kinder lutherisch erziehen lassen ßte, blieb sie doch mit musterhafter Treue dem katholischen uben ergeben und wirkte unendlich viel zur Hebung der ditionellen Vorurtheile gegen die Katholiken durch das hehre spiel ihrer Tugenden und durch großmüthige Akte der pferwilligkeit. Rom schickte einen apostolischen Vikar nach ckholm in der Person des ehrwürdigen Bischofs i. p. J. Studach, der zugleich die Dienste eines Hofkaplans der nigin versieht. Durch die Subvention des Lyoner Vereins r Verbreitung des Glaubens kamen zwei Erziehungs-ftalten unter Leitung von Klosterfrauen (St. Josephs hwestern) glücklich zu Stande. Kurz es dämmert ein Hoff-ungsschimmer für die katholische Kirche in Schweden, aber

seiner echtesten Geisteskinder finden. Es bildet das ein Seitenstück zu den Reden, welche den Bischöfen von Poitiers und Moulins wie dem Auxiliarbischof von Genf in den Mund gelegt werden, voll der kühnen orientalischen Redefiguren, der Hymnen und Dithyramben, der Mythen und Legenden, da ja die Infallibilisten „keine Geschichte verstehen". Darin daß die Mehrheit Leute wie jenen Sicilianer und Pie von Poitiers in's Treffen führte, soll „der Hohn des Uebermuths" gegen die Minderheit hervorgetreten seyn. Wenn dann berichtet wird, daß die Ehre des Tags Bischof Rivet von Dijon, ein Glied der Minderheit, davon getragen habe, so schweigt dagegen der Bericht von der durch Bischof Räß von Straßburg ihm nachher ertheilten Antwort. Dafür wird wieder hervorgehoben, wie Ranolder von Veszprim „kurz aber kräftig" auf die Gefahren hingewiesen habe, in welche gerade in Ungarn das „neue Dogma" die Kirche stürzen würde — das oft wiederholte Thema der cis- und transleithanischen Prälaten.

Doch nicht alle Majoritätsbischöfe ließen sich in gleicher Weise behandeln, zu groß war die Sensation, die sie auch

bezeichnete Brief, den neuerdings Taccone Gallucci in einem Briefe d. d. Mileto 3. Juni 1870 in italienischen Journalen abdrucken ließ, hat mit der päpstlichen Unfehlbarkeit, wie Manche glauben wollten, gar nichts zu schaffen. Von der Frage über seine Authentie ist die Berechtigung des am 3. Juni in Messina gefeierten Festes gar nicht abhängig. Dort findet sich eine dem griechischen Ritus angehörige Kirche del graffeo (S. Nicolai Graecorum), die mehrere Privilegien erhielt (Bened. XIV. Const. Romana Ecclesia und Allatae §. 23 Bullar. I 118 seq. IV. 128); sie hat ein uraltes Madonnenbild griechischen Ursprungs, auf dem die heil. Jungfrau das Jesukind trägt und letzteres eine Rolle in der Hand hat, worauf in griechischer Sprache und Schrift der Anfang jenes Briefes sich findet: „Die Jungfrau Maria ... denen die in Messina sind, Heil und Segen von Gott dem Allmächtigen." (Gloria Messanensium s. de epistola Deip. V. Diss. auctore Paulo Belli. Messanae 1647 p. 78). Der Cult bestand in der Zeit der griechischen Herrschaft auf der Insel.

XXXV.

Zeitläufe.

Friede und was dann?

Es hat ſich bereits die intereſſante Frage erhoben, mit wem Preußen, wenn der Feldzug durch die zu erwartende Einnahme von Paris beendet ſeyn würde, den Frieden verhandeln und abſchließen ſollte, mit andern Worten in welchen Trägern der Staatsgewalt franzöſiſcherſeits der andere Paciscent ſich darſtellen würde. Augenſcheinlich liegt dabei der Gedanke zu Grunde, daß mit den gegenwärtigen Regenten Frankreichs ein Friede unter Bedingungen, wie ſie von Preußen jetzt geſtellt werden müßten, nicht zu erlangen ſei. Man hat zwar auch die theoretiſche Schwierigkeit erhoben, daß die republikaniſche Regierung, aus dem Straßentumult einer Faktion hervorgegangen, nicht rechtmäßig conſtituirt und ſomit ſtaats- und völkerrechtlich eigentlich gar nicht vorhanden ſei. Es darf indeß wohl angenommen werden, daß Preußen über dieſen formellen Mangel hinwegſehen und in den Herrn Favre und Genoſſen die Bevollmächtigten Frankreichs anerkennen würde, wenn dieſelben ſich zum Zwecke des Friedensſchluſſes ernſtlich als ſolche präſentiren könnten oder würden und das Land ſich bereitwillig zeigte zur Ratifikation durch die künftige Conſtituante.

Das iſt aber der Punkt welcher erheblichen Zweifeln unterliegt, und darum waren wir vor Wochen ſchon der

Meinung, daß der Friede leichter zu Stande kommen könnte, wenn der Imperator nicht von seinem Throne herabfiele. Die Männer welche in den Straßen der Hauptstadt zur Regierung berufen worden sind oder sich selbst berufen haben, nennen sich eine Regierung der „nationalen Vertheidigung"; scheitert der Zweck, so werden sie verschwinden, jedenfalls werden sie nicht den Beruf in sich fühlen, ihre Namen unter ein Dokument zu setzen in dem Frankreich seine äußerste Entehrung erblicken müßte. Die Sendung Favre's in's preußische Hauptquartier hatte auch sicher nur den Zweck um auf den Busch zu klopfen und von Seite der republikanischen Regierung zu constatiren, daß sie einen andern als einen „entehrenden" Frieden nicht schließen könnte. Somit hätte Preußen innerhalb der französischen Grenzen Niemand vor sich mit dem der Friede abgemacht werden könnte.

Ob diese in der Weltgeschichte bis jetzt unerhörte Complikation vielleicht schon bei Sedan zwischen der preußischen Diplomatie und dem gefangenen Bonaparte erörtert worden, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls blieben dem Gefangenen keinen Augenblick die kaiserlichen Ehren benommen, und obgleich er selber sich bei der Gefangengebung als der Regentschaft in Paris untergeordnet darstellte, so genießt er doch auf der Wilhelms-Höhe als „Gast des Königs" die Auszeichnung eines wirklichen Souverains, und der Berliner „Staatsanzeiger" hat sogar seine Todesverachtung im Kampfe bei Sedan gepriesen. Die Thatsache hat viel peinliches Aufsehen und bittere Empfindungen erregt, jetzt aber erhält sie ihre eigenthümliche Beleuchtung. Wie nämlich von beachtenswerthester Seite berichtet wird, so wartet des gefangenen Bonaparte noch eine große von Preußen ihm zugedachte Bestimmung. Er soll auf dem französischen Throne wieder eingesetzt werden und mit ihm, als dem rechtmäßigen Souverain Frankreichs, gedenkt sich Preußen in das beabsichtigte neue Verhältniß zu setzen; er soll im Namen Frankreichs den benöthigten Frieden schließen.

Zweifelhaft bleibt, ob der Mann bloß als Lückenbüßer

die Transsubstantiation definiren können, ja wir hätten heute noch keinen allgemein anerkannten Canon der Bibel.

Manning's Rede vom 25. Mai, der selbst die Gegner ihre Achtung nicht versagen konnten*), während ihre aufdringlichen Trabanten in der Presse sie nur verhöhnten, wurde von der Gegenseite als ein Anzeichen betrachtet, daß die Mehrheit zu keiner Ermäßigung der strengen Theorie (nachdem die Minderheit alle vorgelegten Formeln verworfen hatte) mehr geneigt sei; ihr wurde auch das Verdienst zuerkannt, zuerst im Concil eine große Wahrheit ausgesprochen und der Opposition die Frage nahe gelegt zu haben: „ob die Einheit wirklich noch vorhanden sei in dem Sinne den man sonst gegen die Protestanten festhielt, ob der Feind wirklich noch draußen und nicht vielmehr in das innerste Heiligthum der Kirche eingedrungen sei." Eines, sagte der englische Erzbischof, habe er vor den anderen, ihm so vielfach überlegenen Vätern voraus: er kenne durch eigene Lebenserfahrung alle Vorurtheile des Protestantismus und habe den Kampf gegen das Princip der Autorität nach allen Richtungen hin durchlebt und verfolgt; er besprach die Lage in England und seine Hoffnung, den Katholicismus dort compakter, einstimmiger und concentrirter zu machen, und behauptete, auch die englischen Katholiken seien überwiegend für die Lehre der Unfehlbarkeit und selbst die Protestanten legten dafür Zeugniß ab, „daß sie seine Hände kräftigen würde." Dem ward entgegengestellt: 1) der bedeutendste Theologe Englands, Newman, habe sich stark gegen die Definition erklärt, was nur die bittere Feindseligkeit gegen ihn ignorire; 2) die eng-

*) Erzbischof Kenrick von St. Louis sagt in seiner unten zu erwähnenden Concio p. 40 von Manning's Rede: Lucidus rerum ordo, delectus verborum prorsus felix, gratia eloquii singularis summaque auctoritas et animi candor, quae in eo loquente splendebant, me quasi coegerunt in vocem erumpere: Talis cum sis, utinam noster esses!

lischen Bischöfe auf dem Concil seien in zwei Hälften getheilt*); 3) die vorgelesenen Auszüge aus protestantischen Blättern des Inhalts, daß die Unfehlbarkeit allerdings das legitime Ergebniß des Katholicismus sei, seien nur „klägliche Waffen". So trat auch Bischof Clifford von Clifton sofort gegen den Erzbischof auf und führte als die schärfste Waffe die an diesen gerichteten Briefe eines englischen Ministers an über die durch die „römischen Tendenzen" zum Wachsthum gekommene Abneigung gegen das katholisch-kirchliche System**). Daß aber für den Erzbischof in einer rein dogmatischen Frage die Aeußerungen eines vergänglichen Ministers, eines Protestanten, sowie momentane Regungen des alten nie ausgestorbenen Katholikenhasses, zunächst kundgegeben durch dieselbe Presse aus der er seine „kläglichen Waffen" nahm, maßgebend seyn müssen, das ward so wenig gezeigt, als seine sonstigen Deduktionen widerlegt wurden.

An dem gleichen Tage mit dem Erzbischof Dechamps von Mecheln, der „vielleicht die bedeutendste, jedenfalls die bezeichnendste Rede für die Constitutio hielt", am 17. Mai, sprachen zwei deutsche Bischöfe, Greith und Hefele, gegen die Vorlage. Ersterer sprach als Theolog gegen die Definition „aus wissenschaftlichen Gründen" und als schweizerischer Bischof auf Grund der heutigen Zustände seines Landes, überzeugt, daß seine schweizerischen Amtsbrüder mit ihrem Eifer für das Dekret nur den Radikalen Waffen gegen die Kirche schmieden; gegen ihn erhob sich nachher Bischof de Preux von Sitten. Der Bischof von Rottenburg berührte im Laufe seiner Rede auch die vielfach von ihm und Anderen behandelte Honoriusfrage und las Tags darauf auch die Rede des Cardinal Rauscher vor. Cardinal Donnet und der

*) Vier Infallibilisten: Manning, Ullathorne (früher zum Tiers Parti gerechnet), Cornthwaite, Chadwick; vier Fallibilisten: Errington, Clifford, Amherst, Vaughan. Den ersteren gehörte auch der am 1. Juni verstorbene Bischof Grant von Southwark an.

**) Vergl. A. Z. 4. 8. Juni. Brief L und LI.

die aber in Frankreich hoch anzuſchlagen ſei; vergeſſen ſei, daß er auf volkswirthſchaftlichem Gebiete die heilſamſten Reformen vollzogen, und daß er nach Außen hin dem Lande eine geachtete Stellung verſchafft habe.

Soweit gilt die Strafpredigt den Franzoſen. Die merkwürdige Exhortation wendet ſich aber auch an die Deutſchen, oder vielmehr an die Preußen, um ihnen zu Gemüthe zu führen, wie viel ſie, ja wie die deutſchen Liberalen geradezu Alles, dem geſtürzten Bonaparte zu verdanken hätten. Die Rechnung iſt in der That ſchwer anzufechten, und ſpeciell für uns iſt jedes Wort derſelben Goldes werth. Denn das iſt es ja eben, was wir ſeit Jahren immer und immer nachgewieſen haben, daß der Napoleonismus in Paris und der National-Liberalismus bei uns unverkennbar Zwillingsgeſchwiſter ſeien. Ob der Graf Bismark mit oder wider Willen in dieſe Verwandtſchaft hineingezogen worden, mag dahingeſtellt bleiben; jedenfalls kann man ſich der lebhafteſten Erinnerung an die berühmten „Enthüllungen“ nicht entſchlagen, wenn man hört, wie die Berliner „Poſt“ alle die Wohlthaten aufzählt welche das neue Deutſchland dem dritten Napoleon ſchulde und was insbeſondere Preußen dem Manne zu verdanken gehabt habe.

„Wir wollen das Beiſpiel der Franzoſen, die jeder Pietät gegen ihre Monarchen baar ſind, nicht nachahmen; wir wollen in dem Unglück das über den Kaiſer hereingebrochen iſt, von der Trauer und Trübſal abſehen, in die er tauſende deutſcher Familien geſtürzt, und wollen deſſen eingedenk bleiben, daß er uns die Pfade zur deutſchen Einheit geebnet hat. Er hat in der Diplomatie veraltete Vorurtheile über den Haufen geworfen, den Reſt des Legitimitätsprincips zerſtört, die Idee der Nationalität in das europäiſche Staatsrecht eingeführt und ſomit die Grundlage geſchaffen, auf der wir weiter gebaut haben. Er hat die Habsburger aus Italien herausgedrängt, ihre Macht geſchwächt und dadurch zugleich in Deutſchland ihre Stellung und ihren Einfluß erſchüttert, an dem bisher die Entwicklung der nationalen Verhältniſſe geſcheitert iſt.

legten Widerſpruch und zeigte, daß die nicht ganz genaue franzöſiſche Ueberſetzung ſeiner Conciliengeſchichte Anlaß zu jener Anklage gab; Kenrick*) wiederholte dieſes, wies außerdem Cullen's Kritik der von ihm zu den Bibelſtellen über Petrus gemachten Bemerkungen zurück, ſtützte ſich mehrfach auf die Prager „Quäſtio" und beſtritt den beſtändigen Glauben der Irländer an die päpſtliche Untrüglichkeit (inerrantia, nicht infallibilitas will er geſagt haben). Dabei verbreitete er ſich über die mehrfach von Angloamerikanern angeführte Aeußerung ſeines verſtorbenen Bruders, früheren Erzbiſchofs von Baltimore**), urgirte, der primatus ſolle kein dominatus ſeyn, viele Vätercitate ſeien unrichtig und ungenau, den Schlagwörtern der Infallibiliſten gegenüber (vgl. A. Z. 22. Mai) brauchte er das von ſeinen Geſinnungsgenoſſen viel verwerthete: Orbis major urbe. Wohl bot die Special-Debatte noch Gelegenheit, all das auszuführen; aber Erzbiſchof Kenrick wollte möglichſt raſch ſeine Antwort dem Concil bekannt geben, damit ſie ſofort gewürdigt werden könne.

Die franzöſiſchen Prälaten Darboy von Paris und Ginoulhiac von Lyon ſprachen (20. 23. Mai) maßvoll und vorſichtig, vorzugsweiſe gegen die Opportunität der Definition***). Erſterer hielt ſich immer noch an die ſo vielfach und mit guten Gründen†) bekämpfte Theorie: ein dogma-

---

*) Concio Petri Richardi Kenrick Archiepiscopi S. Ludovici in Statibus foederatis Americae septentr. in Concilio Vat. habenda, at non habita. Neapoli. (100 S.)

**) Derſelbe ſchrieb Theol. dogmat. Tract. de Ecclesia Edit. 2. t. I. p. 241: Non placet ea loquendi ratio, qua Pontifex *se solo* infallibilis praedicatur, und unterſchied den Papſt als Privatperſon und als Pontifex. Die Worte: Nec tamquam Pontifex solus est; ei quippe docenti adhaeret Episcoporum collegium, ut semper contigisse liquet, laſſen auch die Infallibiliſten gelten.

***) A. Z. 27. Mai. 2. Juni. Br. XLVIII u. XLIX.

†) Fr. M. Zinelli, Biſchof von Treviſo: Della unanimità dei suf-

tisches Dekret, welches nicht der ganze Episcopat annimmt, könne nie Gesetzeskraft erhalten; er konnte ihr aber keine neuen Verehrer gewinnen und erregte leises Murren bei der Majorität, die hundertfach Gelesenes und Gehörtes „ad nauseam" wiederholt sah, ohne daß ihre Antworten darauf Berücksichtigung fanden. Während noch andere französische Prälaten bei der Generaldebatte sich gegen die Vorlage erklärten*), sprach der Bischof von Moulins sich entschieden für dieselbe aus und äußerte sich gegen diejenigen welche behaupteten, mit der Lehre von der Infallibilität werde der stärkste Despotismus eingeführt, ein Satz der bei vielen der Gegner schon fast die Kraft eines Axioms erhalten hat, weßhalb auch jeder ihn bekämpfende Bischof als ein wahrhaft komischer Redner und grober Ignorant dargestellt zu werden pflegte. Wußte doch der Pamphletist des Augsburger Blattes von einem Hirten über hunderttausend Seelen zu erzählen, der da meinte, nicht für die Vergangenheit, sondern nur für die Zukunft solle jeder Papst für unfehlbar erklärt werden, und erst von ihm, dem großen Theologen, belehrt wurde**). Es ist nur gut, daß der anonyme Concils-Theolog nicht dazu angehalten werden kann, den Namen dieses „Hirten" zu nennen.

Von den österreichisch-ungarischen Prälaten erhob sich Primas Simor, von dem Viele es nicht erwartet hatten, zumal da er der Glaubensdeputation angehörte, gegen das vorgeschlagene Dekret***); ebenso Bischof Stroßmayer, diesesmal

fraganei decreti dogmatici de' Concilii ecumenici Turin bei Marietti. P. Val. Steccanella: Adversus novam doctrinam de necessitate consensus Episcoporum unanimis theologica disquisitio (nach Civiltà cattolica vol. X. p. 100, 450 seq. 675—710). Prof. Pennacchi: De suffragiorum pluralitate in Conciliis generalibus. Rom, bei Gentili.

*) So David von St. Brieuc, die Bischöfe von Constantine und Cahors.

**) A. Z. 4., 8, 10. Juni. Br. L — LII.

***) A. Z. 27. Mai. XLVIII. Brief.

ſchaffen würde, ja ſchaffen müßte? Man iſt gerade über dieſen Punkt jetzt etwas beſſer unterrichtet als vor vierzehn Tagen, und aus den inzwiſchen hervorgetretenen Symptomen iſt bereits mit Beſtimmtheit zu ſchließen, daß in dem gegenwärtigen Kriege Rußland eine Stellung eingenommen hat, die der Stellung Frankreichs im Jahre 1866 zum Verwechſeln ähnlich erſcheint.

Es iſt von Jedermann jetzt zugeſtanden, daß Preußen ſeine Erfolge von 1866 ausſchließlich den guten Dienſten des Bonaparte verdankte, inſoferne als es ohne dieſe guten Dienſte gar nicht zum Kriege gekommen wäre. Louis Napoleon hatte dem Berliner Kabinet die italieniſche Allianz procurirt, und er hatte die weſtliche Grenze im tiefſten Frieden erhalten, ſo daß Preußen ſeinen letzten Mann und die letzte Kanone aus den Rheinfeſtungen herausziehen konnte zum Kampf gegen Oeſterreich und uns. Gegenwärtig hat Rußland ganz analoge Dienſte geleiſtet. Es hat den preußiſchen Operationen den Rücken und die Flanken gedeckt. Officiöſe Berliner Stimmen geſtehen bereits unverholen zu, daß man in Preußen zu dem größten Danke gegen Rußland verpflichtet ſei; denn Rußland habe in Wien und Kopenhagen ſeinen diplomatiſchen Druck geübt und dadurch Oeſterreich und Dänemark in der abſoluten Neutralität feſtgehalten, die bereits in der größten Gefahr geſtanden ſei erſchüttert zu werden. Auch am italieniſchen Hofe ſei die Haltung Rußlands ſchwer ins Gewicht gefallen, und überhaupt ſei die völlige Verlaſſenheit Frankreichs der czariſchen Diplomatie zu danken. Dem entſprechend hat denn auch bereits verlautet, daß Rußland bei den eventuellen Friedensverhandlungen Antheil nehmen ſollte. Ohne Zweifel wäre dieß ſo zu verſtehen, daß ruſſiſche Diplomaten bei dem Friedensſchluß in derſelben Weiſe thätig ſeyn würden, wie es die franzöſiſchen waren bei den Präliminarien von Nikolsburg und dem Frieden von Prag.

Die Aehnlichkeit der Stellungen von 1866 und 1870 wird aber durch andere Umſtände noch frappanter. Mit der Haltung der napoleoniſchen Politik im Jahre 1866 war das

griechiſchen Kirche, an die übrigens auch ohne die Definition kaum zu denken ſei, nicht erſchweren; es könne daſſelbe ſchon deßhalb keinem Bedenken unterliegen, da die Griechen daſſelbe ſchon in ihrer Tradition und in ihrer Liturgie, in ihren Vätern und Concilien fänden, wie oftmals nachgewieſen ſei*). Wenn die von ihm angeführten Stellen nach der Anſicht der Gegner nichts weiter als den päpſtlichen Primat erwieſen, ſo waren die nachher von dem Erzbiſchofe von Fogaras**) vorgebrachten Zeugniſſe griechiſcher Väter nach der Anſicht der Vertheidiger noch weniger gegen die Unfehlbarkeit des Papſtes beweiſend. Dieſe vertheidigte denn auch einer der gelehrteſten Griechen, Biſchof Papp-Szilagyi, wie er ſie ſchon früher in ſeiner Schrift***) vertreten, und Cardinal Pitra fand ſpäter (13. Juni) Anlaß, über die von den ſchismatiſchen Griechen, am meiſten bei den Ruſſen, gefälſchten Canonenſammlungen, die er wie kein zweiter Gelehrter in Moskau und Petersburg ſelbſt durchforſcht hat†), ſich zu verbreiten, womit er nach der Anſicht der Janus-Freunde (A. Z. 28. Juni) eine Diverſion zu Gunſten der „maſſenhaften römiſchen Fälſchungen“ unternahm. Von Seite der Armenier waren längſt mehrfache Zeugniſſe für das Dekret geſammelt††), für das auch Patriarch Haſſun, ein vielverläumdeter Kirchenfürſt, kräftig eintrat,

---

*) Allatius de consens. Eccl. Occid. et Or. L. I. c. 20 p. 292 seq. Colon. 1648. Demetrii Pepani Opera ed. Stephanopuli. Romae 1781. Joseph Cozza-Luzi (Baſilianer) de Romani Pontificis auctoritate doctrinali testimonia liturgica Ecclesiae graecae. Romae, Propag. 1870.

**) A. Z. 3. Juni. LII. Br.

***) Enchiridion juris Ecclesiae orientalis catholicae. Magno-Varadini 1862. §. 69 p. 154 seq.

†) Ueber ſein großartiges Werk ſ. Archiv für kath. Kirchenrecht von Bering. N. F. XVII. Bd. S. 185 ff.

††) Ecclesiae Armenae traditio de Romani Pontificis primatu jurisdictionis et inerrabili magisterio per presbyterum Armenum Stephanum Azarian. Romae, typogr. Propag. 8 S. 175.

während viele andere Orientalen in ihren Adreſſen*) die gleiche Geſinnung ausgeſprochen hatten.

Aus Nordamerika erhob ſich unter den Kämpfern der Mehrheit neben Alemany von San Francisco Erzbiſchof Spalding von Baltimore, mit Manning von Weſtminſter einer der beſtgeläſterten Prälaten, dem man ſogar vorgeworfen hat, er habe in ſeinem Briefe an den Biſchof von Orleans ſeine frühere Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der moraliſchen Einſtimmigkeit geändert**). Getreu den Ausſprüchen der Provinzialſynoden ſeines Landes trat er (30. Mai) für die Irreformabilität der päpſtlichen Lehrentſcheidungen mit theologiſchen Gründen ein. Mit holländiſcher Einfachheit ſprach dieſen Glauben der Erzbiſchof von Utrecht (am 31.) aus, zugleich im Namen der übrigen Biſchöfe und Geiſtlichen ſeiner Heimath, welche die janſeniſtiſchen Umtriebe ſehr gut kennen und verabſcheuen***). An demſelben Tage trat der Italiener Valerga, Patriarch von Jeruſalem, auf; ſeine Rede erſchien vielen Biſchöfen als die großartigſte des ganzen Concils†). Mit Genialität und Feinheit verglich

---

*) Univers 7. 10. 16. avril 1870.

**) A. Z. XLIII. Br. Beil. vom 11. Mai. In ſeinem Briefe an Mſgr. Dupanloup vom 4. April 1870 proteſtirt er gegen die von jenem ſeinen früheren Worten: quae sane nemine, *si fieri possit*, dissentiente definiri *deberet* gegebene Deutung. Er hatte die Einſtimmigkeit nur als wünſchenswerth, nicht als abſolut nothwendig bezeichnet; Dupanloup aber überſetzte jenes deberet kurzweg mit: *il faut*. Es knüpfte ſich daran eine in der Allg Zeitung gewohnter Weiſe ausgebeutete Controverſe.

***) Vergl. Mainzer Journal 7. Juni und dazu die holländiſch in Amſterdam gedruckte Schrift von Spitzen: „Die Entwicklung der Kirchenlehre und die päpſtliche Unfehlbarkeit."

†) Von Seite der Janus-Partei hören wir (A. Z. 8. 10. Juni LI. u. LII. Br.): die Rede ſei ein Hauptereigniß geweſen, Valerga habe geiſtreicher, pikanter, inſolenter als Manning geſprochen; der wohlbekannte Geiſt der römiſchen Curie habe ſich noch nie auf dem Concil mit ſolcher Offenheit, mit ſolch' formeller Gewandtheit ge-

XXXVI.

Die päpſtliche Unfehlbarkeit vor dem vaticaniſchen Concil.

II. Die Generaldebatte.

Wenn einmal die in den entſcheidenden Sitzungen des Concils gehaltenen Reden nach den ſtenographiſchen Berichten vollſtändig vorliegen, dann wird man ſich überzeugen, wie viel geiſtige Kraft auf dieſem Felde hervortrat, aber auch, wie viel die Lüge und Bosheit an Entſtellungen und Verdrehungen geleiſtet, wie viel die Parteiſucht verſchwiegen, wie ganz wahrheitswidrig die Leidenſchaft die Farben an dem Gemälde aufgetragen hat, das für Viele noch jetzt als das getreueſte und naturwahrſte Schlachtbild gilt. Den Gegner in lächerlichen Situationen zu zeigen, die Freunde und Bundesgenoſſen, ſelbſt bei ihren Mißgriffen, mit einem Glorienſcheine zu umgeben, die impoſanteſten Scenen, weil der feindlichen Seite günſtig, entweder ganz bei Seite zu laſſen oder in einen dämmerhaften Hintergrund zu drängen — das Alles iſt für Maler, wie ſie in unſerer Preſſe auftreten, außerordentlich leicht, fordert weder Kunſt noch Anſtrengung; es geſchah in ausgiebigſter Weiſe in der „Allgemeinen Zeitung“ und diente dazu, den Eindruck den man ſchon vorher auf leichtgläubige Leſer geübt, noch tauſendfach

zu verstärken. Wir beschränken uns auf einige Momente, bei denen wir auch die gegnerische Darstellung nicht unberücksichtigt lassen dürfen.

Die Generaldebatte über das Schema vom Papste eröffnete am 14. Mai der greise Cardinalvikar Patrizi, indem er feierlich Zeugniß gab von dem Glauben der römischen Kirche, welche selbst nach Bossuet und den meisten Opponenten niemals dem Irrthum verfallen ist noch verfallen wird — ein in patristischen Zeugnissen wohlbegründetes Capitel. Dabei suchte er einige Mißverständnisse zu heben, insbesondere daß der Papst von den Bischöfen losgetrennt*) gedacht werde, wenn man ihm Unfehlbarkeit zuschreibe; denn das lebendige Haupt ist stets mit den Gliedern vereint, auch wenn bei den Funktionen des Hauptes nicht alle Glieder mitwirken; zweierlei ist caput distinctum und caput separatum**). Der Pamphletist der Allgemeinen Zeitung läßt dafür den Cardinal sagen, der Papst nehme allerdings persönliche Unfehlbarkeit in Anspruch, aber er wolle, ja sogar er solle sich deßhalb noch nicht vom Episcopate trennen, worauf die Männer der Minderheit dieses insofern zugestehen, als dann alle Bischöfe jedem Ausspruche des Unfehlbaren beipflichten müssen, so daß er diese nicht abschütteln könne, selbst wenn er wollte***). Aber es ist auch von allen Theologen anerkannt, daß die Bischöfe nicht getrennt vom Papste, sondern nur mit ihm vereint an dem unfehlbaren Lehramt Theil haben†), daß die Frage nach der Möglichkeit einer totalen Trennung des

*) Eine interessante Controverse fand darüber statt, daß Mgr. Dupanloup den Ausdruck des Erzbischofs Manning apart mit separément et indépendement übersetzte. Darüber Nardi l. c. p. 22.

**) Davon ausführlich der Franziskanerobservant Ludwig a Castroplanio, Theolog des Bischofs von Terracina De controversia infallibilitatis. Neapoli 1870.

***) A. Z. 23. Mai. Br. XLVI.

†) Das erkennen auch die meisten Schriften der Opposition an, z. B. Quaestio p. 1 seq. De summi Pontif. infall. personali p. 24 seq.

Hauptes und der Glieder wohl abstrakt aufgeworfen, aber im Concreten nur als eine absurde betrachtet werden kann.

In derselben Sitzung sprachen auch drei Prälaten Siciliens den Glauben ihrer Sprengel aus. Diese Insulaner konnten natürlich die Opposition weder befriedigen noch erbauen; einem derselben wurde sogar die Erzählung angedichtet, der heilige Petrus selbst habe auf der Insel sich als infallibel erklärt*), auf das Befragen einer an sie abgeordneten Deputation habe die heilige Jungfrau ausgesagt, sie sei zugegen gewesen, als ihr Sohn dem Petrus dieses specielle Vorrecht verlieh, darauf hin habe Sicilien stets den Glauben an die päpstliche Unfehlbarkeit im Herzen bewahrt**). Daran knüpft sich die Bemerkung: Sicilien sei allerdings das Land wo der Glaube Berge versetze, und Pius würde, wenn er nach Messina ginge, wo man den von Maria an die Messinesen geschriebenen Brief bewahre und alljährlich mit Genehmigung der hohen Rituscongregation das Fest der sacra lettera in größter Aufregung feiere***), sich in der Mitte

*) Der Bischof wußte demnach nicht, daß Petrus schon als Apostel mehr als infallibel, daß er inspirirt war.

**) „Das ist am 14. Mai 1870 wirklich in der Aula gesprochen worden", sagte der XLVI. Brief der A. Z. vom 23. Mai. Der LVIII. das. 28. Juni, der den Erzbischof Natoli von Messina als Erzähler nennt, hält die Angabe aufrecht und weiß nur vom Widerspruche des Redakteurs Margotti in der Unità. Dagegen verschweigt er ganz, daß der Bischof von Patti, Msgr. Celesia aus dem Benediktinerorden, der an demselben Tage als Redner auftrat, formell und schriftlich erklärte, kein einziger Sicilianer habe das gesagt, die ganze Erzählung sei erfunden (Mainzer Journal 11. Juni nach dem Münchener Pastoralblatt). Aber die Lüge war zu schön und zu gern geglaubt, als daß man auf sie hätte verzichten mögen.

***) Wenn daran erinnert wird, der Jesuit Inchover habe denn auch „sonnenklar die Echtheit des Briefes in einem eigenen Buche erwiesen", so wird verschwiegen, daß der gelehrte Sicilianer Rocco Pirro Sicilia sacra disquisit. et notitiis illustrata t. I. p. 314 seq. denselben zu widerlegen suchte, woran sich eine weitere Literatur anknüpfte. Der übrigens nicht „als vom Himmel herabgefallen"

könne niemals Grundlage eines göttlichen Glaubensdogma werden*); denn der Glaube komme vom Hören, das Hören aber nicht durch die Wissenschaft, sondern durch die Worte Christi. Es sei dem Katholicismus eigen, die Schriftstellen nicht einzeln für sich und durch wissenschaftliche Exegese allein, sondern im Lichte der Tradition, im Einklang mit den Vätern aufzufassen. Ein Dogma aber auf die Verwerfung der traditionellen Auslegung (!) zu begründen, wäre nicht mehr katholisch, sondern protestantisch. Nicht daher die Worte der Schrift selbst, sondern der wahre Sinn, sei er ein buchstäblicher oder metaphorischer, so wie er im Geiste des offenbarenden Gottes gewesen und von den Kirchenvätern immer und überall einstimmig**) dargelegt worden und welchem zu folgen sie alle durch den Eid verpflichtet seien, nur dieser dürfe die wahre Offenbarung Gottes genannt werden. Neuere Theologen in dieser Frage zu citiren, wie es mit Bellarmin geschehe, sei ungehörig. Er wolle und suche nur das Wort Gottes allein, und zwar das unzweifelhafte, damit es Dogma werde; die Meinungen von 10,000 Theologen seien ungenügend, überhaupt dürfe man hier keinen Theologen citiren, der nach der Isidorischen Fälschung gelebt habe***). Aus jener früheren Zeit der ungefälschten Tradi-

*) Es ist Dogma, daß die letzte Oelung Sakrament, die Messe ein Opfer und Christus im Altarssakrament durch Transsubstantiation gegenwärtig ist. Was hat nun der Herr ausgesprochen, was als Grundlage dieser Dogmen zu betrachten wäre? Wo stehen die Stellen?

**) Aber sind die Kirchenväter bei der Erklärung jeder wichtigen Stelle immer und überall einstimmig? Gibt nicht oft derselbe Vater mehrere Auslegungen derselben Stelle? Wird dann der Sinn eines Textes zweifelhaft, wenn verschiedene Deutungen einander nicht ausschließen, miteinander zusammenhängen, eine aus der andern folgt?

***) Genau das Princip des Febronius und des Janus. Es wäre nicht zu verwundern, wenn der bei der Mehrheit darüber erregte Unmuth den Redner bewog, fast die Hälfte seines langen Manuscripts gar nicht zum Vortrage zu bringen (A. Z. 14. Juni LIV. Br.).

im feindlichen Lager erregten, zu gewichtig der Inhalt ihrer Reden, die erschütternd wirkten, und zwar in einer Weise die noch aus den gegnerischen Berichten herüber klingt. Die Erzbischöfe Dechamps von Mecheln und Manning von Westminster waren gewiegte Streiter; man tröstet sich jedoch damit, daß Ersterer „ein oberflächlicher und die Dinge leicht nehmender Mann seyn soll" (dicitur, traditur), Letzterer als fanatischer Schwärmer erscheint, beide „eben der extremen Partei" angehören. Solche Phrasen überheben der Pflicht der Widerlegung und wenn man noch hinzufügt, daß sie ihre Gegner geradezu als „Ketzer" brandmarkten, dann hat der Leser von ihnen schon den richtigen Begriff. Beide versuchten den Beweis anzutreten, daß die formell unentschiedene Frage materiell schon längst entschieden, die päpstliche Unfehlbarkeit ohne die größte Inconsequenz nicht mehr zu negiren sei. Die Glaubensdeputation ihrerseits erklärte den Prälaten, welche erst alle wissenschaftlichen Argumente erörtert sehen wollten: „Daß die Unfehlbarkeit des heiligen apostolischen Stuhles und des Römischen Papstes zur Glaubenslehre gehöre, ist aus den dogmatischen Dokumenten ersichtlich und die entgegengesetzten Meinungen sind mehr als einmal vom kirchlichen Lehramte mißbilligt worden*). Daher sind die Conclusionen von was immer für einer Wissenschaft, auch der Kirchen-Geschichte, die der Unfehlbarkeit der Päpste zuwiderlaufen, um so gewisser als ebenso viele Irrthümer zu betrachten, je offenbarer diese Lehre aus den Quellen der Offenbarung nachgewiesen wird." Hier machte die Deputation nur Anwendung von der am 24. April einstimmig angenommenen dogmatischen Constitution, wo es heißt, es könne zwischen

*) Dazu gehören: 1) prop. 7 a Sixto IV. 1479 damnata (Petrus Oxoniensis). 2) prop. 29 ab Alexandro VIII. 7. Dec. 1690 proscripta. 3) Alex. VIII. Const. d. d. 4. August 1690. 4) Pius VI. Const. *Auctorem fidei* 1794 in fine (Denzinger Enchirid. definit. ed. IV. p. 218, 345, 346, 422, n. 616. 1188 seq. 1461).

Glauben und Wiſſen kein wirklicher Widerſtreit beſtehen, ſondern nur der Schein eines ſolchen, der entweder darin daß die Dogmen nicht im Geiſte der Kirche verſtanden und ausgelegt, oder darin daß Phantaſiegebilde für Ausſprüche der Vernunft gehalten werden, ſeinen Urſprung hat. „Darum", heißt es, „iſt es nicht nur allen Chriſtgläubigen verboten, dergleichen Meinungen, welche als der Glaubenslehre widerſprechend erkannt werden, beſonders wenn ſie von der Kirche verworfen ſind, als rechtmäßige Concluſionen der Wiſſenſchaft zu vertheidigen, ſondern ſie ſind durchaus gehalten, ſie vielmehr für Irrthümer anzuſehen, die einen trügeriſchen Schein von Wahrheit an ſich tragen"*). Die Applikation der vorausgehenden Conſtitution war ganz berechtigt und es ſchien die Oppoſition in ihrem eigenen Netze gefangen. Es iſt ein uralter Satz, daß wiſſenſchaftliche Schlüſſe, die einer Glaubenslehre widerſprechen, früher oder ſpäter als Paralogismen erſcheinen, auch angebliche hiſtoriſche Thatſachen, die ein Dogma umzuſtoßen ſcheinen, bei näherer Prüfung als unrichtig aufgefaßt oder überhaupt unrichtig ſich ergeben, und was von der Vernunft gilt, das gilt auch von der Wiſſenſchaft überhaupt wie von jedem Zweige derſelben. Eine Entſtellung aber iſt es, wenn das ſo referirt wird: wiſſenſchaftliche Argumente hätten keine Geltung mehr, das Dogma müſſe die Geſchichte beſiegen; man ſetzt dabei immer die eigene ſubjektive Anſchauung als objektive Wahrheit voraus. Wäre aber in der Kirche gefordert worden, daß vor jeder dogmatiſchen Definition alle Einwendungen und Schwierigkeiten, alle wiſſenſchaftlichen Bedenken in der Art überwunden ſeien, daß nichts mehr zu löſen und zu erläutern erübrigte**), ſo hätten die älteren allgemeinen Concilien gar nichts über Trinität und Inkarnation, das vierte Lateran-Concil und das Tridentinum nichts über die Euchariſtie und

*) Const. dogm. *Dei Filius* cap. 4. §. Verum etsi.

**) Quaestio p. 65.

klangen*). „An dieser Synode hatte Haynald theilgenommen und er sowohl als Rauscher, dem Aehnliches vorgerückt ward, hatten früher schon bemerkt: es gehe nicht an, Ausdrücke die nur als complimentirende Phrasen zu nehmen gewesen seien, nach strenger Logik interpretiren zu wollen." Mit einer solchen Antwort geht man über feierliche Dekrete aller der neueren Provinzialconcilien hinweg und überhebt sich der Mühe, die daraus gezogenen Schlüsse zu widerlegen, wie sie der gelehrte Bischof Freppel von Angers, früher Professor der Sorbonne, mit genauer Anführung der Texte von zwölf solchen zwischen 1849 und 1857 in Frankreich abgehaltenen Synoden gezogen hat**), wie sie sich aus der Kölner Synode von 1860 ergeben, welche das Urtheil des Papstes als per se irreformabile judicium bezeichnet***).

Die Generaldebatte schloß mit zwei Reden der Opposition ab. Der eine Redner, Domenec von Pittsburg, wollte die Katholiken seiner Heimath vertheidigen, denen die Unfehlbarkeitslehre bisher fremd geblieben und die doch echte Katholiken im Leben und Thun seien, nicht bloß dem Namen nach „wie die Italiener". Dieser bischöfliche Redner, der nicht zum erstenmale so wenig Takt bewies, wurde nach mehreren Unterbrechungen von Cardinal Capalti zum Schweigen gebracht. Nach ihm hielt Maret, Bischof von Sura in part.

*) Diese Synode hat aber das Dekret jenes Jesuitenzöglings von 1682 feierlich und auf das bestimmteste approbirt und in den vorhergehenden Worten den Nachfolgern Petri summum et irrefragabile oraculum zugeschrieben. Das Aktenstück steht in der reichhaltigen Laacher Sammlung Acta et decreta SS. Conciliorum recentiorum. Auctoribus presbyteris S. J. Friburgi Brisg., sumpt. B. Herder 1870. 4. t. I. p. 836 seq. Wie die Synode von Kolocsa, so spricht sich auch die von Gran 1858 aus (Roscovany de Rom. Pont. t. IV. p. 387 seq. 482)

**) De primatu Rom. Pontificis ejusque infallibili magisterio juxta ultima Galliarum provincialia Concilia. Taurini ap. P. Marietti 1870 (47 Seiten).

***) Acta et decreta Conc. Prov. Colon. P. I. Tit. VI. c. 24.

liſchen Biſchöfe auf dem Concil ſeien in zwei Hälften getheilt*); 3) die vorgeleſenen Auszüge aus proteſtantiſchen Blättern des Inhalts, daß die Unfehlbarkeit allerdings das legitime Ergebniß des Katholicismus ſei, ſeien nur „klägliche Waffen“. So trat auch Biſchof Clifford von Clifton ſofort gegen den Erzbiſchof auf und führte als die ſchärfſte Waffe die an dieſen gerichteten Briefe eines engliſchen Miniſters an über die durch die „römiſchen Tendenzen“ zum Wachsthum gekommene Abneigung gegen das katholiſch-kirchliche Syſtem**). Daß aber für den Erzbiſchof in einer rein dogmatiſchen Frage die Aeußerungen eines vergänglichen Miniſters, eines Proteſtanten, ſowie momentane Regungen des alten nie ausgeſtorbenen Katholikenhaſſes, zunächſt kundgegeben durch dieſelbe Preſſe aus der er ſeine „kläglichen Waffen“ nahm, maßgebend ſeyn müſſen, das ward ſo wenig gezeigt, als ſeine ſonſtigen Deduktionen widerlegt wurden.

An dem gleichen Tage mit dem Erzbiſchof Dechamps von Mecheln, der „vielleicht die bedeutendſte, jedenfalls die bezeichnendſte Rede für die Conſtitutio hielt“, am 17. Mai, ſprachen zwei deutſche Biſchöfe, Greith und Hefele, gegen die Vorlage. Erſterer ſprach als Theolog gegen die Definition „aus wiſſenſchaftlichen Gründen“ und als ſchweizeriſcher Biſchof auf Grund der heutigen Zuſtände ſeines Landes, überzeugt, daß ſeine ſchweizeriſchen Amtsbrüder mit ihrem Eifer für das Dekret nur den Radikalen Waffen gegen die Kirche ſchmieden; gegen ihn erhob ſich nachher Biſchof de Preux von Sitten. Der Biſchof von Rottenburg berührte im Laufe ſeiner Rede auch die vielfach von ihm und Anderen behandelte Honoriusfrage und las Tags darauf auch die Rede des Cardinal Rauſcher vor. Cardinal Donnet und der

*) Vier Infallibiliſten: Manning, Ullathorne (früher zum Tiers Parti gerechnet), Cornthwaite, Chadwick; vier Fallibiliſten: Errington, Clifford, Amherſt, Vaughan. Den erſteren gehörte auch der am 1. Juni verſtorbene Biſchof Grant von Southwark an.

**) Vergl. A. Z. 4. 8. Juni. Brief L und LI.

Rede fortzusetzen. Da Alles schwieg, konnte er seinen Vortrag ohne weitere Unterbrechung vollenden.

Gerade diese Rede gab den Anlaß zur Einreichung eines von 150 Vätern unterzeichneten Postulats für Schluß der Generaldebatte, welches schon Tags zuvor zu Stande gekommen und mit der Erschöpfung der Diskussion und der Masse unnützer Wiederholungen motivirt war*). Unter den Antragstellern war sogar ein und das andere Mitglied der Opposition, namentlich ein deutscher Erzbischof. Sofort mußte aber der Telegraph der Welt verkünden, daß Bischof Maret von Cardinal Bilio schmählich unterbrochen und die Generaldebatte gewaltsam geschlossen ward, womit über vierzig eingeschriebenen Rednern das Wort entzogen worden sei**). Der Antrag war aber aus einem, wie selbst die Janusbriefe zugestanden, allgemein gefühlten Bedürfnisse hervorgegangen und mit einer sehr großen Majorität angenommen. Die Minderheit nahm diese Abstimmung höchst mißfällig auf, weil dadurch Haynald und andere Parteimitglieder um das Wort zu kommen schienen und ihr Hauptplan, das Hinausschieben der Entscheidung, durchkreuzt war. Eine große Versammlung, die größte internationale Vereinigung die bisher unter den Oppositionsgliedern stattgefunden hatte, ward am 4. Juni bei Cardinal Rauscher gehalten***); sie war aber gerade ihrer Frequenz (80 Mann) wegen schwer zu leiten. Zwei Ansichten machten sich geltend: 1) man solle in Rom

*) Es heißt dort: discussionem (generalem) esse ex omni parte exhaustam ac protrahi jam non posse, quin inutilibus aeque ac fastidiosis repetitionibus tempus teratur.

**) A. Z. 5. Juni

***) Die Franzosen der Minderheit sollen schon am 3. Juni eine Versammlung gehalten haben, aus der sie „betrübt und rathlos herauskamen". A. Z. LIV. Br. Unter den Besuchern der Versammlung vom 4. ward auch jener deutsche Erzbischof erwähnt, „der den verhängnißvollen Antrag mit den Feinden seiner Sache unterschrieben hatte." Das. LIII. Br.

bleiben, aber ohne Antheil an den Debatten wegen Mangels an Freiheit, endlich zuletzt mit Non placet gegen das Dogma votiren, 2) man solle einfach gegen das erlittene Unrecht protestiren und die Verhandlungen ruhig fortführen. Die erstere Ansicht vertraten die Ungarn (Simor, Haynald, Stroßmayer), die Häupter der Franzosen (Darboy, Dupanloup u. A.) wie die Angloamerikaner hauptsächlich damit, daß Worte nichts mehr helfen könnten, eine That nöthig sei, welche bezeuge, man sehe das Concil nicht mehr als legitim an, daß das Fernebleiben der Opposition die innerhalb der Mehrheit bestehenden Gegensätze an den Tag bringen und die Curie nachdenklich machen werde. Für die zweite Meinung ward geltend gemacht: Alles was sich durch eine solche Demonstration erreichen lasse, sei auch durch eine Erklärung zu erzielen, welche zeige, wie durch die gewaltsame Beendigung der Generaldebatte die Grundlage des Concils und seine künftige Autorität untergraben sei; man müsse vor der Welt die Gründe gegen die Unfehlbarkeitslehre selbst vorbringen und damit offenes Zeugniß für seine Ueberzeugung ablegen. Das war die Ansicht der meisten Deutschen; ihnen schlossen sich dann viele Franzosen an, als sie merkten, daß die deutsch-ungarische Phalanx gelockert war. So nahm man denn endlich den von Cardinal Rauscher entworfenen, aber den Stempel der entgegengesetzten Elemente, die sich in ihm vereinigt hatten, an sich tragenden Protest an. Derselbe zählte aber nicht, wie zuerst der Telegraph verkündete (A. Z. 11. Juni), mehr, sondern weit weniger als hundert Unterschriften*).

Wozu aber ein Protest? konnte die Mehrheit fragen. Wurde nicht strenge nach der Geschäftsordnung verfahren**)?

*) Die A. Z. vom 14. Juni (Br. LIV.) zählt 81 Unterschriften, das Blatt vom 15. wieder 93. Die Erzbischöfe von Gran und Köln verweigerten, jedoch aus verschiedenen Gründen, die Unterschrift.

**) Das erkennen selbst die Conciliumsbriefe der A. Z. an. Wir lesen

Zwar hatte die Minderheit gegen dieselbe sich verwahrt, aber sie hat dieselbe doch durch ihre nachherige Betheiligung am Concil und die Beobachtung derselben faktisch anerkannt. Wurde nicht der Antrag auf Schluß der Generaldebatte wohl gerechtfertigt? War nicht eine Beschleunigung der Verhandlungen bei Eintritt der heißen Jahreszeit*), bei der allgemein ersichtlichen Abspannung in der Aula wünschenswerth? Konnte man im Juli und August in der gleichen Weise fortfahren? Haben sich nicht auch Mitglieder der Minderheit dem Antrage angeschlossen oder doch mit dem Erfolge sich zufrieden gezeigt? Da ferner die General- und die Specialdebatte, wie schon früher erklärt worden war, nicht strenge auseinander gehalten wurden**), so konnten die Väter, die bisher noch nicht zum Worte kamen, Alles was sie zu sagen wünschten, noch nachholen. Zudem waren durch den Schluß der Generaldiskussion weit mehr Redner der Majorität als solche der Opposition um das Wort gekommen und nach dem Verhältnisse der letzteren zu ersterer (1 : 4) hatten sogar mehr Oppositionsredner gesprochen als Vertreter der Mehrheit***), so daß dieselben nicht im geringsten im Nachtheil waren. Aber auch das spricht zu Gunsten der Mehrheit, daß sie das Postulat bezüglich des Schlusses der Generaldebatte erst dann stellte, als sie in Erfahrung brachte, „daß einige von den farbloseren Bischöfen der Mittelpartei für die Prorogation wirkten", und diesen eben zuvorkommen wollte. Wer konnte ihr das verdenken? Wenn versichert

Br. LIII: „Nach der Geschäftsordnung hatten die Präsidenten unzweifelhaft das Recht, über den Schluß durch Abstimmung entscheiden zu lassen, aber sie haben noch mehr als das Wort des Gesetzes für sich."

*) Man sehe die Klagen a. a. O. und A. Z. 3. 8. Juli LIX. LX. Br

**) A. Z. 10. 17. Juni LIII. LV. Br.

***) Unter 63 Rednern der vierzehn Sitzungen vom 14. Mai bis 3. Juni gehörten 28 der Opposition an, 35 der Majorität.

ruhig und maßvoll, indem er besonders die Macht und Würde der Bischöfe hervorhob, die ja in der Kirche die höchste Gewalt besitzen sollen*). Der Bischof von Mainz führte die Argumente der von ihm ausgetheilten Broschüre an, sprach sich gegen die zu große Centralisation in der Kirche aus und erklärte, daß er die päpstliche Unfehlbarkeit von jeher für eine sehr wohl begründete und höchst probable Ansicht gehalten habe, der aber noch die nöthige Gewißheit abgehe. Seine vielfach mißdeutete und geschmähte Rede ward bald als der Opposition günstig bald als ihr ungünstig betrachtet, ersteres jedoch in höherem Grade**).

Auch einige Orientalen erschienen in der Arena und zeigten durch die That, daß sie doch wenigstens nicht alle solche „Sklaven der Propaganda" sind, wie man behauptet hat. Der gräcomelchitische***) Patriarch Gregor Jussuf von Antiochien verbreitete sich über die unseligen Folgen, welche das Dekret für die Orientalen nach sich ziehen könnte; ihm antwortete der Erzbischof von Corfu, indem er die Ueberzeugung aussprach, das Dogma werde die Vereinigung mit der

*) Hiefür wird nach Gratry's Vorgang (Lettre III) häufig (A. Z. 18. März Br. XXVIII) der Satz des sonst verworfenen, weil „durch Fiktionen getäuschten" heiligen Thomas angeführt: Episcopi obtinent in Ecclesia summam potestatem. Derselbe steht Sum. theol. p. 3. q. 72 a. 11 in corp., wo die Frage behandelt wird, ob die Bischöfe allein, nicht auch die Priester, die Firmung spenden können, und nur von der potestas ordinis die Rede ist, während das. ad 1 in Bezug auf die Jurisdiktion dem Papste die plenitudo potestatis zugeschrieben ist. Jener Satz betrifft nur das Verhältniß der Bischöfe zu den Priestern, nicht zum Papste.

**) Vergl. A. Z. 4. 8. Juni, 3. Juli Br. L, LI, LIX. Die Erklärung des Bischofs vom 5. Juni beginnt mit den Worten: „Die Allg. Z. kann fast meinen Namen nicht nennen, ohne zugleich eine Unwahrheit auszusprechen." Selbst das Herrn von Ketteler da und dort gespendete Lob ist eine Beleidigung seines Charakters.

***) In der A. Z. vom 27. Mai (XLVIII. Br.) heißt er fälschlich Armenier; doch wird das im folgenden Briefe verbessert.

griechischen Kirche, an die übrigens auch ohne die Definition kaum zu denken sei, nicht erschweren; es könne dasselbe schon deßhalb keinem Bedenken unterliegen, da die Griechen dasselbe schon in ihrer Tradition und in ihrer Liturgie, in ihren Vätern und Concilien fänden, wie oftmals nachgewiesen sei*). Wenn die von ihm angeführten Stellen nach der Ansicht der Gegner nichts weiter als den päpstlichen Primat erwiesen, so waren die nachher von dem Erzbischofe von Fogaras**) vorgebrachten Zeugnisse griechischer Väter nach der Ansicht der Vertheidiger noch weniger gegen die Unfehlbarkeit des Papstes beweisend. Diese vertheidigte denn auch einer der gelehrtesten Griechen, Bischof Papp-Szilagyi, wie er sie schon früher in seiner Schrift***) vertreten, und Cardinal Pitra fand später (13. Juni) Anlaß, über die von den schismatischen Griechen, am meisten bei den Russen, gefälschten Canonensammlungen, die er wie kein zweiter Gelehrter in Moskau und Petersburg selbst durchforscht hat†), sich zu verbreiten, womit er nach der Ansicht der Janus-Freunde (A. Z. 28. Juni) eine Diversion zu Gunsten der „massenhaften römischen Fälschungen" unternahm. Von Seite der Armenier waren längst mehrfache Zeugnisse für das Dekret gesammelt††), für das auch Patriarch Hassun, ein vielverläumdeter Kirchenfürst, kräftig eintrat,

---

*) Allatius de consens. Eccl. Occid. et Or. L. I. c. 20 p. 292 seq. Colon. 1648. Demetrii Pepani Opera ed. Stephanopuli. Romae 1781. Joseph Cozza-Luzi (Basilianer) de Romani Pontificis auctoritate doctrinali testimonia liturgica Ecclesiae graecae. Romae, Propag. 1870.

**) A. Z. 3. Juni. LII. Br.

***) Enchiridion juris Ecclesiae orientalis catholicae. Magno-Varadini 1862. §. 69 p. 154 seq.

†) Ueber sein großartiges Werk s. Archiv für kath. Kirchenrecht von Bering. N. F. XVII. Bd. S. 185 ff.

††) Ecclesiae Armenae traditio de Romani Pontificis primatu jurisdictionis et inerrabili magisterio per presbyterum Armenum Stephanum Azarian. Romae, typogr. Propag. 8 S. 175.

während viele andere Orientalen in ihren Adreſſen*) die gleiche Geſinnung ausgeſprochen hatten.

Aus Nordamerika erhob ſich unter den Kämpfern der Mehrheit neben Alemany von San Francisco Erzbiſchof Spalding von Baltimore, mit Manning von Weſtminſter einer der beſtgeläſterten Prälaten, dem man ſogar vorgeworfen hat, er habe in ſeinem Briefe an den Biſchof von Orleans ſeine frühere Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der moraliſchen Einſtimmigkeit geändert**). Getreu den Ausſprüchen der Provinzialſynoden ſeines Landes trat er (30. Mai) für die Irreformabilität der päpſtlichen Lehrentſcheidungen mit theologiſchen Gründen ein. Mit holländiſcher Einfachheit ſprach dieſen Glauben der Erzbiſchof von Utrecht (am 31.) aus, zugleich im Namen der übrigen Biſchöfe und Geiſtlichen ſeiner Heimath, welche die janſeniſtiſchen Umtriebe ſehr gut kennen und verabſcheuen***). An demſelben Tage trat der Italiener Valerga, Patriarch von Jeruſalem, auf; ſeine Rede erſchien vielen Biſchöfen als die großartigſte des ganzen Concils†). Mit Genialität und Feinheit verglich

*) Univers 7. 10. 16. avril 1870.

**) A. Z. XLIII. Br. Beil. vom 11. Mai. In ſeinem Briefe an Mſgr. Dupanloup vom 4. April 1870 proteſtirt er gegen die von jenem ſeinen früheren Worten: quae sane nemine, *si fieri possit*, dissentiente definiri *deberet* gegebene Deutung. Er hatte die Einſtimmigkeit nur als wünſchenswerth, nicht als abſolut nothwendig bezeichnet; Dupanloup aber überſetzte jenes deberet kurzweg mit: *il faut*. Es knüpfte ſich daran eine in der Allg Zeitung gewohnter Weiſe ausgebeutete Controverſe.

***) Vergl. Mainzer Journal 7. Juni und dazu die holländiſch in Amſterdam gedruckte Schrift von Spitzen: „Die Entwicklung der Kirchenlehre und die päpſtliche Unfehlbarkeit."

†) Von Seite der Janus-Partei hören wir (A. Z. 8. 10. Juni LI. u. LII. Br.): die Rede ſei ein Hauptereigniß geweſen, Valerga habe geiſtreicher, pikanter, inſolenter als Manning geſprochen; der wohlbekannte Geiſt der römiſchen Curie habe ſich noch nie auf dem Concil mit ſolcher Offenheit, mit ſolch' formeller Gewandtheit ge-

ger Zeit regierte ja, wie Groen van Prinsterer selbst klagt, der politische Liberalismus in den Niederlanden, „weil eine oberflächliche Kenntniß der holländischen Geschichte den Freiheitssinn der Ahnen mit dem Geiste der Revolution vermengte und der französische Einfluß auf die öffentliche Meinung einwirkte.“ Auch die Katholiken haben mehr zu der liberalen Partei geneigt, weil die Liberalen Hollands (mit einigen Ausnahmen) bei ihrer Gleichgiltigkeit gegen die kirchliche Lehre in dieser Beziehung durchaus nicht die Gehässigkeit zeigten, welche liberalen Parteien, die aus dem Schooße katholischer Bevölkerungen entstehen, meist anklebt. In politischer Hinsicht freilich kennen sie wie ihre Gesinnungsgenossen überall keine Toleranz als einzig gegen die welche ihren Willen thun; hier ist ihnen Liberalismus gleichbedeutend mit Wahrheit; was nicht liberal ist, ist ihnen Unsinn und Dummheit. Wer da nicht wie Mardochäus vor Amann seine Kniee beugen will, der mag ihren Zorn fürchten. Daß auch ihre Thätigkeit im allgemeinen der ihrer Geistesverwandten in andern Ländern gleicht, beweisen die Worte Groens van Prinsterer: „Alles mußte vor dem weichen, was man öffentlichen Dienst nannte. Die Centralisation wurde unbeschränkt. Die Rechte der Corporationen, die Rechte der Kirchen, Alles schien, wenigstens im Princip, der Macht untergeordnet zu seyn.“ (Le p. antir. p. 95).

Gegenwärtig befindet sich die liberale Partei im heißen Kampfe gegen die Conservativen, indem beide in der Kammer wenigstens fast gleich stark einander gegenüberstehen. Die Fragen welche dabei hauptsächlich maßgebend sind, sind die Unterrichtsfrage, bezüglich deren wir auf das Folgende verweisen können, und die Colonialfrage. Die Liberalen wollen, daß die niederländischen Colonien, also zunächst Java vor allem von Javanern verwaltet werden müßte, in der Art, daß die heidnischen Eingebornen dieser Insel Pächter oder Grundbesitzer würden, weil dann für die Zukunft die Niederlande dauernderen und gerechteren Gewinn aus dem Lande

ziehen würden. Entgegen sind die Conservativen der Meinung, daß eine derartige Maßregel Jahre der Vorbereitung durch das Christenthum erfordere, und daß sie späterhin den Verlust der Colonien für das Mutterland zur Folge haben würde. Wird indeß ihre Ansicht consequent durchgeführt, so muß Java als ein Raubbauland betrachtet werden, das zum Vortheil des Mutterlandes ausgebeutet wird. Zwischen diesen beiden Meinungen liegt nun noch eine große Anzahl von Gesichtspunkten finanzieller und sonstiger Art. Wie hitzig der Kampf in diesen Fragen geführt wird, bezeugt der Umstand, daß nun schon an 90 Minister auf dem Pensions-Etat stehen.

Im Uebrigen haben auch die Conservativen sich einem gemäßigten Liberalismus ergeben. Groen van Prinsterer bezeichnet sie als liberaux conservateurs und sagt von ihnen, daß sie die Souveränetät des Hauses Oranien und die königliche Gewalt, eine wirkliche Monarchie und nicht mehr eine Republik als einen König wollten; daß sie den Zwist zwischen dem Staate und der Religion mißbilligten, allerdings einen laisirten Staat, aber nicht einen gottlosen wollten, in der Verfassung das historische Element würdigten und sich weigerten, völlig mit der Vergangenheit zu brechen. Aber unmittelbar darauf bedauert er, daß der Kampf zwischen den beiden Parteien sich mehr auf häusliche Zwiste reducire, auf Personenwechsel, statt auf großen Principien zu fußen (le p. antir. p. 91). Insofern verdient allerdings die Partei Groen van Prinsterer's den Vorzug. Man kann nicht läugnen, daß sie weiß was sie thut, und es sind sicher große Principien die sie verficht, wenn auch über die Art und Weise, wie es geschieht, die Meinungen auseinander gehen müssen. Wir haben schon einmal der Groenisten gedacht, als wir ihren confessionellen Standpunkt schilderten, und haben dortmals bereits durchblicken lassen, daß sie auch als geschlossene politische Partei auf der Arena erscheinen. Auf ihre Thätigkeit in dieser Hinsicht weist vorzüglich das Attribut „antirevo-

Könige um der Völker willen da seien, so auch die Päpste um der Kirche willen, und nicht umgekehrt. Darauf konnte ihm nachher entgegnet werden, kein Infallibilist denke die Unfehlbarkeit als ein zum Privatvortheil des Papstes, sondern nur als ein zum Besten der Gläubigen verliehenes Vorrecht*), der Papst werde stets Knecht der Knechte Gottes bleiben wie bisher.

Die Palme unter den Rednern der Opposition scheint Erzbischof Conolly von Halifax davongetragen zu haben, der erste fast unter ihnen der die theologische Unhaltbarkeit der angefochtenen Lehre kurz, aber mit Entschiedenheit behauptete**). Er sagte: das ganze christliche Alterthum erkläre die für die Unfehlbarkeit in Anspruch genommenen Bibelstellen anders als es im Schema geschehe; Alles gebe Zeugniß gegen die Theorie, daß der Papst allein, ohne die Bischöfe, ja selbst im Gegensatze mit ihnen, unfehlbar sei. Was aber unser Herr nicht ausgesprochen habe, wenn es auch metaphysisch oder physisch ganz gewiß wäre,

*) Bennettis Vindiciae privileg. S. Petri t. I. p. 5, 6: in bonum Ecclesiae, ne videlicet de fide unquam periclitetur, privilegium collatum. Pius IX. Breve an das Capitel und den Klerus von Marseille 27. Juni d. Jrs.: privilegia in utilitatem Ecclesiae Petro collata.

**) Von ihm lesen wir (A. Z. 10. Juni LII. Br.): er sei ein Mann, der im Allgemeinen den römischen Anschauungen nicht zu ferne stehe, aber entschieden sei gegen das Dogma zu votiren; während er in seiner Diöcese die gallikanische Doktrin zu lehren verbiete, protestire er in Rom gegen die römische, in ihm sei offenbar eine gewisse Gährung vorhanden, die in einem theologisch so gebildeten Manne zu der unvermeidlichen Consequenz führen müsse. Aber vorher heißt es: Der Prälat der, früher ein unzweifelhafter Anhänger der persönlichen Unfehlbarkeit, ohne genaueres Studium der Frage nach Rom gekommen war und erst dort (in weniger als einem halben Jahre mitten unter den vielen Sitzungen. tief gehende Untersuchungen anstellte und Alles genau prüfte, was die Classiker der römischen Theologie (von Bellarmin bis auf P. Ballerini oder bis auf Cardoni?) für ihre Lieblingslehre anführen, legte nun das Ergebniß seiner Studien dem Concil offenherzig vor.

Wohlfahrt des niederländischen Volkes." (La crise religieuse en Hollande par Chantepie etc. p. 71.)

Die Anschauungen die hier niedergelegt sind, beherrschen die ganze Thätigkeit dieser Partei, deren Anhänger mit Recht einmal als die „holländischen Kreuzzeitungsmänner" bezeichnet wurden. Die „christlich-historischen" Ansichten, welche die Partei so gerne vorführt, zielen freilich vor allem ab auf die Souveränetät des Hauses Oranien und die „Superiorität" des Calvinismus. Die Oranier, sagen sie, sind ein calvinistisches Geschlecht; durch sie sind die Niederlande groß, mächtig und unabhängig geworden; sie repräsentiren somit die Blüthe des Landes und des Calvinismus. Darum müßten sie nach „göttlichem Rechte" ausschließlich den Calvinismus repräsentiren, weil Wilhelm der Schweigsame die niederländische Unabhängigkeit auf calvinistischer Grundlage gestiftet habe. Ihr Ideal ist somit der calvinistische Staat schlechtweg, begreiflicher Weise ist darum die Partei der Trennung der Kirche vom Staate nicht gewogen. Das erste Grundprincip des Kirchenrechts, sagen sie, ist nicht die Trennung der Kirche vom Staate, sondern deren Unabhängigkeit. Auf der Unabhängigkeit müsse man bestehen! Nichts solle dem Staate zustehen, keine Cäsaropapie, kein jus in sacra, sondern einzig nur das Recht der Ueberwachung und die Pflicht des Schutzes. Dabei erklärt Groen van Prinsterer allerdings, daß er die Wiederherstellung einer privilegirten Kirche nicht beziele und die politische Gleichberechtigung ohne Rücksicht auf die religiösen Ansichten für einen Fortschritt halte. Inwieweit diese Erklärung mit seinen „christlich-historischen" Ansichten etwa harmonirt, brauchen wir hier nicht zu untersuchen. Genug daß erst 1869 einer seiner Geistesverwandten schrieb: „Man darf den Katholiken nicht hart fallen, aber man muß Rom so wenig als möglich zugeben." (Waarheid in liefde bl. 150.) Van Gistel sagt darum in seiner Studie: „Waar wilt gij heen", daß „von Gleichstellung der Protestanten und Katholiken bei Groen van Prinsterer keine Rede sei." Wenn

man boshaft wäre, so könnte man daher an den Fuchs in der Fabel denken, der die Trauben, die zu hoch hingen, für sauer erklärte und verschmähte. In der That dürfte die Partei sich viel anders äußern, wenn sie nicht in so verschwindender Minorität gegenüber den Katholiken und den beiden andern großen Parteien wäre, daß sie in ihren besten Zeiten höchstens vier Vertreter hatte und selbst die Fluth der antipapistischen Bewegung des Jahres 1853, bei der die Groenisten überall voran gegen die Katholiken schürten und hetzten, bei den damaligen Neuwahlen nur sieben Gesinnungsgenossen ein Mandat verschaffte. Groen bezeichnet selbst die Zahl als eine „chiffre fabuleux", während die Katholiken unter den 57 Volksrepräsentanten in der Ständekammer denn doch regelmäßig an 17 zu den Ihrigen zählen können, welche meist in Nordbrabant und Südholland, auch in Nordholland gewählt, genügend sind, um zum mindesten die feindlichen Gruppen in Schach zu halten.

Und doch haben die Katholiken auf socialem Boden mit einem Fanatismus zu kämpfen, der seines gleichen sucht. Ich habe bereits einmal bemerkt, daß wohl nirgends die Confessionen einander so scharf gegenüberstehen als eben in Holland. Schon Niebuhr hat darüber sich geäußert, daß ein „rechtgläubiger Calvinist in der Ueberzeugung seiner persönlichen Auserwählung und der Verwerfung Andersgläubiger der unversöhnlichste Gegner sei." Dazu kommt der craßprotestantische Charakter Hollands in früherer Zeit, und die Thatsache, daß die Katholiken erst seit 1848 ihre Emancipation erlangt haben und aus Parias gleichberechtigte Staatsbürger geworden sind, was viele auf der andern Seite nicht verwinden konnten. Weil nun von Seite des Staates der Krieg gegen den Katholicismus eingestellt wurde, so wurde er auf socialem Gebiete wieder eröffnet. So gerne ich die Schilderung dieses Kampfes umginge, so halte ich es doch für unerläßlich darauf in etwas einzugehen, weil gerade diese Seite ein für die folgenden Ausführungen unentbehrliches Licht verbreitet.

zu erhalten." Nur über die Hälfte des so gesammelten Geldes wird öffentlich Rechenschaft gegeben; meist wird es verwendet, um Leute welche dem Protestantismus den Rücken kehren wollen, diesem zu erhalten. Damit ist indeß die Liste dieser geheimen Gesellschaften durchaus nicht geschlossen, indem außerdem der sogenannte „Antijesuitenclub", die Gesellschaft „Habt Acht", die „Commission zur gegenseitigen Hülfe" in diese Kategorie einzureihen sind und die Freimaurerlogen, welche im Großen ähnliche Ziele verfolgen und größtentheils aus Protestanten und vielen Juden, aber nur sehr wenigen Katholiken bestehen, nicht vergessen werden dürfen. (Vergl. darüber Histor.-polit. Blätter Bd. 30 p. 672—85).

Alle diese Gesellschaften haben das ganze Gebiet der materiellen und politischen Lebensinteressen unter sich vertheilt, um jede auf ihre Weise den Katholicismus vernichten zu helfen. Weil sie ihm geistig nichts anhaben können, versuchen sie es mit irdischer roher Macht und Gewalt. In der That ist einzig der Haß gegen die Kirche der gemeinsame Kitt, der die Mitglieder zusammenhält. Dieser gemeinsame Haß zieht Schaaren von Orthodoxen und Ungläubigen, Predigern und Laien in die geheimen Bünde, in deren Matrikeln alle Sekten friedlich nebeneinander vertreten sind. Und doch ist der Erfolg winzig; mit all den enormen Hülfsmitteln, mit all dieser Bekriegung auf socialem Gebiete erreichen sie fast nichts, wenn nicht der engere Zusammenschluß aller Katholiken als ihre dankenswerthe Wirkung verzeichnet werden muß.

Damit gehen wir nun zur Entwicklungsgeschichte des gegenwärtigen Schulgesetzes über.

XXXVIII.

Oesterreich und der Krieg.

I.

Wien im September.

„Oesterreich bleibe neutral! Oesterreichs Sympathien gehören Deutschland! Oesterreichs wohlverstandenes Interesse erheischt, daß Frankreichs Macht ungeschwächt erhalten werde!" — So lauteten die Rufe, die wirr sich kreuzten und bekämpften. Und was war das Resultat? Bis jetzt allerdings die Neutralität, weil es reine Tollheit wäre, bei den inneren Wirren des Reiches sich in einen Krieg zu stürzen, bevor die feurige Gluth im Westen auch die eigenen Glieder zu versengen droht. Darüber ist man wohl einig in Oesterreich, und es wäre dieß viel, wenn die gewährte Frist zur Gewinnung des inneren Friedens benützt würde — es ist dagegen sehr wenig, wenn man die Völkerzwietracht fortan nährt und ihr immer weiteren Spielraum gewährt.

Wir werden im Verlaufe der Darstellung Anlaß finden uns über die inneren Complikationen und ihr gegenwärtiges Stadium auszusprechen. Aehnliche Schilderungen sind übrigens von diesen Blättern schon so oft gebracht worden, daß man nur mit einem gewissen Zagen auf denselben Gegenstand zurückkommen kann. Man fürchtet den Leser durch Wieder-

und Dekan der Pariſer theologiſchen Fakultät, in ſtarker Erregung eine längere Rede, die Vieles aus ſeinem Werke reproducirte, wie z. B. die Aeußerung, der Infallibiliſt müſſe im Symbolum ſtatt den Glauben an die Kirche vielmehr den Glauben an den Papſt bekennen, die Concilien von nun an für unnütz halten u. ſ. w., nur eine an den biſchöflichen Conſenſus geknüpfte und auf ihm beruhende Unfehlbarkeit des Papſtes gelten laſſen wollte und namentlich ausführte: man würde es einen vitiöſen Cirkel nennen, wenn der Geringere dem Größeren Gewalt verleihe, indem das Concil, das doch geringeren Anſehens ſeyn ſolle, dem Papſte, dem an ſich ſchon Höheren, die Autorität der Unfehlbarkeit erſt verleihen ſolle. Entweder ſolle das Concil dem Papſte die Infallibilität, die er noch nicht beſitze, „geben", dann ſei der Gebende höher als der zu Begabende, und zwar nach göttlichem, alſo unveräußerlichem Rechte; oder es ſolle der Papſt die bisher noch nicht beſeſſene Unfehlbarkeit ſich ſelber geben, alſo aus eigener Machtvollkommenheit die Kirchenverfaſſung alteriren, dann ſei die Berufung und Abſtimmung eines Concils unnütz. Dieſes Sophisma empörte die Verſammlung und Cardinal Bilio*) unterbrach den Redner, der die Anfangsgründe der Theologie nicht zu kennen ſchien. Denn hätte der Papſt jenes Vorrecht nicht von jeher, nicht von Chriſtus ſelbſt, ſo könnte weder er ſelbſt es ſich geben noch ein Concil es ihm verleihen; es iſt zweierlei: eine Wahrheit an ſich und die Anerkennung, Formulirung und Propoſition derſelben. Das Concil konnte nur die Wahrheit anerkennen, daß im römiſchen Primate auch dieſes Vorrecht eingeſchloſſen iſt, nicht aber dieſes erſt ſchaffen. Während die Mehrheit dem Cardinal applaudirte, blieb Maret ruhig und verzog keine Miene; dann fragte er, ob es erlaubt ſei die

*) Die Worte deſſelben gibt die A. Z. 10. 25. Juni (Br. LII. LV 1.) natürlich nur entſtellt.

fühle und Begehren — und es wird uns auch ohne tiefere Geschichtsstudien nicht schwer fallen, über die Ereignisse einer nahen Zukunft zu einiger Klarheit zu gelangen.

Nach dem bisherigen Verlauf der Dinge zu urtheilen, müßte das deutsche Heer nur an seinen eigenen Siegen zu Grunde gehen, wenn man an der momentan vollständigen Niederwerfung der französischen Macht noch zweifeln wollte. Das republikanische Provisorium kann hieran wenig ändern, denn wenn es auch der Phrase alle Schleusen öffnet, so ist doch für das „Volk in Waffen" der Zauber dieses liberalen Kampfmittels wirkungslos. Die Rückwirkung dieses Schrittes der Pariser Gassenpolitiker auf die Haltung der neutralen Mächte war von keiner Bedeutung, da diese noch unter dem überwältigenden Eindrucke der deutschen Siege lebten, die ihre bisherige Unentschlossenheit mit dem Glanze besonderer politischen Tugend verklären sollten.

Der Friede wird den Franzosen preußischerseits diktirt werden, mag ihre Regierungsform republikanisch oder monarchisch seyn, mag ein ganz oder halb-legitimistisches Königthum begründet werden, oder mag selbst das wunderliche Projekt der Zurückführung der Dynastie Bonaparte zur Ausführung gelangen. So seltsam übrigens das letztere Projekt auf den ersten Blick auch erscheint, so ist es doch nichts weniger als ein leeres Hirngespinnst. Man schreckt die Republikaner mit der Kaiserherrschaft, und diese mit der Republik, um dann Plus offerenti die Hand zum Frieden zu reichen. Je größer die Verwirrung in Frankreich nach dem Frieden, desto ruhiger kann der Sieger die Früchte desselben ernten. Es ist dann alles hübsch sittlich in diesem politischen Handel — eine prächtige Grundlage für den künftigen deutschen Freiheitsbau!

Die erste aller Friedensbedingungen ist ohne Zweifel die Abtretung des Elsaß und Deutsch-Lothringens. Die Forderung an sich hat nichts auffallendes. Daß für außergewöhnliche Opfer die deutscherseits gebracht werden, auch eine außerordentliche

Entschädigung beansprucht wird, daß hiebei der französische Besitz an ursprünglich deutschem Reichsgebiet in Frage kömmt — das alles liegt in der Natur der Dinge, in der Natur des kämpfenden und siegenden Menschen, der kühleren Erwägungen nicht zugänglich ist. Jakoby ist bereits in die unfreiwillige Lage versetzt worden, hierüber ernste Betrachtungen anzustellen. Nicht die Sache selbst gewährt daher ein besonderes Interesse, sondern die Art wie man sie in Scene zu setzen sucht, wie man sie auffaßt und namentlich an entscheidender Stelle aufgefaßt wissen will. Eine solche Betrachtung ist nützlich und fruchtbringend, denn sie gewährt einen Einblick in dasjenige was für die nächste Zukunft geplant wird, und kaum mehr in das Gebiet des „lokalisirten" Krieges fällt.

Würde von französischem Gebiet nach geschlossenem Frieden und auf Grund desselben Besitz ergriffen, so könnte man über die Weisheit dieser Vertragsbestimmung verschiedener Ansicht seyn, aber vom Standpunkt des Rechts würde sich nichts dagegen sagen lassen. Die Kühlwetter, Villiers, Luxburg und wie sie alle heißen, wären auch dann leicht zu finden. Aber soweit sind die Dinge noch nicht gediehen und doch hat man schon vor Wochen sich in jenen östlichen Grenz-Departements häuslich eingerichtet, und das im Kriege occupirte Land in friedlichen unanfechtbaren Besitz umzuwandeln gesucht. Hat politische Klugheit hiezu gerathen? Gewiß nicht. Den neutralen Mächten imponiren die gewaltigen Waffenerfolge gewiß mehr als Herr von Kühlwetter, und die Leidenschaften, die solch ein rücksichtsloses Vorgehen beim Gegner entflammt, fordern neue und größere Opfer, sie verlängern und verbittern einen Krieg, der als ein dynastischer begonnen, dann zum Volkskrieg geworden und nun nahe daran ist sich zum Racenkriege auszubilden. Der Haß, drüben angefacht, wird hüben mit steigender Gluth erwidert, und die „Unterwerfung der romanischen Race" ist schon ein beliebtes Schlagwort deutscher Blätter geworden. Ein solches Gift

wirkt weit über die Zeit des Krieges hinaus, und iſt in ſeinen moraliſchen Verheerungen unberechenbar. Deßhalb ſollte man nicht von Klugheit ſprechen, die jene Schritte eingibt um ſich ein Friedenspfand zu ſchaffen.

Macht geht vor Recht! So war es, ſo iſt es jetzt, ſo wird's in nächſter Zukunft ſeyn. Vor nun ſechs Jahren wurden die Elbherzogthümer für Deutſchland und nur für Deutſchland gefordert. Doch kaum war der Sieg erfochten, ſo erhoben ſich Bedenken gegen dieſe ultragermaniſchen Velleitäten und in überaus raſchem Verlauf war man bei dem Schlachtruf angelangt: Das Preußenland muß größer ſeyn! Heute iſt der Krieg noch nicht beendet, und die preußiſche Gedankenentwicklung iſt ſchon bei dem Schluſſe angelangt: Elſaß und Lothringen könnten nur mit Preußen vereinigt werden. Die „Belohnung" der Südſtaaten für ihre Heeresfolge könne auch in „Geldabfindungen" ihren Ausdruck finden. Wahrlich, eine erhabene Auffaſſung der „deutſchen Frage", die jedenfalls aller Sentimentalität entkleidet iſt. Der Fortſchritt auf preußiſchem Machtwege iſt unverkennbar, und dem entſpricht leider auch eine zunehmende Leichtigkeit, mit gutem Erfolge volksfreundliche Dekorationen zu ſchaffen. Nur eines leiſen Winkes hat es bedurft, um einen Adreſſenſturm zu erregen, und in Nord- wie in Süddeutſchland im Namen der „Geſchichte", im Namen der „nationalen Ehre" preußiſchen Gedanken und preußiſchen Plänen die Bedeutung von deutſchen Volksbeſtrebungen zu leihen.

Im Namen der Geſchichte! Elſaß und Lothringen haben allerdings zum deutſchen Reiche gehört, aber ſeither iſt nicht bloß der Theil, ſondern das Ganze entſchwunden, nur Stamm und Sprache ſind geblieben, die aber gerade für den geſchichtlichen Reichsbeſtand nicht entſcheidend waren. Es iſt um ſo bedenklicher, Erwerbungen für ein Zukunftsreich mit Geſchichtstiteln auszuſtatten, als hiedurch Reminiſcenzen geweckt werden, die dem künftigen friedlichen Werke der Einigung nichts weniger als zuträglich ſind. Eine verdienſtlichere That wäre

es wohl, der Wahrheit bei Zeiten die Ehre zu geben. Jene Länder, um deren Rückerwerbung es sich handelt, sind dem deutschen Reiche von Frankreich „geraubt worden". Das sind wahrhaft zündende Worte für Volksversammlungen. Was erzählt aber die Geschichte von den Ereignissen die hier in Frage kommen? Sie erzählt, daß im Jahre 1551 die deutschen Fürsten: Moritz von Sachsen, Georg Friedrich von Brandenburg-Ansbach, Albrecht von Mecklenburg und Wilhelm von Hessen ein Bündniß mit Heinrich II. König von Frankreich schlossen, daß dasselbe gegen den Kaiser Karl V. gerichtet war und die Ausführung der Pläne der Verbündeten von dem größten Theil der protestantischen Reichsstädte bereitwilligst unterstützt wurde. Der deutsche Fürst welcher seine Theilnahme am Bunde zwar zu verheimlichen gesucht, aber thatsächlich den Bundeszweck am meisten gefördert hat, war Markgraf Albrecht von Brandenburg, der förmlich in französische Dienste eintrat. Die deutschen Verbündeten, welche in ihren Manifesten die Absicht aussprachen: „die deutsche Libertät acerrime zu vindiciren" — machten dem Könige Frankreichs das Zugeständniß, die zum deutschen Reich gehörigen Städte: Metz, Toul, Verdun und Cambray in Besitz zu nehmen und unter dem Titel eines Reichsvikars zu behalten. Die Initiative zu diesem Bündniß war auf deutscher Seite und man ging in den Zusicherungen so weit, daß von den deutschen Fürsten erklärt ward: außer anderer vielfältiger Dankbarkeit, seien sie bereit auch in Zukunft einem römischen Kaiser wider Frankreichs König nicht beizustehen! — Bei den Passauer Friedensverhandlungen des Jahres 1552 wurde viel über Religions- und Reichsbeschwerden gesprochen und gestritten, aber unter die letzteren ward die Besitzergreifung deutschen Gebietes durch Frankreich nicht gezählt; dieses Ereignisses ist dabei überhaupt nur flüchtig Erwähnung geschehen, indem man dem Kaiser das Weitere anheimstellte. Karl V. war es denn auch der, obwohl bereits geistig und körperlich gebrochen, noch in dem-

selben Jahre 1552 mit einem größtentheils aus Spaniern und Italienern bestehenden Heere für deutsche Ehre und deutsches Recht eintrat. Bei diesem Zuge gegen Metz stand dem Kaiser ein deutsches Heer in französischen Diensten, unter der Anführung des deutschen Reichsfürsten Markgrafen Albrecht von Brandenburg, feindlich gegenüber. Das Unternehmen schlug fehl und jede Aussicht auf einen späteren besseren Erfolg war verschwunden, da der Kurfürst von Sachsen bis zu seinem Tode an dem Bündniß mit Frankreich festhielt, und die beiden tüchtigsten und mächtigen deutschen Heerführer Moritz von Sachsen und Albrecht von Brandenburg sich schließlich gegenseitig bekriegten.

So standen die Dinge im 16. Jahrhundert; nicht besser war es im 17., wo der Verlust von Straßburg ohne Kampf, ohne den Versuch der Wiedergewinnung von deutscher Seite hingenommen wurde, weil — der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg mit den beiden Reichsfeinden, Frankreich und Dänemark, im Bündniß stand und jeden Akt der Feindseligkeit gegen seine Bundesgenossen hintanzuhalten wußte. Nicht bloß die Ansprüche Kur-Brandenburgs auf schwedischen Besitz spielten dabei eine Rolle, sondern auch Schlesien war schon damals Gegenstand seines ernsten Begehrens und die hiezu versprochene französische Hülfe erschien höchst werthvoll. Diese Epoche verhält sich grundlegend zu jener specifisch preußischen Politik gegen Kaiser und Reich, deren Entwicklung dem folgenden geschichtlichen Zeitraum angehört. Die geschichtliche Vergangenheit, auf die man sich heute beruft, erlaubt nur den Schluß auf eine Zukunft preußischer, nicht deutscher Machterweiterung, und wenn jetzt von gewisser Seite das nationale Moment so sehr betont wird, so geschieht dieß in kluger Würdigung der Zeit, um sich des wirksamsten Mittels für Zwecke zu versichern, die Preußen nach einer Tradition von Jahrhunderten zu erreichen strebt. Ob die Geister die man ruft, auch wieder zu bannen seyn werden, ist wohl eine andere Frage, aber es ist

eitel Träumerei, von einem Staate im Aufgang seiner Macht das Verlassen von Bahnen zu erwarten, die zu seinem Wesen, zu seinem Entstehen und Wachsthum in der innigsten Beziehung stehen.

Doch, nicht nur die Geschichte sondern die „nationale Ehre" soll die Annexirung französischen Gebietes fordern. „Die zerstreuten deutschen Glieder sollen zu einem mächtigen Nationalstaat vereinigt werden." Dieser ideale Zug enthüllt eine reale Herausforderung der europäischen Staaten, die sich mit geringen Ausnahmen dadurch in ihren Fundamenten bedroht sehen. Die Hypertrophie des Herzens, schon an sich lebensgefährlich, muß sich zu einem akuten Leiden gestalten, wenn ein Militärstaat die Mission übernimmt „die zerstreuten Glieder zu sammeln." Im Jahre 1866 wurde im Norden „gesammelt", heute sammelt man im Westen und wird dieses Sammlungsgeschäft in nächster Zukunft auf den Süden und endlich auf den Osten auszudehnen bestrebt sein. An „Erbfeinden", wenn auch jüngeren Datums, wird es nicht fehlen; übrigens ist auch die Erbfeindschaft zwischen Frankreich und Preußen wahrhaftig nicht auf das graue Alterthum zurückzuführen.

Die Einverleibung fremden Gebietes aus nationalsprachlichen Motiven, gegen den Willen, gegen das Denken und Fühlen der Bevölkerung, wäre eine Maßregel die den Standpunkt Mazzini's und Garibaldi's, wenn nicht überholt, so doch gewiß vollständig rechtfertigt. Hat doch erst kürzlich eine preußische Stimme (in der Kölnischen Zeitung) allen Ernstes behauptet, daß der Begriff der „Eroberung" auf ein gleichsprachiges Land, trotz des Widerstrebens seiner Bevölkerung, keine Anwendung finde, sondern daß es sich hier immer nur um eine naturgemäße Grenzerweiterung handle!

Leopold Ranke sagt sehr richtig*): „In der Natur vor-

*) Französische Geschichte, IV. Bd. S. 4.

er Zeit regierte ja, wie Groen van Prinsterer selbst klagt, er politische Liberalismus in den Niederlanden, „weil eine berflächliche Kenntniß der holländischen Geschichte den Freiheitssinn der Ahnen mit dem Geiste der Revolution verengte und der französische Einfluß auf die öffentliche Meinung einwirkte.“ Auch die Katholiken haben mehr zu der beralen Partei geneigt, weil die Liberalen Hollands (mit nigen Ausnahmen) bei ihrer Gleichgiltigkeit gegen die rchliche Lehre in dieser Beziehung durchaus nicht die Geässigkeit zeigten, welche liberalen Parteien, die aus dem schooße katholischer Bevölkerungen entstehen, meist anklebt. n politischer Hinsicht freilich kennen sie wie ihre Gesinungsgenossen überall keine Toleranz als einzig gegen die elche ihren Willen thun; hier ist ihnen Liberalismus gleichedeutend mit Wahrheit; was nicht liberal ist, ist ihnen nsinn und Dummheit. Wer da nicht wie Mardochäus or Amann seine Kniee beugen will, der mag ihren Zorn irchten. Daß auch ihre Thätigkeit im allgemeinen der ihrer eistesverwandten in andern Ländern gleicht, beweisen die Worte Groens van Prinsterer: „Alles mußte vor dem weichen, as man öffentlichen Dienst nannte. Die Centralisation urde unbeschränkt. Die Rechte der Corporationen, die Rechte der Kirchen, Alles schien, wenigstens im Princip, der Macht untergeordnet zu seyn.“ (Le p. antir. p. 95).

Gegenwärtig befindet sich die liberale Partei im heißen ampfe gegen die Conservativen, indem beide in der Kammer enigstens fast gleich stark einander gegenüberstehen. Die fragen welche dabei hauptsächlich maßgebend sind, sind die nterrichtsfrage, bezüglich deren wir auf das Folgende verweisen können, und die Colonialfrage. Die Liberalen wollen, aß die niederländischen Colonien, also zunächst Java vor llem von Javanern verwaltet werden müßte, in der Art, aß die heidnischen Eingebornen dieser Insel Pächter oder rundbesitzer würden, weil dann für die Zukunft die Niederande dauernderen und gerechteren Gewinn aus dem Lande

heit und staatlichen Unabhängigkeit, mit andern Worten: die Unterjochung unter eine Mehrheit eben jener fanatisirten Partei." — Wir theilen eine solche Zuversicht für Oesterreich nicht, wir theilen sie aber auch nicht für Süddeutschland. Mögen wir eines Besseren belehrt werden!

Der vertragsmäßige Boden für beide Theile ist der Prager Friedensschluß; diesem wurde aber noch vor seiner Ratificirung die Kraft und Bedeutung bezüglich der Selbstständigkeit des deutschen Südens durch die Schutz- und Trutzbündnisse benommen, und die praktische Auslegung die selbe seither fanden, trägt wohl am wenigsten dazu bei über die feste Consistenz jenes Vertragsbodens zu beruhigen. Was damals geheim geschah, um die Vertragstreue nicht unter lästigen Consequenzen zu compromittiren, das wird heute oder morgen, in der Fülle der Macht, ganz offen zur vollen Entwicklung seines preußischen Grundgedankens ausgenützt werden. Man wird das Eisen schmieden so lange es noch warm ist, und die Nachwirkungen der Kriegsbegeisterung und Siegesfreude werden auch über ernste Schwierigkeiten rasch hinweghelfen. Daß ein solcher Bau in Eile und Hast die wichtigsten Probleme ungelöst zurückläßt — wer würde das läugnen?

Wir sind dessen gewiß, daß das Resultat des nächsten politischen Schaffens nicht aere perennius seyn wird. Wenn ein Erdbeben die Gegend verwüstet, so glaubt Niemand auf dem zerklüfteten Boden steinerne Häuser bauen zu können. Und die Erschütterung welche der deutsch-französische Krieg im Gefolge hat, geht weit über die Grenzen Frankreichs hinaus. Mag aber der Wellenschlag noch so gewaltig seyn, den preußische Machtvollkommenheit hervorruft — er wird die schroffen Felsgestade finden, an denen sich auch die mächtigsten Wogen brechen und als Schaum zurückgeworfen werden. Bismark vermag viel, aber die deutsche Natur vermag er nicht zu ändern und diese verträgt keinen militärisch organisirten und gedrillten Einheitsstaat, während jener Staats-

lutionär", das ſie ſelbſt ſich zuſprechen. Die Revolution iſt ihnen die Geſchichte der gottloſen Philoſophie des vergangenen Jahrhunderts; ſie gilt ihnen in ihrer Quelle und in ihren Reſultaten als die Verwirklichung einer Theorie welche Kirche und Staat, Geſellſchaft und Familie untergräbt und an ihrer Stelle ein Chaos ſchafft. Als das Princip der Revolution betrachten ſie mit Recht den abgöttiſchen Cult der Humanität, der über dem Menſchen keinen Herrn, über ſeiner Vernunft kein Licht, über ſeinem Willen keine Regel erkennt, der den Menſchen anbetet und Gott vom Throne ſtößt. Indem ſie ſomit die Revolution als eine Frucht des Unglaubens erkennen, ſind ſie darüber einig, daß ſie dieſelbe an ihrer Wurzel angreifen müſſen. Ihre religiöſe und ihre politiſche Stellung bedingen ſich ſomit gegenſeitig.

Vor mir liegt ein Wahlprogramm dieſer Partei, das aus Leyden aus erlaſſen wurde und gerade in dieſer Hinſicht helles Licht auf die Anſchauungen derſelben fallen läßt. Es faßt folgende fünf Punkte: 1) „Alle Gewalt kommt von Gott und iſt von ihm angeordnet. 2) Das Princip der Volksſouveränetät iſt entgegen dem Worte Gottes, der Geſchichte und dem Recht und iſt nur die Anklage der Rebellion gegen Gott. 3) Man muß Gott mehr gehorchen als dem Menſchen. Die unbedingte Unterwerfung unter die heilige Schrift als das allein unfehlbare Wort Gottes iſt eine Pflicht, der ſich zu entziehen niemals erlaubt iſt. 4) Seit es ſich um die Intereſſen der Kirche, Schule und des Vaterlandes handelt, iſt es vor allem nothwendig, dem chriſtlichen Glauben Rechnung zu tragen, wie die reformirte Kirche in ihren Symbolen ihn ausgedrückt und das Blut unſerer Väter ihn uns erhalten hat. Es iſt nothwendig, daß dieß vor allem die Wähler in der Wahl ihrer Vertreter in Betracht ziehen. 5) Die Souveränetät des Hauſes Oranien, anerkannt und erhalten durch die Verfaſſung, muß gegen jeden direkten und indirekten Angriff vertheidigt werden. Sie ſteht auf der Baſis unſerer nationalen Exiſtenz, der Freiheit und der

Bald wird das gewaltige Heer, wie Deutschland an Stärke und Siegesruhm noch kein ähnliches sah, wieder den heimathlichen Boden betreten, und in würdiger Einleitung des Siegesfestes wird man den obersten Heerführer auf den Schild heben und — zum deutschen Kaiser proklamiren. Das preußisch-deutsche Kaiserthum ist wohl die erste Frucht des Krieges, und es entspricht auch vollkommen der Lage den Bau mit dem Dachfirst zu beginnen.

Die Verzerrung geschichtlicher Verhältnisse zeigt dann freilich nur zu deutlich, daß man es mit keiner natürlichen Entwicklung zu thun habe. Es gab ja niemals einen deutschen, sondern einen römischen Kaiser deutscher Nation, und dieser war der oberste Schutzherr der römisch-katholischen Kirche. Heute wo der letzte Raubzug gegen das Patrimonium Petri von einer katholischen Macht, unter passiver Assistenz der anderen katholischen Mächte, in Ausführung gebracht wird — heute kann es aber nicht Wunder nehmen, wenn das Entfremden und Abwenden von den heiligsten Ideen, welche dem Leben der Menschheit seine wahre Einheit und Geschichte gaben — wenn dieß zu Versuchen führt dem Leben andere Grundlagen zu geben, bei denen das Schwert eine große Rolle spielt.

In einer Beziehung wird man wohl noch der Geschichte folgen. Nach der Annahme der Kaiserwürde mußten Karl dem Großen im Jahre 802 alle Männer jeden Standes im ganzen Reiche auf's neue huldigen, wozu auch alle Jünglinge vom 12. Jahre an verpflichtet wurden. Man hatte nicht bloß Treue, wie die Dienstmannschaft, sondern Gehorsam zu geloben*).

Die Betrachtungen die wir hier anstellen, mögen es verschulden, daß wir das Wirken jener achtbaren, für politische Selbstständigkeit kämpfenden Partei Süddeutschlands nur mit schwachen Hoffnungen begleiten können. Sei es,

*) Baluzius, Capitularia Regum Francorum T. I.

man boshaft wäre, ſo könnte man daher an den Fuchs in der Fabel denken, der die Trauben, die zu hoch hingen, für ſauer erklärte und verſchmähte. In der That dürfte die Partei ſich viel anders äußern, wenn ſie nicht in ſo verſchwindender Minorität gegenüber den Katholiken und den beiden andern großen Parteien wäre, daß ſie in ihren beſten Zeiten höchſtens vier Vertreter hatte und ſelbſt die Fluth der antipapiſtiſchen Bewegung des Jahres 1853, bei der die Groeniſten überall voran gegen die Katholiken ſchürten und hetzten, bei den damaligen Neuwahlen nur ſieben Geſinnungsgenoſſen ein Mandat verſchaffte. Groen bezeichnet ſelbſt die Zahl als eine „chiffre fabuleux“, während die Katholiken unter den 57 Volksrepräſentanten in der Ständekammer nun doch regelmäßig an 17 zu den Ihrigen zählen können, welche meiſt in Nordbrabant und Südholland, auch in Nordholland gewählt, genügend ſind, um zum mindeſten die feindlichen Gruppen in Schach zu halten.

Und doch haben die Katholiken auf ſocialem Boden mit einem Fanatismus zu kämpfen, der ſeines gleichen ſucht. Ich habe bereits einmal bemerkt, daß wohl nirgends die Confeſſionen einander ſo ſcharf gegenüberſtehen als eben in Holland. Schon Niebuhr hat darüber ſich geäußert, daß ein ſtrenggläubiger Calviniſt in der Ueberzeugung ſeiner perſönlichen Auserwählung und der Verwerfung Andersgläubiger ihr unverſöhnlichſte Gegner ſei.“ Dazu kommt der craß-proteſtantiſche Charakter Hollands in früherer Zeit, und die Thatſache, daß die Katholiken erſt ſeit 1848 ihre Emancipation erlangt haben und aus Parias gleichberechtigte Staatsbürger geworden ſind, was viele auf der andern Seite nicht verwinden konnten. Weil nun von Seite des Staates der Krieg gegen den Katholicismus eingeſtellt wurde, ſo wurde er auf ſocialem Gebiete wieder eröffnet. So gerne ich die Schilderung dieſes Kampfes umginge, ſo halte ich es doch für unerläßlich darauf in etwas einzugehen, weil gerade dieſe Seite ein für die folgenden Ausführungen unentbehrliches Licht verbreitet.

XXXIX.

Margarethe Verflaſſen.

Margarethe Verflaſſen. Ein Bild aus der katholiſchen Kirche von A. H. Hannover, C. Meyer 1870.

In den geſammelten Briefen von Clemens Brentano iſt mehrmals der Name Gretchen Verflaſſen's erwähnt, und der Ton der Theilnahme, womit er ihrer wenn auch flüchtig gedenkt, ließ ahnen, daß es ein Weſen von beſtimmt ausgeprägtem Charakter ſeyn müſſe, deſſen Schickſal dem Dichter ſo dauerndes Wohlwollen und Intereſſe abzugewinnen vermochte. So war es in der That, und in welchem hohen Grade dieſes der Fall, wird durch die gegenwärtige Biographie in ganz überraſchender Weiſe offen gelegt. Wir lernen da eine Frauengeſtalt kennen von ebenſo eigenthümlichem Schickſalsgang wie eigenthümlichem Charakter. Es thut ſo wohl in unſern Tagen, ungebrochenen, unzerſplitterten, ganzen Naturen zu begegnen, denn ſie ſind ſelten — hier iſt eine ſolche. Und dazu eine liebenswürdige, edle, großherzige Natur. So ſtill und verborgen ihr Leben auch dahin gefloſſen, dieſe jungfräuliche Geſtalt mit der friſchen Urſprünglichkeit des ganzen Weſens, mit der klaren unbeirrten Richtung auf Ein Ziel, mit der großartigen Auffaſſung der Dinge, mit dem treuen rührenden Opferſinn bis an's Ende, ſie hat es verdient in einem

falls den Proteſtantismus durch materielle Macht aufrecht zu halten. Die Unitas wirkt mit der Phylakterion in ſchönſter Harmonie; ſie kauft namentlich da, wo noch kein oder nur wenige Proteſtanten ſind, wie z. B. in Nordbrabant, ihren guten Anweſen als Metzger, Bäcker u. ſ. w. ſelbſt zu den übermäßigſten Preiſen und ſetzt ſie den Katholiken vor die Naſe. Doch kümmert ſie ſich auch um die Katholiken die mit Rom und ihrem Glauben gebrochen haben, und namentlich auch um die proteſtantiſche Kindererziehung in gemiſchten Ehen. Die dritte dieſer Geſellſchaften „der Wohlſtand“ datirt zurück in's Jahr 1822 und iſt wohl die einflußreichſte, was die Mittel und die Perſönlichkeit ihrer Mitglieder anlangt. Ihr Zweck iſt „die Superiorität der proteſtantiſchen Kirche in den nationalen Intereſſen, den ſocialen Inſtitutionen und in allen Angelegenheiten der innern Oekonomie aufrecht zu erhalten“ (Präſidentenrede von 1839). Praktiſch wird dieſer Zweck erreicht, indem man das Eigenthum des Grundes und Bodens ſo viel als möglich in die Hände von Proteſtanten bringt. Die Geſellſchaft beſaß 1849/50 viele Ländereien und 700,000 fl. Baarcapital. Mit dieſen enormen Hülfsmitteln fällt es ihr namentlich auch leicht, in ganz katholiſche Gegenden und Dörfer ſo viele (40) Proteſtanten zu bringen, daß ſie nach dem Organiſationsſtatut von 1816 das Recht haben eine Kirche zu beſitzen, die von einem ſtaatlich beſoldeten Prediger verſehen werden muß. Kein Wunder, daß die proteſtantiſchen Geiſtlichen in den katholiſchen Provinzen verhältnißmäßig wohl dreimal ſo zahlreich ſind, als die katholiſchen Prieſter oder als ſelbſt die proteſtantiſchen Geiſtlichen in proteſtantiſchen Provinzen. Uebrigens müſſen nach Vorſchrift die zu Unterſtützungen Empfohlenen an der Spitze einer zahlreichen Familie ſtehen. Ein vierter derartiger Verein nennt ſich die „Geſellſchaft der chriſtlichen Hülfe“. Es kann ihm „Arm und Reich, Groß und Klein“ mit einem Wochenbeitrag beitreten zu dem Zwecke, „den Proteſtanten die religiöſen Privilegien, die ihnen von den Vätern überliefert worden ſind,

[illegible] in seinen Jahren. Dabei lag ihrem [illegible] Sinn [illegible] Sentimentalität. In Gegensatz „[illegible] Goethe. Sentimentale verfolgte [illegible] Sinn [illegible] Ihr Biograph, Gretchens [illegible] [illegible] [illegible] sagt: „Geistreich, witzig, in der [illegible] Sprache ihrer Heimath wußte sie immer den Nagel auf den Kopf zu treffen, so daß Manche sich über ihre Schnelligkeit und Güte beklagen zu können glaubte, während es doch seine gutmüthigere Seele geben konnte als sie. Nie mißverstand sie einen Scherz, neckte und ließ sich gern necken, und konnte, dazu angeregt, leicht aus der trübsten Stimmung in die drollichste Lustigkeit übergehen, wie sie denn auch der angeborne Sinn für's Komische, ihr oft selbst zur Qual, nie verließ. Weinen sah man sie sehr selten und dann nur sparsame Thränen. Zu ihrer schon erwähnten Schweigsamkeit kam die seltene Eigenschaft, nicht von sich zu sprechen, und die noch seltenere, sich nie zu vertheidigen und zu rechtfertigen, mochte die Beschuldigung klein oder groß, die Zurechtweisung schwer oder leicht seyn; sie lachte gewöhnlich dazu. Diese Weise, die mit dem stolzen Ausdruck ihres Wesens harmonirte, verdroß die Gräfin M., die mit Gretchen in Verbindung stand, einst dermaßen, daß sie zu ihr sagte: „Ich weiß gar nicht, Gretchen, auf was Sie eigentlich so stolz sind?" Und Gretchen antwortete: „Ich weiß es auch nicht; aber wenn ich hinter dem Schustertisch aufgewachsen wäre, ich würde nicht anders seyn." Und sie hatte Recht. Ihr Stolz war keiner wie ihn Standesvorzüge, Talent und Glanz der Persönlichkeit geben, er war eine Freiheit, eine Keuschheit der Seele gegen die andringliche Welt und konnte von zufälligen Umständen nicht abhängen. Ihm dankte sie viel Unverflochtenheit in das Treiben um sich her und auch die Sicherheit, die sie nirgends am unrechten Platz erscheinen ließ" (S. 19—20).

Ein Coblenzer Kind (geb. 17. April 1808, gest. 7. April 1845), fand Gretchen in ihrer Vaterstadt die erste Anregung

und das rechte Feld für die Uebung werkthätiger Liebe in dem durch Clemens Brentano und den trefflichen Stadtrath Dietz berühmt gewordenen Bürgerhospital. Der Einzug und das Wirken der barmherzigen Schwestern daselbst (1827) entzündete in ihr das Verlangen ebenfalls diesem menschenfreundlichen Orden anzugehören. Wie glühte das 18jährige Gretchen in seiner frischen jugendlichen Thatenlust, als es sich nur erst die Verwendung zu kleinen freiwilligen Aushilfsdiensten erwirkte. „Heute diente es im Hospital unter Scherz und Lachen — denn eine harmlose Heiterkeit ist eine der Signaturen solcher katholischen Anstalten — sprang die Treppen herunter, daß Herr Dietz ihm zurief: „Gretchen! wenn Sie ein Nönnchen werden wollen, müssen Sie erst gehen lernen"; morgen führte es die weiblichen Strafgefangenen mit in die Kirche und kniete von eigenem Schuldgefühl gegen den gerechten Gott überwältigt, mitten unter ihnen. Und zu Hause im kleinen Stübchen stand es dann am Fenster, und sah über die Hofmauer und Nachbarsgärten hin, in den großen Klostergarten mit seinen reinlich gehaltenen zierlichen Beeten, wie in ein Paradiesgärtchen, spähend, ob nicht eine der geliebten Schwestern zu erblicken wäre zwischen den in weißen Kitteln herumschleichenden Reconvalescenten, etwa die Soeur Farsille, die ihr Blumenmachen lehrte, oder die Soeur Cécile, der sie beim Auffalten des Kirchenzeugs helfen durfte, oder die très-chère mère selbst!" (S. 25.)

Im Frühjahr 1828 ringt sie wirklich ihren widerstrebenden Eltern die Erlaubniß zum Eintritt in den Orden St. Charles ab, und macht ihr Noviziat im Mutterhause zu Nancy durch; wobei wir nebenbei erfahren, daß Brentano in seinem Buche über die barmherzigen Schwestern, bei der anziehenden Beschreibung des Novizenlebens, Gretchens eigene Erlebnisse zu Grunde gelegt hat. Aber so muthig sie angriff und aushielt, ihre schwache Körperconstitution erwies sich dem schweren Dienste nicht gewachsen, und eines Tages ward

sie von der Generaloberin mit der Eröffnung überrascht, daß sie den Beruf einer barmherzigen Schwester aufgeben und nach Hause zurück müsse — ein Donnerschlag für die jugendlich begeisterte Seele, die nun mit dem namenlosen Schmerz der Entsagung dessen was sie für ihren Beruf gehalten, in's Vaterhaus zurückkehrte.

Es war ihr ein willkommener Trost, als sie um diese Zeit von den Schwestern Sophie und Therese Doll aufgefordert wurde, als Lehrerin in ihre Erziehungsanstalt auf Marienberg bei Boppard einzutreten. Auch diese Anstalt kennt man aus Brentano's Briefen. Die beiden Schwestern gingen damals mit dem Plane um, die Anstalt in eine kirchliche zu verwandeln; man dachte an eine Verbindung mit Sacré-coeur, und im Frühjahr 1830 wurde deßhalb Gretchen nach Paris in das Mutterhaus dieses Ordens geschickt, um an Ort und Stelle den Geist desselben kennen zu lernen und die dortige Art und Weise des Unterrichts sich zu eigen zu machen. Gretchen erlebte hier ganz merkwürdige Schicksale und war eben nahe daran den Schleier zu nehmen, als die ausbrechende Julirevolution sie aus Frankreich vertrieb und den eingeleiteten Plan abermals vereitelte. Auf der Flucht erfuhr übrigens Gretchen, die in ihrem Novizenglück sich um den Gang der Weltdinge gar wenig gekümmert hatte, erst, was in Paris eigentlich vorgegangen war. Es ereignete sich nämlich der komische Zwischenfall, daß der verschlossene Wagen, der sie mit ihren Genossinen fortführte, in einem Dorfe angehalten und unter dem wilden Geschrei: le roi, le roi! aufgerissen wurde. Glücklicherweise ließ man es, nachdem man mit Lichtern in die erschreckten Gesichter der armen Mädchen hineingeleuchtet, bei Spott und Gelächter über den Irrthum bewenden und sie unbeleidigt weiter ziehen. Wenn man nun später in ihrer und Brentano's Gegenwart von der Julirevolution und den Dunkelheiten darin sprach, pflegte er Gretchen, die nie gerne von ihren Erlebnissen reden mochte und am wenigsten von denen in Paris, damit zu necken,

daß er sagte: „Hier diese Dame, Gretchen Verflassen, hat die ganze Revolution in Paris miterlebt, ist selber für Karl X. gehalten worden, sie kann Ihnen über Alles die genaueste Auskunft geben“ (S. 76).

Bald nöthigte sie eine Erkrankung auch Marienberg zu verlassen und zu ihren Eltern zurückzukehren. Aber schon 1832 folgte sie der Einladung einer Stiftsdame in Westfalen zur Begründung und Leitung einer Waisenanstalt in St. Anna. Hier sah sich Gretchen wieder in ihrem vollen Beruf, und in der Sorge für ihr „Klösterchen“ fand sie ein reiches gesegnetes Feld der Wirksamkeit, bis ihre angegriffene Gesundheit nach einem zweijährigen Aufenthalt sie veranlaßte sich in ein Landhaus an der Weser zurückzuziehen, und dort, selber leidend, der Pflege einer noch schwerer leidenden jungen Dame, Veronika von Z., sich zu widmen. Mit der todkranken Veronika, mit der sie bald die innigste Freundschaft verband, trat sie im Sommer 1835 eine Reise nach Nizza an und hatte das Glück ihre Freundin allmählig dort genesen zu sehen. An zwei Jahre verbrachte sie in beglücktem und beglückendem Zusammensein mit dieser Freundin in Südfrankreich. Die Erkrankung ihres Vaters rief sie endlich wieder in die Heimat nach Coblenz zurück, und hier verblieb sie nunmehr für den kurzen Rest ihres Lebens, um auch da in ihrer Weise fortzuwirken und „durch Einsicht, Liebe und Leidensfähigkeit der moralische Träger aller Nöthen in ihrer Familie zu seyn“ (S. 203). In ihrer Vaterstadt hat sie die letzten Kräfte unermüdlicher Hingabe im Dienste der Barmherzigkeit verzehrt.

„Gottes Wege waren immer anders als die meinen, auch wenn ich auf dem besten zu seyn glaubte, war's ein Wahn“, pflegte sie wohl zu sagen, wenn sie auf die mancherlei Versuche und Ansätze ihrer Laufbahn zurückblickte. Sie lebte alle Noth und seligen Ungestüm, all die unverstandene Sehnsucht des Herzens durch, bis sie von sich sagen konnte: „Ich verlange nichts mehr auf der Welt ausschließ-

Entſchädigung beanſprucht wird, daß hiebei der franzöſiſche Beſitz an urſprünglich deutſchem Reichsgebiet in Frage kömmt — das alles liegt in der Natur der Dinge, in der Natur des kämpfenden und ſiegenden Menſchen, der kühleren Erwägungen nicht zugänglich iſt. Jakoby iſt bereits in die unfreiwillige Lage verſetzt worden, hierüber ernſte Betrachtungen anzuſtellen. Nicht die Sache ſelbſt gewährt daher ein beſonderes Intereſſe, ſondern die Art wie man ſie in Scen zu ſetzen ſucht, wie man ſie auffaßt und namentlich an entſcheidender Stelle aufgefaßt wiſſen will. Eine ſolche Betrachtung iſt nützlich und fruchtbringend, denn ſie gewährt einen Einblick in dasjenige was für die nächſte Zukunft geplant wird, und kaum mehr in das Gebiet des „lokaliſirten“ Krieges fällt.

Würde von franzöſiſchem Gebiet nach geſchloſſenem Frieden und auf Grund deſſelben Beſitz ergriffen, ſo könnte man über die Weisheit dieſer Vertragsbeſtimmung verſchiedener Anſicht ſeyn, aber vom Standpunkt des Rechts würde ſich nichts dagegen ſagen laſſen. Die Kühlwetter, Villiers, Luxburg und wie ſie alle heißen, wären auch dann leicht zu finden. Aber ſoweit ſind die Dinge noch nicht gediehen und doch hat man ſchon vor Wochen ſich in jenen öſtlichen Grenz-Departements häuslich eingerichtet, und das im Kriege occupirte Land in friedlichen unanfechtbaren Beſitz umzuwandeln geſucht. Hat politiſche Klugheit hiezu gerathen? Gewiß nicht. Den neutralen Mächten imponiren die gewaltigen Waffenerfolge gewiß mehr als Herr von Kühlwetter, und die Leidenſchaften, die ſolch ein rückſichtsloſes Vorgehen beim Gegner entflammt, fordern neue und größere Opfer, ſie verlängern und verbittern einen Krieg, der als ein dynaſtiſcher begonnen, dann zum Volkskrieg geworden und nun nahe daran iſt ſich zum Racenkriege auszubilden. Der Haß, drüben angefacht, wird hüben mit ſteigender Gluth erwidert, und die „Unterwerfung der romaniſchen Race“ iſt ſchon ein beliebtes Schlagwort deutſcher Blätter geworden. Ein ſolches Gift

wirkt weit über die Zeit des Krieges hinaus, und ist in seinen moralischen Verheerungen unberechenbar. Deßhalb sollte man nicht von Klugheit sprechen, die jene Schritte eingibt um sich ein Friedenspfand zu schaffen.

Macht geht vor Recht! So war es, so ist es jetzt, so wird's in nächster Zukunft seyn. Vor nun sechs Jahren wurden die Elbherzogthümer für Deutschland und nur für Deutschland gefordert. Doch kaum war der Sieg erfochten, so erhoben sich Bedenken gegen diese ultragermanischen Velleitäten und in überaus raschem Verlauf war man bei dem Schlachtruf angelangt: Das Preußenland muß größer seyn! Heute ist der Krieg noch nicht beendet, und die preußische Gedankenentwicklung ist schon bei dem Schlusse angelangt: Elsaß und Lothringen könnten nur mit Preußen vereinigt werden. Die „Belohnung" der Südstaaten für ihre Heeresfolge könne auch in „Geldabfindungen" ihren Ausdruck finden. Wahrlich, eine erhabene Auffassung der „deutschen Frage", die jedenfalls aller Sentimentalität entkleidet ist. Der Fortschritt auf preußischem Machtwege ist unverkennbar, und dem entspricht leider auch eine zunehmende Leichtigkeit, mit gutem Erfolge volksfreundliche Dekorationen zu schaffen. Nur eines leisen Winkes hat es bedurft, um einen Adressensturm zu erregen, und in Nord- wie in Süddeutschland im Namen der „Geschichte", im Namen der „nationalen Ehre" preußischen Gedanken und preußischen Plänen die Bedeutung von deutschen Volksbestrebungen zu leihen.

Im Namen der Geschichte! Elsaß und Lothringen haben allerdings zum deutschen Reiche gehört, aber seither ist nicht bloß der Theil, sondern das Ganze entschwunden, nur Stamm und Sprache sind geblieben, die aber gerade für den geschichtlichen Reichsbestand nicht entscheidend waren. Es ist um so bedenklicher, Erwerbungen für ein Zukunftsreich mit Geschichtstiteln auszustatten, als hiedurch Reminiscenzen geweckt werden, die dem künftigen friedlichen Werke der Einigung nichts weniger als zuträglich sind. Eine verdienstlichere That wäre

XL.

Jubiläum einer Aebtiſſin*).

(Charitas Pirkheimer.)

Unter den aus dem Jahre 1529 vorliegenden Briefen Pirkheimeriſcher Kloſterfrauen dürften vor den andern die, welche das Jubiläum der Aebtiſſin Charitas betreffen, eine beſondere Beachtung verdienen, da ſie eine heitere Seite in dem Leben dieſer durch die Maßnahmen des Rathes vielfach gedrückten und beengten Frauen zeigen und dem ganz und geben Urtheil über das Kloſterleben eine Modificirung zu verleihen vielleicht im Stande ſind.

Allerdings hatte der Rath von der Härte, die beſonders im Jahre 1525 ſchroff und rückſichtslos hervorgetreten war und worin der damals allgemein ausgeſprochene Wahnſinn der Maſſen mehr als billig auch die regierenden Häupter ergriffen und fortgeriſſen hatte, etwas nachgelaſſen, obgleich der Brief der Felicitas Grundherrin, den ſie am 7. März an ihren Vater Leonhard Grundherr ſchrieb**), noch kläglich genug über die Forderungen die man an das Kloſter ſtellte, wäh-

*) Nach ungedruckten Briefen der Katharina Pirkheimer. Die Originale befinden ſich in der Nürnberger Stadtbibliothek. D. R.

**) Ihre Briefe ſind abgedruckt in den Hiſtor.-polit. Blättern Bd. 44, S. 378 ff. 441 ff.

rend sie von den Leuten, die ihnen zu zahlen hätten, das Ihrige nicht herausbringen könnten, sich ausspricht; und im Allgemeinen war ihre Lage nicht wesentlich gebessert, namentlich lastete das Angeld, von dem sie früher, vor der Reformation, befreit gewesen waren, schwer auf ihnen. An Aufnahme neuer Schwestern war nicht mehr zu denken, und man ließ sie nur in Ruhe weil man sie nicht zu fürchten brauchte, sie also ruhig absterben lassen konnte, wobei sie aber doch noch von Zeit zu Zeit mit unangenehmen Anmuthungen heimgesucht wurden, das Schwert des Damokles fortwährend über ihrer Existenz hing und es nur auf das jeweilige Belieben der gebietenden Herren des Raths und die irgendwie durch eine feindselige Persönlichkeit aufzuregende Laune ankam, ihren schlechterdings prekär zu nennenden Zustand vollends unleidlich und unerträglich zu machen.

Dennoch macht der Bericht, den die jüngere Katharina Pirkheimer über das Jubelfest in zwei Schreiben an ihren Vater gibt, den wohlthuenden Eindruck einer friedlichen und heiteren Oase, an welche der Wanderer nach einer dürren und unfreundlichen Reise in der Wüste anlangt, und man freut sich mit ihnen an der kindlichen herzlichen Freude, mit welcher sie sich der seltenen Lust, die ihnen zu Theil wurde, hingaben.

Charitas war, nachdem Helena Meichßnerin, ihre Vorgängerin im Abbatissat, 1503 Alters wegen resignirt hatte, zur Würde der Aebtissin erhoben worden, und fünfundzwanzig Jahre waren seitdem verflossen — eine allerdings seltene Amtsdauer; doch mag auch früher schon eine oder die andere Aebtissin so lange im Amte gewesen seyn, aber in der Persönlichkeit der klugen gelehrten und, wie nicht zu zweifeln, ihren Klosterfrauen überaus lieben und werthen Charitas, welche das von den wilden Wogen der Glaubenswuth umbrauste Schifflein bisher glücklich gesteuert hatte, vereinigten sich alle Bedingungen, die Frist zu der sie angelangt war, zu einer denkwürdigen und bedeutenden zu machen. Es

mochte ihr wohl selbst eine innere Befriedigung gewähren, auf den Zeitraum den sie durchmessen, einen zwar mit Kummer und Schmerz nicht unvermischten, aber doch nicht unerfreuten Rückblick zu werfen.

Der Tag des Festes scheint die Osterzeit gewesen zu seyn; leider hat die sonst so achtsame und verständige Katharina bei keinem einzigen ihrer einunddreißig auf uns gekommenen Briefe, von denen nur zwei nicht an ihren Vater gerichtet sind, ein Datum beigefügt und ebenso wenig ist von der Hand des Empfängers der Empfangstag, wie das wohl bei anderen Briefen der Fall ist, beigeschrieben. Indessen ist das Jahr und auch im Allgemeinen die Zeit aus dem Inhalte selbst zu ersehen. Der erste lautet:

„Jesum pro salute. Mein herzlieber Vater. Die Mutter läßt Dich freundlich grüßen und läßt Dir auf das herzlichst und freundlichst danken zu hunderttausendmalen, der guten köstlichen Schenk, mit der Du sie geehrt hast auf ihr Jubeljahr. Sie weiß nit, wie sie es nur um Dich verdienen soll. Sie sagt, es sei ihre Meinung ganz nit gewest, da sie Dich hat lassen laden, daß Du ihr so herrlich sollst schenken, aber sie freut sich von Herzen des guten, köstlichen Weins, daß sie's den Schwestern auf ihre Hochzeit wohl kann erbieten. Du hast es ganz wohl bedacht, es werden die Schwestern fröhlich und guts Muts werden, vinum laetificet cor hominis —. Sie sagt es sei sonst Bettelwerk. Du lässest sie wohl bestehen. Herzlieber Vater, wir haben uns all das ganz Jahr auf der Mutter Jubeljahr gefreut und haben Wochen, Tage und Stunden hingezält. Gott sei gelobt, daß wir es erlebt haben. Aber es spricht die Mutter, sie sollt billiger ululate singen, denn jubilate, daß sie ihr Zeit, ihr von Gott verliehen, nit so wohl angelegt habe. Sie wird einer jetlichen Schwester einen Weyel und Steuchlein schenken; hat die Schwester Clara gesponnen. Auch hat sie lang etliches Geld, das ihr ist worden, gespart, daß sie den Schwestern Weinberlein kann geben, hat sie es darangelegt. Ich gedenk sein nit, daß man einer jeglichen Schwester auf einmal solche köstliche Schenk hat ge-

than. Es hat mir der Schaffer gesagt, daß Du so gutwillig bist und willst uns Dein Silbergeschirr leihen, wo wir zumal einen großen Trost haben. Hätten wir Dich bei uns auf der Hochzeit, würd die Freud ganz. Ich hab etlichen Schwestern gesagt, Du werdest auf die Hochzeit kommen, verstunden sie, Du würdst persönlich kommen, sprachen sie, als bald er kommt, wollen wir ihn herein lassen. Herzlieber Vater, ich bin fast unmüßig (sehr beschäftigt) daß ich muß helfen zurichten, daß alles recht zugeh. Ich will es Dir hinnach alles schreiben, wie es ergangen ist. Ich bin als morgen auch eine Braut, es ist 16 Jahr, daß ich in das Kloster bin kommen. Es hat mich von den Gnaden Gottes nicht gereut. Aber ich will Dir sein ewiglich danken, daß Du mir dazu hast geholfen. Herzlieber Vater, die Mutter schickt Dir hiemit ein Osterlämmlein und ein Gebackens, begehrt, Du sollst damit vorgut (vorlieb) nemen und sollst es für Aal und Forellen essen, wenn sies hätt, wollt sie Dirs auch gern von ihrem Tisch schicken, und sollst unser Mutter Kramerin dazu laden, die grüß auch freundlich von unsern wegen. Schwester Clara läßt Dich auch freundlich grüßen. Damit wünsch ich Dir viel seliger Zeit. S. Katarina, Dein Kind." — Außen: „Meinem herzlieben Vater, Herrn Wiliwalden Pirkheymer gehört der Brief."

Aus den Osterlämmlein ersieht man die Zeit des Festes. Ostern war damals am 28. März. Am 11. März 1513 wurde vom Rath die Bewilligung gegeben, die Katharina in's Kloster zu nehmen. Die im Brief erwähnte Ursula Kramerin, eine geborne Kötzlin, war Nachbarin und alte Freundin der Pirkheimer'schen Familie, die sie wie eine Mutter ehrten und liebten. In einem Schreiben, worin Katharina ihr im Namen der Aebtissin, die um selbst zu schreiben zu leidend war, für den guten „Reinfal" dankt, gibt sie ihr den Namen „herzliebe Frau Mutter" und unterschreibt sich „eure Tochter".

In folgendem Brief gibt Katharina den Bericht über den Verlauf der Jubelfeier:

„Jesum pro salute. Mein herzlieber Vater, ich hab Dir

zu dem nächsten geschrieben, ich woll Dich eigentlich wissen lassen, wie die Hochzeit sei ergangen. Es sagen alle Schwestern, weil sie in dem Kloster seien gewesen, daß sie keiner freudenreicheren köstlicheren Hochzeit gedenken, gedenk' auch der Schwestern nie fröhlicher, denn auf diesen Tag.

„Zu Morgen kam der ganz Convent zu der Mutter und trug eine jede Schwester eine brennende Kerze, und Mutter Priorin setzte ihr einen Kranz auf, und trugen sie in den Chor und sangen das Responsorium: Regina mundi. Und die Braut weinete, es war aber nicht vor Leiden, sondern vor Freuden. Und sie thät selbst das Officium zu den Tagszeiten, und verbrachten darnach den Meßgesang mit großer Herrlichkeit. Und die Mutter ließ uns das heilig Sacrament aufziehen, und kniete der ganze Convent davor, und ließen uns gleich bedrücken, wir nämen das heilig Sacrament, trösteten uns des Spruchs des heiligen St. Augustini crede et manducasti. Darnach setzt man die Mutter vor den Altar, da gingen alle Schwestern zu ihr von der ältsten bis auf die jüngst, Chor und Laien-Schwestern. Da empfieng die Mutter eine jegliche mit dem Umfang und Kuß, und vereinten uns auf ein neues mit einander. Und die Mutter hatte die Hände voller Ring und gab einer jeglichen Schwester ein Ringlein an ihr Hand zu einem Zeichen einer neuen Vermählung mit ihrem Gesponsen, daß wir bisher treu an ihm hätten gehalten und beständig wären gewest, das wir uns doch nit zuschreiben, sondern der Gnad des heiligen Geists, qui infirma mundi elegit ut fortia quoque confundat, wie wol es vor nit Gewohnheit ist gewesen, daß wir Ring haben getragen, so erbarmets doch die Mutter, daß wir in diesem schweren Jahr einmütiglich in dem Gehorsam bei einander wären blieben, und zu einer Gedächtniß derselben hat sie viel Jahr Pfenning und Groschen, was ihr ist worden, zusammen gesammelt, daß sie's davon hat lassen machen, heimlich, daß Niemand davon wüßt, denn die Portnerin, kostet eins 35 fl. Herzlieber Vater, es war eine solche Freud unter uns, daß ich's nit kann schreiben. Ein jegliche konnt kaum erwarten, bis es an sie kam, wir hätten die Mutter schier erdrückt,

man ſah wol, wie feind man der Mutter iſt. Ich ſchick Dir hiemit mein Ringlein, daß du es ſähſt, ich thu' es aus großer Lieb, die ich zu Dir hab, ich getrau Dir wol, Du werdſt es mir wieder ſchicken, ich geb es nit um des Kaiſers Gut.

„Darnach trug man die Mutter zu Tiſch, da fangen ſie die Schweſtern an. Sie hatte uns ganz wol erboten zu Morgens und zu Nacht. Es iſt kein ſparer Wirt da geweſt. Aber Du haſt ja das Beſt mit Deinem guten Wein gethan. Die Mutter ließ einer jeglichen Schweſter eine genugſame Pfründ einſchenken, und über das ließ ſie zu zweien malen zugeben, daß eine jeglich möcht trinken, als viel ſie wollt. Sie ſagte den Schweſtern dein Meinung, daß Du begert haſt, daß man es alles an der Hochzeit ſollt anwerden. Wir haben das Fäßlein geleert, aber wir haben den nächſten Tag davor davon anheben zu trinken, es wär uns ja ſonſt zu viel geweſt an einem Tag. Es iſt wahr worden, das ich Dir hab geſchrieben, vinum laetificet cor hominis.

„Es ward zuletzt, da wir geſſen hatten, zu Nacht, ein Tanz daraus. Es tanzten die alten, als wol als die jungen. Mutter Apollonia Tucherin iſt 57 Jahre in dem Cloſter geweſt, die zog mich auf, daß ich mit ihr mußt tanzen, und die Braut ſchlug auf einem Hackbrett. Es was der Tanz ſo groß, daß ſie ſprach: Lieben Kind, ſchont mir nur meine Tiſch. Wir mußten darnach alsbald Complet halten, daß wir Sorg hatten es würd zu ſpät. Da wir von dem Oelberg kamen, entbot die Mutter der Kellnerin, wer zu ihr käm, ſollt ſie jedermann zu trinken geben.

„Herzlieber Vater, es ſprachen die Schweſtern: O daß unſer Vetter Pirkheimer da ſollt ſein, er wird einen Troſt davon haben, da würd die Freud ganz werden. Sie heißen Dich Vetter, daß Du der Mutter Bruder biſt. Wir haben auch einen großen Troſt von Deinem ſchönen Silbergeſchirr gehabt. Ich dank Dir herzlich von der Braut wegen und aller Schweſtern wegen, daß Du uns alſo zu unſerm Troſt haſt geholfen. Aber wir hatten ſonderlich einen großen Troſt von der Frauen Kramerin kleinem Silbergeſchirr. Das brachten wir an einander, wie wol wir ſonſt über die Notdurft

uns nit mögen nöten. Ich bitt Dich freundlich, wollst uns gegen ihr mit Dankbarkeit verwesen, auch um den guten köstlichen Wein, den sie uns hat geschickt, von dem wir heut auch getrunken haben, haben auch ganz wol davon gelebt, der uns ist überblieben, wollen wir morgen trinken. So hat uns die Geuderin auch 12 Maß geschickt. Auch die Sträubin hat sich ja köstlich heut angriffen, hat uns 25 Foren (Forellen) geschickt, die auf das allerbest gesotten sein gewest, wir haben ja einen köstlichen Eierkuchen gehabt. Es hat sich die Klebergerin auch ehrlich gestellt, hat uns gestern Wein und Brot und 2 Mayenkuchen, auf das beste geschickt. Gott sei euer aller ewiger Lohn und geb euch das Ewig für das Zeitlich. Ihr habt viel guter Wünsch gehabt, würden sie alle wahr, so würd euch Glück über Glück zugehen. Die Mutter läßt Dich herzlich grüßen, schickt Dir hiemit von dem Eierkuchen, 1 olt Spickscherben und Nägelescherben, trägt roth und weiße Nägelein. Es erbarmts, daß Du nit in den Garten kannst kommen, solltstu deine Augen darinnen erwittern (erlaben).

„Verzeih mir mein langes und ungeformtes Schreiben. Ich hab Dir ja müssen schreiben, wie es ergangen ist. Es ist vor nie gehört worden, weil das Closter ist gestanden, daß ein Aebtissin ihr Jubeljahr in dem Amt hat gehabt, auch keine vor ihr ist als lang an dem Amt gewest. Ich glaub wol, es möcht nimmer geschehen, weil das Closter steht. Nit mehr denn. Ich wünsch Dir viel selige Zeit, auch Stärk (für) unsere alte Braut. Es erjammert uns, daß sie dennoch zu ihrem ehrsamen Alter alle Ding schuldig ist zu halten, als den ersten Tag da sie es gelobet, wie wol ich weiß, daß sie ein groß Leiden davon würd haben, daß sie exempt oder frei sein sollt. S. Katharina, dein Kind."

Außen: „Meinem herzlieben Vater, Herrn Wilibalden Pirkheimer gehort der Brief."

Um die Aeußerung der Schwestern, keine könne einer köstlicheren Hochzeit gedenken, recht zu verstehen, muß man sich entsinnen, daß eine jede Profeßablegung als eine Hochzeit angesehen und begangen wurde und deßhalb auch, obgleich es eine geistliche Hochzeit war, hinsichtlich des Aufwandes

genau denselben Bestimmungen und Beschränkungen unterlag, wie eine weltliche Hochzeit. Hier kam nun freilich hinzu daß es eine Jubelhochzeit war. Nach den bei Würfel p. 894 befindlichen Aufzeichnungen war Helena Meichßnerin, unmittelbare Vorgängerin der Charitas, 30 Jahre Aebtissin und Priorin gewesen, würde also jedenfalls auch ein Jubiläum haben feiern können, es mag aber wohl seyn, daß sie den größern Theil dieser Zeit Priorin war und erst nach dem Rücktritt der Margaretha Grundherrin zur Aebtissin gewählt wurde. Brusch in seiner Chronologie sagt, daß letztere von 1470 bis 1488, in welchem Jahre sie gestorben sei, Aebtissin war. Da aber bei Würfel p. 890 als ihr Todesjahr 1494 angegeben ist, so dürfte 1488 auch nur als das Jahr der Resignation anzusehen seyn, worauf Helena Meichßnerin, die bei Brusch Helena Mysia genannt ist, ihr folgte. Jedenfalls stimmen damit die 15 Jahre (1488 bis 1503) welche Brusch ihr als Aebtissin zutheilt. Indessen war sie doch 30 Jahre in beiden Aemtern gewesen. Das Jubelfest der Charitas stand in soferne allerdings einzig in seiner Art da.

Von dem Beschenken mit den Ringen wußte Katharina beim Schreiben des ersten Briefes noch nichts, und hatte — vielleicht als Antwort auf eine vorwitzige Frage — sich mit der Antwort abfinden lassen, sie bekämen Weinbeerlein, womit sie sich, als ein gutes gläubiges Kind, begnügte, nun aber, als sie nicht minder als alle übrigen Schwestern dadurch überrascht wurde, den allgemeinen Jubel in kindlicher Harmlosigkeit theilte, was die Worte, mit denen sie ihrem Vater die Nachricht zukommen läßt, am allerbesten ausdrücken.

Die Portnerin, welche allein um das große Geheimniß mit den Ringen gewußt hatte und hatte wissen müssen, war — vielleicht — Felicitas Grundherrin, die in den allerdings sehr dürftigen und gebrechlichen Diptychen p. 125 als Thorschreiberin aufgeführt ist, was wohl nichts anderes als Pförtnerin bedeuten soll.

Namentlich wird nur eine Klosterfrau aufgeführt, die alte Apollonia Tucherin, damals wahrscheinlich noch Priorin, wie sie es schon 1494 gewesen war (Würfel p. 899), eine heitere, harmlos fröhliche Natur, Mutterschwester des Dr. Christoph Scheurl. Sie war, merkwürdig genug, die einzige aus dem Tucherischen Geschlecht, die jemals im Clarakloster war.

Die Geuderin ist Juliana, Pirkheimers mit Martin Geuder verheirathete Schwester. Die natürlichen Bande, welche sie an ihre Schwestern und Brudertöchter knüpften, verleugneten sich zwar nicht, aber von einer kräftigen Unterstützung war nicht viel zu spüren. Martin Geuder, schon ziemlich betagt, glaubte genug gethan zu haben, wenn er nicht feindlich gegen das Kloster auftrat.

Die Sträubin ist Barbara, Pirkheimers Tochter, deren in 25 gesottenen Forellen bestehendes Geschenk „heute", das heißt am Tage nach der Hochzeit, an welchem Tage der Brief geschrieben ist, eintraf. Dieser zweite Tag der Hochzeit hieß, wie im weltlichen Leben so auch im geistlichen, der Eierkuchentag, oder auch schlechtweg der Eierkuchen, wofür man später der Kraut- und Fleischtag zu sagen pflegte, was, seitdem die Hochzeitsreisen aufgekommen sind, für die sogenannten Gebildeten unter die überwundenen Standpunkte gehört und man es vorzieht, einen Zimmerkellner sich die Fackel zum bräutlichen Beilager vortragen zu lassen. Die Erwähnung der Klebergerin, die nachweislich im Herbst 1528 heirathete, setzt das Jahr selbst außer allen Zweifel. Ihr Geschenk war am eigentlichen Haupttage gekommen.

Das Geschenk, welches Charitas ihrem Bruder schickte, bestand unstreitig in zwei Blumentöpfen, oder wie man damals allgemein und lange herein bis in die Gegenwart zu sagen pflegte, Blumenscherben, was jetzt für vulgär angesehen wird; in dem einen war Spick, ein wohlbekanntes Riechkraut, in dem andern Nelken, oder wie auch jetzt noch die vulgäre Sprache sagt, Nägele. Uebrigens ist gegen das

Bilde feſtgehalten und dem Gedächtniß der Nachwelt überliefert zu werden, gewiß zur Freude und Erquickung unzähliger geiſtesverwandten Seelen.

Margarethe Verflaſſen hatte von früh an einen ſtarken Zug zum Kloſterleben empfunden, und im Dienſte eines Kloſters ihr Leben aufzuopfern, war ihr lange Jahre als der liebſte Wunſch, als die ſchönſte und höchſte Aufgabe erſchienen. Viermal machte ſie den Verſuch, den Weg des Heils in eigens dazu verbundenen Gemeinſchaften zu ſuchen, und viermal wurde ihr Vorhaben vereitelt. Sie hat ſich viel darüber gegrämt, bis ſie erkannte, daß ihre Beſtimmung eben eine andere geweſen, daß die ihr innewohnenden Keime nicht in der Enge und Abgeſchloſſenheit des Kloſters, ſondern in der wogenden Vielförmigkeit des gewöhnlichen Lebens und des häuslichen Kreiſes zur Entfaltung gelangen ſollten. Ihre fromme Liebesthätigkeit blieb dabei doch in den Dienſt Gottes gegeben, unbegrenzt, verſchwenderiſch, und dem Grundzuge ihres Weſens, nicht ſich ſondern Andern zu leben, blieb ſie ohne Unterlaß getreu. Wo einer geiſtigen Noth beizuſpringen, wo Kranke und Arme aufzuſuchen waren, wo immer in der Welt umhergetriebene Seelen ſich an ſie wandten —da war Gretchen auf dem Platze und dienſtbereit; für alle und jedes hatte ſie ein offenes Herz und einen opferfreudigen Willen. Ein Zug aus ihrer erſten Kindheit hatte etwas für ihr ſpäteres Leben Symboliſches. Ihr Vater (ein Maler) hielt ſie einſt vor einem ſteinernen Muttergottesbild auf dem Arm; als das Kind es lange ernſthaft angeſchaut, bückt ſich's herab und zieht ſein Strümpfchen aus; auf des Vaters Frage, warum es das doch thue? gibt es zur Antwort: „das Chriſtindchen habe nackte Füße und fröre, und da wollte es ihm eine Strümpfchen geben.“ Was damals ſeinem Bilde, das hat ſie ihr Leben lang dem Geringſten ſeiner Brüder.

Und doch war es eine von Haus aus heftige, eigenwillige, ungeſtüme Natur, die das Alles über ſich nahm. ‚Meine Natur iſt noch ſo ungeſtüm wie ein junges Reh“,

daß die durch preußische Waffengewalt herbeigeführte Aenderung aller europäischen Verhältnisse etwas Endgültiges und Definitives wäre; im Gegentheile dürfte sich die Lage des Welttheils bald wieder ebenso provisorisch darstellen wie vorher. Aber inzwischen und bis auf weiteres hätte es doch eben bei dem neuen Europa sein Bewenden und hätten wir die gesammte Staatengeschichte der neuern Zeit endgültig hinter uns.

Louis Bonaparte sähe sich somit am Ziele seiner Bestrebungen, aber freilich nicht seiner Wünsche. Was er 20 Jahre lang mit aller Verschlagenheit und Finesse eines geübten Falschspielers betrieben, das wäre nun verwirklicht, die vollständige Zerstampfung des europäischen Grundvertrags, ja das Erlöschen der bloßen Idee von einem politischen Vertragsrecht. Er hat insoferne erlangt was er wollte, und auch das französische Volk, das mit ihm an der Spitze der modernen Ideen marschirt ist, ärndtet die Folgen seines Thuns. Freilich ist die Aerndte nicht für sondern gegen beide ausgefallen; was sie gesäet, das hat ein Anderer eingeheimst, das Unkraut aber der „großen Nation" zurückgelassen. Darin allein schon besteht ganz wesentlich das neue Europa, daß in der alten Welt nicht mehr Frankreich den Ton angibt und die erste Violine spielt.

Darin liegt aber eine Thatsache von so ungeheurer Tragweite, daß wir für heute nur Eine Seite derselben zu betrachten vermögen. Frankreich von seiner Machtstufe herabgeworfen und auf jener Höhe ersetzt durch den preußischen Militärstaat, das ist die radikalste Revolution selbst in dem Begriff den man bisher mit dem Wort „Europa" verband, und wobei man sich doch immer etwas vertragsmäßig Geschaffenes gedacht hat. Das ist jetzt vorbei. Der Vertrag macht Platz für die Soldaten-Diktatur: sic volo, sic jubeo, stat pro ratione voluntas.

Zwischen dem norddeutschen Bundeskanzler und dem französischen Minister Favre hat sich wieder einmal ein Spiel des Abläugnens und des Behauptens in Scene gesetzt; ob aber

Graf Bismark den Gedanken daß Frankreich zu einer „Macht zweiten Rangs" herabgedrückt werden müsse, wirklich gebraucht hat oder nicht, jedenfalls ist der Ausdruck eben so berechtigt wie der Schrei des Entsetzens, der sich über die hiedurch eröffnete Perspektive der Brust des französischen Unterhändlers entrang.

Wer möchte im jetzigen Moment auch nur eine Vermuthung darüber wagen, welche Folgen die Niederlage für die Entwicklung der inneren Zustände Frankreichs haben wird? Wir haben seit Jahren darauf hingewiesen, daß die Erweiterung politischer Grenzen, nationale Annexionen, Sturz der Monarchie, Einführung der Republik, kurz alles was man bis jetzt unter dem Begriff „politischer Fragen" zusammenzufassen pflegte, selbst den Orient nicht ausgenommen, gewissermaßen verschwindende Nebensachen seien im Vergleich zu dem großen Räthsel, vor dem unser Jahrhundert steht. Nun aber ist es eine unbestreitbare Thatsache, daß mit Louis Napoleon nicht nur das Kaiserthum, nicht nur die Monarchie selber gestürzt worden ist, sondern auch das sociale System des dritten Standes in seinen letzten Rettungsversuchen. Will man nur einen Blick auf die Erscheinungen werfen, welche in Frankreich jetzt schon hervorgetreten sind, so wird man uns nicht mißverstehen, wenn wir sagen: das Kaiserthum des Bonaparte habe seine tiefste Bedeutung darin gehabt, daß es der letzte Rettungsversuch war für das sociale System des dritten Standes. Auch in dieser Hinsicht ist die Pandorabüchse nun geöffnet.

Ohne Zweifel wird die furchtbare Erschütterung, von der Frankreich erfaßt worden ist, auch als moralische Luftreinigung wohlthätig wirken. Die Miasmen der sittlichen Abstumpfung womit die letzten Versuche des gesellschaftsrettenden Bonapartismus mehr oder weniger nothwendig verbunden waren, vermögen einem solchen Orkan nicht zu widerstehen. Aber man darf nicht vergessen, daß die napoleonische Restauration doch nur der Eine Dämon war welcher den andern Dämon in seinem Banne mit Gewalt gefangen

hielt, und zwar immerhin mit Hülfe der gesunden, noch christlich gesinnten Elemente im französischen Volksthum. Wenn nun jener Eine Dämon ausgetrieben ist, werden diese gesunden Elemente für sich allein die Macht erlangen die socialen Todeswunden der Nation zu heilen, oder wird der andere Dämon sich den Beruf hiezu anmaßen können? Das ist die Frage.

Auf dem Gebiet der internationalen Revolution unterlegen, die trotz Allem doch mehr bonapartistische Hauspolitik als Volkspolitik gewesen, könnte die Entwicklung der Dinge in Frankreich diesem Lande doch wieder die erste Violine in die Hand geben, die erste Violine auf dem Gebiet der socialen Frage; und wahrlich der Krieg kann die Massen nicht vermindert haben welche den schrillen Tönen dieses Instruments längst entgegenharren. Es könnte dann leicht kommen, daß selbst unsere nationalliberalen Adressenmacher sich verwundert fragten, wie es nur möglich gewesen sei, daß vor ein paar Jahren Hunderttausende sich todtschlugen wegen solcher Kleinigkeiten wie die gesonderte Staatsexistenz Belgiens oder die staatliche Zugehörigkeit von Elsaß und Lothringen oder gar die preußische Spitze in Deutschland.

Aber davon wollten wir ja jetzt nicht reden, sondern vorerst nur von dem neuen Europa in welchem Frankreich eine Macht zweiten Ranges spielt, Preußen aber an seiner Stelle als erste Macht des Welttheils dasteht. Das alte Europa war geordnet auf dem Grundsatz des Gleichgewichts; selbst in den napoleonischen Verhandlungen mit dem Grafen Bismark seit 1866 zieht sich immer noch die Gleichgewichts-Idee wie ein rother Faden hindurch, und unter der Fahne des europäischen Gleichgewichts ist Frankreich in den Krieg gezogen gegen Preußen. Auf welchem Princip wird nun in dem neuen Europa die erste Macht des Welttheils dastehen? Wir könnten einfach sagen: auf dem Princip des Soldaten-Siegs, müssen uns aber doch etwas genauer aussprechen.

Es ist eine Thatsache und ein Wort, wodurch die künf-

tigen allgemeinen Zustände charakterisirt werden, und zwar charakterisirt als die absolute Abwesenheit jeder internationalen Gemeinsamkeit und jedes anerkannten Rechtszustandes unter den Völkern, charakterisirt als das reine Produkt militärischer Ueberlegenheit und ihrer Wechselfälle. Jene bekannte Rede „Gewalt geht vor Recht" steht auf dem Punkte ihrer allgemeinen Erfüllung, insoferne es außer ihr kein Gesetz mehr geben wird im Völkerrecht.

Die Thatsache die wir meinen, ist der Vertragsbruch Italiens an dem heiligen Stuhle, womit Viktor Emmanuel in den Nimbus des deutschen Kriegs einen so garstigen Klecks gemacht hat. Wo ein von allen Monarchen Europas anerkannter König solch eine Schandthat gegen feierlich gegebenes Wort begehen kann, ohne daß ein einziges jener Kabinette ihm auch nur den Spiegel vorhielte, da hat offenbar schon das bloße Verständniß für den Begriff eines Vertrags von Staaten und zwischen Staaten aufgehört. Die italienische Regierung hat Rom gestohlen, sobald Frankreich nicht mehr in der Lage war den diebischen Schleicher daran zu hindern, und er hat sich damit ausgeredet, daß die Feinde seines Throns das gethan hätten, wenn er es nicht gethan hätte. Nach dieser Moral gipfelt das europäische Völkerrecht in dem Satze: „nimm was dir beliebt, sobald du es ungestraft thun kannst." Woher soll da noch der Glaube kommen an irgend einen Vertrag von Macht zu Macht?

Von dem gleichen Gedanken, daß Verträge künftig nicht das Papier werth seien auf das man sie schreibe, geht augenscheinlich und unwillkürlich Graf Bismark aus bei der Art und Weise wie er in seinen amtlichen Erlassen die Nothwendigkeit motivirt Elsaß und Lothringen von Frankreich loszureißen. Die Friedens-Traktate wurden im alten Europa geschlossen auf „ewige Zeiten" und im Namen der allerheiligsten und unzertheilbaren Dreieinigkeit. Jetzt sagt Graf Bismark: wie immer der künftige Friede mit dem westlichen Nachbar lauten möge, so werde die französische Nation Rache kochend hinter-

XL.

Jubiläum einer Aebtiſſin *).

(Charitas Pirkheimer.)

Unter den aus dem Jahre 1529 vorliegenden Briefen Pirkheimeriſcher Kloſterfrauen dürften vor den andern die, welche das Jubiläum der Aebtiſſin Charitas betreffen, eine beſondere Beachtung verdienen, da ſie eine heitere Seite in dem Leben dieſer durch die Maßnahmen des Rathes vielfach gedrückten und beengten Frauen zeigen und dem ganz und geben Urtheil über das Kloſterleben eine Modificirung zu verleihen vielleicht im Stande ſind.

Allerdings hatte der Rath von der Härte, die beſonders im Jahre 1525 ſchroff und rückſichtslos hervorgetreten war und worin der damals allgemein ausgeſprochene Wahnſinn der Maſſen mehr als billig auch die regierenden Häupter ergriffen und fortgeriſſen hatte, etwas nachgelaſſen, obgleich der Brief der Felicitas Grundherrin, den ſie am 7. März an ihren Vater Leonhard Grundherr ſchrieb**), noch kläglich genug über die Forderungen die man an das Kloſter ſtellte, wäh-

*) Nach ungedruckten Briefen der Katharina Pirkheimer. Die Originale befinden ſich in der Nürnberger Stadtbibliothek. D. R.

**) Ihre Briefe ſind abgedruckt in den Hiſtor.-polit. Blättern Bd. 44, S. 378 ff. 441 ff.

rend sie von den Leuten, die ihnen zu zahlen hätten, das Ihrige nicht herausbringen könnten, sich ausspricht; und im Allgemeinen war ihre Lage nicht wesentlich gebessert, namentlich lastete das Angeld, von dem sie früher, vor der Reformation, befreit gewesen waren, schwer auf ihnen. An Aufnahme neuer Schwestern war nicht mehr zu denken, und man ließ sie nur in Ruhe weil man sie nicht zu fürchten brauchte, sie also ruhig absterben lassen konnte, wobei sie aber doch noch von Zeit zu Zeit mit unangenehmen Anmuthungen heimgesucht wurden, das Schwert des Damokles fortwährend über ihrer Existenz hing und es nur auf das jeweilige Belieben der gebietenden Herren des Raths und die irgendwie durch eine feindselige Persönlichkeit aufzuregende Laune ankam, ihren schlechterdings prekär zu nennenden Zustand vollends unleidlich und unerträglich zu machen.

Dennoch macht der Bericht, den die jüngere Katharina Pirkheimer über das Jubelfest in zwei Schreiben an ihren Vater gibt, den wohlthuenden Eindruck einer friedlichen und heiteren Oase, an welche der Wanderer nach einer dürren und unfreundlichen Reise in der Wüste anlangt, und man freut sich mit ihnen an der kindlichen herzlichen Freude, mit welcher sie sich der seltenen Lust, die ihnen zu Theil wurde, hingaben.

Charitas war, nachdem Helena Meichßnerin, ihre Vorgängerin im Abbatissat, 1503 Alters wegen resignirt hatte, zur Würde der Aebtissin erhoben worden, und fünfundzwanzig Jahre waren seitdem verflossen — eine allerdings seltene Amtsdauer; doch mag auch früher schon eine oder die andere Aebtissin so lange im Amte gewesen seyn, aber in der Persönlichkeit der klugen gelehrten und, wie nicht zu zweifeln, ihren Klosterfrauen überaus lieben und werthen Charitas, welche das von den wilden Wogen der Glaubenswuth umbrauste Schifflein bisher glücklich gesteuert hatte, vereinigten sich alle Bedingungen, die Frist zu der sie angelangt war, zu einer denkwürdigen und bedeutenden zu machen. Es

richtig aber dürfen wir annehmen, daß alle diejenigen, welche unter den heutigen Verhältnissen den Wunsch und die Sehnsucht aussprechen nach einer aufrichtigen Versöhnung und Allianz zwischen Oesterreich und dem „unter Preußens Führung geeinigten Deutschland", von dem gleichen Grundgedanken ausgehen. Sie alle mögen innerlich erschreckt seyn von der Voraussage des Grafen Bismark, daß zwischen den zwei großen Nationen diesseits und jenseits der Vogesen ein dauerndes gutes Einvernehmen nicht mehr möglich sei, vielmehr in wenigen Jahren ein neuer großer Krieg ausbrechen werde; sie sehen klar vor Augen, daß es nur dann noch möglich wäre den permanenten Weltsturm zu beschwören, einen dauernden Friedenszustand zwischen den entwaffnenden Völkern zu gründen und die Civilisation des 19. Jahrhunderts vor dem menschheitlichen Unglück zu bewahren, daß Europa in ein ständiges Kriegslager verwandelt werden müßte — sie alle, sage ich, sehen instinktiv nur Einen Ausweg aus dem furchtbaren Dilemma, und dieser Ausweg bestünde darin, daß Oesterreich wieder einbezogen würde in die neue deutsche Combination.

Noch ein anderer Umstand mag der fraglichen Gedanken-Richtung selbst in solchen Kreisen, welche sicherlich nicht im Verdacht großdeutscher Reminiscenzen stehen, förderlich seyn. Es ist richtig, daß in unserm politischen Leben bereits das Gewicht der nachwachsenden Generation sich geltend macht, welche von politischen Traditionen nichts weiß und, herangekommen unter dem Eindruck der revolutionären Nationalitäten-Politik seit zwanzig Jahren, leichten Sinnes das schwere Wort ausspricht von einem sich selbst genügenden Deutschland, dargestellt in Preußen und seinen Vasallen seit 1866. Aeltere Männer aber die vor der Zeit der modernen Ideen die Geschichte der Menschheit noch miterlebt und miterfahren haben, vermögen sich doch nicht immer der Erinnerung zu entschlagen, unter welchen Bedingungen dereinst Deutschland sich selbst genügt und fünfzig Jahre lang der

europäischen Gesellschaft die Wohlthat des Weltfriedens verbürgt hat. Daß irgend eine unverwüstliche Wahrheit in der vormaligen Bundesverfassung enthalten gewesen, muß in schwachen Stunden doch fast von allen gern oder ungern zugestanden werden.

So mag es kommen, daß der Gedanke an eine Friedensmission Gesammt-Deutschlands auch jetzt wieder auftauchen konnte. Liberale Berliner Blätter glaubten sogar dem preußischen Kabinette bereits die Tendenz einer dahin zielenden Annäherung an Oesterreich unterschieben zu dürfen. Ja, in österreichischen Organen, namentlich durch eine im preußischen Interesse arbeitende deutsch-ungarische Monatschrift, ist schon als thatsächlich berichtet worden, daß vom preußischen Hauptquartier aus dem Wiener Kabinet ein Schutz- und Trutzbündniß angetragen worden sei auf Grund gegenseitiger Garantie des gesammten Länderbesitzes. Das wäre also ungefähr der einst so viel besprochene engere Bund im weitern Bund, das dereinst viel begehrte Compromiß zwischen Groß- und Kleindeutschland.

Aber ach! — wie Märchen aus längst verklungener Zeit müssen derlei Aufstellungen den ernsten Politiker anmuthen. Augenscheinlich liegt darin nur der Beweis, wie schwer es oberflächlichen Beobachtern wird sich in die gänzlich veränderten Verhältnisse hineinzugewöhnen und den politischen Calcul darnach einzurichten. Was vor dem Jahre 1866 in Berlin aus nationalen Bedenken unmöglich befunden wurde, das soll jetzt möglich geworden seyn, nachdem Graf Bismark die individualisirende, jeder weiteren Gemeinsamkeit und Interessen-Solidarität widerstrebende Nationalitäten-Politik in Preußen zu unbeschränkter Herrschaft gebracht hat! In Folge dieser Politik muß sich ja Preußen vielmehr selber das Recht vorbehalten, eventuell auch noch die deutsch-österreichischen Länder zu dem von ihm repräsentirten deutschen Nationalkörper zu versammeln. Wie wäre da eine Allianz als Institution auch nur denkbar? Und

selbst wenn Preußen aus wohlerwogenen Gründen und um seiner selbst willen in dieser Richtung vorgehen wollte, würde denn nicht Rußland das Verbot welches vor dem Jahre 1866 von dort eingelegt worden, jetzt mit verstärktem Gewicht in die Wagschale legen gegen eine Wendung der preußischen Politik, die in der ganzen Slavenwelt als eine Provokation und ein Faustschlag in's Angesicht empfunden werden würde und müßte?

Aber auch auf österreichischer Seite stünden einer jeden Restauration der deutschen Beziehungen ganz andere Hindernisse entgegen als etwa die Person des noch viel zu wenig verleumdeten Grafen Beust. Für's Erste existirt das Oesterreich nicht mehr von dem man vor 1866 zu sprechen pflegte. Es gibt dort nur mehr ein Conglomerat von nationalen Parteien, die das absolute Hinderniß jeder einheitlichen Politik bilden wie Pferde die vorn und hinten am Wagen angespannt sind. Das hat sich ja noch in jüngster Zeit durch die That bewiesen. Jede Allianz die der Einen dieser nationalen Parteien genehm wäre, würde den anderen mißfallen und deren Coalition hervorrufen. Eine deutsche Annäherung der gedachten Art würde der slavisch-rumänisch-ungarischen Opposition als unerträgliche Usurpation des Deutschthums, als neues Zwing-Uri in Oesterreich erscheinen, der immer wilder entbrennende Nationalitäten-Hader würde die völlige Auflösung beschleunigen und die gegenseitige Länder-Garantie würde für Preußen nichts Anderes bedeuten als die Intervention. Man müßte in Berlin sich entschließen den solidarischen Polizeiminister in Oesterreich zu spielen wie demnächst in Frankreich, auf die Gefahr hin deßhalb in einen neuen Krieg, und zwar dann gewiß in einen europäischen, zu gerathen.

Um es kurz zu sagen: es thut in gar keiner Beziehung mehr gut mit den alten Schlagworten und politischen Terminis Rath geben zu wollen für die neue Lage. Alle Heilmittel dieser politischen Apotheke sind verdorben und ver-

man ſah wol, wie feind man der Mutter iſt. Ich ſchick Dir hiemit mein Ringlein, daß du es ſähſt, ich thu' es aus großer Lieb, die ich zu Dir hab, ich getrau Dir wol, Du werdſt es mir wieder ſchicken, ich geb es nit um des Kaiſers Gut.

„Darnach trug man die Mutter zu Tiſch, da ſangen ſie die Schweſtern an. Sie hatte uns ganz wol erboten zu Morgens und zu Nacht. Es iſt kein ſparer Wirt da geweſt. Aber Du haſt ja das Beſt mit Deinem guten Wein gethan. Die Mutter ließ einer jeglichen Schweſter eine genugſame Pfründ einſchenken, und über das ließ ſie zu zweien malen angeben, daß eine jeglich möcht trinken, als viel ſie wollt. Sie ſagte den Schweſtern dein Meinung, daß Du begert haſt, daß man es alles an der Hochzeit ſollt anwerden. Wir haben das Fäßlein geleert, aber wir haben den nächſten Tag davor davon anheben zu trinken, es wär uns ja ſonſt zu viel geweſt an einem Tag. Es iſt wahr worden, das ich Dir hab geſchrieben, vinum laetificet cor hominis.

„Es ward zuletzt, da wir geſſen hatten, zu Nacht, ein Tanz daraus. Es tanzten die alten, als wol als die jungen. Mutter Apollonia Tucherin iſt 57 Jahre in dem Cloſter geweſt, die zog mich auf, daß ich mit ihr mußt tanzen, und die Braut ſchlug auf einem Hackbrett. Es was der Tanz ſo groß, daß ſie ſprach: Lieben Kind, ſchont mir nur meine Tiſch. Wir mußten darnach alsbald Complet halten, daß wir Sorg hatten es würd zu ſpät. Da wir von dem Oelberg kamen, entbot die Mutter der Kellnerin, wer zu ihr käm, ſollt ſie jedermann zu trinken geben.

„Herzlieber Vater, es ſprachen die Schweſtern: O daß unſer Vetter Pirkheimer da ſollt ſein, er wird einen Troſt davon haben, da würd die Freud ganz werden. Sie heißen Dich Vetter, daß Du der Mutter Bruder biſt. Wir haben auch einen großen Troſt von Deinem ſchönen Silbergeſchirr gehabt. Ich dank Dir herzlich von der Braut wegen und aller Schweſtern wegen, daß Du uns alſo zu unſerm Troſt haſt geholfen. Aber wir hatten ſonderlich einen großen Troſt an der Frauen Kramerin kleinem Silbergeſchirr. Das brachten wir an einander, wie wol wir ſonſt über die Notdurft

die allein herrschende Stellung in Europa einzunehmen; die allein herrschende Stellung kann es aber nur behaupten mit Hinzuthun unserer Militär-Macht für alle Fälle; solange wir dieselbe gutwillig darbieten, nennt man das heutzutage einen „Bund", und für Preußen dürfte das Bunds übriggenug seyn. Sollten wir aber eines Tages die militärische Vasallenschaft weigern, nun dann ginge eben wieder Gewalt vor Recht und das Schwert müßte entscheiden, ob die allein herrschende Stellung Preußens aufzuhören habe oder — wir!

Die national-liberale Agitation will weiter gar nichts als Proceß und Hoffnung gleich jetzt mit einem Male abschneiden, damit die allein herrschende Stellung Preußens nie mehr auch nur für den Moment fraglich werden könne. In der That ist das heutzutage der alleinige Inhalt der deutschen Frage.

In dem Babel das sich immer wieder, und heute natürlich mehr als je, über diese Frage ergießt, hat es uns stets wohl gethan irgendwo einer nüchternen und kühlen Auffassung des politischen Verstandes zu begegnen. Oft im Laufe der Jahre seit 1862 hat uns Graf Bismark mit seinen Reden und Noten dabei angenehme Ueberraschungen bereitet, und seit ein paar Wochen stehen wir abermals unter dem Eindruck einer solchen Darlegung, die der höchsteigenen Feder des Bundeskanzlers in allen Theilen würdig wäre. Das ist wieder einmal ein Wort, welches zwar unser sittliches Gefühl empört, unserm Verstand aber unbedingte Zustimmung abnöthigt.

Ein Leitartikel der Allgemeinen Zeitung hatte nämlich gegen Ende des vorigen Monats eine Reihe naseweiser Fragen aufgeworfen, wie z. B.: ob die preußischen Staatsmänner es als ein sehr erhebliches deutsches Interesse betrachten Oesterreich in seiner Integrität zu erhalten, ob sie wirklich Oesterreich für die beste Vorhut gegen die slavische Welt erkennen, oder ob sie es nicht vielleicht für vortheilhafter erachten sich mit der russischen Macht eben auf Kosten

genau denſelben Beſtimmungen und Beſchränkungen unterlag, wie eine weltliche Hochzeit. Hier kam nun freilich hinzu daß es eine Jubelhochzeit war. Nach den bei Würfel p. 894 befindlichen Aufzeichnungen war Helena Meichßnerin, unmittelbare Vorgängerin der Charitas, 30 Jahre Aebtiſſin und Priorin geweſen, würde alſo jedenfalls auch ein Jubiläum haben feiern können, es mag aber wohl ſeyn, daß ſie den größern Theil dieſer Zeit Priorin war und erſt nach dem Rücktritt der Margaretha Grundherrin zur Aebtiſſin gewählt wurde. Bruſch in ſeiner Chronologie ſagt, daß letztere von 1470 bis 1488, in welchem Jahre ſie geſtorben ſei, Aebtiſſin war. Da aber bei Würfel p. 890 als ihr Todesjahr 1494 angegeben iſt, ſo dürfte 1488 auch nur als das Jahr der Reſignation anzuſehen ſeyn, worauf Helena Meichßnerin, die bei Bruſch Helena Myſia genannt iſt, ihr folgte. Jedenfalls ſtimmen damit die 15 Jahre (1488 bis 1503) welche Bruſch ihr als Aebtiſſin zutheilt. Indeſſen war ſie doch 30 Jahre in beiden Aemtern geweſen. Das Jubelfeſt der Charitas ſtand in ſoferne allerdings einzig in ſeiner Art da.

Von dem Beſchenken mit den Ringen wußte Katharina beim Schreiben des erſten Briefes noch nichts, und hatte — vielleicht als Antwort auf eine vorwitzige Frage — ſich mit der Antwort abfinden laſſen, ſie bekämen Weinbeerlein, womit ſie ſich, als ein gutes gläubiges Kind, begnügte, nun aber, als ſie nicht minder als alle übrigen Schweſtern dadurch überraſcht wurde, den allgemeinen Jubel in kindlicher Harmloſigkeit theilte, was die Worte, mit denen ſie ihrem Vater die Nachricht zukommen läßt, am allerbeſten ausdrücken.

Die Portnerin, welche allein um das große Geheimniß mit den Ringen gewußt hatte und hatte wiſſen müſſen, war — vielleicht — Felicitas Grundherrin, die in den allerdings ſehr dürftigen und gebrechlichen Diptychen p. 125 als Thorſchreiberin aufgeführt iſt, was wohl nichts anderes als Pförtnerin bedeuten ſoll.

punkte ferner rücken. Vorläufig werden unsere Staatsmänner ihre ganze Kraft und Energie daran setzen müssen, daß Deutschland eine politische Verfassung erhält die eine solche Anziehungskraft auf die germanischen Continentalstaaten ausübt, daß aus dem „„deutschen Bund““ bald das „„deutsche Weltreich““ entstehen muß, mit dessen Herstellung die militärischen Aktionen, welche schon unter dem großen Kurfürsten begonnen, und uns seitdem näher dem deutschen Einigungswerk gebracht haben, ihren Abschluß erlangt haben würden.'

Wer jemals das Glück oder Unglück gehabt hat mit einem gut inspirirten Bismarkianer einen politischen Discurs zu pflegen, oder wer sich die Mühe geben will durch den mystischen Nebel und die salbungsvolle Schmiere der „Kreuzzeitungs"-Leitartikel auf deren Kern hindurch zu dringen, der kann nicht im Zweifel seyn daß hier dem Augsburger Blatt einmal ein ganz ächter Gedankenausdruck von Berlin zugekommen ist. Für uns bildet derselbe, wie die Leser sich überzeugen können, keine Ueberraschung; nur möchten wir uns die bescheidene Frage erlauben, ob es denn gut sei das goldene Sprüchlein von dem Hochmuth der vor dem Falle kommt, immer nur — auf die Franzosen anzuwenden.

XLII.

Studien über den Staat.

I. Der Urſprung des Staates.

Was iſt der Staat, welchen Urſprung hat er, welches iſt ſein Weſen, welches ſeine Aufgabe, ſein Ziel und Ende? Dieß ſind Fragen, welche wohl ſchwieriger ſeyn dürften, als es Vielen ſcheinen möchte, ja als ſelbſt die Meiſten von denen ahnen, welche unmittelbar mit ihm zu thun haben. In der Regel macht man ſich die Sache ziemlich leicht. Die Frage um den Urſprung des Staates ſcheint ſo gut als überflüſſig zu ſeyn; denn es verſteht ſich doch von ſelbſt, daß der Staat nur aus der Familie entſtehen könne und durch ſie ſeine Autorität nur von der des Familien-Hauptes ſtamme. Allerdings aus der Familie, aber nur, wie wir ſehen werden, der Materie, dem Stoffe nach. Es muß noch Etwas, ja gar Vieles zur Familie hinzukommen, wenn aus Familien ein Staat werden ſoll.

Denn die Familie iſt nicht ſchon der Staat und die Familienordnung iſt nicht ſchon die Staatsordnung, nicht einmal dem Keime nach, obgleich dieß vielfach behauptet wird. Vielmehr kann der Staat gar nicht zur Entwicklung kommen, wenn ausſchließlich die Familie herrſcht.

Wenn man ſich ſo die Frage um den Urſprung des

Staates leicht macht, so gehen die Antworten auf die andere Frage, die um das Wesen des Staates, um so mehr auseinander. Aber fast keine geht tiefer ein in die Frage um die innere Nothwendigkeit des Staates selbst; oder vielmehr, wenn man auch annimmt, daß der Staat eine innere und somit ewige Nothwendigkeit habe, so denkt man nicht daran, daß es auch einen Unterschied in der Nothwendigkeit und Ewigkeit eines Begriffs gibt. Man findet eben den Staat in der Erfahrung vor, man findet, daß die Entwicklung der Menschheit wenigstens theilweise an ihn geknüpft sei und muß so freilich eine innere Nothwendigkeit gemäß dieser Erfahrung anerkennen; man kann sich auch von der andern Seite vielfach kein Gemeinwesen denken ohne den Staat oder in der Form des Staates. Allein man frägt nicht, ob überhaupt der Staat an sich und unter jeder Bedingung für die Menschheit nothwendig sei oder nur unter gewissen Voraussetzungen, und ob er also deßhalb bei aller innern Nothwendigkeit für bestimmte Verhältnisse nicht doch nur eine zufällige Bedeutung habe. Es wäre z. B. wohl zu erwägen, ob man auch dann den Staat für nöthig erachten müßte, wenn die Menschheit etwa im paradiesischen Zustande nicht bloß der Unschuld, sondern auch der Heiligkeit und Gerechtigkeit geblieben wäre, wie die kirchliche Lehre den Urzustand faßt; oder ob er auch in der Vollendung des Reiches Gottes, wie es Christus uns erwarten heißt, nothwendig seyn wird. Wenn es sich einmal um das Wesen und die innere Nothwendigkeit einer Erscheinung von solcher Bedeutung, wie der Staat ist, handelt, so darf dieselbe nicht mehr bloß nach ihrem zufälligen Daseyn in der Erfahrung beurtheilt werden, sondern sie muß im Zusammenhang mit dem Ganzen, in ihrem Verhältnisse zur Menschheit, in ihrem Ursprunge wie in ihrem letzten Ziel und Ende betrachtet werden, d. h. wir müssen den Staat in seiner Stellung selbst zur Idee und zur Menschheit betrachten.

Das Gleiche gilt von der Frage um Ziel und Zweck

Graf Bismark den Gedanken daß Frankreich zu einer „Macht zweiten Rangs“ herabgedrückt werden müsse, wirklich gedacht hat oder nicht, jedenfalls ist der Ausdruck eben so berechtigt wie der Schrei des Entsetzens, der sich über die hiedurch eröffnete Perspektive der Brust des französischen Unterhändlers entrang.

Wer möchte im jetzigen Moment auch nur eine Vermuthung darüber wagen, welche Folgen die Niederlage für die Entwicklung der inneren Zustände Frankreichs haben wird? Wir haben seit Jahren darauf hingewiesen, daß die Erweiterung politischer Grenzen, nationale Annexionen, Sturz der Monarchie, Einführung der Republik, kurz alles was man bis jetzt unter dem Begriff „politischer Fragen“ zusammenzufassen pflegte, selbst den Orient nicht ausgenommen, gewissermaßen verschwindende Nebensachen seien im Vergleich zu dem großen Räthsel, vor dem unser Jahrhundert steht. Nun aber ist es eine unbestreitbare Thatsache, daß mit Louis Napoleon nicht nur das Kaiserthum, nicht nur die Monarchie selber gestürzt worden ist, sondern auch das sociale System des dritten Standes in seinen letzten Rettungsversuchen. Will man nur einen Blick auf die Erscheinungen werfen, welche in Frankreich jetzt schon hervorgetreten sind, so wird man uns nicht mißverstehen, wenn wir sagen: das Kaiserthum des Bonaparte habe seine tiefste Bedeutung darin gehabt, daß es der letzte Rettungsversuch war für das sociale System des dritten Standes. Auch in dieser Hinsicht ist die Pandorabüchse nun geöffnet.

Ohne Zweifel wird die furchtbare Erschütterung, von der Frankreich erfaßt worden ist, auch als moralische Luftreinigung wohlthätig wirken. Die Miasmen der sittlichen Abstumpfung womit die letzten Versuche des gesellschaftsrettenden Bonapartismus mehr oder weniger nothwendig verbunden waren, vermögen einem solchen Orkan nicht zu widerstehen. Aber man darf nicht vergessen, daß die napoleonische Restauration doch nur der Eine Dämon war welcher den andern Dämon in seinem Banne mit Gewalt gefangen

schichtschreiber gewöhnlich verlangt, fehlt es in Bezug auf die Zeit, in welcher die Anfänge der ersten Staaten und Reiche fallen. So ist die Gründung der Reiche von Babylon und Ninive durch Ninus und Semiramis nur sagenhaft. Das Gleiche gilt von Aegypten durch Menes, von China durch Yao. Es finden sich eben nur Sagen, Mythen, mit denen der Historiker im gewöhnlichen Sinne nichts anzufangen weiß. Es wird aber deßhalb auch gerade diese sagenhafte Zeit als vorhistorische von derjenigen unterschieden, von welcher wir bestimmte Ueberlieferungen haben, und die deßhalb als die eigentlich historische Zeit bezeichnet wird.

Nun haben wir aber über die Anfänge der ersten Staaten nicht bloß keine historischen Quellen, die uns berichten könnten, wie es dabei zugegangen, wir finden vielmehr überall, wo wir Geschichte oder vielmehr ein geschichtliches Volk treffen, auch schon den Staat in irgend einer Gestalt vor. Seine Entstehung scheint daher überhaupt, wie auch andere Thatsachen der Geschichte, wie z. B. die Entstehung der Religionen, ja der Völker selbst, in die vorhistorische Zeit d. h. in die Zeit der Anfänge der Geschichte unseres Geschlechts zu fallen.

Weil aber nun der Historiker mit seinen gewöhnlichen Mitteln an diese Anfänge nicht hinankommt, hat man sich mit Hypothesen, mit beliebigen Theorien über den Ursprung der Religionen, der Völker und also auch des Staates zu helfen gesucht, wobei man freilich voraussetzen sollte, daß dieselben nicht beliebig aus dem Leeren subjektiver Anschauung erholt, sondern mit Rücksicht auf bekannte Thatsachen aufgestellt würden.

Hiebei frägt es sich dann freilich darum, ob dann, wenn die gewöhnlichen Quellen nichts berichten, die weitere Untersuchung unmöglich sei oder ob nicht doch jene Zeit der Anfänge mit andern in anderer Weise gesicherten Thatsachen, als mit beliebigen Hypothesen sich ausfüllen lasse? Es gibt noch andere

tigen allgemeinen Zuſtände charakteriſirt werden, und zwar charakteriſirt als die abſolute Abweſenheit jeder internationalen Gemeinſamkeit und jedes anerkannten Rechtszuſtandes unter den Völkern, charakteriſirt als das reine Produkt militäriſcher Ueberlegenheit und ihrer Wechſelfälle. Jene bekannte Rede „Gewalt geht vor Recht“ ſteht auf dem Punkte ihrer allgemeinen Erfüllung, inſoferne es außer ihr kein Geſetz mehr geben wird im Völkerrecht.

Die Thatſache die wir meinen, iſt der Vertragsbruch Italiens an dem heiligen Stuhle, womit Viktor Emmanuel in den Nimbus des deutſchen Kriegs einen ſo garſtigen Klecks gemacht hat. Wo ein von allen Monarchen Europas anerkannter König ſolch eine Schandthat gegen feierlich gegebenes Wort begehen kann, ohne daß ein einziges jener Kabinette ihm auch nur den Spiegel vorhielte, da hat offenbar ſchon das bloße Verſtändniß für den Begriff eines Vertrags von Staaten und zwiſchen Staaten aufgehört. Die italieniſche Regierung hat Rom geſtohlen, ſobald Frankreich nicht mehr in der Lage war den diebiſchen Schleicher daran zu hindern, und er hat ſich damit ausgeredet, daß die Feinde ſeines Throns das gethan hätten, wenn er es nicht gethan hätte. Nach dieſer Moral gipfelt das europäiſche Völkerrecht in dem Satze: „nimm was dir beliebt, ſobald du es ungeſtraft thun kannſt.“ Woher ſoll da noch der Glaube kommen an irgend einen Vertrag von Macht zu Macht?

Von dem gleichen Gedanken, daß Verträge künftig nicht das Papier werth ſeien auf das man ſie ſchreibe, geht augenſcheinlich und unwillkürlich Graf Bismark aus bei der Art und Weiſe wie er in ſeinen amtlichen Erlaſſen die Nothwendigkeit motivirt Elſaß und Lothringen von Frankreich loszureißen. Die Friedens-Traktate wurden im alten Europa geſchloſſen auf „ewige Zeiten“ und im Namen der allerheiligſten und unzertheilbaren Dreieinigkeit. Jetzt ſagt Graf Bismark: wie immer der künftige Friede mit dem weſtlichen Nachbar lauten möge, ſo werde die franzöſiſche Nation Rache kochend hinter-

gesetzten gesetz- und ordnungslosen Zustand betrifft, so ist er eben nur ein Märchen, dem alle tiefer gehende geschichtliche Forschung widerstreitet. Ein solcher Zustand hat sich noch nie gefunden und findet sich auch gegenwärtig nicht. Denn auch bei den zu tiefst stehenden Stämmen finden sich immer noch Spuren von Ordnung und Sitte. Und diese Spuren deuten nicht auf eine allenfalls höhere Stufe die dem angeblichen thierischen frühern Zustand gefolgt wäre, sondern umgekehrt darauf, daß diese Stämme herabgesunken, entartet sind, ein Produkt einer vor Jahrtausenden durch eigene Verschuldung begonnenen Zersetzung und Auflösung. Dieß beurkundet nicht bloß ihr Culturzustand d. h. der Mangel an Cultur, sondern noch mehr ihre Sprachen wie ihre armseligen religiösen Anschauungen, wie dieß A. von Humboldt und von Martius z. B. von den Indianern gezeigt*).

Aber so wenig der Urzustand der Menschheit gesetz- und ordnungslos gewesen, so wenig ist der Staat durch Vertrag solcher Menschen entstanden. Abgesehen davon, daß nie und in keiner Zeit ein solcher Ursprung eines Staates nachweisbar ist, so müßte er ja auch heute noch unter den Wilden in dieser Weise entstehen können, dadurch nämlich, daß sie sich vertragen. Allein auch davon keine Spur! Denn wenn auch allenfalls ein Stamm zur Zeit des Krieges sich einen Häuptling wählt, so sind es gerade die verkommensten Stämme, bei denen außer der Gefahr des Krieges jeder Einzelne für sich in völlig ungebundener Freiheit lebt. Diese Stämme und Horden bleiben aber, was sie seit Jahrtausenden waren.

Nun ist allerdings diese Theorie der Entstehung des Staates durch den Socialcontrakt von der Wissenschaft längst widerlegt und von allen Seiten aufgegeben, und wenn Einzelne darin noch ihre Weisheit finden, sind es höchstens unsere Gevatter Schneider und Handschuhmacher, d. h. Leute

*) Martius: Zur Ethnographie Amerika's I. 6; 133—5 u. a. a. O. Humboldt: Reise in die Aequatorialgegenden III. 441—2.

die eine Ehre darein setzen, als politische Größen von ihrer unbeschreiblichen Unwissenheit Profession zu machen.

Wenn nun allerdings von der Wissenschaft evident nachgewiesen ist, daß der Staat keine Erfindung sei, so daß der Mensch durch die Noth darauf gekommen wäre ihn zu schaffen, so verhält es sich doch hinsichtlich der Praxis in der Gegenwart ganz anders. Es scheint sogar diese Theorie, gemäß welcher der Mensch den Staat frei erfunden habe, allgemein die praktische Weisheit unserer Staatslenker auf den Ministerstühlen, Lehrkanzeln und in Kammern geworden zu seyn. Man behandelt eben das Staatswesen, als wenn im Staate Alles nur nach dem jeweiligen Belieben der Einzelnen heute so und morgen anders eingerichtet werden könnte ohne Rücksicht auf die ganze historische Vergangenheit, ohne Rücksicht auf die wirklichen concreten socialen, religiösen und kirchlichen Verhältnisse eines Volkes. Man glaubt selbst die Grundlagen des Staates und des Gemeinwesens herausreißen und die der bisherigen Ordnung widersprechendsten Principien ihm unterlegen und darüber, wie über die Richtung der Erbauung einer Landstraße vertragen zu können. Allein selbst bei diesem Vorgehen ist jenes Princip des Vertrags Aller, gemäß dem nichts ohne Zustimmung der Einzelnen Geltung haben sollte, doch nur Lüge und Täuschung. Denn es sind nicht die Einzelnen, die hier übereinkommen, sondern vielmehr ist es eine oft mit den unerlaubtesten Mitteln gewählte zufällige Majorität, welche nur, ich sage nicht ihre subjektive Ueberzeugung — es wäre dieß schon schlimm genug — zur Geltung bringen will, sondern, welche ihren subjektiven Zwecken und Vorurtheilen zu Liebe die Grundlagen eines Gemeinwesens, mit denen sie meist in sittlichem Conflikt stehen, preisgibt und dadurch den Despotismus einer Oligarchie begründet, welche nur den Haufen gebildeten und ungebildeten Pöbels hinter sich hat. Unser liberal thuendes Kammerwesen wie es sich gestaltet, ist so in der That nichts als die praktische Anwendung des Socialcontrakts von Seite

einer in der Regel winzigen, aber eben an der Spitze stehenden Partei. Doch genug hievon! Also der Socialcontrakt ist historisch, wie da wo er praktisch im Leben sich geltend machen will, nur eitel Schein und Täuschung. Es ist noch nie ein Staatswesen durch ihn entstanden; und es kann auch keines bestehen, ohne da, wo sein Princip sich geltend macht, den drückendsten Despotismus auf das Volk selbst auszuüben.

Eine zweite Theorie des Ursprungs des Staates ist die der Gewalt, gemäß welcher die Staaten durch Unterwerfung und Vergewaltigung der Schwächern durch den Stärkeren und den Stärksten entstehen sollen.

Dieser Theorie scheinen die Thatsachen der Geschichte günstiger zu seyn. Denn nicht bloß, daß die Gewaltigeren und Mächtigeren sich in der Regel auf die Spitze geschwungen und Reiche gegründet haben, es steht auch gemäß der heil. Schrift eine Thatsache am Anfange der Geschichte, die unmittelbar dieß ausspricht. Es heißt nämlich: „Chus, der Sohn Chams, zeugte Nimrod. Der fing an zu seyn ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn. Der Anfang seines Reiches war Babylon, Arach, Achad und Chalanne im Lande Senaar" *). Es läßt sich nicht läugnen, daß thatsächlich die Gewalt vielfach Staaten geschaffen und Reiche gegründet, allein eben nur thatsächlich, faktisch, nicht den Staat als solchen. Der Staat ist allerdings nicht denkbar ohne Gewalt und Macht und deren Träger, allein die Gewalt für sich selbst begründet noch nicht den Staat. Es muß eine physische Gewalt vorhanden seyn, welche gegebenen Falls die Ordnung aufrecht erhält, aber eben deßhalb setzt der Staat eine Ordnung schon voraus; und nur dadurch kann der Staat bestehen und nur so unterscheidet er sich von der bloßen Gesellschaft. Die Gewalt allein selbst begründet noch nicht den Staat. Denn wenn er auch ohne Gewalt nicht bestehen kann, so ist damit noch nicht gesagt, daß er an sich nur

*) Gen. 10.

ropäiſchen Geſellſchaft die Wohlthat des Weltfriedens ver-
ürzt hat. Daß irgend eine unverwüſtliche Wahrheit in der
ormaligen Bundesverfaſſung enthalten geweſen, muß in
chwachen Stunden doch faſt von allen gern oder ungern
ugeſtanden werden.

So mag es kommen, daß der Gedanke an eine Friedens-
miſſion Geſammt-Deutſchlands auch jetzt wieder auftauchen
onnte. Liberale Berliner Blätter glaubten ſogar dem preuß-
ſchen Kabinette bereits die Tendenz einer dahin zielenden
nnäherung an Oeſterreich unterſchieben zu dürfen. Ja, in
ſterreichiſchen Organen, namentlich durch eine im preußiſchen
ntereſſe arbeitende deutſch-ungariſche Monatſchrift, iſt ſchon
ls thatſächlich berichtet worden, daß vom preußiſchen Haupt-
uartier aus dem Wiener Kabinet ein Schutz- und Trutz-
ündniß angetragen worden ſei auf Grund gegenſeitiger Ga-
antie des geſammten Länderbeſitzes. Das wäre alſo ungefähr
er einſt ſo viel beſprochene engere Bund im weitern Bund,
as dereinſt viel begehrte Compromiß zwiſchen Groß- und
leindeutſchland.

Aber ach! — wie Märchen aus längſt verklungener
eit müſſen derlei Aufſtellungen den ernſten Politiker an-
uthen. Augenſcheinlich liegt darin nur der Beweis, wie
chwer es oberflächlichen Beobachtern wird ſich in die gänz-
ich veränderten Verhältniſſe hineinzugewöhnen und den po-
itiſchen Calcul darnach einzurichten. Was vor dem Jahre
866 in Berlin aus nationalen Bedenken unmöglich befun-
en wurde, das ſoll jetzt möglich geworden ſeyn, nachdem
raf Bismark die individualiſirende, jeder weiteren Gemein-
amkeit und Intereſſen-Solidarität widerſtrebende Nationali-
äten-Politik in Preußen zu unbeſchränkter Herrſchaft ge-
racht hat! In Folge dieſer Politik muß ſich ja Preußen
elmehr ſelber das Recht vorbehalten, eventuell auch noch
e deutſch-öſterreichiſchen Länder zu dem von ihm repräſen-
rten deutſchen Nationalkörper zu verſammeln. Wie wäre
eine Allianz als Inſtitution auch nur denkbar? Und

ihm ein Abglanz der göttlichen Autorität und so gleichfalls wenn auch indirekt göttlichen Ursprungs.

Was nun die erstere Annahme, die eigentlich theokratische Theorie betrifft, so finden wir thatsächlich im Alterthum nur Ein Staatswesen, das der Juden, welches auf diesem Standpunkte stand, und wirklich als solches eine unmittelbare Schöpfung Gottes zu seyn scheint. Israel bildete nämlich als Erbtheil des Herrn zur Zeit der Richter ein solches, ausschließlich unter Jehovahs Obhut stehendes Gemeinwesen. Aber ein solches ist noch kein Staat. Es ist eben als Gemeinwesen wohl geordnet, aber sein Halt und damit seine Einheit ist gegründet auf die innere Gesinnung, darauf daß Alle sich der gemeinsamen Idee der Ordnung frei unterwerfen, die Gemeinschaft und Ordnung ruhte auf einem sittlich religiösen Princip und war also auf Freiwilligkeit gestellt. Israel sollte in der von Gott aufgestellten theokratischen Ordnung leben, aber es that das Gegentheil: „Es that ein Jeglicher, was gut war in seinen Augen" (Richter 21, 25). Das Volk wollte der unmittelbaren Leitung Jehova's nicht folgen. An sich allerdings hätte es genügt, wenn es ausschließlich dem Dienste seines Gottes ergeben gewesen wäre. Allein dem war nicht so. Die Folge war, daß es vielfach die Beute seiner Feinde wurde und daher entweder untergegangen wäre oder sich würde aufgelöst haben in Stämme, wie die Beduinen, wenn nicht Gott zuweilen Richter geweckt und seine Nähe und sein Walten fühlbar gemacht hätte. Aber auch die Richter wirkten auf die Erhaltung der Einigung des Volkes nur mittelst der Religion. Es war daher durchgehends nur eine religiöse Ordnung. In dieser Zeit gab es daher in Israel kein Staatswesen.

Erst als das Volk der Hebräer einen König haben wollte*), und Gott es zuließ, da entstand eigentlich das

*) „Setze uns einen König ein, wie ihn alle Völker haben, daß er Richter sei über uns." 1. Reg. 8, 5.

ommen. Es iſt ebenſo naiv von einer deutſchen Verſtändi-
ung zwiſchen Oeſterreich und Preußen, gegenſeitiger Beſitz-
arantie und dergleichen zu reden, wie es uns naiv erſcheint
on einer „Bundeseinheit auf wahrhaft föderativer Grund-
ge", von Auflöſung des norddeutſchen Bundes und Schaffung
nes neuen deutſchen Bundes unter dem König von Preußen
i reden. Da im neuen Europa der Geiſt der Gemeinſamkeit,
s Gefühl der Rechtsachtung beim Starken gegenüber dem
chwachen erſtorben iſt, und ſchon darum die Idee des Gleich-
wichts nirgends mehr einen Raum findet, ſo iſt eine Allianz
ie die vermeinte und iſt auch ein Bund wie der vermeinte
lechthin nicht mehr denkbar.

Damit ſoll allerdings nicht geſagt ſeyn, daß unter Umſtän-
n nicht wieder eine Allianz zwiſchen Oeſterreich und Preußen
i Stande kommen könnte. Aber nicht als Inſtitution, ſon-
rn ausſchließlich für die Bedürfniſſe des Moments und
ch dem Satze: „do ut des, das geb ich Dir, was gibſt Du
ir." Beiſpielsweiſe alſo eine Allianz wie ſie in dieſem Mo-
ent zweifelsohne in aller Heimlichkeit zwiſchen Preußen und
ußland beſteht, und eines Tages ſich gegen Rußland kehren
nnte. Ebenſo hat ja auch im Jahre 1866 in aller Heim-
hkeit die Allianz zwiſchen Preußen und Frankreich beſtan-
n, um ſich eines Tages gegen Frankreich zu kehren. Das
d die Allianzen der modernen Welt!

Wie man vollends jetzt noch von einer deutſchen „Fö-
ration" reden mag, nachdem Oeſterreich als Balancirer des
utſchen Gleichgewichts hinausgeworfen iſt und hinausge-
orfen bleibt, das iſt mir das Allerunbegreiflichſte. Der Rieſe
nn mit dem Zwerg keine Verbindung wie zwiſchen Gleich-
rechtigten eingehen, aus dem einfachen Grunde nicht, weil
einen größern Magen auszufüllen hat. Während nun von
em deutſchen Bund als Inſtitution überhaupt keine Rede
hr ſeyn kann, mögen ſich die Leute noch ſtreiten um Be-
iff und Weſen des Bundesſtaats! Und doch liegt der wahre
achverhalt ſo ungemein klar. Preußen iſt darauf angewieſen

kommen, da manchem das innere Band nicht mächtig genug schien zu ihrem Bestande. Aber der drohende Zerfall war nicht Folge ihres theokratischen Gemeinwesens, sondern Folge der Nichtbeobachtung des Gesetzes, ihres Abfalls von Gott zum Dienste der Götter, also innere Verschuldung. Indem sie aber einen König erhalten, nimmt auch der König Rechte ihnen gegenüber in Anspruch, die Gott von ihnen nicht gefordert hat. Es ist also diese Staatsordnung mit dem Königsrecht erst entstanden, im Gegensatz zur göttlichen Ordnung. Es ist entstanden, indem die Israeliten Gott verlassen, ihn als König verworfen hatten, und geradezu seyn wollten „wie alle Völker", also wie die Gojim, wie die „Heidenvölker", die den wahren Gott nicht kannten. „Und unser König wird uns richten und vor uns herziehen und für uns Krieg führen." Die heidnischen Völker hatten eine weltliche Ordnung, weltlichen Besitz und lebten, „um sich einen Namen zu machen", wie denn schon beim Thurmbau dieß Streben unter der ersten noch Einen Menschheit sich geltend gemacht, als sie sich einen Namen machen wollte. Die heidnischen Völker sind Bürger dieser Welt geworden, während das Volk Gottes sich der Welt ferne halten sollte; wie denn auch Abraham „in seinem eigenen Lande lebte wie in einem fremden, wohnend in Zelten mit Isaak und Jakob, den Miterben seiner Verheißung, wartend der Stadt, deren Baumeister und Schöpfer Gott ist"*). Jetzt aber wollten auch die Juden ein Volk dieser Welt werden wie die übrigen. Es war das Streben nach dem weltlichen Besitze und weltlicher Größe, nach der irdischen Macht und Herrlichkeit der übrigen Völker, der Heiden. Mit dem Staatswesen traten daher auch die Hebräer erst vollends heraus aus dem geheiligten Verschluß der Theokratie in das äußere Weltleben.

Dieß war also der Ursprung des hebräischen Staatswesens. Gott hat das Verlangen mißbilligt, aber er hatte ihrem

*) Brief an die Hebräer c. 11.

Willen widerfahren, wie denn dieser Moment der Gründung eines Königthums als einer besonderen staatlichen Ordnung wirklich schon in der Gesetzgebung des Moses vorgesehen war*). Hat nun Gott hierin nachgegeben und sind selbst Saul und David nur in seinem Auftrag gewählt worden, so erscheint doch diese rein politische Ordnung der Hebräer nicht als eine an sich und eigentlich von Gott gewollte und gegründete. Ist sie aber von Gott nur zugelassen, zugelassen nur in Folge einer Verschuldung, in Folge der Verblendung, des widerspenstigen Geistes des Volkes, so hat das Staatswesen der Juden selbst nicht eine an sich nothwendige sondern nur eine zufällige Bedeutung. Jehovah wollte also an sich kein Staatswesen bei seinem Volke. Aber eben deßhalb ist auch der jüdische Staat eine Folge des Heraustretens aus der göttlichen Hut, Folge der Verweltlichung und Veräußerlichung. Es ist das weltliche „Dichten und Trachten" bei dem die Theokratie nicht mehr bestehen konnte, was den jüdischen Staat veranlaßt hatte.

Jedenfalls dürfte so der Ursprung des hebräischen Staatswesens ebenso charakteristisch als ein Fingerzeig seyn für den Ursprung des Staates überhaupt. Denn so gut das Staatswesen des Volkes Gottes zufälligen Ursprungs, Folge des weltlichen Sinnes, Folge des Abfalles von Gott erscheint, so gut könnte ja auch der Staat überhaupt für die Menschheit im großen Ganzen ihrer Geschichte bei aller Nothwendigkeit doch Folge einer Verschuldung seyn und so nur zufällige Bedeutung haben, also nur zufälligen Ursprungs seyn.

Doch wir wollen nicht der Entwicklung vorgreifen, sondern vorerst bei der Theorie bleiben, welche den Staat als eine göttliche Institution betrachtet. Haben wir bisher gesehen, daß die eine Form der theokratischen Theorie, die einer unmittelbar göttlichen Einsetzung des Staates, selbst

*) Deut. 17, 14 ff.

nicht einmal beim Volke Gottes sich annehmen läßt, um so weniger bei den übrigen Völkern. Das Volk Gottes sollte eine Theokratie im eigentlichen Sinne bilden, allein es erwies sich als ungeeignet dazu. So entstand sein Staatswesen, durch welches es erst den übrigen Völkern ähnlich wurde.

Wenn aber nun der Staat nicht unmittelbar göttlicher Einsetzung ist, so ist er doch Folge einer indirekten, einer mittelbaren göttlichen Anordnung!

Dagegen läßt sich allerdings und namentlich vom Standpunkte des Christenthums aus nichts sagen. Sagt ja der Apostel: „Alle Gewalt ist von Gott", ebenso: „wo Obrigkeit ist, ist sie von Gott verordnet", obwohl nicht die Gewalt für sich schon den Staat bedingt. Die christliche Lehre hierüber unterstützen auch die religiösen Anschauungen der heidnischen Völker, insoferne als deren Könige oder Fürsten immer als Abkömmlinge oder als Abglanz ihrer Götter galten. Allein der Satz, daß der Staat mittelbar von Gott angeordnet sei, ist in dieser Fassung doch sehr allgemein und darum viel zu unbestimmt, so daß nothwendig um die nähere Modalität gefragt werden muß. Denn damit ist eben für die Erkenntniß noch wenig gegeben, wenn bei schwierigen Problemen, anstatt an die Lösung der Schwierigkeit zu gehen, sogleich auf Gott verwiesen wird. Daß Gott in Allem waltet, und wenigstens nichts ohne seine Zulassung geschieht, dieß ist gewiß, es ist eben eine sehr allgemeine Wahrheit; aber in der Wissenschaft, oder um etwas zu erklären und zur Erkenntniß zu bringen, sogleich immer darauf hinzuweisen, daß es Gott gethan, und zu glauben die Dinge damit erklärt zu haben, heißt fast türkischen Fatalismus in die Wissenschaft hineintragen, wenn es nicht besser Denkfaulheit zu nennen wäre.

Die Frage also, wie habe ich diese indirekte Anordnung des Staates durch Gott zu fassen, ist wohl berechtigt, und um so mehr, als man sich doch gerade dabei etwas denken muß. Sehen doch die Vertreter dieser Ansicht sich

XLII.

Studien über den Staat.

I. Der Urſprung des Staates.

Was iſt der Staat, welchen Urſprung hat er, welches iſt ſein Weſen, welches ſeine Aufgabe, ſein Ziel und Ende? Dieß ſind Fragen, welche wohl ſchwieriger ſeyn dürften, als es Vielen ſcheinen möchte, ja als ſelbſt die Meiſten von denen ahnen, welche unmittelbar mit ihm zu thun haben. In der Regel macht man ſich die Sache ziemlich leicht. Die Frage um den Urſprung des Staates ſcheint ſo gut als überflüſſig zu ſeyn; denn es verſteht ſich doch von ſelbſt, daß der Staat nur aus der Familie entſtehen könne und durch ſie ſeine Autorität nur von der des Familien-Hauptes ſtamme. Allerdings aus der Familie, aber nur, wie wir ſehen werden, der Materie, dem Stoffe nach. Es muß noch Etwas, ja gar Vieles zur Familie hinzukommen, wenn aus Familien ein Staat werden ſoll.

Denn die Familie iſt nicht ſchon der Staat und die Familienordnung iſt nicht ſchon die Staatsordnung, nicht einmal dem Keime nach, obgleich dieß vielfach behauptet wird. Vielmehr kann der Staat gar nicht zur Entwicklung kommen, wenn ausſchließlich die Familie herrſcht.

Wenn man ſich ſo die Frage um den Urſprung des

allmählig aus der Familie erstehen, aus ihr ihn wie natürlich herauswachsen läßt, steht beiden obigen Annahmen gegenüber, insofern sie eine gewisse wenn auch ursprünglich von Gott gesetzte, aber in den Geschicken der Menschheit in der Weise der Natur wirkende innere Nothwendigkeit annimmt. Denn wenn auch die Familie eine Anordnung Gottes ist, so ist sie doch einmal für den Menschen etwas Naturnothwendiges und insofern ist der Staat, wenn er mit der Familie schon gegeben ist, selbst auch in das Gebiet der Nothwendigkeit und der Natur versetzt, was immer einen Vortheil bietet, insofern sich dann eher eine gewisse Gesetzmäßigkeit voraussetzen und nachweisen läßt. Erscheint aber der Staat als etwas Naturnothwendiges, würde es sich nur darum handeln, ob er unbedingt oder nur unter gewissen Verhältnissen und Voraussetzungen nothwendig erscheint. Ist der Staat ein absolut nothwendiges Erzeugniß der Menschheit, eine „von der Natur mit dem Wesen des Menschen geschaffene und daher von ihr absolut gewollte Ordnung“*), dann ist der Staat allerdings schon mit der Familie schlechthin gegeben, wenn auch nur im Keime.

Es gilt also die Familie selbst näher zu betrachten.

---

*) Walter: Naturrecht und Politik. §. 45.

(Fortsetzung folgt.)

XLIII.

Die päpstliche Unfehlbarkeit vor dem vaticanischen Concil.

III. Die Specialdebatte und die Abstimmung.

Die Specialdebatte über das erste dogmatische Dekret von der Kirche begann mit dem 6. Juni und dauerte in 22 Generalcongregationen bis zum 16. Juli. Die Opposition, die sich von der liberalen Presse den Vorwurf zuzog, daß sie weder zu schweigen noch zu sprechen verstehe, nahm an der Verhandlung regen Antheil, setzte dabei die allgemeine Debatte fort und beantragte zahlreiche Aenderungen des Entwurfs. Bald überzeugte man sich, daß kaum mehr etwas Neues gesagt werden könne, die Diskussion in Reden und Schriften erschöpft sei, und so kam die Opposition selbst zu der mehrere Wochen zuvor so scharf an der Majorität getadelten Maßregel, den Schluß der Debatte herbeizuführen, indem auch die ihr angehörigen Redner auf das Wort verzichteten, nachdem beiderseits mit so viel Geist und Kraft gestritten, jeder einzelne Paragraph, ja fast jedes einzelne Wort nach allen Seiten hin erwogen worden war.

An dem Proömium des Dekrets war Mehreres getadelt worden. Bischof Verot von Savannah in Nordamerika richtete sich gegen die Worte: juxta communem et universalem

doctrinam, weil die so bezeichnete Doktrin nicht die überall geltende, sondern nur die der sogenannten ultramontanen Schule sei. Da aber die Einleitung des Dekrets eben nur ankündigte, daß die Lehre vom Primate nach der allgemeinen Kirchenlehre erklärt werden sollte und ein Concildekret nur diese und keine andere geben kann, die Lehre selbst in den folgenden Capiteln entwickelt war, so unterbrach Cardinal Bilio mit Recht den Vortrag mit den Worten: das gehört nicht in die Erörterung des Proömiums, sondern zur Besprechung der vier Capitel. Aber es konnte auch die Mehrheit es nicht geradezu hinnehmen, daß eine oftmals censurirte Theorie, der nicht einmal alle französischen Theologen huldigten, der von der Mehrzahl der katholischen Lehrer übereinstimmend in den verschiedensten Ländern vorgetragenen Doktrin offen vorgezogen werde. Der nicht unbelesene, aber etwas excentrische Prälat („der sehr achtbare aber sonderbare Mann" sagen seine Bewunderer) fügte sich mit Demuth in die Unterbrechung und in dem Proömium ward zuletzt gesagt, es solle die Lehre von der Einsetzung, der Perpetuität und der Natur des apostolischen Primats „nach dem alten und constanten Glauben der allgemeinen Kirche" dargelegt werden. Ueberhaupt wurden an der Einleitung keine bedeutenden Aenderungen vorgenommen. Die Worte, daß „die Kraft und das Heil der ganzen Kirche von dem Primate abhängt", mißfielen einigen Opponenten; die Mehrheit setzte: in ihm beruht die Kraft und Festigkeit der ganzen Kirche*). Ebenso waren einige damit unzufrieden, daß es hieß: im heiligen Petrus sei von Christus das Princip der Einheit in der Kirche gesetzt worden**); statt principium wollten sie

*) in quo (Apostolico primatu) totius Ecclesiae vis ac soliditas consistit. Einige Bischöfe der Minderheit wollten gesetzt haben: praecipue consistit, was aber keinen Anklang fand.

**) in ipso (Petro) instituit (Christus) perpetuum utriusque unitatis (nämlich fidei et communionis) principium ac visibile fundamentum.

gen der Geſchichte, mit denen der Forſcher in gleicher
ſich befindet und die mit der gegenwärtigen im engen
ammenhang ſtehen. Eine ſolche Frage iſt die über den
prung der Völker. Auch hier haben den Hiſtorikern von
feſſion meiſtens nur leere Hypotheſen die eigentliche Unter-
ung erſetzen müſſen. Und doch bieten bei näherer Be-
htung die Völker ſelbſt in ihrem Dichten und Trachten,
ihrem Denken und Sprechen, im Leben und Seyn eine
le von Thatſachen, die freilich nicht im bisherigen Rahmen
Geſchichtſchreibung geſtanden, die aber hinlänglich An-
ſpunkte bilden um auch dieſe Frage zur Löſung zu
gen*).

Wie aber in Bezug auf den Urſprung der Völker könnte
ſich auch hinſichtlich des Urſprungs des Staates verhalten.
h bevor wir darauf eingehen, müſſen wir die vorzüg-
ſten Theorien, welche über ſeinen Urſprung ſich geltend ge-
ht, näher uns betrachten, um allenfalls zu ſehen, was
n Irriges und was Wahres enthalten.

Eine dieſer Theorien, welche große Ausbreitung gefun-
, iſt die ſogenannte Vertragstheorie des Socialcon-
ktes.

Die Theorie des Socialcontraktes nimmt einen geſetz-
ordnungsloſen Zuſtand als den Urzuſtand der Menſch-
an, in Folge deſſen die Menſchen durch freies Uebereins-
nen oder durch einen Vertrag die bürgerliche Geſellſchaft
den Staat geſchaffen haben. Damit iſt der Staat völlig
der Freiheit des Menſchen abhängig, deſſen eigene Er-
ung. Dieſe Lehre, ſchon von Hugo Grotius aufgeſtellt,
de namentlich von J. J. Rouſſeau für Leute plauſibel
icht, welchen ſchöne Phraſen um ſo eher Thatſachen und
nde erſetzen, je oberflächlicher ſie ſind. Was den voraus-

*) Dieſe Blätter haben bereits im Bande 62 S. 801 eine derartige Schrift beſprochen: „Die Entſtehung der Völker, Studie aus einer Philoſophie der Geſchichte“ von Dr. Strobl. Schaffhauſen 1868.

geſetzten geſetz- und ordnungsloſen Zuſtand betrifft, ſo iſt er eben nur ein Märchen, dem alle tiefer gehende geſchichtliche Forſchung widerſtreitet. Ein ſolcher Zuſtand hat ſich noch nie gefunden und findet ſich auch gegenwärtig nicht. Denn auch bei den zu tiefſt ſtehenden Stämmen finden ſich immer noch Spuren von Ordnung und Sitte. Und dieſe Spuren deuten nicht auf eine allenfalls höhere Stufe die dem angeblichen thieriſchen frühern Zuſtand gefolgt wäre, ſondern umgekehrt darauf, daß dieſe Stämme herabgeſunken, entartet ſind, ein Produkt einer vor Jahrtauſenden durch eigene Verſchuldung begonnenen Zerſetzung und Auflöſung. Dieß beurkundet nicht bloß ihr Culturzuſtand d. h. der Mangel an Cultur, ſondern noch mehr ihre Sprachen wie ihre armſeligen religiöſen Anſchauungen, wie dieß A. von Humboldt und von Martius z. B. von den Indianern gezeigt *).

Aber ſo wenig der Urzuſtand der Menſchheit geſetz- und ordnungslos geweſen, ſo wenig iſt der Staat durch Vertrag ſolcher Menſchen entſtanden. Abgeſehen davon, daß nie und in keiner Zeit ein ſolcher Urſprung eines Staates nachweisbar iſt, ſo müßte er ja auch heute noch unter den Wilden in dieſer Weiſe entſtehen können, dadurch nämlich, daß ſie ſich vertragen. Allein auch davon keine Spur! Denn wenn auch allenfalls ein Stamm zur Zeit des Krieges ſich einen Häuptling wählt, ſo ſind es gerade die verkommenſten Stämme, bei denen außer der Gefahr des Krieges jeder Einzelne für ſich in völlig ungebundener Freiheit lebt. Dieſe Stämme und Horden bleiben aber, was ſie ſeit Jahrtauſenden waren.

Nun iſt allerdings dieſe Theorie der Entſtehung des Staates durch den Socialcontrakt von der Wiſſenſchaft längſt widerlegt und von allen Seiten aufgegeben, und wenn Einzelne darin noch ihre Weisheit finden, ſind es höchſtens unſere Gevatter Schneider und Handſchuhmacher, d. h. Leute

*) Martius: Zur Ethnographie Amerika's I. 6; 133—5 u. a. a. O. Humboldt: Reiſe in die Aequatorialgegenden III. 441—2.

die eine Ehre darein ſetzen, als politiſche Größen von ihrer unbeſchreiblichen Unwiſſenheit Profeſſion zu machen.

Wenn nun allerdings von der Wiſſenſchaft evident nachgewieſen iſt, daß der Staat keine Erfindung ſei, ſo daß der Menſch durch die Noth darauf gekommen wäre ihn zu ſchaffen, ſo verhält es ſich doch hinſichtlich der Praxis in der Gegenwart ganz anders. Es ſcheint ſogar dieſe Theorie, gemäß welcher der Menſch den Staat frei erfunden habe, allgemein die praktiſche Weisheit unſerer Staatslenker auf den Miniſterſtühlen, Lehrkanzeln und in Kammern geworden zu ſeyn. Man behandelt eben das Staatsweſen, als wenn im Staate Alles nur nach dem jeweiligen Belieben der Einzelnen heute ſo und morgen anders eingerichtet werden könnte ohne Rückſicht auf die ganze hiſtoriſche Vergangenheit, ohne Rückſicht auf die wirklichen concreten ſocialen, religiöſen und kirchlichen Verhältniſſe eines Volkes. Man glaubt ſelbſt die Grundlagen des Staates und des Gemeinweſens herausreißen und die der bisherigen Ordnung widerſprechendſten Principien ihm unterlegen und darüber, wie über die Richtung der Erbauung einer Landſtraße vertragen zu können. Allein ſelbſt bei dieſem Vorgehen iſt jenes Princip des Vertrags Aller, gemäß dem nichts ohne Zuſtimmung der Einzelnen Geltung haben ſollte, doch nur Lüge und Täuſchung. Denn es ſind nicht die Einzelnen, die hier übereinkommen, ſondern vielmehr iſt es eine oft mit den unerlaubteſten Mitteln gewählte zufällige Majorität, welche nur, ich ſage nicht ihre ſubjektive Ueberzeugung — es wäre dieß ſchon ſchlimm genug — zur Geltung bringen will, ſondern, welche ihren ſubjektiven Zwecken und Vorurtheilen zu Liebe die Grundlagen eines Gemeinweſens, mit denen ſie meiſt in ſittlichem Conflikt ſtehen, preisgibt und dadurch den Deſpotismus einer Oligarchie begründet, welche nur den Haufen gebildeten und ungebildeten Pöbels hinter ſich hat. Unſer liberal thuendes Kammerweſen wie es ſich geſtaltet, iſt ſo in der That nichts als die praktiſche Anwendung des Socialcontrakts von Seite

Widerstand gegen dieselben zu erwecken, obschon sie längst in theologischen Schulbüchern heimisch geworden sind. Desto nöthiger erschien es den Bischöfen der dogmatischen Deputation und der immensen Mehrheit der Väter, ausdrücklich den Ueberresten jener Richtungen entgegenzutreten, und so wurden die Sätze proscribirt: 1) der Papst habe nur das Amt der Aufsicht oder Leitung (Inspektion oder Direktion), nicht aber die volle und oberste Jurisdiktionsgewalt über die gesammte Kirche, nicht bloß in Sachen welche sich auf Glauben und Sitten, sondern auch in solchen welche sich auf die Disciplin und Regierung der über den ganzen Erdkreis zerstreuten Kirche beziehen, 2) er habe nur den vorzüglichen Antheil*), nicht aber die ganze Fülle dieser obersten Gewalt**), 3) diese seine Gewalt sei keine ordentliche und unmittelbare***), sowohl über alle und jede einzelne Kirche als über alle und jeden einzelnen Hirten und Gläubigen. Den Vertretern des kirchlichen Constitutionalismus, die ihre freiheitlichen Ideen auch in der Kirche zur Geltung zu bringen suchten, erschien das Alles als der stärkste Absolutismus, ihr Ideal der Kirchenverfassung entnehmen sie aus politischen Einrichtungen, wie namentlich Maret's Schriften und Reden zeigten. Aber die Mehrheit war dafür unzugänglich, zu einem Umsturz der kirchlichen Verfassung wollte sie nicht die Hände bieten, noch bei liberalen Politikern in die Schule gehen. Mit ihr stimmten auch mehrere sonst zur Opposition gerechnete Prälaten, während andere die zu den Infallibi-

*) praecipuas partes hat der vierte gallikanische Artikel von 1682. Im Dekret steht: potiores partes.

**) Die gesperrten Worte waren nicht im ersten Entwurf, was vielfach zu gehässigen Bemerkungen benützt ward. Aber nachdem sie am 5. Juli von der Glaubensdeputation bekannt gegeben waren, kamen sie erst am 11. zur Abstimmung

***) gegen die Behauptung, sie sei potestas extraordinaria et mediata.

listen zählten, entgegen waren. Die Paragraphen über das weltliche Placet und die Appellation vom Papste an ein allgemeines Concil hatten keine Beanstandung gefunden.

Für das vierte Capitel „vom unfehlbaren Lehramte des Römischen Papstes" waren sehr viele Amendements vorgeschlagen. Darunter war die von Erzbischof Conolly vertretene Formel: der Papst sei als Haupt der mit ihm lehrenden Kirche unfehlbar*), ferner die hervorragenden Prälaten von Oesterreich und Frankreich genehme, angeblich dem heiligen Erzbischof Antoninus von Florenz, den man zum reinen Gallikaner zu machen suchte, entlehnte Fassung: der Papst sei unfehlbar, wenn er auf das Urtheil der Gesammtkirche horcht**), da ja das Concil über dem Papste stehe***). Andere beantragten, es möge der Cooperation der Bischöfe Erwähnung geschehen, wieder Andere, es solle das Lehramt der gesammten Kirche als unfehlbar bezeichnet werden,

---

*) tamquam caput Ecclesiae secum docentis.

**) Der Text wird verschieden angeführt: utens consilio (al. Concilio) et requirens adjutorium (accipiens consilia) universalis Ecclesiae. Vergl. Quaestio p. 48. Dagegen Animadvers. in quatuor libellos c. XIII. n. 4 (deutsche Ausgabe S. 89 ff.) Die Gallikaner, wie Maret, wollen ein Kennzeichen dafür, daß der Papst als allgemeiner Lehrer spricht, darin finden, daß er zuvor die Lehre der allgemeinen Kirche zu Rathe gezogen hat. Aber es handelt sich eben um den Zweifel über diese Lehre der allgemeinen Kirche. Nach Antonin ist der Papst als höchster Richter solus zu befragen. Ist der Glaube der allgemeinen Kirche schon ganz evident, so ist es nicht nöthig, seinen Ausspruch nachzusuchen. Die Lehre des Heiligen wird Seitens der Opposition nur nach den wenigen von Maret und Genossen angeführten Sätzen dargestellt, während sie nach dem ganzen Geiste seiner Werke und im Zusammenhange der Entwicklung die gegentheilige ist. In ausführlichen Artikeln und mit der Arbeit des Marchese Pralormo, der in Florenz die Handschriften nachschlug, hat hiefür die Civiltà cattolica 1869 und 1870 den bis jetzt noch nicht entkräfteten Beweis dafür geliefert.

***) Das Gegentheil lehrt Antonin Summa. P. III. Tit. XXIII. c. 3.

womit am allerwenigſten etwas gewonnen war. Dagegen wurde von anderer Seite der Canon proponirt: Wenn Jemand ſagt, der Papſt könne nur dann (in einer feierlichen Entſcheidung) nicht irren, wenn der Conſens der Biſchöfe hinzukommt, ſo ſei er im Banne. Darin lag hauptſächlich der Gegenſatz gegen den Gallikanismus.

In dem Dekretsentwurf ward bei der letzten Redaktion am 16. Juli*) eine Stelle (Text von St. Auguſtin) geſtrichen, und eine andere eingeſchaltet: die Definitionen des Papſtes ſeien von ſich aus (ex sese), nicht aber aus dem Conſens der Kirche irreformabel. Es war das die einfache Folgerung aus dem vorhergehenden Satze: Der Römiſche Papſt iſt, wenn er ex cathedra**), ſpricht, d. h. wenn er des Amtes als Hirt und Lehrer aller Chriſten waltend nach ſeiner höchſten apoſtoliſchen Autorität***) eine Lehre über den Glauben oder die Sitten als von der ganzen Kirche†)

---

*) Giornale di Roma 26. 27. Juli gegen die Italie vom 24. Juli.

**) Ueber dieſen Ausdruck hat Franzelin die vom Erzbiſchof Manning adoptirte Beſtimmung: Sive Concilio sive Pontifici infallibilitatis charisma competit, *quando et quatenus ut divinitus constitutus magister Ecclesiae intendit definitiva sententia docere Ecclesiam universam auctoritate postulante consensum* in veritatem propositam. Locutio *ex cathedra* nihil est aliud quam descripta propositio authentica doctrinae. Quid enim est cathedra apostolica, nisi supremum authenticum magisterium pro universa Ecclesia? Erzbiſchof Cardoni ſagt in ſeiner Elucubratio Edit. II. p. 190: Tunc *solum* dicimus Pontificem *ex cathedra* loqui, quando nulla vi ac metu cogente libere *ad tuendam Ecclesiae unitatem et ad dissensiones in rebus fidei ac morum compescendas* aliquid circa fidem et mores *definit vel damnat*, potissimum vero, quando eos qui aliter ac ipse docet, sentiant, ut haereticos et a communione Ecclesiae sequestratos anathemate punit.

***) Hier wollten mehrere den Modus näher beſtimmt haben. Synops. Animadv. n. 22 p. 58.

†) Daß ein Dekret für die ganze Kirche erforderlich iſt, hat darin ſeinen Grund, daß der Papſt eben nur als Lehrer aller Chriſten

aatsweſen der Hebräer, indem nämlich neben der theokra-
hen Ordnung auch eine geſonderte des Königs zur Gel-
ng kam. Dieß geht ſchon aus dem hervor, was Gott
ſ das Begehren des Volkes zu Samuel ſprach: „Höre auf
: Stimme des Volkes in Allem, was ſie dir ſagen; denn
ht dich haben ſie verworfen, ſondern mich, daß ich nicht
nig ſei über ſie“, und nun läßt er ihnen das Recht des
nigs auseinanderſetzen. Da heißt es: „Eure Söhne wird
nehmen und auf den Wagen ſetzen und zu ſeinen Reitern
d Läufern machen vor ſeinem Wagen, und er wird ſich
llen Anführer und Befehlshaber über je Hundert und
beiter ſeiner Felder und Schnitter ſeiner Saaten und
chmiede ſeiner Waffen und Wägen, und eure Töchter wird
zu Salbenmiſcherinen und Köchinen und Brodbäckerinen
r ſich verwenden und den Ertrag eurer Saaten und Wein-
ge auszehnten und ſeinen Beamten und Dienern geben
d ebenſo auszehnten eure Heerden und ihr werdet ihm
echte ſeyn“. Dieß zeigt hinlänglich, daß erſt mit dem
nig der jüdiſche Staat als eine geſonderte Ordnung ent-
den und Iſrael inſofern auch dadurch erſt in die Reihe
übrigen Völker eingetreten iſt. Die reine Theokratie
n kein Staat ſeyn, es waltet Gott in Allem und überall,
iſt eine religiöſe Ordnung, ein rein religiöſes Gemein-
en, auf Freiwilligkeit geſtellt, eine nach ihrer Natürlichkeit
narchaliſche, durch die Religion völlig durchdrungene und
eiligte Ordnung. Mit dem Königthum, wie es bei den
lkern herrſcht, tritt etwas Anderes zur religiöſen Ord-
ng und ihrer ſittlichen Förderung hinzu, oder vielmehr
rein religiöſe Ordnung hört auf das allein Beſtimmende
ſeyn. An die Stelle der mangelnden Freiwilligkeit tritt
äußeren Leben ein anderes Princip, die Gewalt ein,
lche nun da, wo die Freiwilligkeit mangelt, den Zwang
wendet. Die Iſraeliten wollten einen König der Recht
:icht „weil jeglicher that, was gut war in ſeinen Augen“;
wollten dadurch dem äußeren Zerfall wenigſtens zuvor-

holten ihre schon oft schriftlich und mündlich ausgesprochenen Besorgnisse über die schlimmen Folgen der Definition. Wieder Andere vertheidigten mit mehr oder weniger Geschick ihre Amendements und Anträge. So verschieden auch die Aeußerungen waren, keiner der Redner verläugnete die Ehrfurcht vor dem Oberhaupte der Kirche, wie dieses von den Schriftstellern der Janus-Partei bis in das Maßlose geschehen ist, die es wagten den Papst selbst der Häresie und der Blasphemie zu beschuldigen. Der in der Kirche vorhandene Widerstreit der Meinungen mußte im 19. Jahrhundert zum Austrag kommen, nachdem eine Reihe feindseliger Kundgebungen gegen den heiligen Stuhl durch die liberale Theologie erfolgt war und das Uebel sich offen gezeigt hatte. Der Austrag mußte nun erfolgen auf dem allgemeinen Concil, in der Versammlung der Oberhirten aller katholischen Länder, und er erfolgte in reiflicher Diskussion aller Gründe und Gegengründe. Hier behaupten auch die Arbeiten der Opposition ihren Werth, sie sind vor der Mit- und Nachwelt ein Zeugniß dafür, daß die große Streitfrage allseitig geprüft und erwogen ward und jedes menschliche Mittel, das der Wahrheit zu dienen vermag, seine Anwendung fand. Bald sind es höhere allgemeine Gesichtspunkte, welche die bischöflichen Redner in den Vordergrund stellen, bald gelehrte Detailfragen über einzelne Bibel- und Väterstellen, über theologische Ausdrücke, die sie vorzugsweise beschäftigen. Auch die Bischöfe spiegeln die Eindrücke ihrer Erziehung, die Einflüsse der Schulen ab, aus denen sie hervorgingen; auch sie theilen die Gebrechen wie die Vorzüge ihrer Zeit.

Großes Aufsehen erregte eine Rede des Cardinal-Erzbischofs Guidi von Bologna, über welche die Presse ausführlich berichtete und an welche sie eine ganze Reihe von Folgerungen knüpfte. Dieselbe sollte nach vorgängiger Berathung mit den fünfzehn Bischöfen des Dominikanerordens, dem Guidi angehört, gehalten und Anlaß zu strenger Maßregelung des Cardinals von Seite des Papstes geworden

Willen widerfahren, wie denn dieſer Moment der Gründung des Königthums als einer beſonderen ſtaatlichen Ordnung wirklich ſchon in der Geſetzgebung des Moſes vorgeſehen war*). Hat nun Gott hierin nachgegeben und ſind ſogar Saul und David nur in ſeinem Auftrag gewählt worden, ſo erſcheint doch dieſe rein politiſche Ordnung der Hebräer nicht als eine an ſich und eigentlich von Gott gewollte und gegründete. Iſt ſie aber von Gott nur zugelaſſen, zugelaſſen nur in Folge einer Verſchuldung, in Folge der Verblendung, des widerſpenſtigen Geiſtes des Volkes, ſo hat das Staatsweſen der Juden ſelbſt nicht eine an ſich nothwendige ſondern nur eine zufällige Bedeutung. Jehovah wollte alſo an ſich kein Staatsweſen bei ſeinem Volke. Aber eben deßhalb iſt auch der jüdiſche Staat eine Folge des Heraustretens aus der göttlichen Hut, Folge der Verweltlichung und Veräußerlichung. Es iſt das weltliche „Dichten und Trachten“ bei dem die Theokratie nicht mehr beſtehen konnte, was den jüdiſchen Staat veranlaßt hatte.

Jedenfalls dürfte ſo der Urſprung des hebräiſchen Staatsweſens ebenſo charakteriſtiſch als ein Fingerzeig ſeyn für den Urſprung des Staates überhaupt. Denn ſo gut das Staatsweſen des Volkes Gottes zufälligen Urſprungs, Folge des weltlichen Sinnes, Folge des Abfalles von Gott erſcheint, ſo gut könnte ja auch der Staat überhaupt für die Menſchheit im großen Ganzen ihrer Geſchichte bei aller Nothwendigkeit doch Folge einer Verſchuldung ſeyn und ſo nur zufällige Bedeutung haben, alſo nur zufälligen Urſprungs ſeyn.

Doch wir wollen nicht der Entwicklung vorgreifen, ſondern vorerſt bei der Theorie bleiben, welche den Staat als eine göttliche Inſtitution betrachtet. Haben wir bisher geſehen, daß die eine Form der theokratiſchen Theorie, die einer unmittelbar göttlichen Einſetzung des Staates, ſelbſt

*) Deut. 17, 14 ff.

mit Beifall die Schriften ihrer Ordensgenoſſen begrüßt, welche die Verläumdung des Janus zurückwieſen, Thomas von Aquin ſei lediglich durch gefälſchte Väterterte zu der Infallibilitäts-Lehre verleitet worden*), die er anderwärts auch ohne dieſe Texte mit theologiſchen Gründen gleich ſeinem Zeitgenoſſen Bonaventura**) vertrat, der jene nicht benützt hat. So darf es uns nicht wundern, daß Cardinal Guidi in einem zu Bologna gedruckten Briefe ***) einem befreundeten Prälaten auf das beſtimmteſte jenen Zeitungsnachrichten gegenüber erklärt hat, er habe ſtets die Infallibilität des ex cathedra ſprechenden Papſtes gelehrt und lehre ſie jetzt noch, die von ihm geſprochenen Worte werde er ſeiner Zeit mitzutheilen im Stande ſeyn.

An all' dem Gerede iſt nur ſo viel wahr, daß der Cardinal in lobenswerther Abſicht eine Vermittlung zwiſchen Majorität und Minorität ſowie die Feſtſetzung der Bedingungen eines irreformablen päpſtlichen Dekrets anſtrebte, wovon aber die erſtere nicht glücklich gewählt und die letztere ſchon darum von der Glaubenscommiſſion als unthunlich betrachtet wurde, weil auch bei Dekreten des öku-

---

Pontificis (Turin 17 S.), P. Luigi Vaccari: Dei Concilii ecumenici e del Concilio Vaticano (136 S.) und andere Schriften, Dom Gueranger in Frankreich und P. Vaughan in England (Defence of the Roman Church. London 56 S.) ꝛc. Von den Pii operarii veröffentlichte P. Gaſpare de Luiſe ein Votum de infallibilitate Rom. Pontificis. (Neapel 29 S.) u. ſ. f.

*) So P. Raymund Bianchi: De constitutione monarchica Ecclesiae et infallibilitate Romani Pontificis juxta D. Thomam ejusque scholam in Ordine Praedicatorum (174 S.); P. Aler. Reali: S. Tommaso d'Aquino e l'infallibilità dei Romani Pontefici. Risposta. Vergl. Dr. A. Uccelli: De' testi esaminati da S. Tommaso nell' opusculo contro gli errori de' Greci. (Neapel. 44 S.)

**) P. Fidelis a Fanna: Seraphici Doctoris D. Bonaventurae doctrina de Romani Pontificis primatu et infallibilitate. Turin 45 S.

***) Ancora von Bologna 6. Juli.

gleichfalls genöthigt, die Entſtehung des Staates ſich anſchaulich zu machen. Die Erklärung: mittelbar ſei durch Gott der Staat angeordnet und eingerichtet, läßt zunächſt wieder eine doppelte Auffaſſung zu. Entweder hat ihn Gott an ſich gewollt in der Art, daß er den Keim dazu in die Menſchheit gelegt hat, ſo daß er unter jeder Bedingung für die Menſchheit und ihre Geſchichte ſich als nothwendig erweist, oder nur eventuell, wenn beſtimmte Thatſachen eintreten würden, wie ja dieß auch bei den Juden der Fall geweſen. Im letzteren Falle iſt er mehr von Gott nur zugelaſſen und eigentlich nur indirekt gewollt, nimmer alſo in ſeiner eigentlichen Abſicht gelegen.

Die Meiſten ſchließen ſich der erſtern Auffaſſung an und ſuchen den Staat aus der Familie zu erklären, die Gott eingeſetzt und geordnet hat. Allein auch dieß iſt nur eine Hypotheſe und unterliegt deßhalb der Kritik. Damit aber, daß ich die unmittelbare Ableitung des Staates aus der Familie beſtreite, wird noch nicht der Staat ſelbſt als göttliche Anordnung oder Zulaſſung beſtritten.

Die Frage muß ſelbſt aber dann der Unterſuchung und zwar vorerſt für ſich und unabhängig von dem Einwirken Gottes unterſtellt werden. Wird ja doch nur dann, wenn alle möglichen Mittelglieder erkannt werden, auch am beſten das Verhältniß zu Gott ſelbſt wie die Art und Weiſe ſeines Wirkens in den Dingen dieſer Welt erkannt! Der Staat iſt ja doch auch nur ein Erzeugniß dieſer Welt oder dieſer Weltzeit.

Die Theorie des Socialcontraktes ſowie die, welche den Staat von der Gewalt ableitet, laſſen den Staat von Menſchen erfunden und gemacht ſeyn; die Theorie der unmittelbaren göttlichen Einſetzung leitet ihn von Gottes freiem Rathſchluſſe und ſeinem unmittelbaren Eingreifen in die Geſchichte ab. In beiden Fällen iſt der Staat unmittelbar durch die Freiheit ſei es der Menſchen, ſei es Gottes geſchaffen worden. Diejenige Theorie nun, welche den Staat

ponirt werden, nicht sofort und in allwege zu verehren und von ganzem Herzen zu glauben seien oder daß dieselben reformirt werden können — worin im Grunde die Unfehlbarkeit solcher Dekrete ausgesprochen ist. Dem anderen Canon lag der ganz richtige Gedanke zu Grunde, daß der Papst, wenn er derartige Dekrete erläßt, nicht nach Belieben und aus sich allein heraus redet und handelt, sondern aus dem Bewußtseyn der Kirche; nur war die Forderung des Beiraths der die kirchliche Ueberlieferung darstellenden (vorlegenden) Bischöfe der nöthigen Correktheit baar und schien die oben angeführte unrichtige Auffassung zu begünstigen. Selbst die Gegner der Infallibilität fanden darin „Bestimmungslosigkeit" und eine gewisse Zweideutigkeit, während auf der anderen Seite der Uebergang in das gallikanische Lager darin gefunden wurde.

Wie über Guidi's Rede, so wurden auch über fast alle anderen Vorträge der Majoritätsmitglieder die stärksten Entstellungen verbreitet. Wenn der Erzbischof von Cashel die Kräftigung der kirchlichen Autorität gegenüber den destruktiven Potenzen betonte, so ließ man ihn nicht bloß einen untrüglichen, sondern auch einen „allmächtigen" Papst als Gesellschaftsretter postuliren. Wenn der Bischof von Badojoz aus der Stellung des Papstes als Statthalters Christi Schlüsse zog, so mußte das „im Styl und Ideengang des wackern Don Gerundio de Canpazes" geschehen seyn. Der Bischof Gallo von Avellino konnte nur „neapolitanische Mystik" zum Besten geben, der von Calvi und Teano nur den vom heiligen Geiste unmittelbar inspirirten*) Papst verherrlichen. Letzterer äußerte unter Anderem: Die Entwicklung der Kirche geht von Oben nach Unten, nicht umge-

*) Von Inspiration war gar keine Rede, sondern von der Assistenz. Der Unterschied ist jedem Theologen schon aus der Lehre von der Inspiration der Bibel bekannt. „Causa princeps infallibilitatis est *assistentia* Spiritus sancti", sagte der Bischof ausdrücklich.

kehrt. Petrus soll nach Christi Worten, da der Herr besonders für seine Glaubensfestigkeit gebetet hat, seine Brüder bestärken, nicht aber von ihnen bestärkt werden; im Sinne der Opposition müßte letzteres stehen*). Derselbe Prälat betonte ganz richtig, daß die Unfehlbarkeit der Kirche der übernatürlichen Ordnung angehöre, gegen welche der corrupte Theil der menschlichen Gesellschaft sich empöre, aber der animalische Mensch erfasse nicht das was des Geistes ist**); hier sei nicht zu transigiren, Beschränkungen seien in den Augen der dogmatischen Deputation unzulässig. Die Worte des Patriarchen Ballerini: „Wenn wir die Definition der päpstlichen Unfehlbarkeit fallen ließen, so würden wir damit den dem Papste schuldigen Gehorsam zerstören und gegen Gott selbst uns erheben" — fanden den liberalen Commentar: „Der Vice-Gott befiehlt, daß wir ihn für unfehlbar erklären, und da müssen wir unbesehen gehorchen." In der That aber wollte der Patriarch sagen: Ließe man jetzt die Definition fallen, so würden die Gallikaner und die über sie hinausgeschrittenen Theologen, die schon den Papst in Anklagestand versetzt haben, den dem Kirchenoberhaupte schuldigen Gehorsam, so viel an ihnen liegt, ganz vernichten und alle Autorität untergraben. Um das Maß des Lächerlichen voll zu machen, ließ man einen Irländer, den Bischof Keane von Cloyne, seinen Zuhörern erzählen: der heilige Petrus habe die ganze Tradition wohlverwahrt (in einer Kiste?) mit nach Rom gebracht; hier, und nur hier allein liege sie

*) Damit ward auf den Einwurf geantwortet: Die Mahnung an Petrus, die Brüder zu bestärken, setze etwas voraus, was bestärkt werden könne, also bestätige der Papst nur die schon bei den Bischöfen vorhandene Lehre.

**) Der mit der Vulgata wohl vertraute Prälat hat I. Kor. 2, 14 sicher nicht quod de coelo est gesetzt, sondern: ea quae sunt Spiritus Dei. Unser liberaler Berichterstatter weiß ganz gewiß, daß in dieser so viele Hoffnungen vernichtenden Erklärung das „animalis homo" in der angezogenen Schriftstelle der Opposition gelten sollte!

doctrinam, weil die ſo bezeichnete Doktrin nicht die überall geltende, ſondern nur die der ſogenannten ultramontanen Schule ſei. Da aber die Einleitung des Dekrets eben nur ankündigte, daß die Lehre vom Primate nach der allgemeinen Kirchenlehre erklärt werden ſollte und ein Concildekret nur dieſe und keine andere geben kann, die Lehre ſelbſt in den folgenden Capiteln entwickelt war, ſo unterbrach Cardinal Bilio mit Recht den Vortrag mit den Worten: das gehört nicht in die Erörterung des Proömiums, ſondern zur Beſprechung der vier Capitel. Aber es konnte auch die Mehrheit es nicht geradezu hinnehmen, daß eine oftmals cenſurirte Theorie, der nicht einmal alle franzöſiſchen Theologen huldigten, der von der Mehrzahl der katholiſchen Lehrer übereinſtimmend in den verſchiedenſten Ländern vorgetragenen Doktrin offen vorgezogen werde. Der nicht unbeleſene, aber etwas excentriſche Prälat („der ſehr achtbare aber ſonderbare Mann" ſagen ſeine Bewunderer) fügte ſich mit Demuth in die Unterbrechung und in dem Proömium ward zuletzt geſagt, es ſolle die Lehre von der Einſetzung, der Perpetuität und der Natur des apoſtoliſchen Primats „nach dem alten und conſtanten Glauben der allgemeinen Kirche" dargelegt werden. Ueberhaupt wurden an der Einleitung keine bedeutenden Aenderungen vorgenommen. Die Worte, daß „die Kraft und das Heil der ganzen Kirche von dem Primate abhängt", mißfielen einigen Opponenten; die Mehrheit ſetzte: in ihm beruht die Kraft und Feſtigkeit der ganzen Kirche*). Ebenſo waren einige damit unzufrieden, daß es hieß: im heiligen Petrus ſei von Chriſtus das Princip der Einheit in der Kirche geſetzt worden**); ſtatt principium wollten ſie

*) in quo (Apostolico primatu) totius Ecclesiae vis ac soliditas consistit. Einige Biſchöfe der Minderheit wollten geſetzt haben: praecipue consistit, was aber keinen Anklang fand.

**) in ipso (Petro) instituit (Christus) perpetuum utriusque unitatis (nämlich fidei et communionis) principium ac visibile fundamentum.

barkeit des Papstes erhärten*), wurden von vorneherein als „unwissenschaftlich" perhorrescirt. Am allermeisten aber goß die liberale Presse ihre Zornesschalen aus über den in der That ebenso gelehrten als demüthigen Fürstbischof von Brixen, der als Berichterstatter der Deputation in gediegenem Vortrage die Debatten allseitig aufhellte, und auf den ihm nahestehenden Bischof von Paderborn, dessen neuester Hirtenbrief die katholischen Leser der Mühe überhebt, das was er wirklich für die Definition anzuführen vermochte, aus der Unmasse von verzerrten Aeußerungen herauszulesen, die ihm in den Zeitungen zugeschrieben worden sind.

Unter den Rednern der Opposition ragten hervor: Cardinal Rauscher, der die bereits durch die von ihm vertheilte Schrift bekannten Argumente gewandt und geistreich entwickelte; Bischof David von St. Brieuc, der zu zeigen suchte, frühere Päpste hätten die gallikanische Lehre für zulässig erklärt, die von der Ferne her angestiftete Auflehnung des französischen Klerus gegen seine gallikanisch gesinnten Bischöfe**) beklagte und von dem neuen Anlauf zur Erhöhung des Papstthums gewaltige Stürme prophezeite; Erzbischof Ginoulhiac von Lyon, der sich auf die Aeußerungen früherer Päpste berief, daß sie nicht Herren des Glaubens, sondern nur Bewahrer der überlieferten Lehre seien***), und zwar im Verein

*) Ausführlich zeigt das Botalla: The Pope and the Church considered in their mutual relations. London 1870

**) Es bezieht sich das auf die aus den Diöcesen St. Brieuc, Marseille, Orleans u. a. an den Papst ergangenen Adressen für die Definition. Bedenkt man die delikate Stellung der französischen Geistlichen ihren Bischöfen gegenüber, so wird man dieses Zeugniß um so höher anschlagen, je mehr man auf der anderen Seite es abzuschwächen geneigt ist. Auch 839 Priester von England und Schottland erbaten in feierlicher Erklärung die Definition. Diese 839 können doch wahrlich nicht wegen des von dem bedrängten Papste zu erwartenden Lohnes sich zu einem solchen Schritte entschlossen haben.

***) gerade als ob die Infallibilisten das nicht auch anerkennten und

mit ihren Brüdern den Biſchöfen, und vor Allem forderte, man müſſe die Empfänglichkeit prüfen, mit welcher die Gläubigen die Entſcheidung aufnehmen würden, damit ſie nicht für viele eine Schlinge werde*). Am ſtärkſten und ſchroffſten äußerte ſich Conolly von Halifax, der gleichwohl von den Legaten nicht unterbrochen wurde, worüber ſich die liberalen Correſpondenten ſehr verwunderten. Der Grund hievon lag weniger in der Siegesgewißheit der Präſidenten oder in der Hoffnung, durch rückſichtsvolle Schonung die Minderheit zu beſtechen und geſchmeidig zu machen, als vielmehr in der Unſchädlichkeit der Rede ſelbſt, die nur die ſchon oftmals gehörten und nichts weniger als unbeantwortet gebliebenen Aeußerungen**) wiederholte, ganz und gar auf

---

dem Papſte die Aufſtellung willkürlich erſonnener Dogmen zuſchrieben.

*) Wenn der gelehrte Prälat ſich darauf berief, Pius VI. habe, ſo ſtark er auch von Frankreich her gedrängt worden, doch nur zögernd und ſpät das Dekret gegen die Civilconſtitution des Klerus von 1790 erlaſſen, weil er erſt die Empfänglichkeit betreffs der Annahme der Entſcheidung prüfen müſſe: ſo hat er wohl nicht bedacht, in welches Licht damit die heutigen Opponenten der Definition geſtellt werden. Pius VI. ſchreibt am 10. März 1791 in dem Breve an Cardinal de la Rochefoucault: Ab initio judicabamus servandum nobis esse cum hujusmodi inconsultis hominibus (den damaligen franzöſiſchen Geſetzgebern) silentium, *ne ipsi veritatis voce magis irritati ad multo deteriora adhuc prorueren*t. Nostrum hoc silentium tuebamur S. Gregorii Magni auctoritate, qui *Discrete*, inquit, *vicissitudinum pensanda sunt tempora, ne cum restringi lingua debet, per verba inutiliter defluat.*

**) Unter Anderem meinte Conolly: Auf der Synode zu Jeruſalem habe man nicht die Formel des Petrus, ſondern die des nach ihm ſprechenden Jakobus angenommen. Aber wo ſteht denn die Formel des Petrus? Dieſer hielt die Eröffnungsrede und ſprach das leitende Princip aus, dem Niemand widerſprach. Dann folgten die Berichte des Barnabas und des Paulus, darauf die beſtätigende Rede des Jakobus und ſein formulirter Antrag.

falsche Voraussetzungen sich stützte und von diesen allein ausgehend die Mehrheit aufforderte, Beweise für das zu erbringen, was sie niemals behauptet hatte, wie z. B. dafür, daß die Bischöfe von der Definition der Dogmen ausgeschlossen werden müssen, daß der Papst stets in der Kirche Alles, und die Bischöfe nichts gewesen sind, dagegen absah von allen Erläuterungen und der concreten Fassung des vorliegenden Entwurfs. Uebrigens wurden überhaupt bei dieser Debatte viel weniger Redner der Minderheit (z. B. Verot von Savannah, Lossanna von Biella) als solche der Mehrheit unterbrochen, unter letzteren Patriarch Valerga von Jerusalem, die Erzbischöfe von Sorrent und Smyrna, die Bischöfe von Ferentino und Quimper.

Am 23. Juni hielt Erzbischof Landriot von Rheims einen längeren, auf Vermittlung und beiderseitige Concessionen abzielenden, wohl vorbereiteten Vortrag und erneuerte den von Erzbischof Errington von Trebisonda in part., früheren Coadjutor Wiseman's, gemachten Vorschlag, beide Parteien möchten durch einen Ausschuß die ganze Tradition prüfen, alle Zeugnisse untersuchen und das Ergebniß dieser Conferenzen dem Concil mittheilen lassen. Aber hatte man nicht längst die Tradition von St. Irenäus*) an sorgfältig in Reden und Schriften geprüft? Konnten solche Conferenzen, die sich leicht in hitzige Disputationen umgestaltet hätten, ein sicheres und glückliches Resultat versprechen, zumal bevor man über deren Form und Methode, überhaupt über „wissenschaftliche Theologie" sich geeinigt? Wäre nicht der Schiedsspruch eines ad hoc gebildeten Ausschusses wieder an die ganze so zahlreiche Versammlung zu bringen gewesen? Be-

*) Die berühmte Stelle dieses Heiligen hat Bischof Freppel von Angers ausführlich behandelt (St. Irénée et la primauté du Pape; aus Bd. IV seines größeren Werkes besonders abgedruckt Rom 1870), ebenso P. Schneemann S. Irenaei de Ecclesiae Romanae principatu testimonium commentatum et defensum. Freiburg. 4.

zweckte der Antrag überhaupt etwas Anderes als eine neue Verschleppung? So war es kein Wunder, daß dieser Vorschlag keinen Anklang fand. Uebrigens erklärte Landriot, wenn es dem Papste gefalle das Dekret zu bestätigen, so unterwerfe er sich im voraus. Und in der That, obschon vorher Apologet des Gallikanismus, hielt er hierin getreulich Wort.

Begreiflich war es, daß man mehr und mehr nach Beendigung der Diskussion sich sehnte und zuletzt viele Redner, sowohl der Majorität als der Minorität, auf das Wort verzichteten*). Eine Prorogation des Concils war nicht zu erlangen gewesen**); man mußte auf die Entscheidung gefaßt seyn und auf dieselbe durch schriftliche Anträge bei der Deputation, die angestrengt arbeitete, einzuwirken suchen. Die Opposition hatte alle ihr vorgelegten Formeln abgelehnt; in ihren Kreisen verhandelte man darüber, ob bei der Abstimmung über das ganze Schema mit einfachem Nein oder mit einem bedingten Placet (juxta modum) gestimmt werden sollte. Da jeder seine Bedingungen und Wünsche, von deren Beachtung er sein Ja abhängig machen wollte, schriftlich einreichen und im Falle ihrer Nichtbeachtung in der öffentlichen Sitzung Nein sagen konnte, so war mit letzterer Maßregel

*) Schon im Monat Juni geschah das von einigen; am 2. Juli thaten es 14, zwei Tage später sogar 42, darunter Stroßmayer, Haynald, Simor, im Ganzen über 60. Der von den Legaten dafür gesagte Dank wurde von den liberalen Journalisten verhöhnt. Die Worte: Laudabiliter orationi renunciavit, die aber mit anderen abwechselten (z. B. magnas ipsi agimus gratias), mahnten dieselben zu sehr an den Inder und das laudabiliter se subjecit ist in solchen Ohren der stärkste Mißton.

**) Eine neue Petition, die sich sogar auf Leo's X. Schreiben im fünften Lateranconcil vom 17. Juni 1513 (Hard. Conc. t. IX p. 1698. 1699) berief, das eine Vertagung wegen der Sommerhitze genehmigte, hatte nicht sehr zahlreiche Unterschriften gefunden. Vgl. A. Z. 8. Juli.

listen zählten, entgegen waren. Die Paragraphen über das weltliche Placet und die Appellation vom Papste an ein allgemeines Concil hatten keine Beanstandung gefunden.

Für das vierte Capitel „vom unfehlbaren Lehramte des Römischen Papstes" waren sehr viele Amendements vorgeschlagen. Darunter war die von Erzbischof Conolly vertretene Formel: der Papst sei als Haupt der mit ihm lehrenden Kirche unfehlbar*), ferner die hervorragenden Prälaten von Oesterreich und Frankreich genehme, angeblich dem heiligen Erzbischof Antoninus von Florenz, den man zum reinen Gallikaner zu machen suchte, entlehnte Fassung: der Papst sei unfehlbar, wenn er auf das Urtheil der Gesammtkirche horcht**), da ja das Concil über dem Papste stehe***). Andere beantragten, es möge der Cooperation der Bischöfe Erwähnung geschehen, wieder Andere, es solle das Lehramt der gesammten Kirche als unfehlbar bezeichnet werden,

---

*) tamquam caput Ecclesiae secum docentis.

**) Der Text wird verschieden angeführt: utens consilio (al. Concilio) et requirens adjutorium (accipiens consilia) universalis Ecclesiae. Vergl. Quaestio p. 48 Dagegen Animadvers. in quatuor libellos c. XIII. n. 4 (deutsche Ausgabe S. 89 ff.) Die Gallikaner, wie Maret, wollen ein Kennzeichen dafür, daß der Papst als allgemeiner Lehrer spricht, darin finden, daß er zuvor die Lehre der allgemeinen Kirche zu Rathe gezogen hat. Aber es handelt sich eben um den Zweifel über diese Lehre der allgemeinen Kirche. Nach Antonin ist der Papst als höchster Richter solus zu befragen. Ist der Glaube der allgemeinen Kirche schon ganz evident, so ist es nicht nöthig, seinen Ausspruch nachzusuchen. Die Lehre des Heiligen wird Seitens der Opposition nur nach den wenigen von Maret und Genossen angeführten Sätzen dargestellt, während sie nach dem ganzen Geiste seiner Werke und im Zusammenhange der Entwicklung die gegentheilige ist. In ausführlichen Artikeln und mit der Arbeit des Marchese Pralormo, der in Florenz die Handschriften nachschlug, hat hiefür die Civiltà cattolica 1869 und 1870 den bis jetzt noch nicht entkräfteten Beweis dafür geliefert.

***) Das Gegentheil lehrt Antonin Summa. P. III. Tit. XXIII. c. 3.

womit am allerwenigſten etwas gewonnen war. Dagegen wurde von anderer Seite der Canon proponirt: Wenn Jemand ſagt, der Papſt könne nur dann (in einer feierlichen Entſcheidung) nicht irren, wenn der Conſens der Biſchöfe hinzukommt, ſo ſei er im Banne. Darin lag hauptſächlich der Gegenſatz gegen den Gallikanismus.

In dem Dekretsentwurf ward bei der letzten Redaktion am 16. Juli*) eine Stelle (Text von St. Auguſtin) geſtrichen, und eine andere eingeſchaltet: die Definitionen des Papſtes ſeien von ſich aus (ex sese), nicht aber aus dem Conſens der Kirche irreformabel. Es war das die einfache Folgerung aus dem vorhergehenden Satze: Der Römiſche Papſt iſt, wenn er ex cathedra**), ſpricht, d. h. wenn er des Amtes als Hirt und Lehrer aller Chriſten waltend nach ſeiner höchſten apoſtoliſchen Autorität***) eine Lehre über den Glauben oder die Sitten als von der ganzen Kirche†)

*) Giornale di Roma 26. 27. Juli gegen die Italie vom 24. Juli.

**) Ueber dieſen Ausdruck hat Franzelin die vom Erzbiſchof Manning adoptirte Beſtimmung: Sive Concilio sive Pontifici infallibilitatis charisma competit, *quando et quatenus ut divinitus constitutus magister Ecclesiae intendit definitiva sententia docere Ecclesiam universam auctoritate postulante consensum* in veritatem propositam. Locutio *ex cathedra* nihil est aliud quam descripta propositio authentica doctrinae. Quid enim est cathedra apostolica, nisi supremum authenticum magisterium pro universa Ecclesia? Erzbiſchof Cardoni ſagt in ſeiner Elucubratio Edit. II. p. 190: Tunc *solum* dicimus Pontificem *ex cathedra* loqui, quando nulla vi ac metu cogente libere *ad tuendam Ecclesiae unitatem et ad dissensiones in rebus fidei ac morum compescendas* aliquid circa fidem et mores *definit vel damnat*, potissimum vero, quando eos qui aliter ac ipse docet, sentiant, ut haereticos et a communione Ecclesiae sequestratos anathemate punit.

***) Hier wollten mehrere den Modus näher beſtimmt haben. Synops. Animadv. n. 22 p. 58.

†) Daß ein Dekret für die ganze Kirche erforderlich iſt, hat darin ſeinen Grund, daß der Papſt eben nur als Lehrer aller Chriſten

Armen des Bischofs von Linz verstorben, und vorher der General der unbeschuhten Carmeliten. Der Erzbischof von Salerno, die Bischöfe von Straßburg und Montauban, die laut für die angefochtene Lehre gezeugt hatten, waren aus Gesundheitsrücksichten abgereist. Kurz die wenigsten unter den Abwesenden gehörten der Opposition an, deren Kern die Ungarn, Oesterreicher und ein Theil der Franzosen bildete und deren Mitglieder zum persönlichen Erscheinen im Interesse der gemeinsamen Sache aufgefordert worden waren. Der Bischof von Porto Rico ward als der Opposition untreu geworden denuncirt, während nachher (am 18.) derselben noch einige andere Prälaten untreu geworden sind. Die zahlreichen Uebertritte zur Opposition, von denen man früher gesprochen (A. Z. 4. Juni), zeigten sich keineswegs; die Opponenten waren in der That nicht 130 oder 120 (das. 2. 14. Juni), sondern nur wenig über hundert.

Die Deputation hatte versprochen, bei der Schluß-Redaktion auf die Anträge der mit bedingtem Placet Stimmenden möglichst Rücksicht nehmen zu wollen, und deßhalb fand am 16. Juli, zwei Tage vor der feierlichen vierten Sitzung, eine Generalcongregation statt, in welcher mehrere Mitglieder dieses Ausschusses darüber referirten und der Text festgestellt ward. Hier wurde auch eine Ansprache an die Väter verlesen und gedruckt vertheilt, welche Verwahrung gegen die zahlreichen, in Journalen und Broschüren über das Concil verbreiteten Verläumdungen einlegte; die Bischöfe wurden aufgefordert, dieselbe auch mit ihrer Unterschrift zu bekräftigen. Wenn auch einige Ungarn die französisch geschriebenen Broschüren, die namentlich genannt waren *), erst

*) Es sind die beiden: 1) „Ce qui se passe au Concile" (angeblich von Gaillard A. Z. 17. Mai Außerord. Beil., in Rom seit dem Mai bekannt); 2) „La dernière heure du Concile" (angeblich von einem hochgestellten, durch Geist und Kenntnisse ausgezeichneten Mann, einem Mitglied des Concils A. Z. 29. Juli), den schroff-

lateiniſch überſetzt ſehen wollten, um darüber zu urtheilen, der Inhalt war den meiſten Prälaten wohl bekannt und die Aufforderung der Legaten blieb keineswegs ohne Erfolg. Zugleich ward in dieſer 86. Generalcongregation, der letzten welcher die Biſchöfe der Minderheit anwohnten, eröffnet, das Concil werde nach der vierten Sitzung nicht prorogirt, aber den Biſchöfen, die deſſen bedürftig ſeien, Urlaub bis zum 11. November ertheilt.

Nach einem neuen Verſuche, von dem Papſte ſelbſt Aenderungen des von der Glaubensdeputation und der Mehrheit revidirten Schema zu erwirken*), hatten die Biſchöfe der Minderheit beſchloſſen, noch vor der feierlichen Sitzung vom 18. Juli von Rom abzureiſen. Von ihnen gaben die meiſten**) eine Erklärung ab, daß ihre Anſicht noch dieſelbe ſei

---

ſten Gallikanismus in ſeinen Redensarten verhüllend, oder, wie ein franzöſiſcher Prälat ſagte, das letzte Aufflackern des in Haß abſterbenden Gallikanismus bezeichnend. Gegen dieſe Schrift ſchrieben Biſchof Ravinet von Troyes (Lettre de Msgr. l'évêque de Troyes à un de ses amis au sujet de la brochure: La dernière heure du Concile), Biſchof Elloy von Tipaſa in part., Coadjutor des apoſtoliſchen Vikars von Central-Oceanien (Univers und Avenir catholique 30. Juli), Biſchof Parladore von San Marco u. Biſignano (Em. Praesidum S. Vaticani Concilii protestationi adhaesio) und ein Anonymus (Esame critico dell' opuscolo: L'ultima ora del Concilio. Firenze 1870). Die Artikel des „Moniteur universel" vom 14. Februar: La situation des choses à Rome, die Briefe in der Times, im Journal des Debats und in der Augsburger Allgemeinen Zeitung, die ſich alle auf das Haar gleichen, waren die Vorläufer.

*) Hierüber haben die Zeitungsberichte viel Widerſprechendes gebracht (A. Z. 22. 25. 29. Juli). Wenn aber behauptet wurde, daß der Papſt noch am 15. Juli ſagte, er habe das Schema gar nicht geleſen, ſo iſt zu bemerken, daß das von der letzten Redaktion zu verſtehen iſt, über welche die Glaubensdeputation eben an dieſem Tage berieth, um ſie Tags darauf in der Verſammlung vorlegen zu können.

**) Daß der Erzbiſchof von Köln und der Biſchof von Mainz die Er-

n, weil der Redner ſich dagegen erklärte, die vom Epiſcopat
:annte und perſönliche Unfehlbarkeit des Papſtes zu ſank-
tiren, die in der Kirche bis zum 14. Jahrhundert incl.
g und gar unbekannt geweſen und auch vom heiligen
)mas*) nicht gelehrt worden ſei, vielmehr als erſt von
Jeſuiten aufgebracht betrachtet werden müſſe. Der Car-
al und die ihm anhängenden Dominikaner erſchienen im
genſatze zu dem jeſuitiſch geſinnten Ordensgeneral Jandel
erleuchtete Männer. Und doch hatten er und eben dieſe
ſinnungsgenoſſen in einer Adreſſe ihre Freude über das
fallibilitätsſchema, das der uralten Doktrin ihres Ordens
ſpreche, lebhaft zum Ausdrucke gebracht**) und ſich bereit
lärt, „dieſe in der Schrift deutlich geoffenbarte Wahrheit,
i der die Einheit des Glaubens in der ganzen Kirche am
ſten abhängt, nöthigenfalls mit ihrem Blute zu beſiegeln.“
e hatten bisher ſtrenge ſich an dieſe Lehre gehalten, von
ſie wohl wußten, daß nicht bloß die Jeſuiten, ſondern
: anderen Orden ſie vertraten, von denen gerade jetzt
ner neue geſammelte Zeugniſſe erſchienen***), ſie hatten

*) Der Papſt ſolle nach Thomas finaliter entſcheiden, d. h. nachdem die Bezeugung einer Lehre durch alle übrigen Kirchen vorausgegangen, das Reſultat der Abſtimmung proklamiren. Daß das finaliter bei Thomas dieſen Sinn habe, iſt nirgends bewieſen.

**) Es heißt dort: quod doctrinam illam, quam Patres nostri ab initio semper docuerunt, tamquam a Deo revelatam, modo confidimus (quod in totius Ordinis nostri votis erat) de fide divina tandem Deo dante esse definiendam.

***) Von den Kapuzinern ſchrieb nach dem im vorigen Jahrhundert berühmten P. Jeremias a Bennettis der Theolog des Biſchofs von Muro in Sicilien P. Jeſuald de Luca a Bronte: De regno Dei divinaque summi Pontificis potestate (148 S.) und: Pro opportunitate oecumenicae declarationis de Pont. infallibilitate (300 S.) ſowie der General P. Nikolaus a St. Johanne: Quaedam absurda, quae ex opinione errantiae Romani Pontificis necessario exoriuntur (44 S.) Von den Benediktinern ſchrieb Mſgr. Celeſia, Biſchof von Patti: De infallibilitate Romani

zwei Biſchöfe, ein Sicilianer und ein Amerikaner, glaubten vor aller Welt ihr Bekenntniß ablegen, ein non placet nicht ſprechen, ſondern ausrufen*) zu ſollen: Riccio von Cajazzo und Fitz-Gerald von Little Rock, letzterer Irländer von Geburt, ſeit 1866 Biſchof einer nicht ſehr alten, kaum über ſieben Prieſter zählenden Diöceſe, erſterer bei der Minorität ſelbſt als etwas excentriſch bekannt. Aber auch dieſe beiden haben ſich nachher völlig der Entſcheidung unterworfen**). Mit Placet ſtimmten 533 Väter, darunter 42 Cardinäle, 6 Patriarchen, 6 Primaten (worunter die von Salzburg und Gneſen-Poſen), 80 Erzbiſchöfe, 359 Biſchöfe, 40 Ordensgeneräle und Aebte. Kein Belgier, kein Holländer, kein Spanier, Portugieſe und Südamerikaner fehlte bei dieſem Placet; von den Franzoſen, Engländern, Irländern und Nordamerikanern waren die Vertreter des Placet ebenfalls ſehr zahlreich***). Zu dieſen 533 Vätern geſellten ſich nachher noch über 200 Adhäſionsakte von Biſchöfen†), die theils überhaupt am Erſcheinen gehindert, theils kürzere oder längere Zeit vor der Sitzung abgereist waren, ſo daß auch die viel gewünſchte moraliſche Unanimität ſich nachher herausſtellte.

Daß die Verleſung des Dekrets unter Begleitung von Donner und Blitz geſchah, bezogen einige auf die vom Himmel ratificirte Verurtheilung des Gallikanismus, andere fanden darin eine Erinnerung an den Vorgang bei Verkündigung der göttlichen Gebote auf Sinai, wieder andere ſpäter einen Hinweis auf den eben damals auflodernden Krieg zwiſchen den zwei hervorragendſten Nationen††). Der Papſt, nach

*) A. Z. 26. Juli. Vergl. 29. Juli.

**) Unità cattolica 29. Juli.

***) Osservatore cattolico 21. Juli. Monde 25. Juli.

†) Darunter die von Cardinal Mattei, den Erzbiſchöfen von Turin, Salerno, Aix, Algier, Nubis (Tizzani), Melitene (Merode), drei armeniſchen Erzbiſchöfen, vielen franzöſiſchen Biſchöfen, vom Erzbiſchof von Köln, den Biſchöfen von Mainz, Trier u. ſ. f.

††) Als einen Religionskrieg hat ihn die A. Z. vom 27. Juli in dem

menischen Concils ganz dasselbe gefordert werden könnte. Auch die allgemeinen Synoden haben vor ihrer Entscheidung die Tradition zu prüfen, den heiligen Geist anzurufen, alle menschlichen Mittel anzuwenden, ebenso der Papst*). Diese Voraussetzungen einer gewissenhaften Ausübung des höchsten Lehramts können aber nicht als Kriterien einer untrüglichen Lehrentscheidung betrachtet werden, da sie sich der Beurtheilung der Einzelnen entziehen und jedem Opponenten für seinen Widerspruch Raum lassen, wie denn verurtheilte Häretiker stets gegen die kirchlichen Entscheidungen geltend machten, die Sache sei nicht gehörig untersucht, sie selbst seien nicht vollständig gehört worden u. s. w. In diesem Sinne ward auch am 20. Juni Namens der Glaubensdeputation durch den Bischof d'Avanzo von Calvi und Teano geantwortet. Der Papst ließ allerdings den Cardinal zu sich rufen, aber nur um von ihm selbst eine nähere Erläuterung und Präcisirung seiner Anträge zu erhalten. Uebrigens schwand auch bald der Jubel über Guidi's Auftreten im fallibilistischen Lager; „bei ruhigerer Betrachtung" sah man, daß seine Propositionen allzugeringe Bürgschaften für die geforderte Theilnahme des Episcopates am kirchlichen Lehramt und manche neue Schwierigkeiten darbieten würden, weit entfernt, die Tendenzen der Opposition vollständig zu repräsentiren. Wollte doch der erste der von ihm proponirten Canones die Meinung verdammt wissen: daß die vom Nachfolger Petri erlassenen Dekrete, die irgend eine Wahrheit des Glaubens oder der Sitten enthalten und von ihm kraft seiner höchsten apostolischen Autorität der gesammten Kirche pro-

*) Kein Infallibilist hat je gesagt, der Papst habe je ohne irgend eine Mitwirkung der Kirche, ohne Befragung von Consultoren, Prälaten und Cardinälen u. s. f. Dogmen proklamirt oder gebe aus göttlicher Inspiration seine Entscheidung. Richtig ist auch, daß die Infallibilität sich zunächst auf den amtlichen Akt bezieht, nicht auf die Person.

Verhältnisse derart gelagert, daß für eine kühne Opposition der Boden geebnet war. Daß von Seite des Episcopats für die nationalkirchlichen und liberalen Bestrebungen nicht viel zu hoffen ist, zeigen die Jammerberichte über die letzte Fuldaer Bischofsconferenz, aus denen der Schluß gezogen wird, dem Concil gegenüber wirksame Opposition zu machen, bleibe lediglich Sache und Aufgabe der gebildeten Laien, wobei ganz der Nürnberger Theologenconferenz vergessen worden zu seyn scheint. Allein diejenigen Universitätsgelehrten die der freien Wissenschaft sich rühmen, aber in dieser Frage kein selbstständiges Urtheil sich bilden können, sich nur auf die „unparteiischen" Berichte der „Allgemeinen Zeitung" und auf den Vorgang eines sachkundigen aber leidenschaftlichen Führers stützen, würden wohl das größte Bedenken tragen, in Fragen ihres Ressorts mit ähnlicher Leichtgläubigkeit zu verfahren. So treffliche Anatomen, Pathologen, Philologen, Juristen u. s. f. sie auch seyn mögen, aus der Exegese, Kirchengeschichte und Dogmatik, die sie gegen das vatikanische Concil anrufen, würden sie kein Examen bestehen, sie können sich nur auf das Ipse dixit, auf die Autorität einiger liberalen Theologen berufen, deren Motive kaum vollständig mit den ihrigen zusammentreffen dürften. Sie mögen des guten Glaubens seyn, daß es sich hier nur um ein „hohles Götzenbild klerikalen Aberglaubens und Größenwahns" handle; aber hierin eben befinden sie sich in der gröbsten Täuschung. Das vatikanische Concil wird gleich seinen Vorgängern, die oft viel stärkere Widersacher hatten, alle Stürme überdauern; es wird auch denen die nicht sehen, wenn sie überhaupt nicht blind bleiben wollen, noch klar werden, daß die katholische Kirche hier wie immer ihr altes Dogma nicht vernichtet, sondern aufrecht erhalten und weiter ent-

monde), von Bertoni (L'infallibilità del Papa, Dialogo) und unzählige andere haben bis jetzt in Deutschland nur wenig ähnliche zur Seite.

barkeit des Papſtes erhärten *), wurden von vorneherein als „unwiſſenſchaftlich“ perhorrescirt. Am allermeiſten aber goß die liberale Preſſe ihre Zornesſchalen aus über den in der That ebenſo gelehrten als demüthigen Fürſtbiſchof von Brixen, der als Berichterſtatter der Deputation in gediegenem Vortrage die Debatten allſeitig aufhellte, und auf den ihm naheſtehenden Biſchof von Paderborn, deſſen neueſter Hirtenbrief die katholiſchen Leſer der Mühe überhebt, das was er wirklich für die Definition anzuführen vermochte, aus der Unmaſſe von verzerrten Aeußerungen herauszuleſen, die ihm in den Zeitungen zugeſchrieben worden ſind.

Unter den Rednern der Oppoſition ragten hervor: Cardinal Rauſcher, der die bereits durch die von ihm vertheilte Schrift bekannten Argumente gewandt und geiſtreich entwickelte; Biſchof David von St. Brieuc, der zu zeigen ſuchte, frühere Päpſte hätten die gallikaniſche Lehre für zuläſſig erklärt, die von der Ferne her angeſtiftete Auflehnung des franzöſiſchen Klerus gegen ſeine gallikaniſch geſinnten Biſchöfe **) beklagte und von dem neuen Anlauf zur Erhöhung des Papſtthums gewaltige Stürme prophezeite; Erzbiſchof Ginoulhiac von Lyon, der ſich auf die Aeußerungen früherer Päpſte berief, daß ſie nicht Herren des Glaubens, ſondern nur Bewahrer der überlieferten Lehre ſeien ***), und zwar im Verein

*) Ausführlich zeigt das Botalla: The Pope and the Church considered in their mutual relations. London 1870

**) Es bezieht ſich das auf die aus den Diöceſen St. Brieuc, Marſeille, Orleans u. a. an den Papſt ergangenen Adreſſen für die Definition. Bedenkt man die delikate Stellung der franzöſiſchen Geiſtlichen ihren Biſchöfen gegenüber, ſo wird man dieſes Zeugniß um ſo höher anſchlagen, je mehr man auf der anderen Seite es abzuſchwächen geneigt iſt. Auch 839 Prieſter von England und Schottland erbaten in feierlicher Erklärung die Definition. Dieſe 839 können doch wahrlich nicht wegen des von dem bedrängten Papſte zu erwartenden Lohnes ſich zu einem ſolchen Schritte entſchloſſen haben.

***) gerade als ob die Infallibiliſten das nicht auch anerkennten und

XLIV.

Denkmale der Baukunst.

I. Die Kathedrale von Gerona. — Wander-Skizzen der Architekten-Schule zu Stuttgart.

Eine merkwürdige Thatsache ist es, daß die großen Kirchenbauten mit dem Ausklange des Mittelalters meist in's Stocken geriethen; in Frankreich blieben sie im Chor, in Deutschland in der Höhe (Thürme), in Italien mit der Façade stecken. Was Renaissance, Reformation und Revolution verbrochen haben, sucht die neuere Zeit nach Möglichkeit zu sühnen. Daher die jetzt überall florirende Restauration und die löbliche Hast, das Unvollendete fertig zu bringen, gleichsam aufzuräumen mit alter Schuld, als drohe unausbleiblich der Eindruck eines nationalen Unheils. Vor dieser unbewußten Furcht nehmen wir noch einmal alle Kräfte zusammen, um „aere perennius“ ein Denkmal aufzustellen, was wir einst waren und wollten, und daß wir auch die Kerle dazu waren das Gewollte auszuführen. Der Schade dabei ist nur, daß die Dinge immer anders gekommen als wir gedacht und gewollt.

Diese höchst löbliche Thätigkeit hat alle Gebiete der Kunst in Fluß gebracht, Alles wird durchsucht und durchstudiert, zur Vergleichung hereingezogen und gerade dadurch

falſche Vorausſetzungen ſich ſtützte und von dieſen allein ausgehend die Mehrheit aufforderte, Beweiſe für das zu erbringen, was ſie niemals behauptet hatte, wie z. B. dafür, daß die Biſchöfe von der Definition der Dogmen ausgeſchloſſen werden müſſen, daß der Papſt ſtets in der Kirche Alles, und die Biſchöfe nichts geweſen ſind, dagegen abſah von allen Erläuterungen und der concreten Faſſung des vorliegenden Entwurfs. Uebrigens wurden überhaupt bei dieſer Debatte viel weniger Redner der Minderheit (z. B. Verot von Savannah, Loſſanna von Biella) als ſolche der Mehrheit unterbrochen, unter letzteren Patriarch Valerga von Jeruſalem, die Erzbiſchöfe von Sorrent und Smyrna, die Biſchöfe von Ferentino und Quimper.

Am 23. Juni hielt Erzbiſchof Landriot von Rheims einen längeren, auf Vermittlung und beiderſeitige Conceſſionen abzielenden, wohl vorbereiteten Vortrag und erneuerte den von Erzbiſchof Errington von Trebiſonda in part., früheren Coadjutor Wiſeman's, gemachten Vorſchlag, beide Parteien möchten durch einen Ausſchuß die ganze Tradition prüfen, alle Zeugniſſe unterſuchen und das Ergebniß dieſer Conferenzen dem Concil mittheilen laſſen. Aber hatte man nicht längſt die Tradition von St. Irenäus*) an ſorgfältig in Reden und Schriften geprüft? Konnten ſolche Conferenzen, die ſich leicht in hitzige Disputationen umgeſtaltet hätten, ein ſicheres und glückliches Reſultat verſprechen, zumal bevor man über deren Form und Methode, überhaupt über „wiſſenſchaftliche Theologie" ſich geeinigt? Wäre nicht der Schiedsſpruch eines ad hoc gebildeten Ausſchuſſes wieder an die ganze ſo zahlreiche Verſammlung zu bringen geweſen? Be-

*) Die berühmte Stelle dieſes Heiligen hat Biſchof Freppel von Angers ausführlich behandelt (St. Irénée et la primauté du Pape; aus Bd. IV ſeines größeren Werkes beſonders abgedruckt Rom 1870), ebenſo P. Schneemann S. Irenaei de Ecclesiae Romanae principatu testimonium commentatum et defensum. Freiburg. 4.

werden, ließ im 9. Jahrhundert Bischof Petrus Regez, unterstützt von seiner Schwester Donna Ermesindis und deren Gemahl, dem Grafen Ramon Berll III. von Barcelona, einen neuen Bau aufführen, welcher 1038 feierlich eingeweiht wurde. Der Kreuzgang wurde 1117 begonnen, 1331 mit Kapellen und Grabmonumenten ausgestattet.

Doch schon 1292 wurden Sammlungen für einen Neubau eingeleitet. 1312 faßte das Capitel den Beschluß, einen neuen Chor mit neuen Kapellen herzustellen, das 1316 begonnene Werk leitete seit 1320 Enrique von Narbonne, nach seinem Tode Jacobo de Favariis, 1346 vollendete Bartelemäus Argenta. Außerdem waren an der Kathedrale als „Maestros mayores" thätig: von 1346—68 Francisco de Plana (catalanischer Meister), von 1368—97 Comas Pere, von 1397 an St. Juan aus der Picardie.

Im Jahre 1416 entwarf Guillermo Boffiy den kühnen Plan, die dreischiffig angelegte Kirche mit einem Gewölbe zu überspannen. Dieser kühne, fast waghalsige Plan hatte viele Widersacher; die Spannweite des zu construirenden Gewölbes übertraf alles bisher Bekannte. Das Domcapitel hatte Bedenken und beschloß, was im Mittelalter öfter geschah, einen Maurertag zu berufen, auf welchem (1416) zwölf der berühmtesten Architekten aus Spanien und Frankreich zusammentraten, welche, nachdem sie eidlich versichert, nur ihrer innigsten Ueberzeugung gemäß urtheilen zu wollen, das neue Projekt, trotz seiner colossalen Spannweite, für ausführbar, eine dreischiffige Anlage aber für schöner erklärten. Die Seltsamkeit von Boffiy's Einem Schiffe*) wurde

*) Die lichte Spannweite des Schiffes beträgt 73 engl. Fuß; am nächsten kommt ihm in dieser Beziehung unter den Kreuzgewölben dasjenige der Kathedrale von Toulouse mit 63 Fuß engl. — Die von Matth. Berger erbaute Kirche zu Haidhausen bei München (wozu Hr. Pfarrer Walser die nöthigen Mittel im Almosen eingesammelt hat) ist gleichfalls ein einschiffiges Kreuzgewölbe mit einer Spannweite von 60 Fuß bayr.

den Standpunkte der Minorität nicht präjudicirt. Eine Masse falscher Gerüchte ward unter derselben verbreitet, als stünden Zwangsmaßregeln gegen renitente Bischöfe bevor, um dieselbe zu erbittern. Eine am 12. Juli gehaltene Conferenz von nahe an 70 Prälaten entschied gegen den Antrag einiger Bischöfe, es solle geradezu mit Nein gestimmt werden; ein bedingtes Placet würde, meinte man, die Anstrengungen vieler Monate ihrer Frucht berauben und passe besser für Höflinge als für Bischöfe. Wohl schien es Manchem, durch einen solchen Beschluß werde vielen Prälaten ein Parteizwang aufgelegt, der sich ihren eigenen Ansichten gegenüber nicht wohl rechtfertigen lasse, mit gutem Grund habe sich darum der eine oder der andere von den Privatversammlungen der Opposition entfernt; allein Ginoulhiac, Simor, Stroßmayer drangen durch und setzten ihre Ehre darein, daß die Minderheit als compakte Masse sich zeige.

Die vorläufige Abstimmung in der Congregation vom 13. Juli ward in der liberalen Presse wie ein großer Sieg der Opposition verherrlicht. Die Correspondance Havas zählte 450 Infallibilisten, 80 Nichtstimmende, 62—63 bedingt Zustimmende, 80 entschiedene Gegner; ein Telegramm aus Terni von dem Pfeilcorrespondenten der Allg. Zeitung 370 Placetisten, 88 Non-Placetisten, 62 bedingt Zustimmende und 81 die sich der Abstimmung enthielten, und fand durch 231 ganze und halbe Gegner des Schema „die Ehre des Episcopates gerettet“ *). Bald folgten Listen derjenigen Prälaten die mit Non placet und mit Placet juxta modum stimmten**). Daß aber dieser „Sieg“ der Opposition kein glänzender und folgenreicher, und diese nicht allzubeträchtlich war, ließ sich

*) A. Z. Beil. vom 14. Juli u. Hauptbl. vom 15. Juli.

**) Nazione 17. Opinione von Florenz 18. Juli. A. Z. v. 20. Juli LXIV. Br. Hier sind 91, die sich der Stimmabgabe enthielten, 61 Vertreter des bedingten Placet, 88 Non-Placetisten unter 520 anwesenden Vätern gezählt.

leicht ermeſſen. Denn erſtens fanden ſich unter denen die Placet juxta modum ſagten, ſehr viele Infallibiliſten, die eine ſchärfere Formel oder eine andere Redaktion wünſchten; von dem Biſchofe von Moulins ward das zugeſtanden; es war das aber ebenſo gewiß bei dem Biſchofe von Chartres, bei Ullathorne von Birmingham, bei vielen ſpaniſchen und italieniſchen Prälaten *), bei dem Biſchofe von Serena in Chile, bei den Biſchöfen Meurin von Ascalon, Salzano von Tanes **), den Generalen des Dominikaner- und des Ordens des heiligen Camillus von Lellis, und nach der Abſtimmung der feierlichen Sitzung wie nach dieſen Daten iſt es völlig unwahr, daß nur die Hälfte der 62 der Mehrheit zugerechnet werden kann. Zweitens wurden unter den Vätern die ſich, obwohl in Rom anweſend, der Abſtimmung enthielten, d. h. an jenem Tage nicht in der Aula erſchienen, insbeſondere genannt: der Cardinaldekan Mattei, der aber ſchon lange vor dem Concil wegen Altersgebrechlichkeit nirgends mehr öffentlich erſchienen war, der erkrankte Cardinal Orſei, der gleich jenem auch bei der öffentlichen Sitzung fehlte, dann fünf weitere Cardinäle ***), wovon alle mit Ausnahme eines einzigen fünf Tage nachher ihr Placet abgaben; der Erzbiſchof von Utrecht, deſſen infallibiliſtiſche Geſinnung außer allem Zweifel ſtand, ja eine ganze Reihe von Infallibiliſten, die an jenem Tage unwohl oder ſonſt verhindert waren. An eben dieſem Morgen war der Biſchof von Würzburg in der

*) Zu erſteren gehören die Erzbiſchöfe von Granada, Burgos, Manila, die Biſchöfe von Urgel, Zamora, Avila, Avano, Cuenca, zu letzteren die Cardinäle Silveſtri und Treviſanato, die Erzbiſchöfe von Epheſus und Niſibis, die Biſchöfe von Imola, Nola, Nocera, Savona, Todi, Teramo u. A. m.

**) Seine Schrift: Brevi riflessioni sul modo di risolvere e sull' opportunità di definire l'infallibilità del Pontefice sommo. Neapel, Lella, gibt über ſeine Geſinnungen hinlänglichen Aufſchluß.

***) Darunter waren Antonelli und Berardi als Miniſter an jenem Tage verhindert.

Schule. Diese talentvollen jungen Leutchen zogen unter der Leitung ihres Professors W. Bäumer nach Rothenburg an der Tauber. Mit Bieneneifer schwärmten sie durch das alterthümlich malerische Städtchen und trugen die honigsüße Ausbeute mit kräftigen Strichen in ihre Skizzenbücher, aus denen nun eine niedliche Auswahl vorliegt*). Zuerst machten sie sich an das aus dem 15. und 16. Jahrhundert stammende Rathhaus und ruhten nicht bis sie dasselbe mit Ansicht, Grundriß und allem Detail auf 12 Blättern fröhlich conterfeit und „abgerissen", Andere nahmen den Rathhaus-Brunnen in Angriff, oder kletterten an allen Thürmen und Giebeln empor, belagerten die Stadtthore, guckten in Gäßchen, Höfe und Heimlichkeiten und plünderten diese ehedem freie deutsche Reichsstadt, dieses Schatzhaus für alle Maler und Künstler, ohne daß den Einwohnern oder dem guten Städtlein übel dabei geschah. Im Gegentheil: es gelangt nun erst recht zu seinen Ehren und Würden. Mit merkwürdiger Scheu wagte sich keiner der Zeichner in das Innere einer Kirche. Dagegen hat Ernst Förster im zwölften Bande seiner nun abgeschlossenen „Denkmale"**) die St. Jakobskirche mit ihren Skulpturen, ihrem reichen Hochaltar und den von Friedrich Herlen gemalten Bilderschrein ausgebeutet und durch Wort und Bild versinnlicht, so daß Rothenburg jetzt in ganz unvergleichlicher Weise in der deutschen Kunstgeschichte repräsentirt ist.

Diese architektonischen Skizzen zeigen durchweg von

*) K. Polytechnikum zu Stuttgart. Aufnahmen und Skizzen der Architekturschule in Rothenburg a. d. Tauber unter Prof. W. Bäumer. Stuttg. 1869 (Druck u. Verlag v. E. Hochdanz). 31 Blätter Fol.

**) Vergl. Denkmale deutscher Kunst von Einführung des Christenthums bis auf die neueste Zeit, herausg. von Ernst Förster. Leipzig 1855 — 69. 12 Bde. in gr. Fol. mit circa 600 Kupferstichen der besten Werke der Baukunst, Bildnerei und Malerei, ein kostbares Prachtwerk, mit den entsprechenden kunsthistorischen Abhandlungen und Erklärungen.

malerischer Auffassung, die Staffage ist nebenbei mit Vorliebe meist etwas alterthümlich gewählt. Nichts erscheint unbedeutend und das Kleinste bietet durch liebevolles warmes Erfassen ein fesselndes Interesse. Die Blätter sind schön autographirt, nur gibt der braune Sepiaton die Zeichnung etwas stumpf. Die Jünglinge haben ihre Namen beigeschrieben. Einer derselben, Adolf Schill, unternahm eine Wanderfahrt nach Belgien und hat auch einen Theil der fleißig eingeheimsten Lese in gleicher Weise auf 12 Blättern herausgegeben, allerliebste Studien aus Gent, Antwerpen, Ypern, Brügge, Lüttich und Löwen*). Glück auf, du fröhliche Jugend!

XLV.

Aus dem Leben einer protestantischen Reichsstadt im vorigen Jahrhundert.

In neuerer Zeit sind mehrere Specialgeschichten einzelner Städte zu Tage gefördert worden, bei welchen unverkennbar die Tendenz zu Grunde lag, für die socialen und moralischen schlimmen Zustände die katholische Kirche verantwortlich zu machen, und darum wählte man mit Vorliebe solche Residenzen, in welchen katholische Fürsten regierten. Gar leicht konnte sich da die Ansicht bilden, daß die protestantischen Städte vor den katholischen nicht nur durch

*) Architektonische Reiseskizzen aus Belgien, gezeichnet von Adolf Schill. Polytechnikum. Prof. W. Bäumer. Druck und Verlag von E. Hochdanz. Stuttgart 1870. 12 Blätter. Fol.

Reichthum und Bildung, wie gewöhnlich behauptet wird, sondern auch durch größere Sittlichkeit sich auszeichneten. Bloße Läugnung dieser Unwahrheiten würde nichts nützen, wenn man nicht an der Hand der Thatsachen durch aktenmäßige Belege die Lüge zurückweisen könnte. Daß man über die protestantischen Städte des vorigen Jahrhunderts durchaus nicht den Heiligenschein der Tugend und Frömmigkeit werfen kann, dafür hat uns, um nur unter den literarischen Erscheinungen die neueste Schrift anzuführen, Stadtarchivar Kriegk aus Frankfurt in seinem Buche über „Die Brüder Senckenberg“*) treffliche Belege gegeben. Der Verfasser liefert bei Gelegenheit der Lebensbeschreibung des k. k. Hofraths Heinrich Christian Senckenberg und dessen Brüder, des Frankfurter Senators Johann Erasmus und des Arztes Johann Christian, ein überaus reichhaltiges und schätzenswerthes Material über das innere Leben der protestantischen Reichsstadt Frankfurt, und diese Mittheilungen sind für uns noch dadurch interessanter, weil sie von einem entschieden protestantisch gesinnten Verfasser herrühren, demnach von vorneherein jede Anklage der Uebertreibung ausschließen.

„Die Geschichtsbücher der einzelnen Reichsstädte“, sagt der Verfasser, „sprechen freilich von dem Zustande des sittlichen Lebens nur wenig, weil ihren Verfassern fast durchaus nicht, wie den Geschichtschreibern der Monarchien und Höfe, Memoiren zu Gebote standen, die Akten und Urkunden aber hiezu kein genügendes Material liefern. Gerade deßhalb ist es doppelt nöthig Mittheilungen hierüber zu machen, wenn sich in der Geschichte irgend einer Stadt die Gelegenheit hiezu findet. Dieß ist in Betreff Frankfurts der Fall, weil sich von einem der Gebrüder Senckenberg, dem Arzte, ein sehr ausführliches Tagebuch erhalten hat, welches eine

*) Die Brüder Senckenberg. Eine biographische Darstellung. Nebst einem Anhang über Göthe's Jugendzeit in Frankfurt am Main. Von Ch. Kriegk, Stadtarchivar. Frankfurt 1869.

zwei Biſchöfe, ein Sicilianer und ein Amerikaner, glaubten vor aller Welt ihr Bekenntniß ablegen, ein non placet nicht ſprechen, ſondern ausrufen*) zu ſollen: Ricio von Caſazzo und Fitz-Gerald von Little Rock, letzterer Irländer von Geburt, ſeit 1866 Biſchof einer nicht ſehr alten, kaum über ſieben Prieſter zählenden Diöceſe, erſterer bei der Minorität ſelbſt als etwas excentriſch bekannt. Aber auch dieſe beiden haben ſich nachher völlig der Entſcheidung unterworfen**). Mit Placet ſtimmten 533 Väter, darunter 42 Cardinäle, 6 Patriarchen, 6 Primaten (worunter die von Salzburg und Gneſen-Poſen), 80 Erzbiſchöfe, 359 Biſchöfe, 40 Ordensgenerale und Aebte. Kein Belgier, kein Holländer, kein Spanier, Portugieſe und Südamerikaner fehlte bei dieſem Placet; von den Franzoſen, Engländern, Irländern und Nordamerikanern waren die Vertreter des Placet ebenfalls ſehr zahlreich***). Zu dieſen 533 Vätern geſellten ſich nachher noch über 200 Adhäſionsakte von Biſchöfen†), die theils überhaupt am Erſcheinen gehindert, theils kürzere oder längere Zeit vor der Sitzung abgereist waren, ſo daß auch die viel gewünſchte moraliſche Unanimität ſich nachher herausſtellte.

Daß die Verleſung des Dekrets unter Begleitung von Donner und Blitz geſchah, bezogen einige auf die vom Himmel ratificirte Verurtheilung des Gallikanismus, andere fanden darin eine Erinnerung an den Vorgang bei Verkündigung der göttlichen Gebote auf Sinai, wieder andere ſpäter einen Hinweis auf den eben damals auflodernden Krieg zwiſchen den zwei hervorragendſten Nationen††). Der Papſt, nach

*) A. Z. 26. Juli. Vergl. 29. Juli.

**) Unità cattolica 29. Juli.

***) Osservatore cattolico 21. Juli. Monde 25. Juli.

†) Darunter die von Cardinal Mattei, den Erzbiſchöfen von Turin, Salerno, Aix, Algier, Piſidis (Tizzani), Melitene (Merode), drei armeniſchen Erzbiſchöfen, vielen franzöſiſchen Biſchöfen, vom Erzbiſchof von Köln, den Biſchöfen von Mainz, Trier u. ſ. f.

††) Als einen Religionskrieg hat ihn die A. Z. vom 27. Juli in den

Viele Anhänger hatte unter den gebildeten Ständen der Materialismus. Das althergebrachte Bildungselement, die lateinische Sprache, hatte im vorigen Jahrhundert aufgehört, und schon seit Ludwig XIV. war fast ganz Europa auf eine friedliche Weise durch die französische Sprache erobert. Ein großer Theil der wohlhabenden Classe holte sich seine Bildung in Paris, oder lernte in Deutschland französische Literatur und Philosophie kennen, und nahm natürlich auch französische Sitten und Gewohnheiten an. „Talentvolle Geschäftsmänner" begründet Kriegk, „hatten in Paris ihre Schule gemacht, waren Voltairianer geworden, lebten, dachten und handelten ganz wie die Staatsmänner jener Zeit" (S. 45). Der Glaube an Gott war jenen Männern abhanden gekommen, und darum konnte es bei ihnen keine höhere Weltordnung geben. Die Religion hielten sie für eine Erfindung der Priester, welche nur für das geringe Volk noch eine Bedeutung habe, nicht für die Gebildeten. Die Tugend habe in den Augen eines praktischen Menschen schon deßhalb keinen Werth, weil ihr Endziel ein unerreichbares Ideal sei. Recht und Unrecht waren in den Augen des Senators Erasmus Senckenberg und seiner Genossen „nichts Bestimmtes und Feststehendes, sondern hingen, da die Welt aus Betrügern bestehe, von der größeren oder geringeren intellektuellen Befähigung und Gewandtheit der Streitenden ab: wer seine Schelmerei juristisch am besten vertheidigen, die Leute am geschicktesten täuschen könne, der sei im Recht, und dieß zu thun sei nicht allein erlaubt, sondern auch die wahre Weisheit." Die Freuden des Lebens so viel als möglich zu genießen, das hielt man für das Vernünftigste. Das Geld wurde als nothwendiges Mittel der materiellen Genüsse für das werthvollste Gut angesehen, und man darf sich darum nicht wundern, wenn ein Proku-

---

Zur aufgehenden Morgenröthe, gegründet 1807, Zum Adler, gegründet 1732, Karl zum aufgehenden Licht, gegründet 1817, Karl zum Lindenberg.

Verhältniſſe derart gelagert, daß für eine kühne Oppoſition der Boden geebnet war. Daß von Seite des Epiſcopats für die nationalkirchlichen und liberalen Beſtrebungen nicht viel zu hoffen iſt, zeigen die Jammerberichte über die letzte Fuldaer Biſchofsconferenz, aus denen der Schluß gezogen wird, dem Concil gegenüber wirkſame Oppoſition zu machen, bleibe lediglich Sache und Aufgabe der gebildeten Laien, wobei ganz der Nürnberger Theologenconferenz vergeſſen worden zu ſeyn ſcheint. Allein diejenigen Univerſitätsgelehrten die der freien Wiſſenſchaft ſich rühmen, aber in dieſer Frage kein ſelbſtſtändiges Urtheil ſich bilden können, ſich nur auf die „unparteiiſchen“ Berichte der „Allgemeinen Zeitung“ und auf den Vorgang eines ſachkundigen aber leidenſchaftlichen Führers ſtützen, würden wohl das größte Bedenken tragen, in Fragen ihres Reſſorts mit ähnlicher Leichtgläubigkeit zu verfahren. So treffliche Anatomen, Pathologen, Philologen, Juriſten u. ſ. f. ſie auch ſeyn mögen, aus der Exegeſe, Kirchengeſchichte und Dogmatik, die ſie gegen das vatikaniſche Concil anrufen, würden ſie kein Examen beſtehen, ſie können ſich nur auf das Ipse dixit, auf die Autorität einiger liberalen Theologen berufen, deren Motive kaum vollſtändig mit den ihrigen zuſammentreffen dürften. Sie mögen des guten Glaubens ſeyn, daß es ſich hier nur um ein „hohles Götzenbild klerikalen Aberglaubens und Größenwahns“ handle; aber hierin eben befinden ſie ſich in der größten Täuſchung. Das vatikaniſche Concil wird gleich ſeinen Vorgängern, die oft viel ſtärkere Widerſacher hatten, alle Stürme überdauern; es wird auch denen die nicht ſehen, wenn ſie überhaupt nicht blind bleiben wollen, noch klar werden, daß die katholiſche Kirche hier wie immer ihr altes Dogma nicht vernichtet, ſondern aufrecht erhalten und weiter ent-

monde), von Bertoni (L'infallibilità del Papa, Dialogo) und unzählige andere haben bis jetzt in Deutſchland nur wenig ähnlich zur Seite.

vielbesuchte Pietisten-Conventikel." Er verstand es durch äußere Wohlthaten die Leute an sich zu fesseln und hatte dafür die Genugthuung, daß er in der Versammlung allein das Wort führen durfte und deren geistliches Oberhaupt war, während seine Anhänger wie mit Einem Munde seine Worte aufnahmen. In solchen Zusammenkünften kannte man keine andere Tugend als die reine Liebe, die durch äußere Zeichen versinnbildet wurde. „Die Mitglieder geben sich einander die Hände", erzählt der Arzt Senckenberg, der selbst dieser Versammlung beiwohnte, „sie küssen sich, nennen einander Brüder, halten viel auf das Lesen mystischer Bücher, reden leise allerlei, seufzen Ach! und O! weinen u. dgl." (S. 230). Nach kurzer Zeit ihres Bestehens mußten jedoch mehrere Pietisten-Vereine polizeilich wieder aufgehoben werden, denn diese Leute waren nicht so unschuldig als sie sich ausgaben. Die separatistische Gottesverehrung erzeugte Stolz und Selbstüberschätzung, sie führte zur Verachtung des Nebenmenschen und zur Herrschsucht, ja einzelne Mitglieder mißbrauchten die Zusammenkünfte sogar zu Liederlichkeit und Betrügereien. Der ebengenannte Senckenberg sagte von ihnen: „Sie wollen nur herrschen und nicht unterthan seyn, sie sehen in Allem nur auf ihren Vortheil", und in sein Tagebuch verzeichnete er den harten Ausspruch: „Pietisten sind meist Spitzbuben, die sich dafür als Heilige ausgeben; die guten unter ihnen sind recht gut, die bösen aber recht bös." Er wirft ihnen namentlich vor, daß sie meistens ihre Kinder verziehen, und führt dann als Beispiel den Sohn eines Frankfurter Pietisten an, welchen die Eltern das Kind der Verheißung genannt hatten, und der im Mannesalter durch Liederlichkeit unterging. „Wo pietistischer heiliger Unverstand und Eigensinn zusammenkommen, sagt er bei dieser Gelegenheit, kommt leichtlich eine gräuliche Hinterlist und Bosheit heraus. Ein gutes Herz und ein guter Kopf gehören zur Pietät, sonst ist es Wind und eine Grille" (S. 229).

rator am Wetzlarer Reichskammergericht sich nicht scheute öfters auszusprechen: „diejenigen Leute seien die glücklichsten, deren Eltern und Schwiegereltern beim Teufel wären“ (S. 54), denn diejenigen Leute, meinte er, welche beim Teufel wären, hätten im Leben tüchtig gestohlen und also auch ihren Erben viel hinterlassen.

Diese materialistische Ansicht hatte allerdings nur der kleinere Theil der vornehmen Welt; „der größere Theil war scheinbar religiös d. h. kirchlich und äußerlich fromm, dabei aber im Herzen ebenso egoistisch, im Leben ebenso ehrgeizig, herrschsüchtig, habgierig und dem sinnlichen Genusse fröhnend, als jene. Ihnen diente die Kirche als ein Mittel, die größten Gegensätze, nämlich die höchsten Güter und die niedrigsten Leidenschaften, miteinander zu vereinigen, indem sie durch den Besuch des Gottesdienstes und durch Ehrfurcht vor dem Pfarrer sich das Bewußtseyn der scheinbaren Pflichterfüllung gegen Gott und der vermeintlichen Sündenvergebung verschafften, im Handeln und Leben aber dem Götzen des Ehrgeizes, der Herrschsucht und des Genusses dienten“ (S. 46).

Aus diesen „Kirchen- oder Narrenchristen“, wie Senckenberg sie nannte, schieden sich von Zeit zu Zeit in kleinerer Zahl die Pietisten und in noch kleinerer die Inspiraten aus. Während die Inspiraten, welche an die Eingebung und besondere Erleuchtung des heiligen Geistes glaubten, weniger in Frankfurt als zumeist in dem nahegelegenen Isenburgischen Lande ihre Wirksamkeit entfalteten, blühte in der Reichsstadt der Pietismus in hohem Grade, ja von hier aus ist der Name Pietismus entstanden und in Gebrauch gekommen. „Gegen Ende des 17. Jahrhunderts hatte der berühmte Spener, damals Senior d. h. erster Geistlicher der lutherischen Kirche Frankfurts, die besonderen Andachtsversammlungen (Collegia pietatis) veranstaltet, aus welchen der Pietismus hervorging. Dieser tauchte auch später von Zeit zu Zeit daselbst wieder auf. Um das Jahr 1734 z. B. hielt ein gewisser Biber in seinem Hause zum alten Kaiser regelmäßige und

vielbesuchte Pietisten-Conventikel." Er verstand es durch äußere Wohlthaten die Leute an sich zu fesseln und hatte dafür die Genugthuung, daß er in der Versammlung allein das Wort führen durfte und deren geistliches Oberhaupt war, während seine Anhänger wie mit Einem Munde seine Worte aufnahmen. In solchen Zusammenkünften kannte man keine andere Tugend als die reine Liebe, die durch äußere Zeichen versinnbildet wurde. „Die Mitglieder geben sich einander die Hände", erzählt der Arzt Senckenberg, der selbst dieser Versammlung beiwohnte, „sie küssen sich, nennen einander Brüder, halten viel auf das Lesen mystischer Bücher, reden leise allerlei, seufzen Ach! und O! weinen u. dgl." (S. 230). Nach kurzer Zeit ihres Bestehens mußten jedoch mehrere Pietisten-Vereine polizeilich wieder aufgehoben werden, denn diese Leute waren nicht so unschuldig als sie sich ausgaben. Die separatistische Gottesverehrung erzeugte Stolz und Selbstüberschätzung, sie führte zur Verachtung des Nebenmenschen und zur Herrschsucht, ja einzelne Mitglieder mißbrauchten die Zusammenkünfte sogar zu Liederlichkeit und Betrügereien. Der ebengenannte Senckenberg sagte von ihnen: „Sie wollen nur herrschen und nicht unterthan seyn, sie sehen in Allem nur auf ihren Vortheil", und in sein Tagebuch verzeichnete er den harten Ausspruch: „Pietisten sind meist Spitzbuben, die sich dafür als Heilige ausgeben; die guten unter ihnen sind recht gut, die bösen aber recht bös." Er wirft ihnen namentlich vor, daß sie meistens ihre Kinder verziehen, und führt dann als Beispiel den Sohn eines Frankfurter Pietisten an, welchen die Eltern das Kind der Verheißung genannt hatten, und der im Mannesalter durch Liederlichkeit unterging. „Wo pietistischer heiliger Unverstand und Eigensinn zusammenkommen, sagt er bei dieser Gelegenheit, kommt leichtlich eine gräuliche Hinterlist und Bosheit heraus. Ein gutes Herz und ein guter Kopf gehören zur Pietät, sonst ist es Wind und eine Grille" (S. 229).

worden, ließ im 9. Jahrhundert Bischof Pedro Roger, unterstützt von seiner Schwester Donna Ermesindis und deren Gemahl, dem Grafen Ramon Borell III. von Barcelona, einen neuen Bau aufführen, welcher 1038 feierlich eingeweiht wurde. Der Kreuzgang wurde 1117 begonnen, 1331 mit Kapellen und Grabmonumenten ausgestattet.

Doch schon 1292 wurden Sammlungen für einen Neubau eingeleitet. 1312 faßte das Capitel den Beschluß, einen neuen Chor mit neuen Kapellen herzustellen, das 1316 begonnene Werk leitete seit 1320 Enrique von Narbonne, nach seinem Tode Jacobo de Favariis, 1346 vollendete Bartolomäus Argenta. Außerdem waren an der Kathedrale als „Maestros mayores" thätig: von 1346—68 Francisco de Plana (catalanischer Meister), von 1368—97 Comas Peres, von 1397 an St. Juan aus der Picardie.

Im Jahre 1416 entwarf Guillermo Boffiy den kühnen Plan, die dreischiffig angelegte Kirche mit einem Gewölbe zu überspannen. Dieser kühne, fast waghalsige Plan hatte viele Widersacher; die Spannweite des zu construirenden Gewölbes übertraf alles bisher Bekannte. Das Domcapitel hatte Bedenken und beschloß, was im Mittelalter öfter geschah, einen Maurertag zu berufen, auf welchem (1416) zwölf der berühmtesten Architekten aus Spanien und Frankreich zusammentraten, welche, nachdem sie eidlich versichert, nur ihrer innigsten Ueberzeugung gemäß urtheilen zu wollen, das neue Projekt, trotz seiner colossalen Spannweite, für ausführbar, eine dreischiffige Anlage aber für schöner erklärten. Die Seltsamkeit von Boffiy's Einem Schiffe*) wurde

*) Die lichte Spannweite des Schiffes beträgt 73 engl. Fuß; am nächsten kommt ihm in dieser Beziehung unter den Kreuzgewölben dasjenige der Kathedrale von Toulouse mit 63 Fuß engl. — Die von Matth. Berger erbaute Kirche zu Haidhausen bei München (wozu Hr. Pfarrer Walser die nöthigen Mittel im Almosen eingesammelt hat) ist gleichfalls ein einschiffiges Kreuzgewölbe mit einer Spannweite von 60 Fuß bayr.

ausgeführt; dieses hat seine Haltbarkeit vortrefflich bewährt, namentlich während der französischen Belagerung von 1809, wo die Kathedrale einem großen Theil der Bevölkerung Schutz gegen feindliche Kugeln bot.

In der weiteren Baugeschichte begegnen wir noch den Baumeistern Bantier Rollinus und Cipres Pedro; als Meister des unfertigen Apostelthores (1458) werden genannt Cervio Berenguer und Antonio Clapos (letzterer ist auch der Meister des schönen Schlußsteines im Brunnenhaus der Kathedrale von Barcellona). Eine große Freitreppe im Renaissancestyle kam mit dem Ende des 17. Jahrhunderts dazu.

So liegen hier allerlei Zeiten übereinander geschichtet; vom alten Bau des Bischof Roger ist nichts erhalten; der Kreuzgang ist im romanischen Rundbogen gewölbt; der schön gegliederte schlanke Chor ist aus der besten Zeit der Gothik, dem Anfang des 14. Jahrhunderts; mit dem Schiff macht die späte Gothik des 15. Jahrhunderts ihr letztes Kunststück. Der Eindruck, den das Innere auf den Beschauer macht, grenzt an's Märchenhafte. Das Schiff bildet mit seiner colossalen weiten Halle gegen die langgestreckten Proportionen des Presbyteriums einen imposanten Contrast. Da durch die Einziehung der mächtigen Strebepfeiler in das Innere ein reicher Kapellenkranz im Mauerwerk entstand, so ist eine vielfache Abwechslung und ein freier malerischer Effekt erreicht, der von Schritt zu Schritt überrascht.

Besonderes Interesse verdient der Hochaltar, er besteht aus einem weißen Stück Marmor, dessen vier Seiten ehedem mit großem Reichthum von Gold- und Silberwerk ausgestattet und mit Edelsteinen übersäet waren. Ein Theil dieses Schmuckes mußte veräußert und eingeschmolzen werden, um die 1809 auferlegte fast unerschwingliche französische Kriegssteuer zu decken. Den freistehenden Altartisch überspannt ein prachtvoller, auf vier Säulen ruhender Baldachin (Ciborium). Hinter der Mensa, durch einen 18 zölligen Gang getrennt, erhebt sich die Retabelwand, dahinter ist der marmorne

Bischofsitz aufgestellt, zu welchem zwei über Bogen gelegte Treppen führen.

Die Retabelwand aber ist ein unvergleichliches Kunstwerk mittelalterlicher Silbertechnik. Dazu hatte schon 1038 die obengenannte Gräfin Ermesindis 300 Unzen Gold bestimmt; andere Stiftungen kamen nach. Wir sehen eine ganze Reihenfolge von Darstellungen aus dem Leben Christi, die Tafeln alle aus Silber getrieben! Die ältesten (unteren) Reihen machte Meister Peter Bene und Bartolome; jedes Bild ist von dem nächsten durch Fialen getrennt und von Wimpergen überspannt. Weitere Zuthaten erwuchsen dem Werk 1320 — 46 und noch im 16. Jahrhundert wurde daran gebessert und verschönert. Trotzdem hat das Ganze einen einheitlichen Charakter, welcher trotz der später hinzugefügten Reliquienkästchen und der in kostbare Kreuze*) auslaufenden Fialen nicht beeinträchtigt wird. Email, Vergoldung, der reiche Besatz von prächtigen Steinen, Juwelen und Perlen — alles das klingt zu einer verstrickenden, alle Sinne überraschenden Wirkung zusammen.

Wir verzichten ungerne auf einen weiteren Umgang durch die Kapellen der Kirche und ihre Schatzkammern, ebenso auf die interessanten Details aus den anderen Kirchen und Profanbauten Gerona's. Die drei lithographischen Tafeln und die Holzschnitte zeigen von großer Treue, sind aber mit einer den Architekten eigenen steifen Lehrmethode, voll rationeller Nüchternheit wiedergegeben.

Daß man solche Dinge bei aller Treue und Gewissenhaftigkeit doch frei und ohne kleinliche Pedanterie darstellen kann, zeigen die flotten Skizzen der Stuttgarter Architektur-

*) Das eine dieser Kreuze (welche übrigens herausgenommen und bei Prozessionen an ihren langen Tragstangen mitgeführt werden) ist wahrscheinlich älter als der Altar selbst; unter den vielen Edelsteinen befinden sich mehrere römische Cameen und zwei Steine mit arabischen Siegelringen.

Schule. Diese talentvollen jungen Leutchen zogen unter der Leitung ihres Professors W. Bäumer nach Rothenburg an der Tauber. Mit Bieneneifer schwärmten sie durch das alterthümlich malerische Städtchen und trugen die honigsüße Ausbeute mit kräftigen Strichen in ihre Skizzenbücher, aus denen nun eine niedliche Auswahl vorliegt*). Zuerst machten sie sich an das aus dem 15. und 16. Jahrhundert stammende Rathhaus und ruhten nicht bis sie dasselbe mit Ansicht, Grundriß und allem Detail auf 12 Blättern fröhlich conterfeit und „abgerissen", Andere nahmen den Rathhaus-Brunnen in Angriff, oder kletterten an allen Thürmen und Giebeln empor, belagerten die Stadtthore, guckten in Gäßchen, Höfe und Heimlichkeiten und plünderten diese ehedem freie deutsche Reichsstadt, dieses Schatzhaus für alle Maler und Künstler, ohne daß den Einwohnern oder dem guten Städtlein übel dabei geschah. Im Gegentheil: es gelangt nun erst recht zu seinen Ehren und Würden. Mit merkwürdiger Scheu wagte sich keiner der Zeichner in das Innere einer Kirche. Dagegen hat Ernst Förster im zwölften Bande seiner nun abgeschlossenen „Denkmale"**) die St. Jakobskirche mit ihren Sculpturen, ihrem reichen Hochaltar und den von Friedrich Herlen gemalten Bilderschrein ausgebeutet und durch Wort und Bild versinnlicht, so daß Rothenburg jetzt in ganz unvergleichlicher Weise in der deutschen Kunstgeschichte repräsentirt ist.

Diese architektonischen Skizzen zeigen durchweg von

*) K. Polytechnikum zu Stuttgart. Aufnahmen und Skizzen der Architekturschule in Rothenburg a. d. Tauber unter Prof. W. Bäumer. Stuttg. 1869 (Druck u. Verlag v. E. Hochdanz). 31 Blätter Fol.

**) Vergl. Denkmale deutscher Kunst von Einführung des Christenthums bis auf die neueste Zeit, herausg. von Ernst Förster. Leipzig 1855 — 69. 12 Bde. in gr. Fol. mit circa 600 Kupferstichen der besten Werke der Baukunst, Bildnerei und Malerei, ein kostbares Prachtwerk, mit den entsprechenden kunsthistorischen Abhandlungen und Erklärungen.

verbietet uns die geschlechtlichen Ausschweifungen, die ihm nach der Meinung seines ältern Bruders von seinem Vater her angeboren gewesen seien, hier im Zusammenhange, wie sie bei Kriegk sich dargestellt finden, anzuführen, wir erwähnen nur, daß diejenigen die ihn kannten, es unbegreiflich fanden, daß sein Körper die zahllosen Excesse auszuhalten vermochte. Was aber uns jetzt unbegreiflich ist, ist dieß, daß man einen solchen Mann, dessen schlechter Lebenswandel in der ganzen Welt bekannt war, in den Senat wählen konnte. Das ist gewiß eine der gegründetsten Anklagen gegen das tief gesunkene sittliche Bewußtseyn der Stadtbewohner. Das Haupt der Patricier Fr. Maximilian Lersner, der die Wahl betrieb und durchsetzte, konnte keine andere Absicht haben, als seinen Grundsatz in Anwendung zu bringen, „daß man Spitzbuben mit Spitzbuben fangen müsse." Noch mehr muß man sich wundern, daß dieser Mann, der „als Senator sich nicht scheute öffentlich mit sittenlosen Dirnen zu verkehren" (S. 83), der in einem Processe mit seiner Magd Agricola*) durch eine juristische Entscheidung der Universität Altdorf der Urkundenfälschung und der Nothzucht für schuldig erkannt war, nach diesem von Seite des Rathes unangefochtenen Urtheilsspruch noch über eilf Jahre lang im Senate blieb, ja, daß er nahe daran war trotz alledem Bürgermeister zu werden — es fehlte ihm bei der Wahl nur eine einzige Stimme! Erst dann als eine Anzahl Frankfurter Bürger drohend auftrat, schritt der Senat gegen sein Mitglied ein, verhängte dessen Gefangensetzung, aber mit

*) Agricola, eine protestantische Pfarrerstochter, war von Senckenberg gewaltsamer Weise um ihre Ehre gebracht worden. Als sie Alimentation verlangte und dieß ihr vom Senator widerrechtlich verweigert wurde, „stand sie an vielen Tagen vor der Amtsstube der Schöffen, klagte schreiend, drohte mit dem Gerichte Gottes und packte jeden herauskommenden Schöffen an, so daß manchmal, um ihr nicht zu begegnen, der eine hier, der andere dort sich hinausstahl" (S. 105).

Beibehaltung des vollen Gehaltes! Die ihm überreichte peinliche Anklageschrift, die mit Beilagen vier Foliobände ausfüllte, beschuldigte ihn nicht weniger als 13 der gemeinsten Verbrechen (und diese waren großentheils erwiesen!), darunter Nothzucht, Prävarikation (d. h. Bedienung zweier miteinander streitenden Parteien als Advokat), Verläumdung im höchsten Grad, Diebstahl, Veruntreuung öffentlicher Gelder u. s. w., Verbrechen die nicht etwa erst im letzten Jahre seiner Amtsthätigkeit, sondern schon lange vor seiner Absetzung bekannt waren.

Nur daraus können wir uns die bisherigen Mittheilungen erklären, daß Senckenberg's Betragen in der höhern Frankfurter Gesellschaft keineswegs vereinzelt dastand, indem „Männer und selbst Frauen der ersten Classe ihrer Lust den Zügel schießen ließen" (S. 83). „Schmausereien, starkes Trinken, Spielen und noch schlimmere Ausschweifungen untergruben den Gesundheitszustand wie den Reichthum mancher Familie." Dabei herrschte ein sich überbietender Prunk in Kleidern, Hauseinrichtungen und Lebensweise. Wie weit dieß alles ging, mögen einige Beispiele zeigen; denn von manchen Verirrungen läßt sich nicht ausführlich reden, weil dieß zu tief in den Schmutz der Gemeinheit führen würde. Hätte der Verfasser nicht in Betreff einer von uns kaum hundert Jahre entfernten Zeit das Gefühl der Nachkommen schonen müssen, so hätte, wie er auf Grund archivalischer Quellen mittheilt, die Namen von „wenigstens vier Patricier-Familien anführen können, in welchen damals je ein Glied durch Ausschweifungen den Verstand verloren hatte; Verführungen nicht nur von Mädchen der dienenden Classe, sondern auch von Töchtern vornehmer Familien waren ebenso häufig wie Ehebruch. Entführungen gehörten ebenfalls nicht zu den seltenen Vorkommenheiten. Das bekannteste Beispiel, das schon Göthe besprochen hat, ist die Entführung der Tochter des Hofraths von Reineck durch den Hauptmann Klenk" (S. 48). Sogar aus der Reihe der Rathsmitglieder

konnte der Arzt Senckenberg eine nicht unbedeutende Zahl anführen, deren liederlicher Lebenswandel stadtkundig gewesen sei, und da in Folge davon mehrere derselben in Irrsinn verfielen, so meinte er, „man solle für diese Herrn eine besondere Irrenanstalt mit dem Namen des edlen Tollhauses errichten“ (S. 286). „Diese Herrn und ihre Standesgenossen blieben ungestraft, während ihre Collegen und sogar sie selbst als Mitglieder des Consistoriums scharf hinter den Ausschweifungen der geringen Leute her waren. In den Akten dieser Behörde, welche die Aufsicht über die Sitten zu führen hatte und darüber mehr Protokolle abfassen ließ als über irgend eine andere Seite ihrer Amtsthätigkeit, kommt im ganzen vorigen Jahrhundert fast kein einziger Patricier oder reicher Kaufmann als vorgeladen vor, und auch bei den wenigen welche vorkommen, hat dieß seinen Grund lediglich darin, daß es in Folge einer Privatklage geschah“ (S. 49).

Die Patricier waren der Mehrzahl nach in demselben Streben nach Sinnenlust und prunkendem Schein befangen, wie ein großer Theil der vornehmen Bürgerschaft; „sie jagten wie dieser nach Geldbesitz und als dem Mittel zu beidem, ließen sich um dessen willen in ihren amtlichen Stellungen bestechen und mißbrauchten die ihnen als Regenten zugänglichen städtischen Gelder für ihre Privatbedürfnisse“ (S. 53). Dabei verfuhren sie nicht nur willkürlich und despotisch gegen ihre Mitbürger, welche sie nicht als solche sondern als Unterthanen ansahen, sie machten sich auch ihre Amtsgeschäfte möglichst bequem. „Deßwegen lagen die letzteren meistens in den Händen der Aktuare und Schreiber, welche in ihnen erfahren und bewandert waren. Diese hatten das Regiment auf den einzelnen Aemtern, und ein geringer Bürgersmann sagte mit Bezug darauf 1750, er habe nicht gern im Römer zu thun, weil zuviel Federvieh in demselben sei“ (S. 53). Der größte Theil der Patricier im Rathe mußte die Geschäfte Andern überlassen, da dieselben aus Bequemlichkeit und Trägheit sich die für diese Aemter nöthigen

Kenntniſſe nicht angeeignet hatten. „Die Zeiten waren vorüber, in welchen Patricier, wie Johann und Raimund Pius Fichard und Heinrich Kellner, als Rechtsgelehrte und Geſchichtskundige glänzten, und kehrten erſt am Ende des Jahrhunderts zurück. Der Sinn war auf ganz andere Dinge gerichtet, und da zuletzt vierzehn Limburger und ſechs Frauenſteiner (ſo nannten ſich dieſe Patricier nach ihrem Geſellſchaftslokale) geradezu ein Erbrecht auf Senatorenſtellen beſaßen, ſo hielten viele Patricier auch aus dieſem Grunde wiſſenſchaftliche Bildung nicht für nöthig. Ein damaliger Gymnaſiallehrer pflegte deßhalb zu patriciſchen Schülern höhnend zu ſagen, ſie brauchten nichts zu lernen, da ſie ja doch Rathsherrn würden“ (S. 54), und der Arzt Senckenberg nannte die beiden Geſellſchaften „die Eſels-Seminare des Raths“. Erasmus Senckenberg kannte gar gut die geringen Fähigkeiten ſeiner Collegen und deßhalb zeigte er gegen dieſelben nicht nur ſeine Verachtung, ſondern ſchrieb auch gegen ſie die empörendſten Schmähliſelle*), in welchen neben der Verläumdung oft viel Wahrheit enthalten war, ſo daß ſich einmal zwei Rathsherrn ſo betroffen fühlten, daß ſie ſich im Römer lange Zeit nicht mehr ſehen laſſen konnten. Gegen die oftmaligen Schmähſchriften trat zwar der Rath mit Verweis auf, einigemale auch mit Geldſtrafen,

*) So findet ſich in ſeinen Papieren folgendes Gedicht:

Herr Fleiſch und Bein will Rathsherr werden,
Will auch zugleich in's Narrenhaus.
Es iſt zwar keins auf unſer Erden
Jedoch der Römer ſieht ſo aus....
Die Alten ſind Kinder,
Die Jungen ſind Rinder,
Die Limburger ſind leere Köpfe,
Die Frauenſteiner arme Tröpfe,
Die Syndici ſind ohne Verſtand:
So wird regiert unſer Vaterland (S. 80).

die Senckenberg jedoch niemals zahlte, und damit hatte es stets sein Bewenden. Der schlaue Senator war nämlich dadurch, daß ihm einmal die Limburger ihr Gesellschaftsarchiv geöffnet hatten, in die Geheimnisse der Patricier eingeweiht und durch die aus demselben gemachten Auszüge hatte er sich eine förmliche Rüstkammer angelegt, aus welcher er die Waffen gegen seine Gegner holen konnte. Weil man fürchtete, Senckenberg könnte in Wien, wo sein Bruder Hofrath war, von dem was Geheimniß bleiben sollte, Anzeige machen, darum schonte man denselben so lange es möglich war.

Wie über alle Maßen tief gesunken die inneren Zustände Frankfurts waren, wollen wir noch aus einem einzigen Beispiel zeigen, aus welchem sich zugleich ergibt, daß unter den regierenden Herrn auch alles Nationalgefühl völlig verschwunden war. Wir sprechen hier von dem furchtbaren Verrath, durch den im Jahre 1759 nicht weniger als acht Senatoren die Stadt in die Hände der Feinde lieferten. Während ein Bürger-Capitän auf das Ansuchen, ein französisches Corps als Besatzung in die Stadt zu legen, im Namen aller Bürger erklärte: „die Franzosen dürften nicht in die Stadt eingelassen werden, er lege für die Freiheit der Stadt den Kopf daneben" (S. 128), ließen die Väter der Stadt, unbekümmert um deren Wohl, mit dem Feinde sich in geheime Pläne ein und wußten es dahin zu bringen, daß die Franzosen einen Tag nach Neujahrsnacht 1759, wo ein großer Theil der Bewohner betrunken war, sich mit leichter Mühe nach Entwaffnung der Frankfurter Soldaten der Stadt bemächtigten. Aus Rücksicht auf mehrere noch jetzt lebende Anverwandten derselben nennt der Verfasser nicht alle Verräther beim Namen, aber „einer von ihnen", sagt er, „darf nicht ungenannt bleiben, weil sein Name in die Geschichte der Literatur verwebt ist und jede nähere Auskunft über ihn ein allgemeines Interesse erweckt. Es ist Göthe's Großvater, der Stadtschultheiß Textor." Textor war sogar derjenige welcher mit dem Bürgermeister v. Stallburg die eigentlichen Fäden des Ver-

rathes spann*). „Die Bürger", schreibt der Arzt Senckenberg, „reden gegen diese Spitzbuben öffentlich, reden vom Halsbrechen" u. s. w. Und ein Handwerksmann sagte zu einer vornehmen Dame: „Die Leute seien allgemach entsetzlich schwierig über die, so die Franzosen hereingehen gemacht und sich bestechen lassen, ihre freie Bürgerschaft verrathen und verkauft haben, auf der Brücke sollen ihre Köpfe neben Fettmilch (worüber Göthe im vierten Buche von Wahrheit und Dichtung spricht) stecken" u. s. w. (S. 136). „Fast frevelhaft zu nennen ist, daß bei dieser erbitterten Stimmung einer der Senatoren einem Bürger, der sich über die Franzosen beschwerte, geantwortet haben soll, die grenadiers de France können euch Bürger zahm machen." Zwischen Göthe's Vater und dessen Schwiegervater Textor kamen damals die heftigsten Scenen vor. Einmal sagte Ersterer bei einer Kindtaufe in Textor's Gegenwart: „Er verfluche das Geld, so Textor, die Stadt den Franzosen zu verrathen, genommen habe, wolle nichts davon und verfluche die, so sie hereingelassen" (S. 136). Textor warf ein Messer nach ihm, Göthe zog den Degen. Pastor Starck wurde über diese Begebenheit damals aus Schrecken krank.

Es ist einleuchtend, daß die Mitglieder des Rathes, die bei der Bürgerschaft ohnehin nicht in hohem Ansehen standen, auf jenen Verrath hin allgemeine Verachtung sich zuziehen mußten, und gewiß hatte der größte Theil der Bürger die nämliche Ansicht wie der Arzt Senckenberg. Als der Rath denselben zum Mitglied wählen wollte, wies er den Antrag zurück mit den Worten des Patriarchen Jakob: „Meine Seele komme nicht in ihren Rath", und mit dem Verse des Psalmisten: „Wohl dem, der nicht wandelt im Rathe der Gottlosen" (S. 158). Auch Johann Sebastian von Ochsenstein verbat seine Erwählung in dieses Collegium, indem er dem Bürgermeister schrieb, er wolle nicht „neben Männern

*) S. Kölnische Volkszeitung 1869. Beil. Nr. 338 und 339.

sitzen, welche mit Eiden spielten wie die Buben mit den Klickern" (S. 352).

Das ganze so sorgsam nach archivalischen Forschungen ausgearbeitete Buch des Herrn Kriegk würde ein in jeder Beziehung düsteres Bild von den Frankfurter Zuständen des vorigen Jahrhunderts machen, wenn es nicht aus dem Leben des oft genannten Arztes Senckenberg manche Züge mittheilte, die eines edlen Mannes und eines patriotisch gesinnten deutschen Bürgers durchaus würdig sind. Er war, wie ihn Kriegk uns schildert, trotz aller seiner Sonderbarkeit eine wirklich erfreuliche Erscheinung, durch und durch rechtlich gesinnt, ein würdiger Repräsentant des deutschen Bürgerthums. In Wahrheit konnte er von sich sagen:

„Ehrlich von Geblüt,
Aufrichtig von Gemüth
Und im Herzen treu,
Das ist mein' Liberey".

„Ich agire nicht", war sein Grundsatz, „nach dem übermüthigen Genius des Jahrhunderts, der sich größer macht als er ist, sondern mache mich kleiner, ich handele nicht nach der neuen Windmacherei und Betrug und Irreligion, sondern mit Treue und halte mein Wort. Das belohnt Gott mit Succeß; Gott ist der Lohn der Frommen". „Gott ist der Eigenthümer von allem was wir besitzen, und wir haben nur die zeitliche Verwaltung. Uns genügt diese gut geführt zu haben; Gott aber wird über das uns Geliehene nach seiner Weisheit verfügen; er wird es, je nachdem er es gut findet, vermehren oder verringern oder ganz zu Grunde gehen lassen. Mögen auch eigennützige und ungerechte Menschen eine Stiftung zu mißbrauchen suchen, Gott vermag das was er aufrecht erhalten haben will, in allen Fällen zu schützen, weil er Wege hat, die im Verborgenen zu seinem Endzweck mit Gewißheit führen". In jener genußsüchtigen Zeit steht er als Muster einer einfachen Lebensweise da und von seiner Uneigennützigkeit zieht heute noch Frankfurt den

größten Vortheil. Er hatte nämlich, wie schon Göthe in Wahrheit und Dichtung rühmend hervorhebt, seine Wohnung mit Hof, Garten und allem Zubehör zu einer medicinischen Stiftung gewidmet und neben der Anlage eines bloß für Frankfurter Bürger bestimmten Hospitals ein chemisches Laboratorium, eine Bibliothek und eine Wohnung für den Direktor auf eine Weise eingerichtet, daß sich deren keine Akademie hätte schämen dürfen, und ihm hat es vielleicht Frankfurt zu verdanken, daß durch sein Beispiel später ein anderer Frankfurter Bürger zur Nachfolge angeeifert wurde und das nach ihm benannte berühmte „Städelsche Institut" gründete. Der Senator Senckenberg ist längst aus dem Andenken der Bürgerschaft verschwunden, doch die Erinnerung an den Arzt ist geblieben: er hat sich selbst ein Monument gesetzt, das so lange dauern wird als die Stadt besteht. Ebenso hat sich der k. k. Hofrath Senckenberg durch seine Leistungen auf dem Gebiete der Rechtswissenschaft und Geschichte unter den Gelehrten einen bleibenden Namen verschafft, und auf ihn läßt sich das Wort seines Landsmannes, des Geschichtschreibers Daniel von Olenschlager, anwenden: „Frankfurt hat alle Ursache auf diesen Mann stolz zu seyn."

Eichstätt.

A. S.

XLVI.

Ein Roman aus der Gesellschaft.

Verschiedene Wege und Ein Ziel. Roman aus der Gesellschaft, von Olga Freifrau von Leonrod, geb. von Schäzler. Köln, Bachem 1870. 2 Bde.

Wenn der Titel eines Buches, wie die Façade eines Hauses, aus dem richtigen Organismus des ganzen Baues sich entwickeln muß, so ist derselbe sehr glücklich gewählt. Ohne vielen Schmuck und Zierrath, im schlichten Gang einer anregenden Erzählung führt uns die Frau Verfasserin, welche sich durch die gelungene Uebersetzung von Lady Fullerton's „Unglaublich und doch wahr" einen geachteten Namen gemacht hat, in die höhere „Gesellschaft", aus welcher sie einige Familien mit deren ganzer Geschichte und ihren fügungsreichen Schicksalen herausgehoben hat. Die von der Frau Verfasserin erfundenen Ereignisse sind jedoch so wahr und aus dem Leben gegriffen, die Typen so sicher gezeichnet, daß man sich unwillkürlich versucht fühlt nach den Originalen, welche dazu porträtweise gesessen haben mögen, umzuschauen. Es ist die innere Geschichte verschiedener Menschen und Liebespaare, die auf verschiedenen Wegen zu dem einen höheren Ziele den Weg suchen und finden. Dabei ist es ein schöner überraschender Zug, daß der Treubruch des Vaters durch die reine Liebe seines Sohnes gesühnt wird und daß selbst der Untergang der stolzen Bankier-Familie — welche in dem Hause Goldhelm des Redwitz'schen „Hermann Stark" ein Vorbild zu haben scheint — durch die aufopfernde Hingabe einer ächt christlichen Frauenseele aus anfänglich hart klingenden Dissonanzen in eine sanft und tröst-

Namen im Publikum gemacht. Im Sommer 1747 betrank er ſich in der goldenen Gans (auf der Zeil) ſo ſehr, daß eine Dienſtmagd des Hauſes ausrief: Was iſt das für ein Schwein! Er ward darüber wüthend und wollte dieſe Perſon ſchlagen, der Wirth aber ſprang dazwiſchen, gab der Magd Recht, verlachte ihn, als er vom Soldaten-Holen redete, und trieb ihn aus dem Hauſe. . . . Im Ritter begegnete es ihm einſt, daß er betrunken bis drei Uhr Morgens da lag, und aß die Taxiſchen Lakaien und Läufer, nachdem ſie ihm eine ihrer Mützen aufgeſetzt hatten, um ihn herumtanzten. Ebenaſelbſt wurde er einmal wegen ſeiner Tollheiten im betrunkenen Zuſtand vom Hausknecht zur Thür hinausgeſchleppt; er lief auf die Hauptwache um Soldaten zu holen; als man dieſe ihm nicht gab, kehrte er nach dem Ritter zurück und warf die Fenſter deſſelben ein. . . In der Oſtermeſſe 1750 betrank er ſich an der Tafel des römiſchen Kaiſers, beſtieg dann im Hofe ein Pferd, ritt in die Gaſtſtube vor die Tafel und agirte einen Marktſchreier; die anweſenden Fremden äußerten damals ihr Erſtaunen, daß dieſer Mann ein Frankfurter Senator ſei" (S. 82). Wir wollen dieſe Exceſſe, deren Kriegk noch eine Menge anführt, nicht weiter verzeichnen, ſondern bemerken nur, daß der Senator ſein ganzes Leben lang ſich nicht gebeſſert hat, daß er ſogar in ſeiner Gefangenſchaft dieſe Gewohnheit nicht aufgab. „Noch im J. 1790, als er bereits 73 Jahre alt war und 21 Jahre geſeſſen hatte, fand der wachthabende Officier ihn eines Abends betrunken und ſein Bett brennend: Senckenberg hatte dieſes im Rauſch unverſehens angezündet und fiel in Gegenwart des Officiers auf den Boden."

Es iſt eine erfahrungsmäßige Wahrheit, daß in der Regel ein Laſter nicht auf ſich allein beſchränkt bleibt, ſondern daß es die Wurzel anderer Schlechtigkeiten wird. Wer der Trunkſucht ergeben iſt, fröhnt gewöhnlich auch dem Laſter der Unreinigkeit. Bei Erasmus Senckenberg findet ſich dieß in ſchaudererregender Weiſe beſtätigt. Das Anſtandsgefühl

Behufe der Herstellung dieses deutschen Reichs muß der Nordbund über das ganze außerösterreichische Deutschland ausgedehnt werden. Nicht ohne Grund, und namentlich vom liberal-preußischen Standpunkte aus ganz richtig, wird die „Ueberbrückung des Mains" sogar für noch wichtiger erklärt als die Erweiterung der deutschen Grenzen auf Kosten Frankreichs. Denn es handelt sich ja in der That nicht um die Wiederherstellung des alten deutschen Reichs, sondern um die Gründung eines neuen nach den Ideen des modernen Staats.

In dem Wunsch und Willen nach beiden Richtungen hin geht der Liberalismus und die sogenannte conservative Partei in Preußen, welcher von den Liberalen dereinst der Spitzname „Junkerpartei" aufgebracht worden ist, vollständig Hand in Hand. In der Frage über das „Wie" aber besteht augenscheinlich nicht die gleiche Unanimität. Der Unterschied dürfte sich kurz und ziemlich prägnant angeben lassen. Der Liberalismus will, nachdem es ihm seit Jahren gelungen war die fast unbeschränkte Herrschaft in den süddeutschen Staaten an sich zu reißen, einen derartigen Anschluß an Preußen, welcher ihm nicht den Verlust seiner Errungenschaften sondern vielmehr deren Ausdehnung über die preußische Regierung selber in Aussicht stellt. Eben das will aber die preußische Junkerpartei *nicht*. Sie will nicht ganz Deutschland dem Liberalismus, sondern umgekehrt auch die süddeutschen Liberalen der preußischen Machtstellung dienstbar machen. Es graut ihr vor der Auflösung Preußens in den Urbrei eines allgemeinen Deutschthums, und in neuester Zeit benennt sie sich ohne Scheu als die Partei der „preußischen Partikularisten"

Dieser Widerstreit über das Wie der „deutschen Einheit", über den Inhalt und die Grenzen derselben, hat bald nach dem Ausbruch des Krieges in einer äußern Erscheinung sich eigenthümlich manifestirt, nämlich in dem wiedererwachten Kampf für und gegen das „schwarz-roth-goldene Banner".

Vor Kurzem hat denn auch die Berliner „Kreuzzeitung" sich über ihre Stellung zu der Frage erklärt, und man darf den Aufstellungen des Blattes um so mehr Gewicht beilegen, als darin ein ziemlich getreuer Ausdruck des preußischen Regierungs-Gedankens selber vorliegen wird. Allerdings ist dem Berliner Organ der Vorwurf gemacht worden, daß sein Programm der nöthigen Klarheit entbehre; aber in dem Einen Punkt ist es jedenfalls klar, der die süddeutschen Länder betrifft. Darüber läßt die „Kreuzzeitung" keinen Zweifel, was die süddeutschen Partikularisten von den preußischen Partikularisten zu erwarten haben; die letzteren wissen nun, woran sie sind.

In seinen Hauptsätzen lautet das Programm des Blattes wie folgt: „Niemand ist heute noch darüber im Zweifel oder im Unklaren, daß die deutsche Centralgewalt in den Händen Preußens bleiben und daß diese Centralgewalt eine starke seyn muß. Niemand stellt es mehr in Frage, daß der neue deutsche Bund alle die Länder in sich begreifen muß, deren Armeen jetzt im Felde stehen, und daß die militärische und diplomatische Einheit, sowie die Einheit der dazu erforderlichen Geldmittel das Mindeste ist, was das deutsche Volk erwarten darf." Das Blatt prägt seinen Lesern noch einmal namentlich den Begriff der „militärischen Einheit" ein. Dieser Begriff, so wird bemerkt, lasse verschiedene Modalitäten zu; „die Eine Modalität aber lasse er nicht zu, daß die dafür erforderlichen Geldmittel nicht vom Bunde als solchem, sondern von den Einzelnstaaten bewilligt werden sollten, und also unter Umständen auch verweigert werden könnten." Nicht einmal die Form der Matricular-Beiträge soll künftig genügen.

Sonst ist allerdings über das Programm der Kreuzzeitung nicht viel zu sagen. Natürlich enthält dasselbe auch eine parlamentarische Vertretung des neuen Bundes, nämlich einen weitern und einen engern Reichstag. An dem erstern würden die süddeutschen Staaten theilnehmen, nach

Maßgabe der preußischen Befugnisse über dieselben, an dem letztern nicht. Wesentlich unterscheidet sich aber das Programm dadurch, daß die „Kreuzzeitung" für die Bundesvertretung unbedingt die Einführung des Zweikammersystems fordert: dem Volkshause soll ein „Staatenhaus" gegenüber treten. Das wäre die Krönung der Reichstags-Institution nach der Analogie des preußischen Herrenhauses.

Nun gibt sich zwar das Blatt den Anschein, als wenn das neue Staatenhaus vor Allem als eine Sicherstellung für die berechtigte Selbstständigkeit der einzelnen Staaten und insbesondere der Südstaaten gefordert werde. Aber es leuchtet doch auf den ersten Blick ein, daß die Selbstständigkeit in Bezug auf die Verbündeten im politischen Sinne nur eine leere Phrase wäre, und daß somit das neue Staatenhaus vielmehr den Hauptzweck haben würde, eine feste Burg zu bilden für den preußischen Partikularismus gegen den Andrang des Liberalismus und der Demokratie. Für den preußischen Partikularismus wäre durch solch eine Verfassung augenscheinlich auf's Beste gesorgt. Der sogenannte Bund (jetzige Norddund) diente nach wie vor zur unmittelbaren Stärkung der preußischen Hausmacht, der weitere Bund aber würde der so verstärkten Hausmacht auch die militärischen und finanziellen Kräfte der Südstaaten, „nicht nur völkerrechtlich sondern auch staatsrechtlich", also für alle Fälle zuführen und dienstbar machen. Mit Einem Worte, der preußische Partikularismus hätte das höchste Ziel seiner Wünsche erreicht; den süddeutschen Partikularisten aber wäre das Todesurtheil gesprochen. Nachdem ihre Staaten den politischen Selbstzweck verloren hätten, wäre ihnen die Basis ihrer Existenz unter den Füßen weggezogen, und es erübrigte ihnen nur noch innerhalb der sogenannten „berechtigten Selbstständigkeit" von den liberalen Parteien bekämpft und aufgezehrt zu werden.

Wenn es wahr ist, wie die „Kreuzzeitung" behauptet, daß heute „Niemand" mehr im Zweifel oder im Dunklen

Kenntniſſe nicht angeeignet hatten. „Die Zeiten waren vorüber, in welchen Patricier, wie Johann und Raimund Pius Fichard und Heinrich Kellner, als Rechtsgelehrte und Geſchichtskundige glänzten, und kehrten erſt am Ende des Jahrhunderts zurück. Der Sinn war auf ganz andere Dinge gerichtet, und da zuletzt vierzehn Limburger und ſechs Frauenſteiner (ſo nannten ſich dieſe Patricier nach ihrem Geſellſchaftslokale) geradezu ein Erbrecht auf Senatorenſtellen beſaßen, ſo hielten viele Patricier auch aus dieſem Grunde wiſſenſchaftliche Bildung nicht für nöthig. Ein damaliger Gymnaſiallehrer pflegte deßhalb zu patriciſchen Schülern höhnend zu ſagen, ſie brauchten nichts zu lernen, da ſie ja doch Rathsherrn würden“ (S. 54), und der Arzt Senckenberg nannte die beiden Geſellſchaften „die Eſels-Seminare des Raths“. Erasmus Senckenberg kannte gar gut die geringen Fähigkeiten ſeiner Collegen und deßhalb zeigte er gegen dieſelben nicht nur ſeine Verachtung, ſondern ſchrieb auch gegen ſie die empörendſten Schmähllibelle*), in welchen neben der Verläumdung oft viel Wahrheit enthalten war, ſo daß ſich einmal zwei Rathsherrn ſo betroffen fühlten, daß ſie ſich im Römer lange Zeit nicht mehr ſehen laſſen konnten. Gegen die oftmaligen Schmähſchriften trat zwar der Rath mit Verweis auf, einigemale auch mit Geldſtrafen,

*) So findet ſich in ſeinen Papieren folgendes Gedicht:

Herr Fleiſch und Bein will Rathsherr werden,
Will auch zugleich in's Narrenhaus.
Es iſt zwar keins auf unſer Erden
Jedoch der Römer ſieht ſo aus....
Die Alten ſind Kinder,
Die Jungen ſind Rinder,
Die Limburger ſind leere Köpfe,
Die Frauenſteiner arme Tröpfe,
Die Syndici ſind ohne Verſtand:
So wird regiert unſer Vaterland (S. 80).

die Senckenberg jedoch niemals zahlte, und damit hatte es stets sein Bewenden. Der schlaue Senator war nämlich dadurch, daß ihm einmal die Limburger ihr Gesellschaftsarchiv geöffnet hatten, in die Geheimnisse der Patricier eingeweiht und durch die aus demselben gemachten Auszüge hatte er sich eine förmliche Rüstkammer angelegt, aus welcher er die Waffen gegen seine Gegner holen konnte. Weil man fürchtete, Senckenberg könnte in Wien, wo sein Bruder Hofrath war, von dem was Geheimniß bleiben sollte, Anzeige machen, darum schonte man denselben so lange es möglich war.

Wie über alle Maßen tief gesunken die inneren Zustände Frankfurts waren, wollen wir noch aus einem einzigen Beispiel zeigen, aus welchem sich zugleich ergibt, daß unter den regierenden Herrn auch alles Nationalgefühl völlig verschwunden war. Wir sprechen hier von dem furchtbaren Verrath, durch den im Jahre 1759 nicht weniger als acht Senatoren die Stadt in die Hände der Feinde lieferten. Während ein Bürger-Capitän auf das Ansuchen, ein französisches Corps als Besatzung in die Stadt zu legen, im Namen aller Bürger erklärte: „die Franzosen dürften nicht in die Stadt eingelassen werden, er lege für die Freiheit der Stadt den Kopf daneben“ (S. 128), ließen die Väter der Stadt, unbekümmert um deren Wohl, mit dem Feinde sich in geheime Pläne ein und wußten es dahin zu bringen, daß die Franzosen einen Tag nach Neujahrsnacht 1759, wo ein großer Theil der Bewohner betrunken war, sich mit leichter Mühe nach Entwaffnung der Frankfurter Soldaten der Stadt bemächtigten. Aus Rücksicht auf mehrere noch jetzt lebende Anverwandte derselben nennt der Verfasser nicht alle Verräther beim Namen, aber „einer von ihnen“, sagt er, „darf nicht ungenannt bleiben, weil sein Name in die Geschichte der Literatur verwebt ist und jede nähere Auskunft über ihn ein allgemeines Interesse erweckt. Es ist Göthe's Großvater, der Stadtschultheiß Textor.“ Textor war sogar derjenige welcher mit dem Bürgermeister v. Stallburg die eigentlichen Fäden des Ver-

rathes ſpann*). „Die Bürger", ſchreibt der Arzt Senckenberg, „reden gegen dieſe Spitzbuben öffentlich, reden vom Halsbrechen" u. ſ. w. Und ein Handwerksmann ſagte zu einer vornehmen Dame: „Die Leute ſeien allgemach entſetzlich ſchwierig über die, ſo die Franzoſen hereingehen gemacht und ſich beſtechen laſſen, ihre freie Bürgerſchaft verrathen und verkauft haben, auf der Brücke ſollen ihre Köpfe neben Fettmilch (worüber Göthe im vierten Buche von Wahrheit und Dichtung ſpricht) ſtecken" u. ſ. w. (S. 136). „Faſt frevelhaft zu nennen iſt, daß bei dieſer erbitterten Stimmung einer der Senatoren einem Bürger, der ſich über die Franzoſen beſchwerte, geantwortet haben ſoll, die grenadiers de France können euch Bürger zahm machen." Zwiſchen Göthe's Vater und deſſen Schwiegervater Textor kamen damals die heftigſten Scenen vor. Einmal ſagte Erſterer bei einer Kindtaufe in Textor's Gegenwart: „Er verfluche das Geld, ſo Textor, die Stadt den Franzoſen zu verrathen, genommen habe, wolle nichts davon und verfluche die, ſo ſie hereingelaſſen" (S. 136). Textor warf ein Meſſer nach ihm, Göthe zog den Degen. Paſtor Starck wurde über dieſe Begebenheit damals aus Schrecken krank.

Es iſt einleuchtend, daß die Mitglieder des Rathes, die bei der Bürgerſchaft ohnehin nicht in hohem Anſehen ſtanden, auf jenen Verrath hin allgemeine Verachtung ſich zuziehen mußten, und gewiß hatte der größte Theil der Bürger die nämliche Anſicht wie der Arzt Senckenberg. Als der Rath denſelben zum Mitglied wählen wollte, wies er den Antrag zurück mit den Worten des Patriarchen Jakob: „Meine Seele komme nicht in ihren Rath", und mit dem Verſe des Pſalmiſten: „Wohl dem, der nicht wandelt im Rathe der Gottloſen" (S. 158). Auch Johann Sebaſtian von Ochſenſtein verbat ſeine Erwählung in dieſes Collegium, indem er dem Bürgermeiſter ſchrieb, er wolle nicht „neben Männern

*) S. Kölniſche Volkszeitung 1869. Beil. Nr. 338 und 339.

ſitzen, welche mit Eiden ſpielten wie die Buben mit den Klickern“ (S. 352).

Das ganze ſo ſorgſam nach archivaliſchen Forſchungen ausgearbeitete Buch des Herrn Kriegk würde ein in jeder Beziehung düſteres Bild von den Frankfurter Zuſtänden des vorigen Jahrhunderts machen, wenn es nicht aus dem Leben des oft genannten Arztes Senckenberg manche Züge mittheilte, die eines edlen Mannes und eines patriotiſch geſinnten deutſchen Bürgers durchaus würdig ſind. Er war, wie ihn Kriegk uns ſchildert, trotz aller ſeiner Sonderbarkeit eine wirklich erfreuliche Erſcheinung, durch und durch rechtlich geſinnt, ein würdiger Repräſentant des deutſchen Bürgerthums. In Wahrheit konnte er von ſich ſagen:

„Ehrlich von Geblüt,
Aufrichtig von Gemüth
Und im Herzen treu,
Das iſt mein' Liberey“.

„Ich agire nicht“, war ſein Grundſatz, „nach dem übermüthigen Genius des Jahrhunderts, der ſich größer macht als er iſt, ſondern mache mich kleiner, ich handele nicht nach der neuen Windmacherei und Betrug und Irreligion, ſondern mit Treue und halte mein Wort. Das belohnt Gott mit Succeß; Gott iſt der Lohn der Frommen“. „Gott iſt der Eigenthümer von allem was wir beſitzen, und wir haben nur die zeitliche Verwaltung. Uns genügt dieſe gut geführt zu haben; Gott aber wird über das uns Geliehene nach ſeiner Weisheit verfügen; er wird es, je nachdem er es gut findet, vermehren oder verringern oder ganz zu Grunde gehen laſſen. Mögen auch eigennützige und ungerechte Menſchen eine Stiftung zu mißbrauchen ſuchen, Gott vermag das was er aufrecht erhalten haben will, in allen Fällen zu ſchützen, weil er Wege hat, die im Verborgenen zu ſeinem Endzweck mit Gewißheit führen“. In jener genußſüchtigen Zeit ſteht er als Muſter einer einfachen Lebensweiſe da und von ſeiner Uneigennützigkeit zieht heute noch Frankfurt den

lungen mit Preußen, so wäre es doch in der politischen Geschichte der ganzen Welt unerhört, wenn die Anerbietungen Bayerns die Herabsetzung der wesentlichsten Rechte der Krone, die Reducirung des bayerischen Landtags auf die Linie einer Provincial-Vertretung und die Theilung der Finanzgewalt mit Preußen zum Ziele hätten. Gerade umgekehrt muß es sich dabei nach allen Regeln der politischen Logik um Forderungen Bayerns handeln, um Forderungen, welche namentlich dahin zielen den Zollverein der gefährlichen Eigenschaft einer politischen Daumschraube zu entkleiden, und durch Festsetzung einer bestimmten Grenze zwischen den wirklich und ihrer Natur nach gemeinsamen und gemeinsam zu behandelnden Angelegenheiten im Uebrigen die Unabhängigkeit der specifisch bayerischen Staatsrechte um so sicherer zu stellen.

Nur in diesem Sinne hat Schreiber gegenwärtiger Zeilen den Punktationen zugestimmt, welche in einer Versammlung bayerisch-patriotischer Abgeordneten zu München am 26. September vorgelegt worden sind. Wenn man darin eine „bundesstaatliche Einigung auf dem Föderativprincip" erblicken will, so habe ich dagegen nichts einzuwenden. Um Worte streite ich nicht. Jedenfalls würden die liberalen Parteien einem solchen Arrangement den Titel eines „Bundesstaats" nicht zugestehen, und sie würden dabei ebenso sehr in ihrem Rechte seyn, wie mit ihrer Behauptung daß Preußen eventuell allein im Stande sei die Herrschaft in den erweiterten Grenzen von Elsaß-Lothringen zu führen. Daß dem gedachten Arrangement auch die preußischen Partikularisten den Titel eines „deutschen Reichs" nicht zugestehen würden, ist ebenfalls klar. Wir haben gesehen, wie die deutsche Centralgewalt aussehen müßte von der die „Kreuzzeitung" behauptet, daß sie „das Mindeste sei was das deutsche Volk erwarten dürfe". Es ist ganz richtig, daß die „starke Centralgewalt" das entscheidende Kriterium bildet; aber gerade das wollen wir nicht zugestehen, und wir glauben deßhalb doch vom deutschen Volke nicht ausgeschlossen zu seyn.

In der Mehrheit der gegenwärtigen bayerischen Kammer der Abgeordneten fehlt es auch nicht an Männern, welche vielmehr glauben, die logische Folge des gegenwärtigen Krieges könne und dürfe für Bayern nichts Anderes seyn als die vollständige Restitution seiner politischen Freiheit. Nachdem der onerose Allianzvertrag in Folge der Niederlage von 1866, noch dazu hinter dem Rücken des Mitpaciscenten und im Widerspruch mit dem Prager Hauptvertrag, uns aufgebürdet worden, so liegt der Gedanke allerdings nahe, daß die Annullirung des Vertrags der entsprechende Lohn seyn müßte für unsere in ihrem Gewicht unschätzbare Mitwirkung an dem Kriege Preußens. Hätten wir an der Seite Preußens den wirklichen und wahren Allianzkrieg geführt, dann wäre in der That diese allererste Bedingung nur selbstverständlich gewesen. Anders steht es jetzt, nachdem der Augustvertrag die Bluttaufe empfangen hat. Bayern würde zu der im Wesen verbleibenden Last nur noch den Verdacht und Argwohn der ganzen politischen Welt übernehmen, wenn es unter den gegenwärtigen Umständen gegen jenen Vertrag reklamiren wollte.

Es ist kein Zweifel, und es erklärt sich leicht aus der Schwierigkeit der Lage inmitten einer ganz neu erstehenden Welt, daß innerhalb der bayerisch-patriotischen Kammermehrheit alle im Vorstehenden bezeichneten Anschauungen vertreten sind; ausgenommen ist nur der bedingungslose Eintritt in den Nordbund den Jedermann perhorrescirt; aber nicht ausgenommen ist der Gedanke an eine constituirende Nationalversammlung. Ebenso wenig unterliegt es aber einem Zweifel, daß die jetzige Kammermehrheit in corpore, und eventuell das bayerische Volk selber, die Erfüllung des patriotischen Programms kräftigst in die Hand nehmen wird, sobald nur Eine Bedingung eintritt. Sobald man nämlich bestimmt wissen wird, daß in den höchsten Regionen der Entschluß feststeht das Erbe der Väter nicht im Handumwenden dem Geschrei der Parteien preiszugeben, und sein Erstgeburtsrecht nicht zu verkaufen für ein Linsenmuß.

In den preußischen Blättern wird der Tod gefallener Krieger regelmäßig angezeigt mit den schönen Worten, daß sie gestorben seien „für König und Vaterland“. In den Anzeigen bayerischer Blätter über die furchtbaren Lücken, welche der Tod in die Reihen unserer Tapfern gerissen, begegne ich allen möglichen Redewendungen, aber des Ausdrucks, daß sie starben für König und Vaterland, erinnere ich mich nicht. Erklärt sich die auffallende Erscheinung vielleicht daraus, daß die Preußen sehr genau wissen wofür sie kämpfen und sterben, daß aber das bayerische Volk im Unklaren darüber geblieben ist, wofür es denn eigentlich die unermeßlichen Opfer bringt an Gut und Blut? Für „Deutschland“: das ist bald gesagt, weil damit die Frage im Grunde nur abgeschnitten und über ihren wirklichen Inhalt nichts gesagt ist.

Es war schon ein merkwürdiges Zeichen der Zeit und unserer innern Lage, daß die „bayerisch-patriotische Partei“ erstand und zur Mehrheit in der Volksvertretung gelangen mußte als eine mit allen Mitteln des Regierungs-Einflusses bekämpfte — Oppositionspartei. Und eine Oppositionspartei sind die „Patrioten“ vor der öffentlichen Meinung geblieben bis auf diese Stunde. Aus der Unnatur des Verhältnisses erklärt sich Vieles, was im Schooße ihrer Vereinigung selber vorgegangen ist. Eben daraus ist aber auch ersichtlich, daß Bayern den Zumuthungen der liberalen Parteien wie den Ansprüchen der preußischen Partikularisten absolut nicht widerstehen kann, ohne daß die Patrioten als solche an competenter Stelle sozusagen emancipirt werden. Die Welt muß erfahren, daß sie aufgehört haben dort als Oppositionspartei betrachtet zu werden. Das ist es freilich, was der Liberalismus um jeden Preis verhütet haben will; gerade zu diesem Zweck hat er den grausigen Krieg als eine vom Himmel gefallene Schickung begrüßt, weil er rechnete auf die Vernichtung der Gegner durch die preußischen Waffen*).

*) „Sie (die Anerkennung des casus foederis) hat das Land zugleich

Behufe der Herstellung dieses deutschen Reichs muß der Nordbund über das ganze außerösterreichische Deutschland ausgedehnt werden. Nicht ohne Grund, und namentlich vom liberal-preußischen Standpunkte aus ganz richtig, wird die „Ueberbrückung des Mains" sogar für noch wichtiger erklärt als die Erweiterung der deutschen Grenzen auf Kosten Frankreichs. Denn es handelt sich ja in der That nicht um die Wiederherstellung des alten deutschen Reichs, sondern um die Gründung eines neuen nach den Ideen des modernen Staats.

In dem Wunsch und Willen nach beiden Richtungen hin geht der Liberalismus und die sogenannte conservative Partei in Preußen, welcher von den Liberalen dereinst der Spitzname „Junkerpartei" aufgebracht worden ist, vollständig Hand in Hand. In der Frage über das „Wie" aber besteht augenscheinlich nicht die gleiche Unanimität. Der Unterschied dürfte sich kurz und ziemlich prägnant angeben lassen. Der Liberalismus will, nachdem es ihm seit Jahren gelungen war die fast unbeschränkte Herrschaft in den süddeutschen Staaten an sich zu reißen, einen derartigen Anschluß an Preußen, welcher ihm nicht den Verlust seiner Errungenschaften sondern vielmehr deren Ausdehnung über die preußische Regierung selber in Aussicht stellt. Eben das will aber die preußische Junkerpartei nicht. Sie will nicht ganz Deutschland dem Liberalismus, sondern umgekehrt auch die süddeutschen Liberalen der preußischen Machtstellung dienstbar machen. Es graut ihr vor der Auflösung Preußens in den Urbrei eines allgemeinen Deutschthums, und in neuester Zeit benennt sie sich ohne Scheu als die Partei der „preußischen Partikularisten"

Dieser Widerstreit über das Wie der „deutschen Einheit", über den Inhalt und die Grenzen derselben, hat bald nach dem Ausbruch des Krieges in einer äußern Erscheinung sich eigenthümlich manifestirt, nämlich in dem wiedererwachten Kampf für und gegen das „schwarz-roth-goldene Banner".

Vor Kurzem hat denn auch die Berliner „Kreuzzeitung“ ſich über ihre Stellung zu der Frage erklärt, und man darf den Aufſtellungen des Blattes um ſo mehr Gewicht beilegen, als darin ein ziemlich getreuer Ausdruck des preußiſchen Regierungs-Gedankens ſelber vorliegen wird. Allerdings iſt dem Berliner Organ der Vorwurf gemacht worden, daß ſein Programm der nöthigen Klarheit entbehre; aber in dem Einen Punkt iſt es jedenfalls klar, der die ſüddeutſchen Länder betrifft. Darüber läßt die „Kreuzzeitung“ keinen Zweifel, was die ſüddeutſchen Partikulariſten von den preußiſchen Partikulariſten zu erwarten haben; die letzteren wiſſen nun, woran ſie ſind.

In ſeinen Hauptſätzen lautet das Programm des Blattes wie folgt: „Niemand iſt heute noch darüber im Zweifel oder im Unklaren, daß die deutſche Centralgewalt in den Händen Preußens bleiben und daß dieſe Centralgewalt eine ſtarke ſeyn muß. Niemand ſtellt es mehr in Frage, daß der neue deutſche Bund alle die Länder in ſich begreifen muß, deren Armeen jetzt im Felde ſtehen, und daß die militäriſche und diplomatiſche Einheit, ſowie die Einheit der dazu erforderlichen Geldmittel das Mindeſte iſt, was das deutſche Volk erwarten darf.“ Das Blatt prägt ſeinen Leſern nochmal namentlich den Begriff der „militäriſchen Einheit“ ein. Dieſer Begriff, ſo wird bemerkt, laſſe verſchiedene Modalitäten zu; „die Eine Modalität aber laſſe er nicht zu, daß die dafür erforderlichen Geldmittel nicht vom Bunde als ſolchem, ſondern von den Einzelnſtaaten bewilligt werden ſollten, und alſo unter Umſtänden auch verweigert werden könnten.“ Nicht einmal die Form der Matricular-Beiträge ſoll künftig genügen.

Sonſt iſt allerdings über das Programm der Kreuzzeitung nicht viel zu ſagen. Natürlich enthält daſſelbe auch eine parlamentariſche Vertretung des neuen Bundes, nämlich einen weitern und einen engern Reichstag. An dem erſtern würden die ſüddeutſchen Staaten theilnehmen, nach

Maßgabe der preußiſchen Befugniſſe über dieſelben, an dem letztern nicht. Weſentlich unterſcheidet ſich aber das Programm dadurch, daß die „Kreuzzeitung“ für die Bundesvertretung unbedingt die Einführung des Zweikammerſyſtems fordert: dem Volkshauſe ſoll ein „Staatenhaus“ gegenüber treten. Das wäre die Krönung der Reichstags-Inſtitution nach der Analogie des preußiſchen Herrenhauſes.

Nun gibt ſich zwar das Blatt den Anſchein, als wenn das neue Staatenhaus vor Allem als eine Sicherſtellung für die berechtigte Selbſtſtändigkeit der einzelnen Staaten und insbeſondere der Südſtaaten gefordert werde. Aber es leuchtet doch auf den erſten Blick ein, daß die Selbſtſtändigkeit in Bezug auf die Verbündeten im politiſchen Sinne nur eine leere Phraſe wäre, und daß ſomit das neue Staatenhaus vielmehr den Hauptzweck haben würde, eine feſte Burg zu bilden für den preußiſchen Partikularismus gegen den Andrang des Liberalismus und der Demokratie. Für den preußiſchen Partikularismus wäre durch ſolch eine Verfaſſung augenſcheinlich auf's Beſte geſorgt. Der ſogenannte Bund (jetzige Nordbund) diente nach wie vor zur unmittelbaren Stärkung der preußiſchen Hausmacht, der weitere Bund aber würde der ſo verſtärkten Hausmacht auch die militäriſchen und finanziellen Kräfte der Südſtaaten, „nicht nur völkerrechtlich ſondern auch ſtaatsrechtlich“, alſo für alle Fälle zuführen und dienſtbar machen. Mit Einem Worte, der preußiſche Partikularismus hätte das höchſte Ziel ſeiner Wünſche erreicht; den ſüddeutſchen Partikulariſten aber wäre das Todesurtheil geſprochen. Nachdem ihre Staaten den politiſchen Selbſtzweck verloren hätten, wäre ihnen die Baſis ihrer Exiſtenz unter den Füßen weggezogen, und es erübrigte ihnen nur auch innerhalb der ſogenannten „berechtigten Selbſtſtändigkeit“ von den liberalen Parteien todtgemartert und aufgezehrt zu werden.

Wenn es wahr iſt, wie die „Kreuzzeitung“ behauptet, daß heute „Niemand“ mehr im Zweifel oder im Unklaren

XLVIII.

Die alten Gallikaner und die modernen Appellanten.

Es ist der Tendenz dieser Blätter ohne Frage fremd, eine Apologie des Gallikanismus zu liefern; und doch ist es dermalen so weit gekommen, daß, wenn den modernen „liberal-katholischen" Bewegungen gegenüber eine auf Wahrheit beruhende Charakteristik desselben gegeben wird, diese fast als eine Art von Rechtfertigung für ihn erscheinen könnte. Das liegt uns natürlich nicht von ferne im Sinne; es soll damit vielmehr einzig bewiesen werden, daß unsere feindlichen Brüder in argem Irrthume sind, wenn sie sich als Söhne und Nachfolger der alten Gallikaner betrachten; es soll dargethan werden, daß gerade diese sich ernstlich gegen ihre sogenannt freisinnige Auffassung der katholischen Lehre zur Wehre setzen würden; es soll endlich unseren mißleiteten Brüdern gezeigt werden, was die großen Mitglieder der gallikanischen Kirche gethan haben würden, wären sie in die Lage gekommen in der sich jene eben jetzt befinden.

Man stellt sich vielfach unter dem Gallikanismus eine Kirche innerhalb der Kirche vor, die rein nach eigenem Gutdünken sich Rechte und Normen schaffte, um die übrige Gesammtheit aber sich nicht das mindeste kümmerte. Darnach

glaubt man, es genüge, sich einfach auf Seite dieses sogenannten Gallikanismus zu schlagen, um sofort der Pflicht des Gehorsams gegen die kirchliche Obrigkeit überhoben zu seyn. Hören wir dagegen einen der entschiedensten und tüchtigsten Vertreter jener so sehr mißbrauchten Richtung, Collet! Dieser definirt*) den Gallikanismus als das „Recht, durchaus die einmal angenommenen Vorschriften der Gesammtkirche und die alten Gewohnheiten des (gallikanischen) Reiches zu befolgen trotz aller neueren gegentheiligen Verordnungen." „Daher", fährt er fort, „irren jene schändlich (turpiter aberrant) welche die gallikanischen Freiheiten verstehen als die Macht zu thun was einem beliebt, oder als vollkommene Unabhängigkeit vom römischen Bischofe" u. s. f.

Man muß vor allem beachten, daß die Gallikaner sich auf das bündigste darüber erklären, daß sie auf dem Gebiete der Glaubens- und Sittenlehren, auf welchem in der ganzen Kirche Einheit ohne jedwede Besonderheit herrschen müsse, für sich durchaus keine „Freiheiten" in Anspruch nehmen; es ist lediglich der Umfang der Disciplin, auf dem sie ihrem Systeme Geltung verschaffen wollen. „Die gallikanische Kirche hat sich immer die Ausübung ihrer eigenen Gesetze frei erhalten", sagt der Bischof Belsunce von Marseille**). „Aber was sind diese Gesetze? Wir haben keinerlei Eigenthümlichkeiten rücksichtlich des Glaubens und der Sitten. Orient und Occident, das ganze Universum muß einförmig seyn in diesen zwei Hauptstücken, denn der Glaube ist wesentlich Einer, und die Grundlagen der guten Sitten sind allenthalben die gleichen. Einzig und allein in der Disciplin zeigt sich diese Verschiedenheit welche eine der Zierden der heiligen Braut Jesu Christi ist." Und wie oft spricht das Grundbuch des Gallikanismus, die „Concordia sacerdotii et

*) Institut. theol. ed. 5. Par. 1757. de legg. s. 5. c. 5. I. p. 341.
**) Doc. past. des libertés de l'égl. gall. 29. sept. 1733.

cheinen, nämlich als letzter und ſicherer Zufluchtsort der ivilliſte gegen die wachſende Verwilderung der Demokratie. Wir reden von Bayern allein. Allerdings iſt auch Bayern er einzige Südſtaat welcher für ſich allein und als geſonderte Staatsexiſtenz noch eine politiſche Zukunft haben könnte. Wer den Gang der Dinge in Oeſterreich aufmerkſam beachtet, der kann die Richtung nicht mißverſtehen. Wir enigſtens haben aus der Geſchichte der letzten Jahre die arte Lehre empfangen, daß es Selbſttäuſchung wäre, wollte an in einem andern Sinne Oeſterreich wieder in deutſche er bayeriſche Fragen hineinziehen. Mit Einem Wort: aus aden, Heſſen und Württemberg an ſich kann allerdings ichts mehr werden, aus Bayern aber könnte noch etwas erden.

Sollte nun wirklich „Niemand“ in Bayern Zweifel egen gegen die gedachte Logik, ſollte hier „Niemand“ zum iderſtand entſchloſſen ſeyn gegen die Zumuthung das alte and des politiſchen Selbſtzweckes gänzlich zu berauben? Weiß das Berliner Organ dieß ſo gewiß vom König und iner Regierung einerſeits, von der Landesvertretung andererits? Nach dieſen beiden Seiten hin wird die Frage zu unterſuchen ſeyn.

Es iſt allerdings nicht zu läugnen, daß die Regierung ich ihre Lage durch die in der Kriegsfrage eingeſchlagene olitik weſentlich erſchwert hat. Man ſpricht jetzt wohl on Preußen und ſeinen „Verbündeten“, aber der Phraſe ohnt leider keine Wahrheit inne. Es iſt leicht die Probe ber das Exempel zu machen. Wäre Bayern wirklich in ieſem Kriege nur der Alliirte Preußens, ſo müßten wir ach frei verfügen können über unſere Theilnahme an dem riege bis hieher und nicht weiter. Wir müßten jetzt je ach Ermeſſen ſagen können: „der Zweck des Krieges iſt erreicht, Frankreich iſt unſchädlich gemacht für Deutſchland, wir thun nun nicht weiter mit und der König von Bayern wird eventuell ſeine Truppen zurückziehen und einen Separat-

Aber, obgleich das allgemeine Lehre der französischen Schule sei, so sei es doch „mit Verlaub der Lehrer gesagt, daß die Freiheiten der gallikanischen Kirche auf dieser Grundlage mit nichten ruhen." Denn, fährt er fort, diese Meinung (daß im Primate nicht die höchste Lehrgewalt ruhe) gelte zwar in den französischen Schulen als die sicherste (certissima habeatur), aber gleichwohl werde sie auch in Frankreich im gewöhnlichen Leben bestritten (in foro apud nos disceptatur), und trotzdem hange man allgemein an den „Freiheiten". Man thue darum gut, darauf nicht zu viel Gewicht zu legen, da sie doch ihrer Sache lange nicht so viel nütze als es gut wäre, u. s. f. — Auch die modernen Vertheidiger der „kirchlichen Freiheit" gegen den „drohenden Despotismus" würden gut daran thun, dieses Wort zu erwägen.

Die Gallikaner ferner gaben sich keineswegs die verlorene Mühe nachweisen zu wollen, daß dieser ihrer Lieblingsmeinung der Consens der gesammten Kirche zur Seite stehe. Vielmehr gesteht Petrus de Marca in seiner letzten Arbeit („über die Unfehlbarkeit des Papstes") unumwunden zu, daß die Lehre von der Infallibilität ausschließlich die herrschende in Spanien und Italien, sowie in allen übrigen Provinzen der Christenheit sei", und daß diese Eigenschaft „den römischen Bischöfen durch die Uebereinstimmung sämmtlicher Universitäten erworben (?) worden sei." In ganz der gleichen Weise sprechen sich der Cardinal Noailles, der Erzbischof St. Albin von Cambray und andere aus. Und während sie wiederum zugestehen, daß die auswärtigen Länder der Christenheit an dieser ihrer Lehre als an einer geoffenbarten Wahrheit, als an einem Glaubensartikel hangen (so der Cardinal Bissy von Meaux u. A.), bekennt de Marca in seiner eben genannten Schrift bereitwillig, daß ihre Meinung eine bloß geduldete sei (mise au rang des tolérées seulement). Und auf die Frage, wie es ergehen würde, wenn die Sache vor ein Concil käme, sagt einer ihrer Bischöfe die kurzen aber bezeichnenden Worte: „es hat keinen

Anschein, daß die auswärtigen Bischöfe alsdann ihre Meinung von der Infallibilität des Papstes ändern würden." (Der Bischof von Lisieux im J. 1730.)

Was Wunder darum, daß die Gallikaner sich durch eine höchst ehrenhafte Vorsicht und Zurückhaltung vor den heutigen Gegnern der Infallibilität auszeichneten! Von „Unwiderleglichkeit" kein Gedanke! Vielmehr hielt es einer ihrer besten Theologen, Tournely, für passend, seine Abhandlung über die Kirche mit den schönen Worten zu schließen: „Soviel von der Kirche! Sollte bei dieser Auseinandersetzung uns unvorsichtiger Weise etwas entfallen seyn was sich als minder gut und recht erwiese, so erklären wir es für nicht gesagt und widerrufen!"

Ein Punkt aber ist es vor allen, in dem die modernen Remonstranten bei den alten Gallikanern zur Schule gehen dürften. Man liest und hört fortwährend, daß eine wenn auch noch so große Anzahl von Bischöfen nicht die nothwendige Auktorität habe, um die ganze Kirche zur Annahme einer Lehre zu bewegen; daß aber in dem Falle, um den es sich dermalen handelt, auch die Stimme des Papstes sich mit der jener großen Anzahl von Bischöfen vereinige, wird gar nicht beachtet oder ausgesprochen, gerade als habe er in Glaubenssachen nicht einmal das Recht, auch nur gleich jedem Bischofe mitzustimmen, gerade als zählte er hierin gar nicht! Dem gegenüber mag auf den vierten Artikel der declaratio gallicana hingewiesen werden, worin der gallikanische Klerus bekennt, daß jedenfalls dem Papste auch in Entscheidung von Glaubenssachen die erste Rolle zustehe (praecipuas partes), und daß seine Entscheidungen darüber alle Kirchen angehen. Was würde folgerichtig ein Gallikaner dem oben erwähnten Argumente entgegensetzen? Die kurze Erwägung: wahr ist, daß eine wenn auch sehr große Anzahl von Bischöfen die Kirche nicht auf irgend einen Satz als auf einen Glaubensartikel verpflichten kann; denn die erste und wichtigste Rolle in Glaubenssache steht dem Papste

zu; es muß also vorerst darauf gesehen werden, welcher Seite dieser sich zuneigt; so er aber der größeren Anzahl sich zuwendet, so lautet die katholische Wahrheit: „die Entscheidung der Mehrheit der Bischöfe im Vereine mit dem Haupte der Kirche ist eine Glaubensregel.“ So der auch bei unsern Gegnern ohne Zweifel hochangesehene Cardinal-Erzbischof Tencin von Lyon unter dem 6. November 1728. Die nämlichen Worte finden sich in den Kundgebungen vieler anderer französischer Bischöfe.

Dieselben mußten natürlich auch ihren Anschauungen zufolge sich die Frage stellen: wie aber, wenn der Papst nun doch im Glauben irren sollte! Darauf antwortet der Erzbischof Languet von Sens (damals noch Bischof von Soissons), einer der gefeiertsten Namen der gallikanischen Kirche, der Irenäus seines Jahrhunderts, folgendes: „Ich versuche durchaus nicht die Meinungen der ultramontanen Lehrer zur Geltung zu bringen, noch mich von der Lehre dieses Königreiches (!) zu entfernen. Es frägt sich dießmal einzig darum, was uns die Tradition über die unbestreitbare Auktorität dieser apostolischen Kirche lehrt, welche wir alle als den nothwendigen Mittelpunkt der katholischen Einheit anerkennen... Es verlohnt sich die Mühe, euch vor Augen zu stellen, nicht was die heiligen Väter darüber gesagt haben — könnet ihr darüber in Unwissenheit seyn? — sondern euch zu zeigen was die unsern Freiheiten am meisten ergebenen Schriftsteller, die erklärtesten Gegner der ultramontanen Anschauungen, als feststehende Wahrheiten anerkannt haben, Wahrheiten über die zwischen jenen (den Ultramontanen) und uns kein Zwiespalt besteht. Ich beginne mit Nicole... Er wird sicher nicht verdächtig erscheinen! Er spricht sich deutlich genug gegen die Infallibilität der Päpste aus; aber hören wir was er von der römischen Kirche sagt: „„Wenn der Papst in irgend einen Irrthum hinsichtlich des Glaubens verfallen wäre, was der französische Klerus für möglich hält, folgt daraus daß es sich ereignen könnte, daß man sich mit

In den preußiſchen Blättern wird der Tod gefallener Krieger regelmäßig angezeigt mit den ſchönen Worten, daß ſie geſtorben ſeien „für König und Vaterland“. In den Anzeigen bayeriſcher Blätter über die furchtbaren Lücken, welche der Tod in die Reihen unſerer Tapfern geriſſen, begegne ich allen möglichen Redewendungen, aber des Ausdrucks, daß ſie ſtarben für König und Vaterland, erinnere ich mich nicht. Erklärt ſich die auffallende Erſcheinung vielleicht daraus, daß die Preußen ſehr genau wiſſen wofür ſie kämpfen und ſterben, daß aber das bayeriſche Volk im Unklaren darüber geblieben iſt, wofür es denn eigentlich die unermeßlichen Opfer bringt an Gut und Blut? Für „Deutſchland“: das iſt bald geſagt, weil damit die Frage im Grunde nur abgeſchnitten und über ihren wirklichen Inhalt nichts geſagt iſt.

Es war ſchon ein merkwürdiges Zeichen der Zeit und unſerer innern Lage, daß die „bayeriſch-patriotiſche Partei“ erſtand und zur Mehrheit in der Volksvertretung gelangen mußte als eine mit allen Mitteln des Regierungs-Einfluſſes bekämpfte — Oppoſitionspartei. Und eine Oppoſitionspartei ſind die „Patrioten“ vor der öffentlichen Meinung geblieben bis auf dieſe Stunde. Aus der Unnatur des Verhältniſſes erklärt ſich Vieles, was im Schooße ihrer Vereinigung ſelber vorgegangen iſt. Eben daraus iſt aber auch erſichtlich, daß Bayern den Zumuthungen der liberalen Parteien wie den Anſprüchen der preußiſchen Partikulariſten abſolut nicht widerſtehen kann, ohne daß die Patrioten als ſolche an competenter Stelle ſozuſagen emancipirt werden. Die Welt muß erfahren, daß ſie aufgehört haben dort als Oppoſitionspartei betrachtet zu werden. Das iſt es freilich, was der Liberalismus um jeden Preis verhütet haben will; gerade zu dieſem Zweck hat er den grauſigen Krieg als eine vom Himmel gefallene Schickung begrüßt, weil er rechnete auf die Vernichtung der Gegner durch die preußiſchen Waffen*).

*) „Sie (die Anerkennung des casus foederis) hat das Land zugleich

Wir haben von Anfang an mündlich und ſchriftlich betont, daß es der Wirklichkeit in keiner Weiſe entſpreche, wenn man die bayeriſchen Patrioten als eine „Partei“ im eigentlichen Sinne des Wortes darſtelle. Sie waren nie etwas Anderes als die Coalition aller derjenigen Elemente im Volke, welche ſich durch die tyranniſche Herrſchaft des Liberalismus aufgeſchreckt fühlten zum Widerſtande und insbeſondere zum Kampfe für die von den Gegnern öffentlich feilgebotene Selbſtſtändigkeit des Landes. Im Detail der politiſchen und kirchlichen Fragen aber fanden ſich ſehr verſchiedene Meinungen innerhalb der Coalition zuſammen. Es hätte große Mäßigung und Selbſtbeherrſchung Aller dazu gehört, wenn die Einigkeit nach außen einen langen Landtag hätte überdauern ſollen. Der Verſuch mußte in dem Augenblicke mißlingen, wo man ſich auf der Einen oder andern Seite beikommen ließ die Kammermehrheit als eine „Partei“ in Wirkſamkeit zu ſetzen. Um ſo weniger beſtand aber auch für die Regierung ein Grund, in den Patrioten etwas Anderes zu ſehen als die legitimen Vertheidiger der rechtlichen und geſetzlichen Exiſtenz des Landes. Darin allein waren alle „Patrioten“ einig; und eben darum war mit ihnen nicht nur zu regieren, ſondern es war ſogar ohne Preisgebung der Rechte des Landes nicht zu regieren *ohne* ſie. Das beweiſt die heutige Lage.

Aus dem unnatürlichen Verhältniß, zufolge deſſen die Patrioten trotzdem in der Oppoſition feſtgenagelt blieben, ergab ſich dann allerdings auch die um ſo natürlichere Erſcheinung, daß in ihren Reihen das demokratiſche Princip ſich einzuſchleichen begann. Die Träger desſelben gehören indeß

---

von der Gefahr der Herrſchaft einer antinationalen politiſchen Richtung befreit, welche noch in den Anfängen des Krieges alle Deutſchgeſinnten im Lande mit den ernſteſten Beſorgniſſen erfüllen mußte.“ Wochenſchrift der Fortſchrittspartei in Bayern vom 13. Auguſt 1870.

ısſchließlich der nachwachſenden Generation an, und
)en von den Hinderniſſen welche aus dem Standpunkt
r Kirchlichkeit für die Entwicklung der demokratiſchen
derung nothwendig hervorgehen, iſt der bayeriſche Bo-
)erhaupt wenig günſtig für eine demokratiſche Propa-

Erſt dann könnte hierin eine bedeutende Aenderung
en, wenn Bayern unter die Zumuthungen der liberalen
:en oder der preußiſchen Partikulariſten ſich beugend,
:en würde ein unabhängiges Staatsweſen mit poli-
ı Selbſtzweck zu ſeyn. Der naheliegende Gedanke,
dann noch der koſtſpielige Apparat des monarchiſch-
utionellen Sonderweſens — dieſer Gedanke dürfte aller-
dem Peſſimismus der demokratiſchen Elemente jetzt
Vorſchub leiſten, eintretenden Falles aber dem eindrin-
ı Demokratismus die breiteſte Gaſſe öffnen. Bis dahin
s demokratiſche Element unter den bayeriſchen Patrioten
lich mehr der Ausdruck malcontenten Schmollens, wo-
die leidenſchaftliche Ungeduld meiſt junger Leute reich-
Verwirrung und Mißverſtändniß anrichtet, aber nicht
:rnſte Gefahr.

Sollte es freilich je dahin kommen, daß das patriotiſche
von oben herab nicht unterſtützt würde im Kampf für
:echte des Königs und den Boden der bayeriſchen Ver-
ıg, daß mit Einem Wort die Patrioten diſpenſirt wür-
)on der höchſten ihrer beſchworenen Pflichten: dann
:e auch in anderer Richtung noch eine weſentliche Aen-
:g der Parteiverhältniſſe eintreten. Der bayeriſche Par-
ıismus iſt nur die Folge der gewohnheitsmäßigen Pietät
Volkes und unſerer Eidestreue; er iſt an und für ſich
Grundſatz unſeres religiöſen Glaubens, unſerer politi-
Moral, unſerer ſocialen Philoſophie. Stellen auch wir
einmal bloß auf die theoretiſche Baſis, dann iſt ſogar
;rage erlaubt, wie denn ſeit mehr als zwei Jahrzehnten
e die ſpecifiſch bayeriſche Politik mit dieſen unſern
)ſten Gütern umgegangen ſei? Die preußiſchen Junker

sagt, und Quesnel hat es ihm nachgesprochen: jede Kirche muß mit dieser römischen Kirche übereinstimmen, und zwar, wie P. Quesnel selbst gesagt hat, „in der Glaubenslehre“*)! So sprach Quesnel, da er noch Gallikaner war; als er anfing anders zu denken und zu handeln, da hatte er aufgehört Gallikaner weil Katholik zu seyn, er war ein Häretiker geworden!

Doch genug von dieser Frage! Soviel stehet fest: Der Grund sowohl, welcher die Häupter der gallikanischen Kirche antrieb sich gegen die Lehre von der päpstlichen Infallibilität zu erklären, als auch die Art und Weise in welcher sie dieß thaten, unterscheidet sich so sehr von dem Gebahren das wir heute zu beklagen haben, daß kaum eine größere Verschiedenheit gedacht werden kann. Damals waren die Gegner dieser Lehre nach den Worten Bossuet's geleitet von dem Gedanken, die Oberhoheit des heiligen Stuhles so darzustellen, daß das was bei Manchen mehr Furcht als Verehrung gegen ihn erweckt, bei Seite gesetzt werde, und daß diese heilige Autorität ohne irgend welche Einbuße für Jedermann, auch für Häretiker und alle Feinde, liebenswürdig erscheinen möchte. Und die heutigen Gegner! Es muß die Wahrheit gesagt werden: sie machen mit den Häretikern, mit allen Feinden Christi und der Kirche gemeinsame Sache, um dem Stellvertreter Christi auch seine eigenen Untergebenen durch Kniffe zu entfremden! Sie erfinden neue Namen mit denen sie ihn gehässig machen wollen! Gut! wir nehmen von diesen Namen Notiz, wir tragen sie ein in die Geschichtsbücher: und wie heute noch der Name des wittembergischen Reformators gebrandmarkt und lächerlich gemacht ist, sobald man die bloßen Worte „babylonische Hure“ oder „Antichrist“ ausspricht, so werden auch in künftigen Jahrhunderten die bübischen Bezeichnungen „Herr der Kirche“ oder „Papstgott an der Tiber“

*) So Erzbischof Languet am 15. Juni 1718.

XLVIII.

Die alten Gallikaner und die modernen Appellanten.

Es iſt der Tendenz dieſer Blätter ohne Frage fremd, ne Apologie des Gallikanismus zu liefern; und doch iſt es rmalen ſo weit gekommen, daß, wenn den modernen „liberal-tholiſchen“ Bewegungen gegenüber eine auf Wahrheit beruhende harakteriſtik deſſelben gegeben wird, dieſe faſt als eine Art n Rechtfertigung für ihn erſcheinen könnte. Das liegt uns türlich nicht von ferne im Sinne; es ſoll damit vielmehr ızig bewieſen werden, daß unſere feindlichen Brüder in rem Irrthume ſind, wenn ſie ſich als Söhne und Nach-ıger der alten Gallikaner betrachten; es ſoll dargethan rden, daß gerade dieſe ſich ernſtlich gegen ihre ſogenannt ıſinnige Auffaſſung der katholiſchen Lehre zur Wehre ſetzen ürden; es ſoll endlich unſeren mißleiteten Brüdern gezeigt erden, was die großen Mitglieder der gallikaniſchen Kirche thun haben würden, wären ſie in die Lage gekommen in r ſich jene eben jetzt befinden.

Man ſtellt ſich vielfach unter dem Gallikanismus eine Kirche innerhalb der Kirche vor, die rein nach eigenem Gut-ünken ſich Rechte und Normen ſchaffte, um die übrige Ge-ammtheit aber ſich nicht das mindeſte kümmerte. Darnach

digten, ertragen; man wußte ja, daß sie lieber alles preisgeben würden als die Einheit in der Kirche. Denn selbst in Bezug auf die äußere Disciplin, hinsichtlich deren sie so eifersüchtig an ihren „Freiheiten" festhielten, betrachteten sie, wie Collet sagt, den Gehorsam gegen die kirchlichen Gesetze und die von Christus in der Kirche gestiftete Ordnung (also doch vor allem den Primat!) als ihre Grundlage. „Das erste Fundament der gallikanischen Freiheiten", sagt Petrus de Marca*), „ist die höchste Autorität des apostolischen Stuhles und die Gemeinschaft mit ihm." Denn „da die gallikanische Kirche unter die vornehmsten Glieder der Gesammtkirche gerechnet werden muß, für den ganzen Leib aber ein Haupt in der römischen Kirche aufgestellt ist, so kann sie unmöglich die Freiheiten der wahren Kirche genießen, wenn sie nicht der Gemeinschaft mit diesem Haupte eingegliedert ist. Es kann aber diese Gemeinschaft nicht aufrecht erhalten werden, wenn nicht dem Haupte durch jene Dienste gehuldiget wird welche niemals ein Vernünftiger dem Vorrange des apostolischen Stuhles abgesprochen hat." Also nach gallikanischen Begriffen ist sogar in jenen Dingen worin die Glieder der Kirche frei sind und ihre eigenen Besonderheiten beibehalten dürfen, die unverbrüchliche Gemeinschaft mit Rom und der Gehorsam gegen den Stellvertreter Christi, wie das Fundament, so auch die einzige Garantie für den rechtmäßigen Bestand, sowie für die unversehrte Aufrechterhaltung aller Privilegien und Freiheiten!

Daher protestirt der gallikanische Klerus feierlich gegen jeden Versuch, aus seinen Freiheiten eine Waffe gegen den kirchlichen Gehorsam wider Rom machen zu wollen. Denn in der Einleitung zur berühmten declaratio vom Jahre 1682 heißt es wörtlich: „Es fehlt freilich nicht an solchen die sich nicht scheuen jene Freiheiten als Vorwand zu gebrauchen für

*) de concordia l. I. c. 2.

die Schwächung des von Christo eingesetzten Primates des heiligen Petrus und seiner Nachfolger, der römischen Bischöfe, sowie des ihnen von Seite aller Christen gebührenden Gehorsams und der allen Völkern ehrwürdigen Majestät des apostolischen Stuhles, auf welchem der Glaube verkündiget und die Einheit der Kirche bewahrt wird. Auch die Häretiker lassen nichts unversucht, um jene Gewalt durch welche der Friede der Kirche erhalten wird, als eine Königen und Völkern feindselige und lästige zu erweisen, und durch solche Betrügereien unbefangene Gemüther von der Einheit mit der Mutter, der Kirche, und folglich mit Christus loszureißen. Um nun soviele Mißstände abzuwehren, glaubten wir folgendes feststellen zu müssen" u. s. f.

In der That, wenn wir auf die Aeußerungen und die Handlungsweisen derer sehen welche die sogenannten gallikanischen Freiheiten formulirten, deren Amt und Beruf es mit sich brachte sie auszulegen und in Ausübung zu bringen, so werden wir von unserem Standpunkte aus den Worten des Bischofs Belsunce von Marseille beipflichten müssen: „Wenn man die Freiheiten der gallikanischen Kirche kennt, so wird man sich nicht bemühen diejenigen nachzuahmen welche unter dem Vorwande ihrer Vertheidigung den Primat, welchen Christus dem heiligen Petrus und seinen Nachfolgern, den obersten Bischöfen verliehen hat, und den ihnen von allen Christen gebührenden Gehorsam schwächen. Man wird vielmehr die Unterwerfung welche wir dem heiligen Vater zu leisten gewohnt sind, als das Erbtheil der französischen Bischöfe betrachten." Und mit ächt französischem Geiste sprechen es jene Männer aus, daß sie noch nie vom apostolischen Stuhle abgewichen sind, und daß die Päpste selbst zu wiederholten Malen, wie Gregor IX., Alexander III., ihnen dieses Lob gespendet, und daß sie wie in allen Stücken, so auch im Gehorsame gegen Rom den übrigen Völkern nicht nur gleich, sondern voran seien*).

*) Langlet de Fresnois a. a. O. Noailles.

Erschienen darum Verordnungen aus Rom, so begnügten sie sich nicht bloß damit, für ihre Person „von demselben Eifer für den apostolischen Stuhl entflammt wie ihre Vorgänger dessen Erlasse ebenso aufrichtigen Herzens anzunehmen wie jene", sondern sie erklärten auch sofort, „es bleibe ihnen nichts übrig als für eine aufrichtige Ausführung derselben in ihren Diöcesen zu sorgen", wie die beiden Versammlungen der gallikanischen Bischöfe vom Jahr 1713 und 1714 besagen. Mit dem innigsten Gefühle des Schmerzes erfülle sie die bloße Nachricht, daß die Art und Weise wie sie eine päpstliche Constitution aufgenommen, in Rom Mißbilligung gefunden habe: erklärt in aller Namen der Cardinal Noailles im Jahre 1705. Sogar die von Rom verworfenen Sätze der declaratio gallicana wollen sie, wie sie vor Innocenz XII. betheuern, als nicht beschlossen angesehen wissen, da sie ob des großen Mißfallens seiner Heiligkeit über die Vorgänge auf der genannten Versammlung aus ganzem Herzen Schmerz empfinden. Und wie oft und mit welchem Nachdrucke sie den Versuch verdammen und verbieten, von einer Entscheidung des römischen Stuhles an ein künftiges allgemeines Concil Berufung einzulegen, braucht wahrlich nicht des Näheren ausgeführt zu werden. Kurz: sie sind Gallikaner mit ganzer Seele; aber sie wissen, was sie dem römischen Stuhle als Mitglieder der Kirche schuldig sind; und wenn wir im Ganzen ihre Handlungsweise betrachten, so müssen wir gestehen, daß es keine leere Phrase war, als sie auf der Versammlung zu Paris am 20. Februar 1661 vor Alexander VII. versicherten, in Rom habe ihr Forschen, ihr Glauben, ihr Finden Ausgang, Festigkeit und Ende (statuimus ibi secundum verba Tertulliani finem quaerendi, stationem credendi, expunctionem inveniendi).

Die Gallikaner hatten ohne Zweifel schiefe, sehr schiefe Grundsätze; das würde sich erst gezeigt haben, hätten sie dieselben bis in ihre letzten Consequenzen verfolgt — (Andere haben das gethan!) — aber ihre Absicht war zu ent-

ſchuldigen; und wäre ihnen klar geworden, wie bedenklich ihre Mittel waren, das ſteht außer Frage, ſie hätten dieſelben ſofort widerrufen, ſo ernſtlich und aufrichtig wie Fenelon und Noailles andere Mißgriffe verdammten die ſie zuvor gethan. Wer kann zweifeln, was jene herrlichen Biſchöfe heute thun würden, nachdem das Urtheil der Kirche erfolgt iſt, und ſo erfolgt iſt, wie ſie es vorausgeſehen und vorausgeſagt haben?

Nun wohlan denn, ihr modernen Appellanten! Wir haben nichts dagegen, daß ihr euch Nachfolger der alten Gallikaner nennt: ſeid nur auch ihre Nachfolger in kirchlicher Geſinnung und kirchlichem Gehorſame!

XLIX.

Studien über den Staat.

(Fortſetzung.)

Die Grundlage der Familie bildet die Ehe. Dieſe iſt jedenfalls nothwendig mit dem Daſeyn des Menſchen gegeben, denn an ſie knüpft ſich die Fortpflanzung ſeines Geſchlechts.

Zwar treten Mann und Weib freiwillig in der Ehe zuſammen, aber die Ordnung, das Verhältniß, das daraus entſteht, iſt doch ein ſolches welches der Natur angehört, und über das ſie nicht erſt übereinkommen können, ſondern das durch ein inneres Naturgeſetz beſtimmt iſt. Da aber die Menſchen auch ſittliche Weſen ſind, ſo nehmen die Geſetze der Natur auch einen höheren ſittlichen Charakter an. Mann

und Weib, Eltern und Kinder sind so durch von ihnen und ihrem freien Willen unabhängige und deßhalb nothwendig verpflichtende, natürliche und sittliche Bande in der Familie verbunden. Wie nun die Familie einen solchen naturnothwendigen sittlichen Ursprung hat, so, kann man sagen, habe ihn auch der Staat. Durch diese Annahme sind wir nun allerdings sowohl über den Zufall und die Willkür als auch über das unmittelbar göttliche Eingreifen hinausgehoben, ohne daß deßhalb der Staat als eine göttliche Einrichtung geläugnet würde. Nun handelt es sich jetzt um die Art und Weise wie man sich einen solchen nothwendigen Ursprung des Staates aus der Familie denken kann. Damit beginnt aber erst die nähere Untersuchung.

Die gewöhnliche Annahme ist nun wie gesagt, daß aus der so von Gott angeordneten Naturordnung der Familie der Staat entstanden sei. „Die Familie ist der erste Staat" sagt Jarcke*), deßgleichen Dahlmann: „Der Staat ist uranfänglich, die Urfamilie ist Urstaat, jede Familie, unabhängig dargestellt, ist Staat"**). Ebenso Phillips: „Die erste Familie war auch der erste Staat. Der Staat ist so alt als das Menschengeschlecht"***). In gleicher Weise, nur etwas schärfer Walter: „Der Staat existirte im Keime schon in der ersten Familie. Denn schon in der ersten Familie wurden die Begriffe von Recht, Sitte, Ordnung und Autorität geweckt"†).

Ich will nicht läugnen, daß eine derartige Auffassung für den ersten Augenblick sehr annehmbar scheint, allein nichts destoweniger dürfte sie — ich muß diese juristische Ketzerei schon aussprechen — bei näherer Untersuchung als unhaltbar sich erweisen. Denn sie läßt sich ebensowenig ge-

*) Vermischte Schriften III. 39.
**) Politik S. 543.
***) Kirchenrecht II. 345 u. 453.
†) Naturrecht u. Politik S. 59.

ſchichtlich als rationell oder metaphyſiſch begründen. Allerdings kann auch der Staat nur aus der Familie entſtehen, ſo gut wie die Menſchheit nur aus ihr entſteht. Die Familien ſind nur das Material, der Stoff, woraus der Staat entſteht; allein deßhalb iſt das was die Familie zur Familie macht, nicht auch ſchon das was den Staat erzeugt. Das Band, welches die Familie verbindet, iſt die Autorität und Pietät, beide beſeelt von der Liebe. Die Eltern ſind die Urheber, auctores, und darum haben ſie von Natur aus die Macht der Autorität. „Weil aber", wie Riehl ſo treffend bemerkt, „die Autorität die Gewalt des Urhebers iſt, ſo iſt ſie andererſeits gegründet auf die natürliche Liebe und Aufopferung des Erzeugers für ſeine Kinder." Deßgleichen kommen die Kinder ihren Eltern in der Pietät entgegen, in welcher die Ehrfurcht und die natürliche Liebe ſich verbinden. Wie aber die Liebe und Aufopferung des Erzeugers ſich in der Erziehung bethätigen muß, ſo die Liebe und Ehrfurcht der Kinder in der Dankbarkeit und Hülfe, die ſie erwachſen ihren Eltern gewähren.

Dieß ſind die natürlichen und ſittlichen Mächte, welche die Familie durchdringen und binden. Mag man nun dieſe Bande ſich noch ſo erweitert denken, ſo wird man ſich, ſo lange nur dieſe Mächte walten, nie einen Staat vorſtellen können, ſondern immer nur die Familie, wenn auch in erweiterter Geſtalt. Die erweiterte Familie wird als ſolche aber nur zum Stamm; wie denn auch der Stamm nur durch Autorität und Pietät zuſammengehalten iſt. Aus Autorität und Pietät entwickelt ſich aber nur die Sitte. Inſoferne wird die zum Stamme erweiterte Familie nie ein Staat ſeyn, ſo lange nur die Familienordnung und die Familienbande wie die Sitte in ihr walten. Man wende nicht ein, daß in der Familie ſchon eine Ueber- und Unterordnung ſich vorfinde, daß Sitten und eine gewiſſe geordnete Gliederung ſich geltend machen. Ja wenn Ueber- und Unterordnung, wenn Sitte allein ſchon den Staat bedingen würden! Wenn aber dieß

der Fall, so könnte es keinen Unterschied mehr zwischen Familie, Gesellschaft, Staat und Kirche geben, denn in all diesen Formen des Gemeinlebens ist ja eine Ueber- und Unterordnung, sind Sitten und gewisse wechselseitige Verhältnisse gegeben. Der Staat wäre dann nur die vollständige Verwirklichung dieser Einen Ordnung, er müßte Alles seyn, oder vielmehr umgekehrt, Alles: Familie, Gesellschaft und Kirche müßte Staat seyn, es könnte nimmer ein Unterschied stattfinden.

Es handelt sich daher darum, was das Unterscheidende der Staatsordnung von jeder andern Ordnung sei und also darum, was die Familie oder den Stamm erst zum Staate mache, was das den Stamm, als das Materielle, zum Staate erst Gestaltende und Formende sei. Dieß muß so nothwendig von den die Familie begründenden und zusammenhaltenden Mächten unterschieden seyn. Dieß ist eben das x, die unbekannte Größe, die wir suchen.

Untersuchen wir nun die Frage objektiv, historisch! Daß da, wo das bloße Familienleben herrscht, kein Staat sich bilden könne, dürfte schon aus dem Bisherigen klar seyn. Diesen Satz beweist auch die Erfahrung. Wir sehen eben auch bei den wirklichen Stämmen kein Staatswesen. Die Beduinen z. B. haben die patriarchalischen Stammesverhältnisse stets bewahrt, aber Niemand hat bei ihnen noch je ein Staatswesen gefunden. Das Gleiche gilt von den Horden der Indianer in Nord- und Süd-Amerika, von den Mongolen, Malayen und Negerstämmen. Von diesen letztern haben es manche aus Ursachen, die hier nicht zu besprechen, zu staatlichen Einrichtungen gebracht, wenn auch nur der niedersten Art. Bei all diesen herrscht das Familienband, und der Unterschied ist nur der, daß bei den Einen es fester, bei den Andern loser ist. Aber gerade da, wo das letztere der Fall ist, ist die Auflösung nur eine um so größere. Also frägt es sich immer: Was muß zum Stammesleben erst hinzukommen, um in einem Stamme den Staat zu gründen?

Nun sage ich, der Stamm muß erst ein Volk werden, ehe ein Staat d. h. ein politisches Gemeinwesen entstehen kann, wie denn in der That nur bei Völkern ein Staat sich vorfindet. Das Volk ist aber völlig von dem bloßen Stamme unterschieden, obwohl auch andrerseits der Begriff eines Volkes nicht schon den des Staates in sich enthält. Wenn aber von Völkern die Rede ist, so sind hier nicht zunächst die Völker, wie sie gegenwärtig sind, zu verstehen. Denn diese sind schon das Produkt der verschiedenartigsten Ursachen und Verhältnisse, und sind überhaupt schon aus Völkern entstanden, sondern ich meine jene Gemeinschaften, wie sie in der Urzeit aus der ursprünglichen, noch Einen Menschheit entstanden sind. Wenn nun Staaten sich nur bei Völkern vorfinden, scheint der Ursprung des Staates mit dem der Völker wenigstens in Beziehung zu stehen. Auch in Bezug auf den Ursprung der Völker kommt uns die Meinung entgegen, die Völker entstünden ganz natürlich wie von selbst aus Familien und Stämmen. Dabei bedenkt man aber nicht daß der größere Theil der bewohnten Erde von den Stämmen noch jetzt eingenommen wird, daß man aber nie, soweit die Geschichte in ihrer Erinnerung hinaufreicht, Völker aus solchen Stämmen ohne weitern Einfluß von außen von Seite der eigentlichen Völker hat entstehen sehen. In der oben berührten Schrift über „Die Entstehung der Völker" ist nun nachgewiesen, daß beide, die Völker wie die Stämme auch nur vom Standpunkt erfahrungsmäßiger Untersuchung aus betrachtet, nur aus der noch Einen, ursprünglichen Menschheit entstanden seyn können.

Diese Eine Menschheit war aber nicht bloß durch das natürliche Band der Abstammung, der Familie geeint, sondern durch den das menschliche Bewußtseyn erfüllenden und es beherrschenden Einen Gott. In der noch Einen Menschheit, „die von dem Einen Gott gehütet und geleitet ward", konnte von einem Staate nicht die Rede seyn, wie denn Platon hierüber tiefer blickte, als unsere moderne

Natur- und Staats-Rechtsphilosophie, auch die sog. christliche nicht ausgenommen, wenn er sagt: „Damals leitete der Gott zuerst durch seine Fürsorge die ganze Umkreisung selbst. Ein Gott hütete sie, indem er selbst die Aufsicht führte. Während seiner Hut aber gab es keine Staatsverbände“*). Aus dieser noch Einen Menschheit sind aber die Völker einerseits, wie die Stämme und Horden andererseits und zwar in Folge einer religiösen Krisis, d. h. in Folge des Ursprungs des Heidenthums entstanden, wie schon aus den so tief greifenden Unterschieden der Stämme und Völker in Bezug auf Sprache, Religion und Cultur geschlossen werden muß.

Nur auf die Hauptmomente und abgesehen von der sprachlichen Seite soll hier kurz hingewiesen werden. Die Völker und die Stämme sind in Bezug auf die Religion nur darin einander ähnlich, daß beide den wahren Gott, der der Eine und der Geist ist, nicht kennen; in allem Uebrigen unterscheiden sie sich wesentlich und zwar der Art, daß die Stämme nur vage Vorstellungen von göttlichen Mächten haben, daß sie keine Göttersagen, keine sogenannte Göttergeschichte oder Mythologie besitzen, daß sie überhaupt keinen gemeinsamen, besonders durch Opfer ausgeprägten Cultus haben, höchstens einzelne Spuren, die nur Ueberreste aus einer frühern Zeit seyn können. In Folge dessen sehen sich auch die religiösen Vorstellungen und Anschauungen der verschiedensten Stämme und Horden in Asien wie in Afrika, in Amerika wie in Australien ziemlich ähnlich, ja gleichartig.

Bei den Völkern dagegen finden wir ebenso bestimmt ausgeprägte religiöse Vorstellungen; eine Göttergeschichte oder Mythologie überhaupt und zwar bei jedem einzelnen Volke eine besondere und somit bei jedem eine besondere gemeinsame religiöse Anschauung, ein besonderes gemeinsames religiöses Bewußtseyn, durch welches jedes einzelne Volk sofort von

*) Politicus 271 D.

manchem heute vielleicht gefeierten Namen ein unauslöſchliches Brandmal anheften! So haben die Gallikaner nicht gehandelt.

Sie verfochten ihre Anſicht, weil dieſe damals von der Kirche noch freigelaſſen war; ſie hüteten ſich aber wohl dieſe als das Fundament ihres Syſtems, als ihr Schibboleth zu bezeichnen; denn ſie ſahen wohl ein und geſtanden es unumwunden zu, daß ſie die ganze Kirche gegen ſich hatten, daß ihre Meinung eine lediglich geduldete war, und begriffen, daß, wenn es über kurz oder lang zu einem kirchlichen Ausſpruch über dieſe Frage käme, ihre Sache unterliegen würde; ſie erniedrigten ſich endlich nicht ſo tief, daß ſie vorgaben allein alle Wiſſenſchaft zu beſitzen, ſondern ſie waren ehrenhaft und edel genug, um auch jenen Theologen aus ihrer eigenen Mitte welche durch die Ueberlegenheit der Thatſachen und Gründe gezwungen der gegentheiligen Anſicht huldigten, das ihnen gebührende Prädikat „berühmte Theologen“ um des zwiſchen ihnen beſtehenden Gegenſatzes willen nicht abzuſprechen*). Hätten die heutigen Gegner der Infallibilität ihre angeblichen Vorgänger von Anfang an hierin nachgeahmt, ſie hätten mit Ehren wieder zurücktreten können, und würden nun nicht durch den Fluch des böſen Gewiſſens von Stufe zu Stufe abwärts gedrängt aus dem Heiligthume der Kirche hinaus — genau den Spuren eines Quesnel nach!

In Glaubensſachen verträgt ſich nun einmal „Freiſinnigkeit“ und Katholicismus nicht, ſelbſt nicht nach galliciſchen Grundſätzen; in diſciplinären Fragen aber hat die Kirche von jeher freie Bewegung geſtattet, ſo lange nur die unitas charitatis nicht verletzt ward. Daran haben ſich die Gallikaner gebührend gehalten; darum waren ſie auch in der Kirche geduldet; darum hat man ſogar die gefährliche Richtung der ſie hinſichtlich des kirchlichen Lehramtes hul-

*) S. die Vorrede von Langlet de Fresnois zu ſeiner Ausgabe von Dupuy's Traité des libertés etc.

staltet, und dadurch ist ein verschieden geartetes religiöses Bewußtseyn entstanden und durch besondere Bethätigung des Cultus, dessen Mittelpunkt die Opfer sind, religiöse Gemeinschaften d. h. Völker. Die verschiedenen Religionen waren es also, welche aus der noch Einen Menschheit gesonderte religiöse Gemeinwesen erzeugten, wie denn die Völker unter sich durch nichts so sehr sich unterscheiden, als durch ihre religiöse Anschauung. Aber mit diesem Ursprung der besonderen religiösen Anschauung und dem religiösen Gemeinwesen der so entstehenden Völker hat unmittelbar der Staat noch nichts zu thun.

Nun aber unterscheiden sich die Völker von den Stämmen auch noch besonders durch die Cultur, und dieß erst wird uns der Beantwortung unserer Frage näher führen. Die Stämme und Horden nennt man culturlos; sie haben eben keinen eigentlichen Ackerbau, keine festen Wohnsitze, keine abgegrenzten Aecker, und somit auch kein festes Eigenthum. Wandern ist ihre Lust; darum besitzen sie auch keine Heimath, kein Vaterland.

Umgekehrt sind die Völker seßhaft, sie treiben Ackerbau, haben abgegrenzte Aecker, umfriedete Wohnungen und festes Eigenthum. Nun leiten die Völker diese Cultur, den Ackerbau, das seßhafte Leben, die Abgrenzung der Aecker von bestimmten Göttern ab. Die Cultur erweist sich durchgehends als göttlichen Ursprungs, wie schon das Wort Cultur und Cultus sprachlich einer Wurzel angehört, im Sanskrit wie im Lateinischen. Das Gleiche findet sich auch in den semitischen Sprachen, wie im Hebräischen*) Gott dienen und den Acker dienstbar machen galt gleichsam als Ein Gut.

Daher ward auch ursprünglich der Ackerbau, die Abgrenzung der Aecker, das feste Eigenthum durch religiöse Akte geheiligt. Götter waren Grenzhüter des Landes wie

*) עבד ursprünglich facere, dann colere agrum und colere deum: = Deo servire.

die Schwächung des von Chriſto eingeſetzten Primates des heiligen Petrus und ſeiner Nachfolger, der römiſchen Biſchöfe, ſowie des ihnen von Seite aller Chriſten gebührenden Gehorſams und der allen Völkern ehrwürdigen Majeſtät des apoſtoliſchen Stuhles, auf welchem der Glaube verkündiget und die Einheit der Kirche bewahrt wird. Auch die Häretiker laſſen nichts unverſucht, um jene Gewalt durch welche der Friede der Kirche erhalten wird, als eine Königen und Völkern feindſelige und läſtige zu erweiſen, und durch ſolche Betrügereien unbefangene Gemüther von der Einheit mit der Mutter, der Kirche, und folglich mit Chriſtus loszureißen. Um nun ſoviele Mißſtände abzuwehren, glaubten wir folgendes feſtſtellen zu müſſen" u. ſ. f.

In der That, wenn wir auf die Aeußerungen und die Handlungsweiſen derer ſehen welche die ſogenannten gallikaniſchen Freiheiten formulirten, deren Amt und Beruf es mit ſich brachte ſie auszulegen und in Ausübung zu bringen, ſo werden wir von unſerem Standpunkte aus den Worten des Biſchofs Belſunce von Marſeille beipflichten müſſen: „Wenn man die Freiheiten der gallikaniſchen Kirche kennt, ſo wird man ſich nicht bemühen diejenigen nachzuahmen welche unter dem Vorwande ihrer Vertheidigung den Primat, welchen Chriſtus dem heiligen Petrus und ſeinen Nachfolgern, den oberſten Biſchöfen verliehen hat, und den ihnen von allen Chriſten gebührenden Gehorſam ſchwächen. Man wird vielmehr die Unterwerfung welche wir dem heiligen Vater zu leiſten gewohnt ſind, als das Erbtheil der franzöſiſchen Biſchöfe betrachten." Und mit ächt franzöſiſchem Geiſte ſprechen es jene Männer aus, daß ſie noch nie vom apoſtoliſchen Stuhle abgewichen ſind, und daß die Päpſte ſelbſt zu wiederholten Malen, wie Gregor IX., Alexander III., ihnen dieſes Lob geſpendet, und daß ſie wie in allen Stücken, ſo auch im Gehorſame gegen Rom den übrigen Völkern nicht nur gleich, ſondern voran ſeien *).

*) Langlet de Fresnois a. a. O. Noailles.

sind. Ein solches gegliedertes und durch die Religion wie durch die Sitte geordnetes Gemeindewesen ist nun erst Eine Volks-Einheit, eine Volks-Genossenschaft.

Indem aber eine solche Volkseinheit seßhaft geworden, ein Land in Besitz genommen hat, ist es eben Eigenthümer, Besitzer in dieser äußern Welt geworden. Die Volkseinheit wird, obwohl in Folge eines innern, im Bewußtseyn begründeten Vorganges, nämlich in Folge einer bestimmten religiösen Anschauung entstanden, doch dadurch, daß diese zur Cultur und so zur Seßhaftigkeit veranlaßt, selbst nun dem bestimmten Lande eingebürgert und so in dieß äußere Leben versetzt. Ist doch alle Cultur nach außen hin zunächst nur Bewältigung der äußern Natur; ein Geltendmachen der Herrschaft des Menschen über die ihm äußere Welt, der freilich die innere Cultur immer zur Seite gehen muß, die in der Unterwerfung des Menschen unter Gott oder, wie die Heiden glaubten, unter die Götter, also im Cultus ihren schlagenden Herzpunkt hat, was freilich nur das alte Heidenthum erkannt hat, wovon aber nicht mehr das moderne Heidenthum etwas weiß. Damit nun, daß ein solches Volk äußerlich sich abschließt und hinwieder in diesem selbst die einzelnen Geschlechter und Familien, jedes seine bestimmte Stellung im Lande, in der Heimath, wie in der Volksgenossenschaft einnimmt, macht ein solches Volk, das in erster Linie eine innere religiöse Genossenschaft ist, sich selbst auch als eine äußere Ordnung, als eine Gemeinschaft in dieser äußern Welt geltend. Durch die äußere Besitznahme wie durch die Bethätigung der Herrschaft über einen Theil des Bodens in der Cultur wird die innere zunächst durch die Religion geheiligte Gliederung auch äußerlich sich geltend machen, es entstehen verschiedene Stellungen der Geschlechter und der Einzelnen unter sich, wie zum Ganzen. Dadurch werden von selbst die innerlich liegenden Gliederungen auch äußere und wie mit festem Eigenthum das Verhältniß von Mein und Dein schärfer hervortritt, so entwickeln sich selbst

ſulbigen; und wäre ihnen klar geworden, wie bedenklich
e Mittel waren, das ſteht außer Frage, ſie hätten die-
ben ſofort widerrufen, ſo ernſtlich und aufrichtig wie
nelon und Noailles andere Mißgriffe verdammten die ſie
vor gethan. Wer kann zweifeln, was jene herrlichen Bi-
öfe heute thun würden, nachdem das Urtheil der Kirche
olgt iſt, und ſo erfolgt iſt, wie ſie es vorausgeſehen und
rausgeſagt haben?

Nun wohlan denn, ihr modernen Appellanten! Wir
ben nichts dagegen, daß ihr euch Nachfolger der alten
allikaner nennt: ſeid nur auch ihre Nachfolger in kirch-
her Geſinnung und kirchlichem Gehorſame!

XLIX.

Studien über den Staat.

(Fortſetzung.)

Die Grundlage der Familie bildet die Ehe. Dieſe iſt
nfalls nothwendig mit dem Daſeyn des Menſchen ge-
ben, denn an ſie knüpft ſich die Fortpflanzung ſeines Ge-
lechts.

Zwar treten Mann und Weib freiwillig in der Ehe zu-
mmen, aber die Ordnung, das Verhältniß, das daraus ent-
ht, iſt doch ein ſolches welches der Natur angehört, und
er das ſie nicht erſt übereinkommen können, ſondern das
ch ein inneres Naturgeſetz beſtimmt iſt. Da aber die Men-
en auch ſittliche Weſen ſind, ſo nehmen die Geſetze der
tur auch einen höheren ſittlichen Charakter an. Mann

zu einer staatlichen Entwicklung gebracht, so könnte es nur bestehen, wenn keines seiner Mitglieder Unrecht thäte oder auch nur thun könnte; oder es müßte im entgegengesetzten Falle ohne eine Gewalt, die dem Unrecht wehrte, eben zu Grunde gehen. Vermag ferner ein Staatswesen dieß nicht mehr, so löst es von selbst sich auf, fällt entweder in die Gewalt eines andern Staates oder es bilden sich in ihm neue Gruppen und suchen in anderer Weise als bisher als politische Ganze sich zur Geltung zu bringen.

Somit entsteht also der Staat immer nur erst da, wo sich eine Macht geltend macht, die auch im Stande ist mit physischer Gewalt das Land und Volk mit seiner bestehenden Ordnung zu erhalten. Gewalt ist also die letzte Bedingung des Ursprungs des Staates, wie seines Bestehens. Aber nicht die bloße Gewalt der Willkür macht schon den Staat, sondern die Gewalt, welche einer schon bestehenden Ordnung, einer Gemeinschaft oder dem schon vorhandenen Gemeinwesen dient, ihr zum Schutz und Trutz. Die Gemeinschaft mit ihrer Gliederung und Ordnung birgt in sich selbst schon das Gesetz, und ist durch die Idee der Menschheit gegeben, die ja durch ein Volk, wenn auch nur theilweise, dargestellt wird. Es gilt daher nur, wie wir im zweiten Artikel sehen werden, dieses in der Gemeinschaft sich aussprechende Gesetz der Ordnung auch als äußeres dadurch zu erhalten, daß dieß Gesetz einen mit Macht ausgerüsteten Träger d. h. einen Herrscher gewinnt. Einem solchen Träger der Gewalt in welchem das Gesetz, das in der Gemeinschaft in jedem Einzelnen innerlich ist, auch äußeren und gleichsam persönlichen Ausdruck erhält, der das Recht oder auch seinen Willen als Gesetz zur Geltung zu bringen die Macht hat, ordnen sich nun die Einzelnen vielfach gleichsam instinktmäßig ohne Ueberlegung unter.

Somit ist der Staat auf Grund unserer kritisch-historischen Betrachtung der Anfänge der Geschichte nichts weniger als ein aus der bloßen Familie unmittelbar gleichsam von selbst

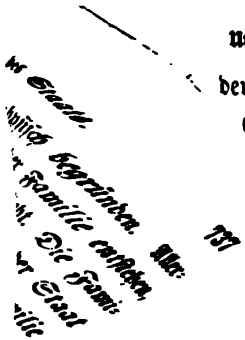
[redacted]

hichtlich als rationell oder metaphyſiſch begründen. Allerings kann auch der Staat nur aus der Familie entſtehen, o gut wie die Menſchheit nur aus ihr entſteht. Die Famiien ſind nur das Material, der Stoff, woraus der Staat ntſteht; allein deßhalb iſt das was die Familie zur Familie acht, nicht auch ſchon das was den Staat erzeugt. Das and, welches die Familie verbindet, iſt die Autorität und ietät, beide beſeelt von der Liebe. Die Eltern ſind die Urheber, auctores, und darum haben ſie von Natur aus die Macht der Autorität. „Weil aber", wie Riehl ſo treffend emerkt, „die Autorität die Gewalt des Urhebers iſt, ſo iſt ſie andererſeits gegründet auf die natürliche Liebe und Aufopferung des Erzeugers für ſeine Kinder." Deßgleichen kommen ie Kinder ihren Eltern in der Pietät entgegen, in welcher ie Ehrfurcht und die natürliche Liebe ſich verbinden. Wie aber die Liebe und Aufopferung des Erzeugers ſich in der Erziehung bethätigen muß, ſo die Liebe und Ehrfurcht der Kinder in der Dankbarkeit und Hülfe, die ſie erwachſen ihren Eltern gewähren.

Dieß ſind die natürlichen und ſittlichen Mächte, welche ie Familie durchdringen und binden. Mag man nun dieſe Bande ſich noch ſo erweitert denken, ſo wird man ſich, ſo lange nur dieſe Mächte walten, nie einen Staat vorſtellen können, ſondern immer nur die Familie, wenn auch in erweiterter Geſtalt. Die erweiterte Familie wird als ſolche aber nur zum Stamm; wie denn auch der Stamm nur durch Autorität und Pietät zuſammengehalten iſt. Aus Autorität und Pietät entwickelt ſich aber nur die Sitte. Inſoferne wird die zum Stamme erweiterte Familie nie ein Staat ſeyn, ſo lange nur die Familienordnung und die Familienbande wie die Sitte in ihr walten. Man wende nicht ein, daß in der Familie ſchon eine Ueber- und Unterordnung ſich vorfinde, daß Sitten und eine gewiſſe geordnete Gliederung ſich geltend machen. Ja wenn Ueber- und Unterordnung, wenn Sitte allein ſchon den Staat bedingen würden! Wenn aber dieß

Verhältnisse knüpfen, welche freilich bereits durch die innere Gliederung des Volkes eine höhere Form erlangt haben, oder es kann diese Macht sich an die Träger des Priesterthums knüpfen, oder es kann irgend einer sich hervorthun, seine größere geistige Begabung benützen und so, sei es durch wirkliche Verdienste um die werdende Einheit und Gemeinschaft eines Volkes oder mit Gewalt, die Herrschaft erwerben. In der Regel tragen denn auch Staaten in der Urzeit einen patriarchalischen und priesterlichen Charakter; aber es ist dieß nicht schon ein Gesetz, da die meisten Völker bereits über das patriarchalische Verhältniß eines bloßen Stammesfürsten hinaus waren, ehe sie in die staatliche Ordnung eingetreten. Kurz es können die mannigfaltigsten Fälle gedacht werden, wie in einem Volke jene Gewalt faktisch entsteht, und somit ist die thatsächliche Entstehung des Trägers der Gewalt etwas Zufälliges und verliert sich in der Urzeit selbst in die Sage. Damit aber, daß der Träger der Gewalt an sich zufällig ist, ist der Staat selbst nicht zufällig. Er hat vielmehr seine innere, durch die Entwicklung der Menschheit bedingte Nothwendigkeit, wenn er auch nicht von Anfang gegeben, nicht von Anfang den Zufall ausschließt, nicht so alt als die Menschheit ist, sondern thatsächlich ein verhältnißmäßig spätes Produkt der Geschichte.

Hat aber der Staat seine Voraussetzung in einem Volke, so ist er auch bedingt durch die Ursachen der Völkerentstehung. Das was aber die Völker als zunächst religiöse Gemeinwesen hervorgerufen, war der Abfall von dem wahrhaft Einen Gott, den die Menschheit nicht als Geist und Persönlichkeit festgehalten und in Folge dessen sie ihrem eigenen Sinnen und Trachten überlassen sich eigene Götter machte. Insofern ist der Staat selbst nur möglich in diesem durch den Abfall von dem Einen Gott entstandenen Zustand der somit auch zwischen Gut und Böse getheilten Welt und also nur auch in dieser äußeren durch die Sünde geschaffenen Weltzeit; deßhalb aber auch bei aller Nothwendigkeit für diese



der Stamm muß erſt ein Volk werden, ein politiſches Gemeinweſen entſtehen That nur bei Völkern ein Staat it aber völlig von dem bloßen auch andrerſeits der Begriff Staates in ſich enthält. iede iſt, ſo ſind hier nicht zu- ie gegenwärtig ſind, zu verſtehen. von das Produkt der verſchiedenartigſten Verhältniſſe, und ſind überhaupt ſchon aus entſtanden, ſondern ich meine jene Gemeinſchaften, ſie in der Urzeit aus der urſprünglichen, noch Einen enſchheit entſtanden ſind. Wenn nun Staaten ſich nur bei ölkern vorfinden, ſcheint der Urſprung des Staates mit dem der Völker wenigſtens in Beziehung zu ſtehen. Auch in Be- ug auf den Urſprung der Völker kommt uns die Meinung entgegen, die Völker entſtünden ganz natürlich wie von ſelbſt aus Familien und Stämmen. Dabei bedenkt man aber nicht daß der größere Theil der bewohnten Erde von den Stämmen noch jetzt eingenommen wird, daß man aber nie, ſoweit die Geſchichte in ihrer Erinnerung hinaufreicht, Völker aus ſol- chen Stämmen ohne weitern Einfluß von außen von Seite r eigentlichen Völker hat entſtehen ſehen. In der oben be- rten Schrift über „Die Entſtehung der Völker“ iſt nun achgewieſen, daß beide, die Völker wie die Stämme auch ur vom Standpunkt erfahrungsmäßiger Unterſuchung aus betrachtet, nur aus der noch Einen, urſprünglichen Menſch- heit entſtanden ſeyn können.

Dieſe Eine Menſchheit war aber nicht bloß durch das natürliche Band der Abſtammung, der Familie geeint, ſon- dern durch den das menſchliche Bewußtſeyn erfüllenden und es beherrſchenden Einen Gott. In der noch Einen Menſchheit, „die von dem Einen Gott gehütet und geleitet ward“, konnte von einem Staate nicht die Rede ſeyn, wie denn Platon hierüber tiefer blickte, als unſere moderne

erfolgte am 21. November 1344 und zwar nach feierlicher Verkündung des durch Papst Clemens VI. neu errichteten Prager Erzbisthums, wodurch Böhmen vom Mainzer Episcopate getrennt wurde. Der König Johann von Luxemburg ist der Urheber des Neubaues, sein Sohn und Nachfolger Kaiser Karl IV. jedoch der eigentliche Bauherr. Mit ihm beginnt ja eine Kunstthätigkeit in seinem Erblande, die späterhin von den Mediceern zu Florenz in ihrer Weise wohl überboten aber kaum erreicht werden konnte. Es war ein reges und erfreuliches Leben, dessen Mittelpunkt der Dombau bildete; gleichzeitig wurden die Prager Neustadt und die Moldaubrücke, Schloß Karlstein, die Stadt Karlsbad und unzählige Kirchen, Burgen und Privatbauten errichtet; Nürnberg und Breslau erhielten zur selben Zeit durch den kunstsinnigen Kaiser ihre herrlichsten Denkmale, durch ihn erhob sich das abgebrannte Zittau aus der Asche und sogar die fernsten Gegenden, die Rheinlande, Westfalen und Italien hatten sich einer ähnlichen kaiserlichen Bedachtnahme zu erfreuen. Von weit und breit ließ er Baumeister, Bildhauer und Maler kommen, kaufte und sammelte Kunstwerke aller Art und gründete so eine Künstlerschule, deren Rückwirkung auf Deutschland nicht ohne Folge bleiben konnte*). Seine unglücklichen Nachfolger und die politisch-kirchliche Revolution des hussitischen Tschechenthums zertraten in der Folge freilich die herrlich ausgesäete Frucht.

Den ersten Baumeister des Domes, der ein Riesenbau und Wunderwerk der Welt werden sollte von 500 Fuß Länge und entsprechender Breite, hatte Karl, damals noch Mark-

---

Dome abgebildet sind; unter den letzteren erscheint auch ein Wenzel Radetz, der demselben Geschlecht angehört, welchem der berühmte Feldmarschall Radetzky entstammt.

*) In das Jahr 1348 fällt die Gründung der sogenannten Lukas-Bruderschaft (vergl. Histor.-polit. Blätter 62. Bd. S. 636) der Maler, Schilderer, Bildhauer, Goldschlager, Glaser, Pergamentmacher u. s. w. zu Prag.

graf von Mähren, vielleicht auf Empfehlung des Papstes Clemens VI. von Avignon mitgebracht; er hieß Mathias von Artrecht oder Arras. Er stand dem Bau acht Jahre hindurch vor und legte den Chor mit dem Kapellenkranze an; doch legten sich allerlei Schwierigkeiten dazwischen, so daß die Ausführung mit mancherlei Modifikationen gedieh und bei seinem 1352 erfolgten Tode nur die untere Partie der Ostseite bis zur Höhe der Gallerie vollendet war. Sein Entwurf zeichnet sich durch die denkbarste Einfachheit und Regelmäßigkeit aus; als Niederländer von Jugend auf in den Backsteinbau eingelebt, umgeht er in dem für ihn neuen Element des Hausteines fast alle Ornamentik, dafür entschädigte er durch die sorgfältigste Ausführung und ein feines Liniengefühl, welches sein talentvollerer Nachfolger nicht immer einzuhalten verstand. In Avignon herrschte wie in ganz Südfrankreich der italienische Einfluß vor und von da brachte Meister Mathias jene Vorliebe für Massenhaftigkeit und größere Flächen, welche die unteren Partien des Prager Domes gleich sehr von den deutschen wie französischen Kathedralen unterscheiden.

Außerdem erscheint seine Thätigkeit noch vielfach in Anspruch genommen; ihm wurde der Aufbau des vielleicht schon 1346 begonnenen Stiftsgebäudes des slavischen Benediktiner-Klosters zu Theil; sodann ist er bei der Anlage der Prager Neustadt (1348) betheiligt und die damals gegründeten Kirchen von St. Stephan und Apollinare sind ganz in seiner Manier gehalten; auch die Aegidienkirche in Nimburg, zu deren Erbauung Kaiser Karl einen Wald schenkte, dürfte in ihren älteren Theilen von unserem Meister herrühren. Ferner ist der Karlstein neben dem Dome das Hauptwerk des wackeren Mathias, der hier vielleicht seine Richtung am deutlichsten ausgesprochen hat. Er schuf in der kurzen Zeit von 1344 bis 1352 so außerordentlich viel, daß sein frühzeitiger Tod begreiflich wird. Sein Porträt läßt einen Mann in den besten Jahren, höchstens einen angehenden Fünfziger

ſtaltet, und dadurch iſt ein verſchieden geartetes religiöſes Bewußtſeyn entſtanden und durch beſondere Bethätigung des Cultus, deſſen Mittelpunkt die Opfer ſind, religiöſe Gemeinſchaften d. h. Völker. Die verſchiedenen Religionen waren es alſo, welche aus der noch Einen Menſchheit geſonderte religiöſe Gemeinweſen erzeugten, wie denn die Völker unter ſich durch nichts ſo ſehr ſich unterſcheiden, als durch ihre religiöſe Anſchauung. Aber mit dieſem Urſprung der beſondern religiöſen Anſchauung und dem religiöſen Gemeinweſen der ſo entſtehenden Völker hat unmittelbar der Staat noch nichts zu thun.

Nun aber unterſcheiden ſich die Völker von den Stämmen auch noch beſonders durch die Cultur, und dieß erſt wird uns der Beantwortung unſerer Frage näher führen. Die Stämme und Horden nennt man culturlos; ſie haben eben keinen eigentlichen Ackerbau, keine feſten Wohnſitze, keine abgegrenzten Aecker, und ſomit auch kein feſtes Eigenthum. Wandern iſt ihre Luſt; darum beſitzen ſie auch keine Heimath, kein Vaterland.

Umgekehrt ſind die Völker ſeßhaft, ſie treiben Ackerbau, haben abgegrenzte Aecker, umfriedete Wohnungen und feſtes Eigenthum. Nun leiten die Völker dieſe Cultur, den Ackerbau, das ſeßhafte Leben, die Abgrenzung der Aecker von beſtimmten Göttern ab. Die Cultur erweiſt ſich durchgehends als göttlichen Urſprungs, wie ſchon das Wort Cultur und Cultus ſprachlich einer Wurzel angehört, im Sanskrit wie im Lateiniſchen. Das Gleiche findet ſich auch in den ſemitiſchen Sprachen, wie im Hebräiſchen*) Gott dienen und den Acker dienſtbar machen galt gleichſam als Ein Gut.

Daher ward auch urſprünglich der Ackerbau, die Abgrenzung der Aecker, das feſte Eigenthum durch religiöſe Akte geheiligt. Götter waren Grenzhüter des Landes wie

*) עבד urſprünglich facere, dann colere agrum und colere deum: = Deo servire.

Goldschmied und Ciseleur entsprach seine Thätigkeit ganz den Wünschen des vorwärts drängenden Herrschers. Unter der Leitung des Peter von Gmünd wurde nicht allein der Chorbau in genialer Weise vollendet*), sondern auch (nach längerem Stillstand) der Grund zum Langhause des Domes gelegt 1392; doch scheint er bald nachher zurückgetreten oder gestorben zu seyn; da sein Sohn Johann 1398 als Werkmeister (Parler) des Domes vorkommt. Meister Peter dürfte gegen Ende des Jahrhunderts verschieden und aller Wahrscheinlichkeit nach im Dome begraben worden seyn, wo seine Büste im Triforium noch eingefügt ist: ein ausgezeichnet schöner Mann von etwa sechszig Jahren, mit prachtvoll gewölbter Stirne und feingeschnittenem Profil; Haare und Bart sind grau und dünn, dabei sorgfältig geordnet.

Unter seinen weiteren Werken nimmt die ebenso gewaltige wie malerische Moldaubrücke (von 1645 Fuß Länge) den ersten Rang ein. Die Allerheiligenkirche auf dem Hradschin wurde leider nach dem Brande von 1541 ganz verunstaltet; dagegen blieb der originelle Chorbau zu Kolin frei von entstellenden Zuthaten. Auch die Barbarakirche zu Kuttenberg**) muß ihm zugeschrieben werden und in Prag der Umbau der uralten Teynkirche und der Kuppelbau des Karlshofer Stiftes u. s. w.

Was nun die Kathedrale von St. Veit betrifft, so ist Peter von Gmünd unbestritten derjenige welcher dem Gebäude die gegenwärtige Form verliehen hat; er gründete ein neues Pfeilersystem, brach die Massen durch ungewöhnliches reiches Detail (wobei er das Fischblasenornament mit energischer Vorliebe zum Durchbruch brachte) und excellirte

*) Am 12. Juli 1385 wurde das Gewölbe des Chorbaues während des Gottesdienstes, also in feierlicher Weise, geschlossen.

**) Vergl die Abhandlung unseres Verfassers in den Mittheilungen der k. k. Centralcommission VI. 223 ff. und darnach Ernst Förster's Denkmale deutscher Kunst. 1867. XI. 45 ff.

durch die übermüthige Kühnheit und Leichtigkeit seiner die Gewölbelast stützenden Strebepfeiler und Fialen *); der überraschende Chorabschluß ist sein eigenstes Werk und die prächtige Wenzelkapelle, welche er rücksichtslos in das Querschiff hineinschob. Er ist ganz der Mann der einen ungeduldig drängenden Bauherrn, wie Karl IV. war, in Spannung zu erhalten und durch technische Virtuosität zu überraschen versteht.

Unter dem heftigen Wenzel verwilderte der Bau. Der abgehackte Abschluß des Schiffes und die seltsame Verbindung mit dem unvollendeten Thurme sind lautsprechende Zeugen vom Anbruch einer neuen Zeit, welche zur ruhig festen Ausführung eines ächt mittelalterlichen Werkes nicht mehr angethan war. Die Hussitenstürme brausen heran mit Plünderungen mancher Art; der ungeheure Prager Brand von 1541 leckte auch mit gieriger Zunge in den Dom. Was von diesen Ereignissen unberührt geblieben, wird unter dem unseligen Winterkönige vernichtet. Dieser traurige Held, der sich brüstete mit seinen bübischen Schranzen nicht einmal deutsch reden zu können, erlaubte mit calvinischem Hochmuth seinem plattköpfigen Hofprediger eine Bilderstürmerei, wobei nach dem Berichte eines Augenzeugen mit fanatischer Wuth „alle Altäre, Crucifixe und Bilder abgebrochen und mit Art und Hacken darein geschlagen wurde." In der kurzen Zeit seines heillosen Regiments sind „alle von Karl IV. und den späteren Regenten herrührenden Altäre mit zahllosen Kunstwerken, Bildern und Schnitzwerken unwiederbringlich verloren gegangen, ja man hat sogar die steinernen Altartische, deren gegen sechszig bestanden, bis auf die Erdgleiche abgerissen, in Trümmer geschlagen und was verbrennbar war, auf Haufen geworfen

*) Die Belege hiefür sind auf Tafel II, III und IV abgebildet. Besonders instruktiv ist der Grundriß (Tafel I) wo die Thätigkeit der einzelnen Meister mittelst wechselnder Schraffirung auf einen Blick deutlich gemacht ist.

und verbrannt. In jenen Tagen hat der Dom und mit ihm die Kunstgeschichte des Landes empfindlichere Verluste erlitten, als zur Zeit der Hussitenstürme und des großen Brandes." Noch einmal kamen schwere Tage, als Prag im siebenjährigen Kriege durch König Friedrich II. belagert wurde. „Die Fenster der Nordseite mit ihren Maßwerken, die Gallerien mit ihren Strebebogen wurden arg mitgenommen, denn nicht weniger als einige 20,000 Schüsse trafen die St. Veitskirche." Die Restauration unter dem Dombaumeister Kranner arbeitet seit dem Jahre 1860 die schweren Unbilden der früheren Zeit auszubessern und zu sühnen.

Wir übergehen die architektonisch-wissenschaftliche Darstellung, ebenso die plastisch-malerische Ausstattung des Domes und wenden die Aufmerksamkeit auf die vordem noch wenig gewürdigte und von der Geschichtschreibung völlig übersehene Porträtgallerie im Triforium. Es sind die lebensgroßen Brustbilder von einundzwanzig Personen, welche in geschichtlicher Reihenfolge aufgeführt werden, wie sie in den Dombau eingegriffen haben; die Köpfe treten in voller Rundung aus den Wandflächen, als schauten sie zu einem Fenster heraus. Sie sind oberhalb der Durchgänge, welche durch die sechs Polygonpfeiler und gegenüberstehenden je drei geraden Wandpfeiler führen, so eingepaßt, daß sie der Pfeilermasse angehören. Das Bild des Kaisers (Karl IV.) befindet sich auf der Epistelseite, das der Kaiserin steht links. An den Kaiser reihen sich an (stehen daher an der rechten Seite) Johann von Luxemburg und seine Gemahlin Elisabeth von Böhmen, König Wenzel IV. und seine Gemahlin Johanna von Bayern, die drei ersten Erzbischöfe und die beiden ersten Baudirektoren. An die Kaiserin Elisabeth (die vierte Gemahlin Karl's) reihen sich an und sind an der linken Seite befindlich: Margaretha Blanca von Valois, Anna von der Pfalz, Anna von Schweidnitz, die drei ersten Frauen des Kaisers, Johann von Tyrol und Wenzel von Luxemburg, des Kaisers Brüder, die Baudirektoren Weitmühl und Kotlik, die Dombaumeister Mathias und Peter,

endlich Wenzel Radecz, der fünfte und letzte Baudirektor. Allen ist ihr Name mit biographischen Notizen und den nöthigen Jahrzahlen, ebenso ihr Wappen beigesetzt; beinahe sämmtliche Büsten sind mit einem dem 14. Jahrhundert fast ungewöhnlichen, höchst sorgfältigen Naturstudium und mit physiognomischer Schärfe nach dem Leben modellirt und gleichfalls von einer Meisterhand bemalt. Die Mehrzahl entstand zwischen 1370—75, wobei Meister Peter als Bildhauer und der Maler Niklas Wurmser sich in das Werk getheilt haben mögen. Doch scheint uns diese Annahme des Herrn Verfassers keine zwingende zu seyn. Ein Plastiker des 14. Jahrhunderts war sicherlich auch soweit geübt, daß er sein Bildwerk mit Farben fassen konnte; wer die höchste Aehnlichkeit mit dem Meißel erreicht, braucht dann nicht eigens noch den nachträglichen Pinsel eines Porträtmalers; der Mann wußte es selbst am besten, wie weit er im Stein gehen und was er mit der Farbe wagen dürfe. Dagegen ist freilich nicht in Abrede zu stellen, daß die beiden Künstler in enger Verbindung gestanden haben. Wie das beiderseitige Verhältniß auch gewesen seyn mag, hier liegen wahre Meisterwerke ersten Ranges vor als hochwillkommene Ausbeute für den Historiker. So ist der Böhmenkönig Johann von Luxemburg dargestellt als Mann von etwa 45 Jahren, mit etwas harten durchgefurchten Zügen: die Blindheit, welche ihn betroffen, ist mehr in der vorwärts gebeugten Haltung und dem Ausdruck als in den Augen angedeutet; er trägt eine reifartige Krone, hat lang herabfließendes dunkelblondes Haar und einen sorgfältig gepflegten Vollbart. Der Kopf ist ungewöhnlich klein und hager, verräth eine schlanke, etwas übergroße Statur und große Beweglichkeit, man sieht, daß der Mann einst schön war. Ihm gegenüber erscheint seine erste Gemahlin Elisabeth († 1330), sie hat starke Backenknochen, dunkle Gesichtsfarbe, schwarze Augen und Haare; die Züge sind nicht unangenehm und lassen eine Frau von circa 36 Jahren erkennen. Die Dame sieht hausmütterlich und ehrenfest aus-

Da sie lange vor Ausführung der Büsten verstarb, dürfte ihr Bild nach einer Münze gefertigt worden seyn. Aus dem Umstande, daß König Johanns zweite Gemahlin, Beatrix von Bourbon, die Stiefmutter des Kaisers, hier ausgelassen, aber ihr Sohn Wenzel aufgenommen wurde, ist wohl der Schluß zu ziehen, daß die Auswahl und Anordnung dieser Porträtgallerie vom Kaiser selbst ausging, der gegen die zweite Verheirathung seines Vaters eingenommen war; eine weitere Betheiligung wird wohl auch dem Historiographen Benesch von Weitmühl zugeschrieben werden dürfen. Das größte Interesse erregt das Porträt Kaiser Karls IV. Das Bild stimmt bis auf die kleinsten Züge mit den in Karlstein befindlichen Porträts überein; man erkennt die Familienähnlichkeit mit Vater und Mutter, deren Züge in Karl verschmolzen sind. Sein Gesicht ist voll und zeigt einen heiteren Ausdruck, die Haare sind bereits dünn und hängen schlicht herab, die Wangen glatt rasirt, der Bart am Kinn und über der Oberlippe voll und schön geordnet. Daß dem lächelnden Gesichte auch der Ernst nicht fremd sei und hinter der rundgewölbten Stirne mancherlei Gedanken lagern, ist trefflich angedeutet. Der nachmalige König Wenzel zeigt ein schwammiges Gesicht, unentschieden ob's ein Knabe oder Mädchen werden soll; die Haare sind ziemlich kurz, die Augen groß und sanft, der Ausdruck weiberhaft; von der Luxemburger Familienähnlichkeit ist in Wenzel's Gesicht keine Spur aufzufinden, wohl aber kann man bei Betrachtung dieser sinnlichen Formen begreifen, daß der Träger in späteren Tagen also ausartete.

Außer vielen anderen Kostbarkeiten besitzt der Dom ein diesseits der Alpen seltenes Kunstwerk in einem dreitheiligen, das jüngste Gericht darstellenden Mosaikbilde, welches 1370 begonnen und in der kurzen Frist von etwa zwei Sommern (bis 1371) vollendet wurde. Dasselbe befindet sich oberhalb des Porticus am südlichen Kreuzarme, ist mit Einschluß der Randverzierungen 34 Fuß lang und in den Zwi-

ckeln 25 Fuß hoch und deckt somit den Flächenraum von circa 800 Quadratfuß*). Der Verfertiger ist nicht bekannt, aber wahrscheinlich ein Italiener.

Nicht allein auf sein Erbland Böhmen sondern weit über dessen Grenzen hinaus erstreckte sich die Kunstpflege Karls (wovon Hr. Grueber S. 49 ff. eine anziehende Skizze entwirft), sie trug nicht im entferntesten den Charakter einer Liebhaberei oder einseitigen Gönnerschaft. „Der Kaiser erkannte wie Wenige den sittigenden und veredelnden Beruf der Künste und die Berechtigung idealistischen Strebens; indem er diese Richtung thatkräftig durch Anlage monumentaler Werke förderte, übersah er die volkswirthschaftliche Bedeutung nicht, belebte den Gewerbfleiß durch direkte Aufträge und Eröffnung neuer Absatzwege; zugleich bewirkte er durch Begünstigung des sich entwickelnden Vereinswesens die Hebung des gesammten Handwerkerstandes. In dieser Beziehung steht Karl IV. unübertroffen."

---

*) Da in Deutschland neben diesem Weltgericht nur noch zwei größere musivische Arbeiten bekannt sind, nämlich das 25 Fuß hohe Reliefbild der Himmelskönigin mit dem Kinde am Chor der Liebfrauen-Kirche in Marienberg, und eine Darstellung des Evangelisten Johannes zu Marienwerder, so liegt die Vermuthung nahe, daß alle drei Bilder von demselben Meister gefertigt worden seien. Bei dem Umstande, daß die beiden in Westpreußen befindlichen Mosaiken erst gegen das Ende des 14. Jahrhunderts ausgeführt seyn sollen, könnte dieses um so eher der Fall seyn, als in jener Zeit ein sehr lebendiger Verkehr zwischen Böhmen und den nordöstlichen Reichsländern stattfand; in Beziehung auf das Prager Bild scheint jedoch am glaubwürdigsten, Kaiser Karl habe bei seiner Rückkehr von der Romfahrt (1369) einen venetianischen Mosaikmeister angeworben und nach Prag geführt. Dieser könnte späterhin nach Marienberg berufen und durch den deutschen Orden beschäftigt worden seyn (Grueber S. 39). Eine kleine Abbildung bei Ambros S. 272.

von Gott getrennte Menſchheit an ſich doch nur zufällig und vergänglich, nicht abſolut nothwendig, ſondern nur bedingnißweiſe von Gott gewollt.

L.

Denkmale der Baukunſt.

II. Die Kathedrale zu Prag.

Ueber den herrlichen Prager Dom erſchien vor Kurzem ein Büchlein, unter dem Titel: „Die Kathedrale des heil. [illegible] zu Prag und die Kunſtthätigkeit Kaiſer Karl IV. Eine [illegible]tektoniſch archäologiſche Studie von Profeſſor Bernhard [illegible]ueber“ (Prag 1870. 57 S.*). Eine Abhandlung von [illegible]igen Bogen, mit dem Reſultat von mehr als zwanzig[illegible]igen Beobachtungen — dergleichen Arbeiten ſind ſelten [illegible]unſerem „tintenklexenden Säkulum“! Dazu iſt ſie ſchmuck[illegible] und ſchlicht geſchrieben, aber mit ſolcher Fachliebe und [illegible]kenntniß, daß ſie in jedem Leſer ein wahres Feuer und [illegible]s vergnügliche Entzücken zündet, welches der Genuß eines [illegible]en Kunſtwerkes bereitet.

Die Grundſteinlegung zur Kathedrale des heil. Veit**)

*) Früher erſchien der handſame Fremdenführer von A. Ambros: Der Dom zu Prag. Prag 1858.

**) Die Mittel zum Dombau wurden ſchon 1341 durch König Johann angewieſen und beſtanden in dem Zehent aller Silberbergwerke Böhmens und in freiwilligen Gaben, welche von beſonderen Sammlern eingebracht wurden. Das Rechnungsweſen und die Oberaufſicht wurde von Domherren geführt, deren fünf als Baudirektoren im

Fleiß und Ausdauer in nicht geringem Grade. Der Verfasser, Dr. Solger in Nürnberg, hat es daran nicht fehlen lassen; er hat aus den Archiven von Augsburg, Innsbruck, München, Nürnberg, Stuttgart und Weimar sowie aus Familienarchiven und Pfarrbüchern geschöpft, auch die vorhandene Literatur gebührend zu Rathe gezogen, und so eine wackere nüchterne Arbeit geliefert, der zwar die Kunst der Darstellung abgeht, die aber die Merkmale einer gewissenhaften und umsichtigen Forschung an sich trägt. Der Verfasser verläugnet an einzelnen Stellen, wie bei der Darstellung des schmalkaldischen Kriegs und bei der Beurtheilung des Jesuitenordens, seinen protestantischen Standpunkt nicht, hält sich jedoch frei von Gehässigkeit und jedem verletzenden Tone, was hier ausdrücklich anerkannt werden soll.

Das unsichere Geburtsjahr Kurt's des „kleinen Hessen", der bekanntlich dem alten Geschlechte der Boineburg angehört, vermochte auch Dr. Solger nicht sicher zu stellen; als das wahrscheinlichste nimmt er 1494 an. Die Schreibweise Bemelberg gebrauchte Konrad selber, natürlich mit mancherlei bunten Variationen nach der Gewohnheit der Zeit. Den Beinamen „der kleine Heß" trug er von seinem Aufenthalt am Hofe Herzog Ulrich's von Wirtemberg, wo er als Edelknabe erzogen wurde, während sein am gleichen Hofe erzogener Landsmann Ritter Heinrich Treusch den Namen „der lange Heß" erhielt. Beide verließen den Hof nach der Ermordung des Ritters Hans von Hutten durch den brutalen Herzog.

Im Jahre 1524 wirbt Kurt in Tyrol ein Fähnlein Landsknechte für den Kaiser und führt sie dem alten Frundsberg zu, unter dessen Commando er auch die sieggekrönte und vielbesungene Schlacht von Pavia, 24. Februar 1525, mitstritt, in der König Franz I. von Frankreich gefangen genommen wurde — das französische Sedan des 16. Jahrhunderts. Als Frundsberg bei Bologna vom Schlage getroffen auf's Krankenlager sank (1527), war Bemelberg be-

reits sein Locotenent, und ihm übertrug er die oberste Leitung der Landsknechte, um mit dem kaiserlichen General-Kapitän Karl von Bourbon vereinigt den Zug gegen Rom auszuführen. Die Eroberung der ewigen Stadt (Mai 1527) und die barbarische Plünderung derselben stehen in trauriger Berühmtheit; von den Schriftstellern der Zeit wird indeß zugestanden, daß die Deutschen sich vor den Spaniern und Italienern noch durch Zucht und Milde hervorgethan hätten. Von den dreißigtausend Mann welche einst bei Frundsbergs und Bourbons Vereinigung beisammen gewesen waren, kehrten nur etwa 13,000 von Rom zurück, und auch diese verdankten es vornehmlich einem von Bemelberg meisterhaft geleiteten Rückzug.

Als hierauf Karl V. zu Bologna am Jahrestag der Schlacht von Pavia, am 24. Februar 1530, vom Papste zum römischen Kaiser gekrönt wurde, befand sich Bemelberg unter denen welche vom Kaiser selbst zum Ritter geschlagen wurden; er führte fortan die Auszeichnung eines Eques auratus. Noch im gleichen Jahre verließ er Italien für immer, um in Schwaben eine Häuslichkeit zu gründen, indem er die Wittwe seines bei Weinsberg im Bauernkrieg gemordeten Genossen Hans Dietrich von Westerstetten, Osanna, aus dem Geschlecht der Edlen von Neuhausen, als seine eheliche Hausfrau heimführte. Er wird Rath des Königs Ferdinand und Kriegsrath des Kaisers, und nach dem Kadener Frieden 1534 von ersterem zum Obervogt von Schelklingen ernannt. Auch die Herzoge von Bayern bedienten sich zeitweilig seiner erprobten Dienste.

In den folgenden Jahrzehnten blieb der versuchte Kriegsheld von keinem der bedeutenderen Ereignisse in Oberdeutschland unberührt. Er machte, in der Regel als Anführer des Fußvolks, die Feldzüge gegen Frankreich (1537, 1544 und 1553) wie die Kämpfe in Ungarn gegen die Türken (1542) mit; er nahm Theil am schmalkaldischen Krieg, wo er bei Mühlberg an der Seite des Kaisers focht; er war endlich,

hochbetagt, noch bei dem Siege von St. Quentin 1557. Im ersten Feldzug gegen Frankreich wurde er verwundet und lag lange Zeit in Brüssel schwer darnieder. Er hatte eine Wunde am Arm erhalten, denn er scherzt in seinem Briefwechsel mit dem Herzog Ludwig von Bayern darüber, daß er wohl „ein krumbs Detzlin" davon trage. Durch seine Eroberung von Helfenstein, einem festen Schlosse in Schwaben, welches er den Rotten des verrätherischen Moritz von Sachsen und seiner Verbündeten entriß und wieder in den Besitz der kaisertreuen Reichsstadt Ulm zurückführte (10. Aug. 1552), ging Bemelberg's Name in's Volkslied über, im sogenannten Helfensteiner Lied, wo es heißt:

Conrat von Bemmelberg unser obrist war,
er ist auch gewest bei diser gfar,
es sei gleich frü oder spate;
er stund selbst herzhaft bei dem gschütz,
gab manchen guten rathe.

Der obrist war ein tapfer man,
er war allzeit zuvorderst dran,
ist bei den Ulmern bestanden.
Gott woll ihm geben glück und heil
in teutsch und welschen landen.

In Friedenstagen verfaßte er, gemeinsam mit seinem Freund und Waffengefährten Graf Solms, im Auftrag des Kaisers die „Kriegsordenong Von allen ampter des Kriegs ꝛc.", eine übersichtliche Darlegung der Verfassung des Landsknechtwesens, seiner Regeln, Gebräuche und Gewohnheiten, oder nach seiner eigenen Erklärung „ein gemeiner Bericht, wie es bisher bey uns Teutschen in solchen Kriegshendeln gehalten worden." Die Arbeit hatte augenscheinlich den Zweck, Verbesserungen im Heerwesen anzubahnen. Das Buch, Manuscript in Großfolio mit der Jahrszahl 1544 und 1545, ist mit den farbenreichen Bildern der verschiedenen Aemter (Chargen) ausgeschmückt, theils Holzschnitte theils Handzeichnungen, deren culturhistorischer Werth dadurch erhöht

Goldschmied und Ciseleur entsprach seine Thätigkeit ganz den Wünschen des vorwärts drängenden Herrschers. Unter der Leitung des Peter von Gmünd wurde nicht allein der Chorbau in genialer Weise vollendet*), sondern auch (nach längerem Stillstand) der Grund zum Langhause des Domes gelegt 1392; doch scheint er bald nachher zurückgetreten oder gestorben zu seyn; da sein Sohn Johann 1398 als Werkmeister (Parler) des Domes vorkommt. Meister Peter dürfte gegen Ende des Jahrhunderts verschieden und aller Wahrscheinlichkeit nach im Dome begraben worden seyn, wo seine Büste im Triforium noch eingefügt ist: ein ausgezeichnet schöner Mann von etwa sechszig Jahren, mit prachtvoll gewölbter Stirne und feingeschnittenem Profil; Haare und Bart sind grau und dünn, dabei sorgfältig geordnet.

Unter seinen weiteren Werken nimmt die ebenso gewaltige wie malerische Moldaubrücke (von 1645 Fuß Länge) den ersten Rang ein. Die Allerheiligenkirche auf dem Hradschin wurde leider nach dem Brande von 1541 ganz verunstaltet; dagegen blieb der originelle Chorbau zu Kolin frei von entstellenden Zuthaten. Auch die Barbarakirche zu Kuttenberg**) muß ihm zugeschrieben werden und in Prag der Umbau der uralten Teynkirche und der Kuppelbau des Karlshofer Stiftes u. s. w.

Was nun die Kathedrale von St. Veit betrifft, so ist Peter von Gmünd unbestritten derjenige welcher dem Gebäude die gegenwärtige Form verliehen hat; er gründete ein neues Pfeilersystem, brach die Massen durch ungewöhnliches reiches Detail (wobei er das Fischblasenornament mit energischer Vorliebe zum Durchbruch brachte) und excellirte

*) Am 12. Juli 1385 wurde das Gewölbe des Chorbaues während des Gottesdienstes, also in feierlicher Weise, geschlossen.

**) Vergl die Abhandlung unseres Verfassers in den Mittheilungen der k. k. Centralcommission VI. 223 ff. und darnach Ernst Förster's Denkmale deutscher Kunst. 1867. XI. 45 ff.

Er liebte heitere Geselligkeit, und von seinem Freimuth und gesunden Humor hat sich eine charakteristische Anekdote erhalten, die später in die Sammlungen von Apophthegmata übergegangen ist. Bei einem Gastmahl nämlich prahlte ein vornehmer Herr mit den Vorzügen des hohen Adels und ging schließlich so weit zu behaupten, sogar im Himmel seien für die Fürsten besondere Stühle aufgestellt. Ist es nicht wahr, Herr Kurl? fragte er Bemelberg. „Ja, gnädiger Herr, erwiderte dieser, ich habs auch gehört, daß die Sessel da seyn sollen, aber der mehrere Theil gar bestaubt, daß der Staub höher denn spannbick darauf liege."

Wie er in Sachen des Kriegs bei seinen Zeitgenossen als Autorität galt, so war er ein nicht minder kluger Wirthschafter in häuslichen Dingen, und im Allgemeinen überhaupt ein für seine Zeit trefflich gebildeter Mann. „Wir werden kaum irren, sagt der Verfasser, wenn wir ihm Kenntniß der spanischen, italienischen und französischen Sprache zuschreiben, und des Waffenhandwerks wohl kundig hat er sogar, einer der Ersten, versucht es schriftlich und in gewissermaßen wissenschaftlicher Form darzustellen."

In wohlthuendem Gegensatz steht Bemelberg endlich da, wenn man ihn mit seinem Zeitgenossen Schertlin von Burtenbach vergleicht. Nicht leicht, sagt unser Biograph, gab es zwei verschiedenere Naturen, als diese beiden bedeutendsten Männer welche aus der Schule Frundsbergs hervorgingen und die sich später im Felde als Feinde gegenüberstanden, Schertlin im protestantischen, Bemelberg im katholischen Lager: Schertlin „rasch, feurig, zu Streit und Aufstand leicht bereit, Neuerungen zugethan, dabei habsüchtig, hochfahrend und ehrgeizig"; Bemelberg „vorsichtig, verlässig, vermittelnd und wo es anging rücksichtsvoll, zugleich energisch und nachhaltend — ein edler ruhiger Charakter."

erbrannt. In jenen Tagen hat der Dom und mit ihm
unstgeschichte des Landes empfindlichere Verluste erlitten,
ir Zeit der Hussitenstürme und des großen Brandes."
einmal kamen schwere Tage, als Prag im siebenjährigen
: durch König Friedrich II. belagert wurde. „Die Fenster
ordseite mit ihren Maßwerken, die Gallerien mit ihren
ebogen wurden arg mitgenommen, denn nicht weniger
nige 20,000 Schüsse trafen die St. Veitskirche." Die
uration unter dem Dombaumeister Kranner arbeitet seit
Jahre 1860 die schweren Unbilden der früheren Zeit
bessern und zu sühnen.

Wir übergehen die architektonisch-wissenschaftliche Dar-
ng, ebenso die plastisch-malerische Ausstattung des Domes
wenden die Aufmerksamkeit auf die vordem noch wenig
rdigte und von der Geschichtschreibung völlig übersehene
trätgallerie im Triforium. Es sind die lebensgroßen
bilder von einundzwanzig Personen, welche in geschicht-
Reihenfolge aufgeführt werden, wie sie in den Dombau
griffen haben; die Köpfe treten in voller Rundung aus
Wandflächen, als schauten sie zu einem Fenster heraus.
sind oberhalb der Durchgänge, welche durch die sechs
gonpfeiler und gegenüberstehenden je drei geraden Wand-
r führen, so eingepaßt, daß sie der Pfeilermasse ange-
. Das Bild des Kaisers (Karl IV.) befindet sich auf
pistelseite, das der Kaiserin steht links. An den Kaiser
t sich an (stehen daher an der rechten Seite) Johann
Luxemburg und seine Gemahlin Elisabeth von Böhmen,
g Wenzel IV. und seine Gemahlin Johanna von Bayern,
ei ersten Erzbischöfe und die beiden ersten Baudirektoren.
le Kaiserin Elisabeth (die vierte Gemahlin Karl's) reihen
n und sind an der linken Seite befindlich: Margaretha
ca von Valois, Anna von der Pfalz, Anna von Schweidnitz,
ei ersten Frauen des Kaisers, Johann von Tyrol und
el von Luxemburg, des Kaisers Brüder, die Baudirektoren
mühl und Kotlik, die Dombaumeister Mathias und Peter,

haben diese geheiligten Räume übrigens vor dem Schicksale bewahren helfen, durch schnurrende Fabrikspindeln, dampfende Braupfannen oder gar durch Kasernenlärm entweiht zu werden. In ihnen befindet sich seit 1842 das Priesterseminar der Erzdiöcese Freiburg. In den weiten Gängen der Abtei wie des eigentlichen Klosters erinnern lange Reihen von Oelbildern an die Geschichte und Sagen des Benediktiner-Ordens sowie an die erlauchten Gönner und Prälaten des altehrwürdigen Stiftes.

Ignaz Speckle, der letzte Prälat, geboren am 3. Mai 1754 zu Hausach im Kinzigthal, der Sohn eines nicht unbemittelten Pfannenschmiedes, ward „ulpote primus Baccalaureus in Universitate Friburg“ am 11. Januar 1773 als Novize aufgenommen. An seinem 22. Geburtstage legte er die feierlichen Gelübde ab, las am 8. Juni 1777 in der Klosterkirche seine erste heilige Messe und wurde am 17. Juni des darauf folgenden Jahres Capitular. Sofort ernannte ihn der Abt zum Professor der Theologie. Zu jung für solches Amt, wie er selbst erklärte, trat er 1783 in die Seelsorge ein und entzog sich dadurch allerlei Anfeindungen. Als Vertreter der St. Peter gehörenden Pflege Bissingen unter Teck in Württemberg gelang es ihm 1789 bis 1795 die zerrüttete Oekonomie wiederum in Ordnung zu bringen. Am 23. Nov. 1795 ward er zum Nachfolger des hochbetagten Prälaten Philipp Jakob (1749—1795) erwählt. Auch diese Stelle hat Speckle niemals gesucht, aber er hat dieselbe vermöge seines kerngesunden praktischen Sinnes, seines jede Leidenschaft überweisternden Charakters und seiner aufrichtigen Frömmigkeit in den schwierigsten Zeitläufen ausgefüllt, wie nicht leicht ein Zweiter dieß vermocht hätte. Kaum war er daran gegangen die etwas erschlaffte Klosterdisciplin zu heben und das Volksschulwesen zu fördern, da brausten die Furien des französischen Revolutionskrieges hinauf auf die ruhegewohnten Höhen und hinein in die abgelegensten Thäler des Schwarzwaldes. Eine harte und schwere Zeit begann und sollte für

die Gotteshäuser im Breisgau gar kein Ende mehr finden. Das Oberhaupt des Stiftes und der nicht unbedeutenden Herrschaft St. Peter floh niemals, wankte niemals, verzagte niemals. In seiner Eigenschaft als Landstand war Prälat Speckle die Seele des vorderösterreichischen Confesses. Angesichts der Franzosen leitete er 1796 insbesondere die landständischen Verhandlungen mit einer Gewandtheit und klugen Energie, daß er einer ganz andern Auszeichnung würdig erscheint als jenes kaiserlichen Belobungsschreibens, welches im Januar 1797 ihm von Wien zugesendet worden. Die Patrioten der Tricolore kannten ihren Mann. Im Spätherbst 1800 entführten Dragoner denselben aus seinem Kloster nach Straßburg, wo er mit wenigen andern als Geißel einen mehrwöchentlichen unfreiwilligen Aufenthalt zu nehmen hatte, bis die vom französischen General Klein dem ausgesogenen Breisgau auferlegte Contribution bereinigt war. Solch Mißgeschick war freilich eine Kleinigkeit im Vergleich zu dem was früh genug hereinbrach. Das Unglücksjahr 1806 brachte nämlich den Breisgau dem Preßburger Frieden gemäß an Kurbaden und damit hatte für die breisgau'schen Stifte das letzte Stündlein geschlagen.

Vom ersten Berthold von Zähringen war Sankt Peter und zwar zunächst zu Weilheim im Württembergischen gegründet und mit Mönchen aus Hirschau bevölkert worden. Der zweite Berthold verlegte dasselbe aus der Nähe der waffenklirrenden Burg Teck dahin wo es heute noch steht, obwohl die Flammen dasselbe nicht weniger als fünfmal schwer heimgesucht haben. Gebhard III. von Constanz weihte 1093 das neue Kloster ein. Ihm bewiesen die Zähringer, welche auf der nach ihnen benannten Burg bei Freiburg hausten, die Dauer ihrer Gunst durch viele Vergabungen. In der Klosterkirche haben außer dem 1111 verstorbenen zweiten Berthold und dessen Gemahlin Agnes noch acht Glieder des Zähringen'schen Hauses ihre letzte Ruhestätte gefunden.

Einen Ruf wie Reichenau oder St. Blasien hat St.

Fleiß und Ausdauer in nicht geringem Grade. Der Verfaſſer, Dr. Solger in Nürnberg, hat es daran nicht fehlen laſſen; er hat aus den Archiven von Augsburg, Innsbruck, München, Nürnberg, Stuttgart und Weimar ſowie aus Familienarchiven und Pfarrbüchern geſchöpft, auch die vorhandene Literatur gebührend zu Rathe gezogen, und ſo eine wackere nüchterne Arbeit geliefert, der zwar die Kunſt der Darſtellung abgeht, die aber die Merkmale einer gewiſſenhaften und umſichtigen Forſchung an ſich trägt. Der Verfaſſer verläugnet an einzelnen Stellen, wie bei der Darſtellung des ſchmalkaldiſchen Kriegs und bei der Beurtheilung des Jeſuitenordens, ſeinen proteſtantiſchen Standpunkt nicht, hält ſich jedoch frei von Gehäſſigkeit und jedem verletzenden Tone, was hier ausdrücklich anerkannt werden ſoll.

Das unſichere Geburtsjahr Kurt's des „kleinen Heſſen", der bekanntlich dem alten Geſchlechte der Boineburg angehört, vermochte auch Dr. Solger nicht ſicher zu ſtellen; als das wahrſcheinlichſte nimmt er 1494 an. Die Schreibweiſe Bemelberg gebrauchte Konrad ſelber, natürlich mit mancherlei bunten Variationen nach der Gewohnheit der Zeit. Den Beinamen „der kleine Heß" trug er von ſeinem Aufenthalt am Hofe Herzog Ulrich's von Wirtemberg, wo er als Edelknabe erzogen wurde, während ſein am gleichen Hofe erzogener Landsmann Ritter Heinrich Treuſch den Namen „der lange Heß" erhielt. Beide verließen den Hof nach der Ermordung des Ritters Hans von Hutten durch den brutalen Herzog.

Im Jahre 1524 wirbt Kurt in Tyrol ein Fähnlein Landsknechte für den Kaiſer und führt ſie dem alten Frundsberg zu, unter deſſen Commando er auch die ſieggekrönte und vielbeſungene Schlacht von Pavia, 24. Februar 1525, mitſtritt, in der König Franz I. von Frankreich gefangen genommen wurde — das franzöſiſche Sedan des 16. Jahrhunderts. Als Frundsberg bei Bologna vom Schlage getroffen auf's Krankenlager ſank (1527), war Bemelberg be-

LI.

Konrad von Bemelberg.

Der Landsknechtsobriſt Konrat von Bemelberg, der kleine Heß. Großentheils nach archivaliſchen Quellen und alten Drucken geſchildert von E. Solger. Nördlingen, Beck 1870.

Mit großem Fleiß iſt hier aus den Akten die Biographie eines Kriegsmannes hergeſtellt, der aus der Schule Frundsberg's hervorgegangen und als unmittelbarer Nachfolger des berühmten Landsknecht-Vaters ſich den Ruf eines der bedeutendſten Feldherrn des 16. Jahrhunderts, und dazu den eines charaktervollen Mannes, erworben hat. Von Geburt eine Heſſe, iſt er durch Beſitz und Niederlaſſung ein Schwabe geworden, durch ſein ganzes Leben aber bewährte er ſich in Geſinnung und Handlung als einen patriotiſchen, dem Reiche und dem alten Glauben treuen Diener des Kaiſers. „Durch und durch conſervativ, verſtand er die Treue gegen den Kaiſer mit der Liebe zu ſeinem Vaterlande, und letztere wieder mit der Anhänglichkeit an die von den Vätern überkommene katholiſche Kirchenlehre zu vereinigen.“ (S. VI.)

Bemelberg's öffentliches Leben iſt mit einem guten Stück Kriegsgeſchichte ſeiner Zeit verflochten. Dieſes nun auf Grund der Quellen an's Licht zu ſtellen und das zerſtreute Material zu einem Bilde zu verarbeiten, erforderte

bis zur Unleserlichkeit flüchtig, das Papier dunkel graublau, die Dinte mitunter vergilbt. Um solcher Hieroglyphen völlig Herr zu werden, waren scharfe Augen und ein eiserner Fleiß erforderlich. Mehr als ein Freund der Geschichte mag vor dieser Arbeit zurückgeschreckt seyn. Der Verfasser der berühmten „Katholischen Zustände in Baden" hat das Tagebuch des wohlunterrichteten Prälaten emsig benützt; einige kurze Auszüge wurden anfangs der vierziger Jahre im „Süddeutschen katholischen Kirchenblatt" niedergelegt. Im Ganzen aber blieb der reiche Inhalt bis heute unbekannt. Und doch ist derselbe ebenso belehrend als zugleich erbauend. Er belehrt indem er den ganzen Jammer, die wachsende Fäulniß und das in der tiefsten Tiefe revolutionäre Treiben der Großen und Kleinen jener Zeit, auf deren Schultern die Gegenwart nicht sowohl steht als haltlos und rathlos schwankt, in einer Fülle von lebenden Bildern uns vorführt. Der Leser gewinnt mehr als ein neues Streif- und Schlaglicht, manche unerwartete Belehrung. Ihn fesselt die Frische und Lebendigkeit, womit der Tagebuchführer seinen Empfindungen und Meinungen unmittelbaren Ausdruck verleiht. Der ungetrübte Einblick in eine schöne wahrhaft fromme Mannesseele erquickt jedes bessere Gemüth doppelt in unsern Zeitläufen, in denen die Lüge und Charakterlosigkeit als universelle Großmächte agiren. Der Herausgeber*) hat aus dem Folianten

---

*) Herr Dr. Stephan Braun, der langjährige Redakteur des Freiburger katholischen Kirchenblattes, hat außer lateinisch abgefaßten Abhandlungen über die Trinität wie über die Capitularien Karls des Großen herausgegeben: Jerusalem, Bilder aus dem Orient (Freiburg 1866) und: Das heilige Land nach Natur und Geschichte (Wien 1867), Früchte einer mit Alban Stolz unternommenen Pilgerfahrt. Dr. Braun ist zugleich bekannt als trefflicher Musiker und Componist — ein ächter Ordensmann mitten im klosterfeindlichen Jungbaden.

wird, daß bei mehreren (wo nicht allen) Amtleuten Porträtähnlichkeit versucht ist. Die schätzbare Handschrift befindet ich auf der Hof- und Staatsbibliothek zu München. Der Verfasser bemerkt dazu: „Da es eine vollständige Darstellung es ganzen Landsknechtswesens enthält, so wäre es einer Veröffentlichung sehr werth."

Um 1550 erhielt Bemelberg die Herrschaften Schelklingen, Ehingen und Berg als Pfandherr, und seitdem hatte er seinen Wohnsitz in Ehingen genommen. Einige Jahre später erwarb er noch die Herrschaft Bremelau. So war der „kleine Heß" durch Besitz und Pfandherrschaft an Schwaben gebunden, und verblieb es zeitlebens. In Ehingen verbrachte der alte verdiente Kriegsmann, allgemein bekannt und geachtet, den Rest seines an Ereignissen, Mühen und Siegen reichen Lebens, und machte seinen Wahlspruch wahr, den er auf dem Commandostab trug: „Ist das endt guet, so ist Alles guet." Er starb, über siebzig Jahre alt, im Sommer 1567 und wurde in der Pfarrkirche zu Schelklingen begraben, wo im Chor neben dem Altar ein Schild aufgehängt war mit der Inschrift: „Anno dom. 1567 den 29. Junii starb zu Abends um 2 Uhr und ist in Gott verschieden der edle und gestrenge Herr Konrat von Bemelberg, Ritter, röm. kays. Majestät Rath und Obrister, dem Gott gnädig sein wolle. Amen."

Dem Charakter Bemelberg's stellt sein Biograph das beste Zeugniß aus. Er rühmt die Mannszucht die er als Feldherr übte, noch dazu in der Zeit des sinkenden Landsknechtwesens, die Treue und Ehrenhaftigkeit gegen seinen Herrn und Kaiser, die milde und verlässige Besonnenheit in den schwierigsten Verhältnissen, die ihm selbst das Vertrauen der Gegner erwarb. Auch im Privatleben erscheint Bemelberg als ein verträglicher, ruhiger, überlegender Mann, den Freunden und dem guten Alten anhänglich. „So ist er auch, trotzdem daß sich seine ganze Sippe dem Protestantismus zuwandte, dem katholischen Bekenntnisse zugethan geblieben."

lutionäre Frankreich angezettelt hatte, beurkundete seinen „deutschen Beruf" auf eine ewig unvergeßliche Weise durch den Baseler Frieden. Durch diesen berüchtigten Sondervertrag waren der Reichsverband gründlich zerrissen, der Kaiser und Süddeutschland im Stiche gelassen, allen Reichsständen das schlimmste Beispiel gegeben und die erschöpfte fränkische Republik neu ermuthigt. Letztere entsandte ihre Patrioten in das Innere Deutschlands, nicht bloß um neue unermeßliche Hülfsquellen zu gewinnen; die noch in der Coalition ausharrenden Fürsten sollten durch einzelne Friedensschlüsse davon abgezogen und dadurch Oesterreich immer gründlicher isolirt werden. Moreau gedachte sich an den Grenzen Tyrols mit Napoleon Bonaparte zu vereinigen und sofort den Marsch nach Wien zu wagen. Daß ein arger Strich durch die Rechnung gemacht wurde, daran waren die Reichsstände sehr unschuldig. Sie unterhandelten mit der fränkischen Republik, die zunächst Bedrohten natürlich voran. So erkauften rasch nacheinander Baden, Württemberg, der schwäbische Kreis wie der fränkische und obersächsische, zuletzt auch Bayern Waffenstillstände, drückend durch enorme Opfer an Geld und Naturalien, ganz unnütz für die Unterthanen des Kriegsschauplatzes, entehrend durch geheime Stipulationen*). Napoleons

*) Das damals winzige Baden zahlte zwei Millionen Franken baar und hatte sofort zu liefern: 600 Zug- und 400 Reitpferde, 500 Ochsen zu je 5 Centnern, 25,000 Centner Waizen und Roggen, 12,000 Säcke Haber à 12 Sester, 50,000 Centner Heu, 25,000 Paar Schuhe oder fünf Franken für jedes Paar. Außerdem mußte es an Früchten oder Brod, Heu, Haber, Fleisch, Holz, an Fuhrwesen oder Lastpferden leisten, was die französischen Generale oder Kriegs-Commissäre eben begehrten. Der Waffenstillstand ward am 25. Juli 1796 abgeschlossen.

Dazu kam aber noch ein geheimer „Neutralitätsvertrag", merkwürdig an und für sich und merkwürdig durch den Umstand, daß derselbe bisher nur ein einzigesmal gedruckt worden seyn soll, näm-

LII.

Memoiren des letzten Abtes von Sankt Peter *).

Drei Stunden nordöſtlich von der Hauptſtadt des Breisgaues, auf den ſonnenſtillen Höhen des Schwarzwaldes ſtehen in beſten baulichen Zuſtande die Gebäude des ehemaligen Benediktinerſtiftes St. Peter. Die ganze Umgegend mit ihren dunkeln Nadelholzwäldern, würzigen Matten, einſamen Gehöften und ſpärlich belebten Straßen und Fußpfaden, mit ihrer Fernſicht in noch höheres Gebirge und insbeſondere auf den breitrückigen mächtigen Feldberg macht den Eindruck von Großartigkeit und ſüßer Melancholie. Die Kirche mit den zwei hohen Steinfingern, die ſie in des Himmels Bläue ſtickt, der mit derſelben unmittelbar verbundene Hauptbau, die langen Fenſterreihen, die hohe Gartenmauer überraſchen den vom Gebirge herabziehenden Wanderer und heimeln ihn gleichzeitig an. Er meint da oder dort einen Mönch ſehen, Chorgeſang oder auch das fröhliche Geſchrei ſpielender Kloſterſchüler hören zu müſſen. Umſonſt jedoch ſpäht und lauſcht er umher. Die einſame Lage und der Mangel an Waſſerkraft

*) Memoiren des letzten Abtes von St. Peter. Ein Beitrag zur vaterländiſchen Geſchichte. Herausg. von Dr. Stephan Braun. Freiburg 1870. 316 S. (Preis 1 fl. 30 kr.)

Wurmſer ſelbſt eilte denſelben über die Alpen nach, Erzherzog Karl, der bisher am Niederrhein commandirt hatte, vereinigte nunmehr das ganze Commando in ſeiner Perſon. Mit Gewaltmärſchen eilte er an den Oberrhein. Durch den Abfall ſo Vieler arg geſchwächt vermochte er den Franzoſen für jetzt nicht Stand zu halten und entſchloß ſich zum ſchleunigen Rückzuge. Allein er zog ſich zurück wie ein verwundeter Löwe der neue Kraft ſammelt, geſtärkt den allzu waghalſigen Jäger in einem immer kleiner werdenden Halbkreiſe umſchließt, rechtzeitig vorwärts ſtürzt und den athem-

---

lité de membre de l'Empire Germanique à concourir par son suffrage à la Diète, lorsque le traité de paix à conclure entre la République fr. et l'Empereur et l'Empire sera parté: 1) à ce que tous les territoires dépendans de l'Empire sur la rive gauche du Rhin, les iles et le cours de ce fleuve soient réunis à la République fr. 2) à ce que les différens Etats de l'Italie soient dégagés de tout lien de feudalité envers l'Fmpire; 3) à ce qu'il soit sécularisé un nombre de principautés ecclésiastiques sur la rive droite, suffisant pour dédommager les princes laics des possessions qu'ils se trouveraient perdre sur la rive gauche. Art. IX. Le Margrave désirant vivre à perpétuité en bonne harmonie et intelligence avec la République fr. s'engage à observer pour les guerres futures, qui pourraient s'élever entre elle et quelque autre puissance que ce soit, la plus exacte neutralité et à ne fournir contre elle aucun contingent ni secours à quelque titre et sous quelque prétexte que ce soit. Art. X. Dans toutes les guerres, qui pourraient être suscitées a la République fr. en Allemagne, ses troupes pourront passer et séjourner dans les états de S. A. S. le margrave, y occuper toutes les positions militaires nécessaires à leurs opérations; elles y observeront une discipline exacte comme dans un pays neutre et ami. — Alſo im Sturm- und Prüfungsjahr 1796 der Markgraf und ſpäter Großherzog Karl Friedrich von Baden, der ſyſtematiſch verhimmelte „Vater des Vaterlandes“ und ſogar „der teutſcheſten Fürſten Einer.“

Goldschmied und Ciseleur entsprach seine Thätigkeit ganz den Wünschen des vorwärts drängenden Herrschers. Unter der Leitung des Peter von Gmünd wurde nicht allein der Chorbau in genialer Weise vollendet*), sondern auch (nach längerem Stillstand) der Grund zum Langhause des Domes gelegt 1392; doch scheint er bald nachher zurückgetreten oder gestorben zu seyn; da sein Sohn Johann 1398 als Werkmeister (Parler) des Domes vorkommt. Meister Peter dürfte gegen Ende des Jahrhunderts verschieden und aller Wahrscheinlichkeit nach im Dome begraben worden seyn, wo seine Büste im Triforium noch eingefügt ist: ein ausgezeichnet schöner Mann von etwa sechszig Jahren, mit prachtvoll gewölbter Stirne und feingeschnittenem Profil; Haare und Bart sind grau und dünn, dabei sorgfältig geordnet.

Unter seinen weiteren Werken nimmt die ebenso gewaltige wie malerische Moldaubrücke (von 1645 Fuß Länge) den ersten Rang ein. Die Allerheiligenkirche auf dem Hradschin wurde leider nach dem Brande von 1541 ganz verunstaltet; dagegen blieb der originelle Chorbau zu Kolin frei von entstellenden Zuthaten. Auch die Barbarakirche zu Kuttenberg**) muß ihm zugeschrieben werden und in Prag der Umbau der uralten Teynkirche und der Kuppelbau des Karlshofer Stiftes u. s. w.

Was nun die Kathedrale von St. Veit betrifft, so ist Peter von Gmünd unbestritten derjenige welcher dem Gebäude die gegenwärtige Form verliehen hat; er gründete ein neues Pfeilersystem, brach die Massen durch ungewöhnliches reiches Detail (wobei er das Fischblasenornament mit energischer Vorliebe zum Durchbruch brachte) und excellirte

*) Am 12. Juli 1385 wurde das Gewölbe des Chorbaues während des Gottesdienstes, also in feierlicher Weise, geschlossen.

**) Vergl die Abhandlung unseres Verfassers in den Mittheilungen der k. k. Centralcommission VI. 223 ff. und darnach Ernst Förster's Denkmale deutscher Kunst. 1867. XI. 45 ff.

sächlich ohne Geld. Beim Anblicke dieser Horden seufzte der Prälat in sein Tagebuch: „Gott welch ein Volk! Die Offiziere gingen zu Fuß und trugen selbst ihr Gepäck. Meine ganze Standhaftigkeit verließ mich beim Anblicke dieser Truppen. Vor Gott sind Millionen wie ein Mann. Auf den Herrn vertrauen ist allein gut."

Die ganze Bagage der „Patrioten" bestund in einigen mit Orleanswasser befrachteten Wagen, die im Petershofe eingestellt wurden. Von diesem Orleanswasser erzählt das Tagebuch, man gebe den Soldaten vor dem Gefechte einen Trunk, „wodurch sie berauscht und beinahe rasend werden, keine Gefahr scheuen und wüthend in's Feuer laufen." Der Prälat selbst verkostete diesen den Culturhistorikern als Begeisterungsmittel bislang entgangenen Höllenschnaps. Man hatte denselben durch Anwendung von Feuer und Zucker gemildert, trotzdem bezeichnet er ihn als „ein äußerst scharfes und hitziges Getränke."

Sofort nach dem Abzuge der Oesterreicher hatte ein spekulativer Freiburger Krämer französische Cocarden feil geboten. Dieselben fanden guten Absatz. Auch ermangelten die achtbarsten und intelligentesten Bürger keineswegs, dem ersten französischen Rittmeister der mit 12 bis 15 Chasseurs à cheval eingetroffen, ihr vive la nation, vive la république unaufgefordert zuzurufen. Der Offizier verhieß das Beste, war aber ehrlich genug beizufügen, für Excesse vermöge er nicht gutzustehen. Seine Handvoll Chasseurs aber illustrirten solche Erklärung, indem sie sofort daran gingen in die Kaufläden zu laufen und nicht zu bezahlen; in den Quartieren zu begehren, was ihnen gefiel; auch im Neuen Kloster namentlich drei Louisdors Geld zu erpressen. Der Terminus technicus „grippen" (wegnehmen, stehlen, rauben) war damals jedem Franzosen geläufig, wenn er weiter auch kein Wort Deutsch verstund. Und das konnte gar nicht anders seyn. Die allerdings finanziell äußerst bedrängte französische

Republik huldigte nicht bloß dem Wallenstein'schen Grundsatze, der Krieg müsse den Krieg ernähren; sie suchte durch den Krieg aus ihren innern Bedrängnissen sich zu retten. Im Laufe eines einzigen Monats hat Moreau auf deutschem Boden über 25 Millionen Livres in klingender Münze für Paris erbeutet. Weder Offiziere noch Soldaten empfingen von der Republik Sold oder sonstigen Unterhalt. Sie mußten erpressen, stehlen oder rauben, um ausgerüstet und erhalten zu werden; Jeder aber betrachtete den Krieg als ein Mittel um zu Vermögen und wo möglich zu Reichthümern zu gelangen. Ich meine nicht bloß den Offizier und Soldaten, die immerhin allen Strapatzen des Krieges sich unterziehen und ihr Leben zu Markte tragen mußten. Die ärgsten Plaggeister und unverschämtesten Blutsauger waren andere Leute, die gleich Heuschreckenschwärmen der Armee nachzogen. Es war dieß eine Menge von General-, Proviant-, Fourage- und anderweitigen Commissären mit ihren Untercommissären, gewöhnlich Söhne reicher Handelsleute, die ihre Stelle gekauft hatten. Jeder Untercommissär hatte wiederum seine Commis, jeder Commis seine Employés. Diese Leute requirirten nicht bloß das Doppelte und Dreifache dessen was die Division bedurfte, sie griffen nach allem woraus Geld zu machen war, Artikel des Luxus und der Mode wie der Künste und Wissenschaften so gut wie Spezereiwaaren, Fleisch, Lichter, Marmor u. dgl. m. Die Proconsuln der alten Roma schienen verhundertfacht auferstanden zu seyn, um in reiche Länder arm zu kommen und dieselben als arme Länder reich zu verlassen.

Um der Gerechtigkeit willen muß man sagen, daß es uneigennützige und humane Generale und sogar solche gegeben, welche Zucht und Ordnung unter ihren Sansculotten zu erhalten verstanden, z. B. den General Jordis. Allein der Breisgau war dießmal nicht glücklich. In Munzingen hauste der Wütherich Tarreau, der später seine Reue darüber aussprach, in Deutschland auch nur eine einzige Stunde Mensch gewesen zu seyn. Wie der

Divisionsgeneral Ferino, der wilde Vorpostengeneral Abbatucci*), der Generaladjutant Sorbier u. a. m. in Freiburg wirthschafteten und sich Geld machten und wie Jeder seine Privatgeschäftchen geheim zu halten trachtete, muß man in den Memoiren selbst nachlesen. Ebenso wie nach dem Abzuge des größten Theils der Truppen der Generalcommissär Parcus, der als „Geld-Parcus" nebst seinem Bruder dem „Holz-Parcus" bald sprichwörtlich wurde, Methode in das Raub- und Aussaugungssystem gebracht hat.

Die Sauvegarde für St. Peter mußte theuer genug erkauft werden, doch kam man glimpflich davon. Selbst der Mainzer Clubbist Metternich richtete keinen großen Schaden an. Dieser urwüthige Republikaner suchte jetzt in französischem Dienst als „Commissaire des recherches sur les effets des arts et sciences dans les pays conquis" Sammlungen, Bibliotheken und Kirchen heim und verstand sich vortrefflich auf das Annexiren. In St. Peter benahm er sich roh und flegelhaft, schimpfte über Alles, auch über den Wein, bis er davon trunken war, begnügte sich aber schließlich mit einem Unicum aus der reichen Klosterbibliothek, die Biographie des Raymund Lullus in Bildern sowie Einiges von der ars Lulliana enthaltend. Schlimmer ging es auf dem Lande zu; die Dorfschaften und einzelnen Höfe waren vierzehn Tage hindurch Schauplätze der Erpressung und Plünderung, nicht selten auch der Mißhandlung und Schändung.

Im Ganzen haben die republikanischen Franken überall und allenthalben als ebenbürtige Ursöhne jener Gallier sich gezeigt, welche den Abgesandten der bebenden Roma dereinst

*) Die Memoiren halten diesen irrthümlich für einen Schweizer. Er war ein Korse, 1795 Pichegru's Generaladjutant gewesen und fiel am 30. November 1796 bei einem Angriffe der Kaiserlichen auf die Brückenschanze vor Hüningen.

barſch erklärten: se in armis jus ferre et omnia virorum fortium esse. Vergeblich machte in Paris der jüngere Lacretelle auf die Schmach und Gefahr einer ſolchen Kriegsführung aufmerkſam. Zu ſpät — nämlich erſt am 14. September — forderte das Direktorium den Rath der Fünfhundert auf, „daß doch plötzlich Maßregeln beſchloſſen werden möchten, wodurch man die Kriegszucht bei den Armeen der Republik herſtellen und allen Unordnungen derſelben mit ſchleuniger Anwendung der ſtrengſten Geſetze ſteuern könne.“

Das Kriegsglück wendete ſich raſch und furchtbar zu Gunſten der deutſchen Waffen, und jetzt ward offenbar, es ſei den Kämpen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit ſcheinbar Unmögliches gelungen, nämlich beim dumpfen gedrückten deutſchen Bauer den alten Nationalhaß wider ſich zu entflammen, den Krieg wider die fränkiſche Republik populär zu machen und Süddeutſchland in eine Art von Vendée zu verwandeln.

(Schluß folgt.)

LIII.

Zeitläufe.

Frankreich zur Zeit und im nächsten Moment.

Wer erinnert sich nicht des trunkenen Franzosen-Enthusiasmus, der zur Zeit der Februar-Revolution bei uns in Deutschland zu grassiren begann? Unter den trunkensten Enthusiasten war Einer der nachher Jahre lang als politischer Flüchtling in Paris gelebt und, wenn dunkle Erinnerungen uns nicht täuschen, im Schooße der französischen Nation ganz gute Geschäfte gemacht hat. In Folge der Amnestie von 1866 kam der Mann nicht nur in seine hessische Heimath zurück, sondern er gelangte auch in die verkehrte Abtheilung des norddeutschen Reichstags. Vor Kurzem hat man gelesen, daß Graf Bismark denselben Mann als vorzüglichen Kenner der französischen Hauptstadt in das Hauptquartier berufen habe; und von dort, wie es scheint, hat Herr Ludwig Bamberger vor einigen Tagen in die deutsche Welt hineingeschrieben: „Niemand kann sich rühmen vor dem 6. Juli 1870 die Franzosen gekannt zu haben. Was in den Schriften ihrer grimmigsten Hasser und Verächter zu lesen steht, erscheint unzureichend und lückenhaft, verglichen mit den Urtheilen welche heute der mildeste unparteiische Beobachter über diese Nation auszusprechen sich gezwungen sieht“*).

*) S. Allgemeine Zeitung vom 1. November. — Herr Bamberger hat auch einen Guide de Paris herausgegeben.

rdringen in Italien zwang die Kaiſerlichen ſtarke Truppen-
ſſen vom Oberrhein zur Deckung der Lombardei abzugeben,

---

lich nach ſeinem Abſchluſſe für die Mitglieder des Rathes der Fünfhundert. Dieſer geheime Vertrag, datirt vom 5. Fructidor des Jahres IV. (22. Auguſt 1796), unterzeichnet für die fränkiſche Republik von de la Croix und Charles, für den Markgrafen von Baden von deſſen Staats- und Kabinetsminiſter v. Reizenſtein, umfaßt 18 Artikel. Durch den erſten Artikel verheißt Frankreich dem Markgrafen beim künftigen Frieden mit dem Kaiſer ſeine guten Dienſte, um Baden die Beſitzungen der Kirche zuzuwenden, nämlich: das Bisthum Conſtanz, die Abtei Reichenau, vom Bisthum Baſel das Amt Schliengen, vom Bisthum Speyer deſſen Beſitzungen auf dem rechten Rheinufer. Bedingungen waren jedoch, daß der Markgraf die Befeſtigung von Philippsburg abtrage, die Rheinbrücke wiederum herſtelle und franzöſiſche Garniſon aufnähme. Vom Bisthum Straßburg wurde dem Markgrafen das Amt Ettenheim zugeſprochen, vom Erzbisthum Mainz die Grafſchaft Hanau, Lichtenberg, die Herrſchaften Lahr und Geroldseck im Austauſch gegen Gebiete auf dem linken Rheinufer. Im zweiten Artikel verſpricht die fränkiſche Republik dem Markgrafen ihre guten Dienſte um ihm zu verſchaffen: a) das unbeſchränkte privilegium de non appellando; b) die Exemption von allen Lehenpflichten gegen die Biſchöfe von Baſel und Speyer; c) die Aufhebung des Poſtrechtes des Hauſes Taxis; d) die Rechte des Biſchofes von Conſtanz bezüglich der Stände und der Direktion der Angelegenheiten des ſchwäbiſchen Kreiſes. Dagegen lautet der vierte Artikel: S. A. S. cède à la république française tous les droits qui peuvent lui appartenir sur les villes, forts et territoires de Kehl Elle lui cède également sur la rive droite du Rhin à l' ancien pont de Huningue un territoire de 20 arpens, l' arpent de cent perches, la perche de 22 pieds etc. etc. Le terrain sera pris dans l' emplacement qui sera jugé le plus convenable et limité d'après le tracé, qui en sera fait par un commissaire que le Directoir exécutif nommera en présence d'un commissaire de S. A. S. Il sera en outre livré un chemin pour arriver au dit territoire s'il est jugé nécessaire.

Nach vielen andern Leiſtungen erſcheinen alsdann folgende wichtige Abmachungen. Art. VIII. Le Margrave s'oblige en sa qua-

Kampfes in den Volks- und Principien-Krieg eingetreten ist. Man mag nun über den allem menschlichen Ermessen nach aussichtslosen Widerstand der Franzosen denken wie man will; das ist doch gewiß, daß bei uns in Deutschland, wenn eine fremde Invasion nur halb soweit in unsere Länder eingedrungen wäre, längst alle Gegenwehr aufgehört hätte.

Man gesteht jetzt auch in Berliner Correspondenzen zu, daß der Krieg einen haarsträubend furchtbaren Charakter angenommen habe; und kein ernster Staatsmann kann anders als kopfschüttelnd an die Zukunft denken welche aus dem grausenhaften Kampf und aus dem sogenannten Frieden, der heute oder morgen den ersten Abschnitt der Krisis bilden wird, mit Naturnothwendigkeit hervorgehen muß. In der That unterliegt es auch nicht im Geringsten mehr einem Zweifel, daß die Staatsmänner auf beiden Seiten die Dinge keineswegs aus freien Stücken so weit treiben wollten wie sie nun getrieben sind; daß im Gegentheile namentlich auch der Graf Bismark gerne Einhalt gethan hätte. Was in dieser Beziehung frühere Aeußerungen preußischer Blätter über die dem gefangenen Imperator zugedachte Bestimmung ahnen ließen, das hat die innere Geschichte des Falles von Metz zur Gewißheit erhoben. Bismark wollte den Krieg durch eine politische Combination im großen Styl abschneiden; aber die Umstände waren wieder einmal stärker als das Trachten der Menschen, auch der mächtigsten, und die Politik steht abermals am Ende ihres Lateins.

Wenn je der Satz, daß der Mensch denkt, Gott aber lenkt, in den großen Weltereignissen einen frappanten Ausdruck gefunden hat, so ist es in der Geschichte dieses deutsch-französischen Krieges. Eben diese Thatsache macht es uns zu einer höchst interessanten Aufgabe dem Fortgang der Verwicklung tiefer auf den Grund zu sehen. Was die ewige Vorsehung damit endlich für die Welt bezwecken will, das verbirgt sich dem schwachen Menschenauge. Aber die Frage knüpft sich immer wieder an die tiefere Würdigung der

los gewordenen Feind mit ebenso raschen als wuchtigen Schlägen vernichtet. Wohl nicht die geringste unter den zahllosen Unterlassungssünden Oesterreichs besteht darin, daß man verabsäumte nach den glorreichen Siegen, welche Erzherzog Karl im Jahre 1796 erfochten, die notorischen Verräther an Kaiser und Reich gebührend zu züchtigen und unschädlich zu machen.

Am 24. Juni waren die „Patrioten", wie die Franzosen damals par excellence sich zu nennen pflegten, unter Moreau bei Kehl über den Rhein gedrungen. Schon am 2. Juli waren sie im Besitze der strategisch höchst wichtigen Stellungen am Kniebis, ein starker Strom wälzte sich hinauf in den Breisgau. Kaum kann es etwas Drastischeres geben als die Schilderung der Angst, die man in Stadt und Land vor den Franzosen hatte und die uns aus dem Tagebuch des Prälaten von Sanct Peter in unmittelbarster Frische entgegentritt. Dasselbe Tagebuch strotzt freilich zugleich von thatsächlichen Belegen, die Angst sei nur eine allzu wohl begründete gewesen. Der Prälat hielt sich in dieser schweren Zeit weniger in seinem Stifte als in Freiburg auf, wo jenes den noch heute sogenannten Petershof besaß. War er doch Landstand und als Rathgeber um so unentbehrlicher, weil die Regierungsmaschine stillstand, konnte er doch in Freiburg für die Seinigen gerade am besten Sorge tragen. Er war Augen- und Ohrenzeuge des „fürchterlichen Tumultes", womit die Oesterreicher am 15. Juli ihren Abzug aus Freiburg bewerkstelligten. Viele flohen, „gemeine Leute mit Vieh, Habseligkeiten, Geistliche, besonders Frauenzimmer." Der 16. Juli brachte die gefürchteten Gäste, der folgende Tag deren mehr als genug. Sie rückten an ohne Montur, vielfach in Lumpen gehüllt, baarfuß, ohne Torniſter und Proviant, ohne Pferde, ohne Wagen, ohne ausreichende Munition, sogar ohne Mehl, ohne Fruchtsäcke, ohne Spagat, ohne Magazine, kurz ohne militärischen Train und haupt-

Gewalt emporgehobenen Männer einfach nur die „Regierung der nationalen Vertheidigung". Nicht eine neue Staatsform sollte von Paris aus der französischen Nation aufgedrungen, sondern alle defensiven Kräfte Frankreichs sollten in Einer Hand zusammengefaßt werden, um vor Allem die fremde Invasion zurückzudrängen. Das war der ursprüngliche Gedanke; aber er war bereits angekränkelt von dem Mißtrauen der Parteien. Das Mißtrauen ließ den natürlichsten Ausweg nicht zu, nämlich den einer militärischen Diktatur; ja dem militärischen Element ward eine Ueberwachung durch republikanische Advokaten übergeordnet. War damit aber von selbst schon wieder die Frage von der neuen Staatsform gestellt, so war es natürlich daß gegen die Erkorenen der Pariser Bourgeoisie sich wieder das Mißtrauen anderer Parteien oder socialen Classen erhob; und in dem Moment wo man im preußischen Hauptquartier selber sehr gerne den Frieden mit Frankreich verhandelt hätte, gab es kein — Frankreich mehr. Das ist zur Zeit das Resultat der Verhängnisse.

Inzwischen hatte aber durch eine wahrhaft tragische Verwicklung Preußen selber auch noch das Werkzeug zerbrochen und zum Zwecke völlig untauglich gemacht, durch welches allein das schlimme Dilemma hätte überwunden werden können. Ich meine die französische Feldarmee. Nicht auf dem Schlachtfeld war es, wo diese Armee innerlich vollständig gebrochen und aufgelöst worden ist, so daß sie künftig für untauglich erachtet werden muß irgend einer neuen Ordnung der Dinge in Frankreich als Stütze zu dienen. Sondern die Ursachen als solche welche die Katastrophen von Sedan und Metz, ganz besonders aber die letztere, herbeigeführt haben, mußten den Glauben des Volkes an die Armee und den Glauben der Armee an sich selber bis in's Mark vergiften. Die ganze Feldarmee einer großen Nation in der Kriegs-Gefangenschaft einer andern Nation, das ist an und für sich schon ein sinnverwirrender Gedanke; vollends geeignet aber um eine Nation zum Wahnsinn zu treiben, sind die Er-

Republik huldigte nicht bloß dem Wallenſtein'ſchen Grundſatze, der Krieg müſſe den Krieg ernähren; ſie ſuchte durch den Krieg aus ihren innern Bedrängniſſen ſich zu retten. Im Laufe eines einzigen Monats hat Moreau auf deutſchem Boden über 25 Millionen Livres in klingender Münze für Paris erbeutet. Weder Offiziere noch Soldaten empfingen von der Republik Sold oder ſonſtigen Unterhalt. Sie mußten erpreſſen, ſtehlen oder rauben, um ausgerüſtet und erhalten zu werden; Jeder aber betrachtete den Krieg als ein Mittel um zu Vermögen und wo möglich zu Reichthümern zu gelangen. Ich meine nicht bloß den Offizier und Soldaten, die immerhin allen Strapatzen des Krieges ſich unterziehen und ihr Leben zu Markte tragen mußten. Die ärgſten Plaggeiſter und unverſchämteſten Blutſauger waren andere Leute, die gleich Heuſchreckenſchwärmen der Armee nachzogen. Es war dieß eine Menge von General-, Proviant-, Fourage- und anderweitigen Commiſſären mit ihren Untercommiſſären, gewöhnlich Söhne reicher Handelsleute, die ihre Stelle gekauft hatten. Jeder Untercommiſſär hatte wiederum ſeine Commis, jeder Commis ſeine Employés. Dieſe Leute requirirten nicht bloß das Doppelte und Dreifache deſſen was die Diviſion bedurfte, ſie griffen nach allem woraus Geld zu machen war, Artikel des Luxus und der Mode wie der Künſte und Wiſſenſchaften ſo gut wie Spezereiwaaren, Fleiſch, Lichter, Marmor u. dgl. m. Die Proconſuln der alten Roma ſchienen verhundertfacht auferſtanden zu ſeyn, um in reiche Länder arm zu kommen und dieſelben als arme Länder reich zu verlaſſen.

Um der Gerechtigkeit willen muß man ſagen, daß es uneigennützige und humane Generale und ſogar ſolche gegeben, welche Zucht und Ordnung unter ihren Sansculotten zu erhalten verſtanden, z. B. den General Jordis. Allein der Breisgau war dießmal nicht glücklich. In Munzingen hauste der Wütherich Tarreau, der ſpäter ſeine Reue darüber ausſprach, in Deutſchland auch nur eine einzige Stunde Menſch geweſen zu ſeyn. Wie der

„Hätte er (der Imperator) unmittelbar nach erfolgter Kriegserklärung an Preußen und an Baden dieses letztere überschwemmt und bewältigt, so wäre — das kann wohl ohne Beleidigung unserer tapfern süddeutschen Waffenbrüder gesagt werden — eine Neutralität von Süddeutschland und ein baldiges Bündniß auch mit Oesterreich nicht unmöglich gewesen." Ohne Zweifel würde das der Imperator auch gethan haben, wenn er gewußt hätte, was Louis Napoleon jetzt weiß; damals aber wollte er offenbar einer baldigen Abmachung zwischen ihm und Preußen nicht unübersteigliche Hindernisse schaffen. Die Politik ging ihm über den Krieg wie immer; und dießmal verlor er das Spiel.

Daß auch dem Grafen Bismark seit Sedan die Dinge über den Kopf gewachsen sind, dafür sprechen alle Anzeichen, besonders aber die geheime Geschichte der Capitulation von Metz. Der kluge Kanzler dachte ohne Zweifel bei Zeiten daran vorzubauen, daß nicht für Preußen eines Tags umgekehrt der Krieg über die Politik gehen müsse. Als Louis Napoleon bei Sedan lieber der Gefangene der Preußen als seiner eigenen Franzosen seyn wollte, da mußte den berechnenden Staatsmann der Gedanke an eine Lage durchzucken wo an Preußen die Nothwendigkeit herantreten könnte ganz Frankreich in Beschlag oder, wenn man will, in staatspolizeilichen Gewahrsam zu nehmen; er mußte an die Möglichkeit denken, daß eines Tages die preußischen Legionen nicht mehr ausreichen würden um vor jeden zweiten französischen Urwähler eine deutsche Schildwache hinzustellen. War aber eine solche Lage einmal als möglich erkannt, dann lag jedenfalls der weitere Gedanke ganz nahe, ob und unter welchen Bedingungen die zum Theil kriegsgefangene, zum Theil in Metz eingeschlossene Feldarmee Frankreichs ihrer innern Mission zurückgegeben und zur Cooperation mit Preußen verwendet werden könnte. Es muß zur Zeit noch dahin gestellt bleiben, ob die Priorität dieses Gedankens dem Grafen Bismark oder dem Marschall Bazaine in Metz zustand; das aber

ist jetzt schon gewiß, daß die ganze Taktik des letztern darauf eingerichtet war.

Bekanntlich sind denn auch bald nach dem Tage von Sedan in den inspirirten preußischen Organen die geeigneten Fühler ausgestreckt worden, wie etwa eine Restauration der napoleonischen Dynastie oder zunächst der Regentschaft unter der Kaiserin Eugenie aufgenommen werden würde. Wir haben diese Andeutungen damals ausführlich besprochen. Da nun einmal, so hieß es, eine anerkannte neue Regierung in Frankreich nicht vorhanden sei, mit welcher ein Friede verhandelt oder abgeschlossen werden könnte, so werde für Preußen nichts Anderes übrigbleiben als sich an die noch zu Recht bestehende Regentschaft Napoleons zu wenden, mit ihr den Frieden abzumachen und diese Regierung unter dem Schutze der rehabilitirten Feldarmee Frankreichs nach Paris zurückzuführen. So weit, aber nicht weiter, müsse den Umständen nach die Einmischung in die innern Angelegenheiten Frankreichs gehen.

Nach allem was vorgegangen war, ist es erklärlich, daß über diesen Plan ein allgemeiner Schrei des Entsetzens und des moralischen Unwillens laut wurde. Daß es sich aber dabei keineswegs um leere Gerüchte handelte, sondern um sehr ernste Absichten, das ist jetzt bewiesen. Vor Allem durch das kostbare Schreiben das die nach England geflüchtete Ex-Kaiserin unter dem 26. Oktober an die „Daily-News" gerichtet hat. Das Schreiben war veranlaßt durch die Mißdeutungen welche die Reise des Bazaine'schen Unterhändlers, General Boyer, von Versailles nach London erfahren hatte. Madame Eugenie sagt in dem Briefe ausdrücklich, daß früher schon „Sendlinge des Grafen Bismark" bei ihr gewesen, und daß insbesondere „ein früherer Abgesandter des norddeutschen Bundeskanzlers gekommen sei um einen Frieden vorzuschlagen", wobei König Wilhelm sich mit 250,000 französischen Einwohnern einschließlich Straßburgs begnügt hätte. Keine preußische

Stimme hat die Wahrheit dieser Angaben anzufechten gewagt*).

Madame Eugenie gibt dann deutlich genug zu verstehen, daß Marschall Bazaine in den preußischen Plan eingeweiht worden sei und die Hand zur Ausführung geboten habe. Darin habe auch die Sendung des General Boyer bestanden. Nebenbei bemerkt die Ex-Kaiserin, daß auch Prinz Napoleon bei ihr sich „auf die Seite jener Männer" gestellt habe; darauf hat der rothe Prinz eine plumpe Antwort veröffentlicht in welcher übrigens nichts interessant ist als die Worte: „Ich hege für den Marschall Bazaine die höchste Achtung, ebenso wie für sein glorreiches Heer, das Frankreich und seinem Eide treu standhaft aushält; nach meiner Ansicht sollte für die Erhaltung dieses Heeres alles versucht werden." Madame Eugenie dagegen spricht sich in folgenden etwas räthselhaften Worten aus: „Marschall Bazaine rechnet auf die Stärke seiner Position als General der keine Niederlage erlitten hat, und an der Spitze des einzigen wirklich noch existirenden Heeres steht, und glaubt berechtigt zu seyn nicht wenig Einfluß bei der Frage zu äußern, ob der Friede geschlossen werden oder der Krieg fortdauern solle. Er möchte sich gerne unentbehrlich machen und gern den Diktator spielen, so daß der Feind mit ihm zu unterhandeln hätte und er die Regierung in Tours wie die in dem eingeschlossenen Paris in's Schlepptau nähme. Er würde jubeln, wenn Frankreich ihm Frieden oder Sieg verdankte, und er allein der Retter wäre. Das ist ein achtbarer Ehrgeiz, wenn er auch vielleicht übertrieben seyn mag; aber man darf daraus nicht den Schluß ableiten, daß Marschall Bazaine lieber einen der napoleonischen Dynastie günstigen Frieden abschließen, als eine Vereinbarung treffen würde, die sich in erster Linie mit den all-

*) Erst nachdem Obiges geschrieben war, scheint man in Berlin das Bedürfniß eines lahmen Widerspruchs gefühlt zu haben, der im Uebrigen wenigstens ein halbes Zugeständniß ist.

gemeinen Interessen des Landes im Einklange befände." Jedenfalls geht daraus so viel hervor, daß Marschall Bazaine längst die Politik auf eigene Faust über den Krieg gestellt hatte.

Sonderbarer Weise hatte schon am 23. Oktober das erste Journal der russischen Hauptstadt die eingehendsten Mittheilungen über die Sendung des Generals Boyer nach London und die angeblichen Vorschläge Bazaine's veröffentlicht. Darnach wäre der Marschall nicht gerade versessen gewesen auf eine napoleonische Restauration; sondern die in Metz eingeschlossene Feldarmee sollte, von der Regentin ihres Eids entbunden, unter solchen Bedingungen capituliren, daß sie sich der im Einvernehmen mit dem preußischen Hauptquartier sofort, und zwar mit oder ohne Waffenstillstand, zu wählenden Constituante und respektive der von den deutschen Regierungen anerkannten provisorischen Regierung zur Verfügung stellen könnte, und zwar „zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung, angesichts der durch die anarchischen Parteien geschaffenen gefahrvollen Lage Frankreichs und um dem Unheile eines Bürgerkriegs vorzubeugen." Inwieferne die Angaben über diese Combination Grund hatten, ist schwer zu sagen; jedenfalls läuft sie mit den Bismarkischen Versuchen bei der Ex-Kaiserin wesentlich auf Eins hinaus. Uebrigens ist es Thatsache, daß der Commandant von Straßburg, General Uhrich, den man ebenfalls im Verdacht des Verraths hatte, nach der Capitulation sofort nach Tours ging um sich bei der dortigen Republik-Regierung zu rechtfertigen, während Marschall Bazaine, nach herzlichster Verabschiedung bei dem Prinzen Friedrich Karl, ohne Aufenthalt zu dem Ex-Imperator nach Wilhelmshöhe abreiste.

Jedenfalls kann nun kein Zweifel mehr bestehen über die Richtigkeit der Angaben, welche in der Metzer Presse und namentlich in der dortigen Indépendance, bezüglich der geheimen Geschichte der Capitulation von Metz gebracht worden sind. Bazaine ließ den Officieren der Armee wiederholt

Mittheilungen machen; das vielfache Verlangen mit aller Macht der Feldarmee den Durchbruch zu versuchen, wurde stets von ihm unter folgenden Erwägungen zurückgewiesen: „Wäre es nicht besser unsere Kräfte zu schonen, um dem Vaterlande größere Dienste zu leisten? Frankreich ist auf furchtbare Weise von der Anarchie bearbeitet, Paris ist das Opfer unerhörter Unordnungen, Lyon und Marseille sind in den Händen der Rothen, Bordeaux und Toulouse sind der Schauplatz der Gewaltthätigkeit, Havre und Rouen verlangen preußische Besatzungen um die Ruhe wiederherzustellen. Retten wir unsere Familien, unser Eigenthum! Unsere Pflicht ist heute die Gesellschaft zu beschützen. Wir werden von hier mit allen kriegerischen Ehren, mit unsern Waffen und Adlern abziehen, und wir werden die Armee der Ordnung werden." Noch im letzten Moment, während General Boyer bereits im preußischen Hauptquartier verhandelte, wurde die Armee in Metz auf ihre „neue patriotische Mission" vertröstet: „Damit der gesetzgebende Körper sich versammeln und berathen kann, muß denselben eine französische Armee beschützen; dieß ist die Rolle welche die Metzer Armee ohne Zweifel zu erfüllen haben wird." Und an die Spitze dieser Rolle wähnte sich noch im letzten Augenblicke Herr Bazaine gestellt.

Nun ist es allerdings kein Räthsel mehr, wie eine prachtvoll ausgerüstete Armee von 150,000 Mann schlagfertiger Truppen*) sich siebenzig Tage lang von beiläufig 230,000 Mann in einem Umkreis von acht Stunden einschließen lassen konnte, ohne einen einzigen ernstlichen Versuch in Masse durchzubrechen. Bazaine wollte nicht. Wäre

*) Die preußischen Angaben lauten auf 173,000 kriegsgefangene Soldaten, darunter 23,000 Kranke und Verwundete. Bazaine in seinem nichtssagenden Protest d.d. Kassel 2. November gibt 65,000 wirklich übrig gebliebene Combattanten an. Es ist schwer zu unterscheiden auf welcher Seite der erstaunlichere Rechnungsfehler liegt.

im schlimmsten Falle bei dem Durchbruch die ganze Feld-Armee vernichtet worden, so wären doch auch die Verluste des Feindes ungeheuer gewesen, die wichtige Festung wäre von den unnützen Essern befreit worden und hätte sich noch Monate lang halten können. Jeder Franzose muß sich das jetzt sagen. Aber der „Heros von Metz" wollte nicht dem Volkskrieg zu Hülfe kommen, sondern er wollte im Gegentheile demselben in den Rücken fallen. Gegen die Preußen machte er Ausfälle nur um den Schein zu retten und etwa um Proviant zu erhaschen; aber er that es stets mit unzureichenden Kräften, denn seine ganze Kraft sollte conservirt werden für die Zwecke des Complotts mit Louis Napoleon und dem Feinde. So versäumte er die zu dem rettenden Schlage geeignete Zeit. In unausgesetzten geheimen Verhandlungen ließ er sich hinhalten, bis es allerdings zu spät war, und die auf's Aeußerste gestiegene Noth in der Festung zur Uebergabe auf Gnade und Ungnade zwang.

Aber was soll man von der Rolle halten, die Graf Bismark bei dieser Affaire gespielt hat? Für die Franzosen liegt selbstverständlich die Erklärung nahe: Bazaine sei von dem Bundeskanzler an der Nase herumgeführt worden, man habe ihn fälschlich hingehalten und seine Combinationen in die Länge gezogen, bis in Metz die Hungersnoth ausgebrochen sei. Nachdem Graf Bismark in seinen „Enthüllungen" selber erzählt hat, wie er fünf Jahre hindurch und länger den Imperator in eigener Person an der Nase herumgeführt, so wäre ihm demnach mit Bazaine dasselbe Stücklein im verkleinerten Maßstabe nocheinmal gelungen. Aber ich glaube nicht daran. Ich glaube vielmehr, daß es dem Grafen mit der fraglichen Combination vollständig Ernst war. In der That hat Bazaine selbst noch am 19. Oktober über die Verhandlungen des Generals Boyer in Versailles derartige Mittheilungen gemacht und insbesondere constatirt, Graf Bismark habe im Kriegsrath darauf gedrungen, daß „die politische Frage über die militärische gestellt werden müßte." Der

Marschall führt folgendes Votum des Bundeskanzlers an: „Ich wäre geneigt eine Convention zuzulassen welche der Metzer Armee gestatten würde sich auf irgend einen bestimmten Punkt des französischen Territoriums zu begeben, um für die zur Sicherung des Friedens nothwendigen Berathungen zu sorgen."

Wenn aber der Plan einer Cooperation der Armee Bazaine's mit dem preußischen Hauptquartier an den militärischen Einwendungen des Grafen Moltke scheiterte, so ist das ebenso erklärlich. Daß die Politik des Marschalls für die Disciplin seiner Armee schon innerhalb der Festung nicht zuträglich seyn konnte, liegt auf der Hand; welche Garantie hätte nun Preußen erst gehabt für den Fall, daß die demoralisirten Schaaren mit dem empörten Volke wieder in Berührung gekommen wären? Kurz, das Experiment konnte nur dem verwegenen Kanzler anders als höchst gefährlich erscheinen. Trotzdem scheint die bittere Noth der preußischen Diplomatie den Gedanken in der Einen oder andern Form immer wieder in den Vordergrund zu drängen. So war schon unterm 4. November wieder aus Berlin zu lesen: „Vom Frieden wird erst nach dem Falle von Paris ernstlich die Rede seyn können, weil die deutschen Regierungen erst nach der Unterwerfung von Paris in der Lage seyn werden, dem mit ihnen paktirenden Gouvernement in den aus der Gefangenschaft zurückkehrenden Regimentern eine materielle Gewähr für die pünktliche Ausführung des Friedens zur Verfügung zu stellen" *).

Gott gebe uns in Gnaden eine bessere Gewähr als diese! Wer der Meinung seyn kann, daß gerade nach den Erfahrungen von Metz die Stellung der französischen Armee in sich und gegenüber dem Volke nicht völlig demoralisirt seyn müsse, der muß in der That im Militarismus so vollständig ertrunken seyn, daß er die Menschen nur mehr für Schach-

*) Allg. Zeitung vom 8. November.

Figuren ansieht. Ich hätte überhaupt gewünscht, es möchte in die Reihe der glorreichen deutschen Siege die Capitulation von Metz, so wie sie herbeigeführt worden ist, nicht eingetreten seyn. Der Ruhm ist und bleibt zweideutiger Natur; und hat die Capitulation von Sedan die politische Verlegenheit des Siegers gesteigert, so hat die von Metz dasjenige Element moralisch vernichtet, an das auch der Sieger eingestandenermaßen endlich doch wird appelliren müssen. Denn von Frieden auch bloß im diplomatischen Sinne kann doch nur die Rede seyn bei einem aus der Anarchie zur „Ordnung" gebrachten Frankreich.

Wir haben bisher bloß von der Frage geredet, wie überhaupt irgendein Friede zwischen Preußen und Frankreich zu bekommen wäre; was aber dann in dem letztern Lande werden wird, das entzieht sich jeder Berechnung. Auch das schärfste Auge sieht nur chaotisches Dunkel. Man hat in früheren Jahren oft das Problem erwogen, was in Frankreich geschehen werde, wenn einmal die zwei Augen des Imperators sich schließen würden. Niemand hat anders zu antworten gewußt als mit dem Hinweis auf die französischen Marschälle und ihre Armee. Jetzt ist der Imperator moralisch todt und die Marschälle desgleichen. Wo die französische Armee ist, das weiß man sehr wohl; was sie aber ist, das weiß Niemand mehr zu sagen.

Und doch können wir die französische Nation nicht wegblasen von der Erde, wie unsere liberalen Wütheriche meinen; wir müssen diese Nation wohl oder übel zum Nachbarn haben; ja dieselbe ist sogar im Stande durch ihre inneren Erschütterungen im Frieden sich an uns und der ganzen Welt zu rächen für ihre gräßliche Niederlage im Kriege. Daß aber diese Rache nicht ausbleiben wird, dürfte sich mit gleich großer Bestimmtheit voraussagen lassen, wie Graf Bismark vorausgesagt hat, daß Preußen unter allen Umständen in zwei bis drei Jahren einen neuen Krieg mit Frankreich haben werde.

„Hätte er (der Imperator) unmittelbar nach erfolgter Kriegserklärung an Preußen und an Baden dieſes letztere überſchwemmt und bewältigt, ſo wäre — das kann wohl ohne Beleidigung unſerer tapfern ſüddeutſchen Waffenbrüder geſagt werden — eine Neutralität von Süddeutſchland und ein baldiges Bündniß auch mit Oeſterreich nicht unmöglich geweſen.“ Ohne Zweifel würde das der Imperator auch gethan haben, wenn er gewußt hätte, was Louis Napoleon jetzt weiß; damals aber wollte er offenbar einer baldigen Abmachung zwiſchen ihm und Preußen nicht unüberſteigliche Hinderniſſe ſchaffen. Die Politik ging ihm über den Krieg wie immer; und dießmal verlor er das Spiel.

Daß auch dem Grafen Bismark ſeit Sedan die Dinge über den Kopf gewachſen ſind, dafür ſprechen alle Anzeichen, beſonders aber die geheime Geſchichte der Capitulation von Metz. Der kluge Kanzler dachte ohne Zweifel bei Zeiten daran vorzubauen, daß nicht für Preußen eines Tags umgekehrt der Krieg über die Politik gehen müſſe. Als Louis Napoleon bei Sedan lieber der Gefangene der Preußen als ſeiner eigenen Franzoſen ſeyn wollte, da mußte den berechnenden Staatsmann der Gedanke an eine Lage durchzucken wo an Preußen die Nothwendigkeit herantreten könnte ganz Frankreich in Beſchlag oder, wenn man will, in ſtaatspolizeilichen Gewahrſam zu nehmen; er mußte an die Möglichkeit denken, daß eines Tages die preußiſchen Legionen nicht mehr ausreichen würden um vor jeden zweiten franzöſiſchen Urwähler eine deutſche Schildwache hinzuſtellen. War aber eine ſolche Lage einmal als möglich erkannt, dann lag jedenfalls der weitere Gedanke ganz nahe, ob und unter welchen Bedingungen die zum Theil kriegsgefangene, zum Theil in Metz eingeſchloſſene Feldarmee Frankreichs ihrer innern Miſſion zurückgegeben und zur Cooperation mit Preußen verwendet werden könnte. Es muß zur Zeit noch dahin geſtellt bleiben, ob die Priorität dieſes Gedankens dem Grafen Bismark oder dem Marſchall Bazaine in Metz zuſtand; das aber

auch in dem Preise liegen, welcher für das Herzeigen im vorhinein erlegt werden muß, nämlich fünf Francs. Es wird über diese Forderung seit Jahren sehr viel Lärm geschlagen. Nun müssen aber die bei St. Ambrogio dürftig dotirten Sakristane auch leben, der Altar muß zudem jede Nacht von vier bewaffneten Wächtern gehütet werden, und es ist auch der Wächter Art, daß sie nicht von der Luft und auch nicht vom Weihrauchduft leben können. Die vier Wände der Altarmensa sind mit schweren eisenbeschlagenen Thüren geschlossen. Der Altar ist in Kunsthistorien mehrfach beschrieben; die ganze Arbeit macht einen höchst imposanten Eindruck. Merkwürdig ist, daß dieses Unicum in der Kunstgeschichte alle Vandalen des Mittelalters und auch die Herrschaft der ersten französischen Revolution überlebt hat — und daß auch der sehr geübte Säkularisator Napoleon I. seine Hände von diesem ehrwürdigen Heiligthume ferne gehalten hat. Es steht zu hoffen, daß der Altar die brausenden Wogen der Gegenwart und nahenden Zukunft glücklich überleben wird; wie auch der berühmte Verdüner Altar in der Grabeskapelle des heil. Leopold zu Klosterneuburg bei Wien an seinem bestimmten Platz geblieben; dieser ist zwar nicht aus edlem Metalle angefertigt, die Bildertafeln desselben (blauer Schmelz in vergoldeten Metallflächen) sind über drei Jahrhunderte später angefertigt worden und beurkunden einen Fortschritt in der Kunst des Emails in Darstellung von Figuren. Bei St. Ambrogio war bis zur Herrschaft der Italia unita ein Collegiat-Capitel; dieses wurde in neuester Zeit aufgehoben und die Dotation einfach eingezogen; freilich steigen die Steuern in eben dem Maß, in welchem man die Kirchengüter annexirt — und das ist ein sehr curioses aber immer wiederkehrendes Rechenexempel einer umgekehrten Regeldetri. Die größten Summen fliegen in die Taschen der großen renommirten Bankiersfamilien. Es müßte nicht mit richtigen oder besser: folgerichtigen Dingen zugehen, wenn der sociale Fortschritt nicht einmal auch an diese in kurzer Zeit durch Beuten und Ausbeuten aller Art vollgefüllten Kassen mit eiserner Faust herankommen, und auch da sich Eingriffe erlauben würde. Denn das Eigenthum der Bankiers ist doch sicher um keinen Zoll und keinen Grund

Stimme hat die Wahrheit dieſer Angaben anzufechten gewagt*).

Madame Eugenie gibt dann deutlich genug zu verſtehen, daß Marſchall Bazaine in den preußiſchen Plan eingeweiht worden ſei und die Hand zur Ausführung geboten habe. Darin habe auch die Sendung des General Boyer beſtanden. Nebenbei bemerkt die Ex-Kaiſerin, daß auch Prinz Napoleon bei ihr ſich „auf die Seite jener Männer“ geſtellt habe; darauf hat der rothe Prinz eine plumpe Antwort veröffentlicht in welcher übrigens nichts intereſſant iſt als die Worte: „Ich hege für den Marſchall Bazaine die höchſte Achtung, ebenſo wie für ſein glorreiches Heer, das Frankreich und ſeinem Eide treu ſtandhaft aushält; nach meiner Anſicht ſollte für die Erhaltung dieſes Heeres alles verſucht werden.“ Madame Eugenie dagegen ſpricht ſich in folgenden etwas räthſelhaften Worten aus: „Marſchall Bazaine rechnet auf die Stärke ſeiner Poſition als General der keine Niederlage erlitten hat, und an der Spitze des einzigen wirklich noch exiſtirenden Heeres ſteht, und glaubt berechtigt zu ſeyn nicht wenig Einfluß bei der Frage zu äußern, ob der Friede geſchloſſen werden oder der Krieg fortdauern ſolle. Er möchte ſich gerne unentbehrlich machen und gern den Diktator ſpielen, ſo daß der Feind mit ihm zu unterhandeln hätte und er die Regierung in Tours wie die in dem eingeſchloſſenen Paris in's Schlepptau nähme. Er würde jubeln, wenn Frankreich ihm Frieden oder Sieg verdankte, und er allein der Retter wäre. Das iſt ein achtbarer Ehrgeiz, wenn er auch vielleicht übertrieben ſeyn mag; aber man darf daraus nicht den Schluß ableiten, daß Marſchall Bazaine lieber einen der napoleoniſchen Dynaſtie günſtigen Frieden abſchließen, als eine Vereinbarung treffen würde, die ſich in erſter Linie mit den all-

*) Erſt nachdem Obiges geſchrieben war, ſcheint man in Berlin das Bedürfniß eines lahmen Widerſpruchs gefühlt zu haben, der im Uebrigen wenigſtens ein halbes Zugeſtändniß iſt.

spielige und unsinnige Theaterspielerei, für welche der Gast doppelt gestraft wird — durch hohe Preise und oft auch noch durch schlechtes Zeug, was ihm vorgesetzt wird.

3) Etwas Neues in Mailand ist auch der neue Gottesacker; es lohnt sich ihn anzusehen. Während der berühmte Cimetero in Bologna mit seinen langweiligen, gleichmäßig fortlaufenden kahlen Rundbogen, mit Ziegeln gemauert, mit Mörtel beworfen, mit Kalk getüncht, eigentlich nur durch die Unzahl der Monumente und durch die Menge der Corridore imponirt, sehen wir jetzt in Mailand einen überaus ernsten lombardischen Bau, ein Rustikageschoß Parterre mit Grufträumen und ein Stockwerk darüber ebenfalls mit Begräbnißstätten in mehreren großartigen Flügeln, die auf Fortsetzung um das ganze Gevierte des Cimitero berechnet sind. Schwarze und weiße Marmorschichten wie bei St. Lorenzo in Genua, beim von Theodolinda gebauten Dom in Monza oder bei jenem zu Pisa lagern übereinander; das schönste und imposanteste was die neue Zeit „in Gottesäckern" zu Stande gebracht hat; während der alte Cimitero in Mailand erbärmlich aussieht, und in Anbetracht einer so großen reichen Stadt von einer wahren Vernachlässigung des Andenkens an die Verstorbenen Kunde gibt.

4) Die südliche Pracht des Lago Maggiore beschreiben, hieße Wasser in den See tragen. Die Cypressen, Pinien, Weingehänge, Lauben, Kirchen, Schlösser, Landhäuser, die hintereinander oft in drei Reihen aufsteigenden Berglinien, der liebliche Wasserspiegel mit seinem Wellengekräusel, und all die Herrlichkeiten die man von Arona aus bis Locarno und Magadino in einer Fahrt von fünf Stunden durchmachen kann, sind mehr von Malern und Zeichnern als von Schriftstellern dem Publikum zum Genuß dargereicht worden; die Maler haben auch mit ihrer Palette die Federn und Tintentiegel der Schriftsteller weit überflügelt.

Es war in Magadino schon dunkel. Eine gute Stunde dauert die Fahrt nach Bellinzona. Unter billigen Bedingungen fand ich hier noch Abends eine gute Kalesche, deren Kutscher den Weg nach Chur in zwei Tagen zurückzulegen und nur bei Tageszeit zu fahren versprach, während der Postwagen die schönsten Partien bei Nacht zurücklegt. Es war Sonntags-

Mittheilungen machen; das vielfache Verlangen mit aller Macht der Feldarmee den Durchbruch zu versuchen, wurde stets von ihm unter folgenden Erwägungen zurückgewiesen: „Wäre es nicht besser unsere Kräfte zu schonen, um dem Vaterlande größere Dienste zu leisten? Frankreich ist auf furchtbare Weise von der Anarchie bearbeitet, Paris ist das Opfer unerhörter Unordnungen, Lyon und Marseille sind in den Händen der Rothen, Bordeaux und Toulouse sind der Schauplatz der Gewaltthätigkeit, Havre und Rouen verlangen preußische Besatzungen um die Ruhe wiederherzustellen. Retten wir unsere Familien, unser Eigenthum! Unsere Pflicht ist heute die Gesellschaft zu beschützen. Wir werden von hier mit allen kriegerischen Ehren, mit unsern Waffen und Adlern abziehen, und wir werden die Armee der Ordnung werden." Noch im letzten Moment, während General Boyer bereits im preußischen Hauptquartier verhandelte, wurde die Armee in Metz auf ihre „neue patriotische Mission" vertröstet: „Damit der gesetzgebende Körper sich versammeln und berathen kann, muß denselben eine französische Armee beschützen; dieß ist die Rolle welche die Metzer Armee ohne Zweifel zu erfüllen haben wird." Und an die Spitze dieser Rolle wähnte sich noch im letzten Augenblicke Herr Bazaine gestellt.

Nun ist es allerdings kein Räthsel mehr, wie eine prachtvoll ausgerüstete Armee von 150,000 Mann schlagfertiger Truppen*) sich siebenzig Tage lang von beiläufig 230,000 Mann in einem Umkreis von acht Stunden einschließen lassen konnte, ohne einen einzigen ernstlichen Versuch in Masse durchzubrechen. Bazaine wollte nicht. Wir

*) Die preußischen Angaben lauten auf 173,000 kriegsgefangene Soldaten, darunter 23,000 Kranke und Verwundete. Bazaine in seinem nichtssagenden Protest d.d. Kassel 2. November gibt 65,000 wirklich übrig gebliebene Combattanten an. Es ist schwer zu unterscheiden auf welcher Seite der erstaunlichere Rechnungsfehler liegt.

im ſchlimmſten Falle bei dem Durchbruch die ganze Feld-Armee vernichtet worden, ſo wären doch auch die Verluſte des Feindes ungeheuer geweſen, die wichtige Feſtung wäre von den unnützen Eſſern befreit worden und hätte ſich noch Monate lang halten können. Jeder Franzoſe muß ſich das jetzt ſagen. Aber der „Heros von Metz“ wollte nicht dem Volkskrieg zu Hülfe kommen, ſondern er wollte im Gegentheile demſelben in den Rücken fallen. Gegen die Preußen machte er Ausfälle nur um den Schein zu retten und etwa um Proviant zu erhaſchen; aber er that es ſtets mit unzureichenden Kräften, denn ſeine ganze Kraft ſollte conſervirt werden für die Zwecke des Complotts mit Louis Napoleon und dem Feinde. So verſäumte er die zu dem rettenden Schlage geeignete Zeit. In unausgeſetzten geheimen Verhandlungen ließ er ſich hinhalten, bis es allerdings zu ſpät war, und die auf's Aeußerſte geſtiegene Noth in der Feſtung zur Uebergabe auf Gnade und Ungnade zwang.

Aber was ſoll man von der Rolle halten, die Graf Bismark bei dieſer Affaire geſpielt hat? Für die Franzoſen liegt ſelbſtverſtändlich die Erklärung nahe: Bazaine ſei von dem Bundeskanzler an der Naſe herumgeführt worden, man habe ihn fälſchlich hingehalten und ſeine Combinationen in die Länge gezogen, bis in Metz die Hungersnoth ausgebrochen ſei. Nachdem Graf Bismark in ſeinen „Enthüllungen“ ſelber erzählt hat, wie er fünf Jahre hindurch und länger den Imperator in eigener Perſon an der Naſe herumgeführt, ſo wäre ihm demnach mit Bazaine daſſelbe Stücklein im verkleinerten Maßſtabe nocheinmal gelungen. Aber ich glaube nicht daran. Ich glaube vielmehr, daß es dem Grafen mit der fraglichen Combination vollſtändig Ernſt war. In der That hat Bazaine ſelbſt noch am 19. Oktober über die Verhandlungen des Generals Boyer in Verſailles derartige Mittheilungen gemacht und insbeſondere conſtatirt, Graf Bismark habe im Kriegsrath darauf gedrungen, daß „die politiſche Frage über die militäriſche geſtellt werden müßte.“ Der

Marſchall führt folgendes Votum des Bundeskanzlers an: „Ich wäre geneigt eine Convention zuzulaſſen welche der Metzer Armee geſtatten würde ſich auf irgend einen beſtimmten Punkt des franzöſiſchen Territoriums zu begeben, um für die zur Sicherung des Friedens nothwendigen Berathungen zu ſorgen.“

Wenn aber der Plan einer Cooperation der Armee Bazaine's mit dem preußiſchen Hauptquartier an den militäriſchen Einwendungen des Grafen Moltke ſcheiterte, ſo iſt das ebenſo erklärlich. Daß die Politik des Marſchalls für die Diſciplin ſeiner Armee ſchon innerhalb der Feſtung nicht zuträglich ſeyn konnte, liegt auf der Hand; welche Garantie hätte nun Preußen erſt gehabt für den Fall, daß die demoraliſirten Schaaren mit dem empörten Volke wieder in Berührung gekommen wären? Kurz, das Experiment konnte nur dem verwegenen Kanzler anders als höchſt gefährlich erſcheinen. Trotzdem ſcheint die bittere Noth der preußiſchen Diplomatie den Gedanken in der Einen oder andern Form immer wieder in den Vordergrund zu drängen. So war ſchon unterm 4. November wieder aus Berlin zu leſen: „Vom Frieden wird erſt nach dem Falle von Paris ernſtlich die Rede ſeyn können, weil die deutſchen Regierungen erſt nach der Unterwerfung von Paris in der Lage ſeyn werden, dem mit ihnen paktirenden Gouvernement in den aus der Gefangenſchaft zurückkehrenden Regimentern eine materielle Gewähr für die pünktliche Ausführung des Friedens zur Verfügung zu ſtellen“ *).

Gott gebe uns in Gnaden eine beſſere Gewähr als dieſe! Wer der Meinung ſeyn kann, daß gerade nach den Erfahrungen von Metz die Stellung der franzöſiſchen Armee in ſich und gegenüber dem Volke nicht völlig demoraliſirt ſeyn müſſe, der muß in der That im Militarismus ſo vollſtändig ertrunken ſeyn, daß er die Menſchen nur mehr für Schach-

*) Allg. Zeitung vom 8. November.

iguren anſieht. Ich hätte überhaupt gewünſcht, es möchte
ı die Reihe der glorreichen deutſchen Siege die Capitulation
m Metz, ſo wie ſie herbeigeführt worden iſt, nicht einge-
eten ſeyn. Der Ruhm iſt und bleibt zweideutiger Natur;
ıd hat die Capitulation von Sedan die politiſche Verlegen-
it des Siegers geſteigert, ſo hat die von Metz dasjenige
lement moraliſch vernichtet, an das auch der Sieger ein-
ſtandenermaßen endlich doch wird appelliren müſſen. Denn
ın Frieden auch bloß im diplomatiſchen Sinne kann doch
ır die Rede ſeyn bei einem aus der Anarchie zur „Ordnung"
brachten Frankreich.

Wir haben bisher bloß von der Frage geredet, wie
erhaupt irgendein Friede zwiſchen Preußen und Frank-
ich zu bekommen wäre; was aber dann in dem letztern
ınde werden wird, das entzieht ſich jeder Berechnung. Auch
ıs ſchärfſte Auge ſieht nur chaotiſches Dunkel. Man hat
. früheren Jahren oft das Problem erwogen, was in Frank-
ich geſchehen werde, wenn einmal die zwei Augen des Im-
rators ſich ſchließen würden. Niemand hat anders zu ant-
orten gewußt als mit dem Hinweis auf die franzöſiſchen
larſchälle und ihre Armee. Jetzt iſt der Imperator moraliſch
ot und die Marſchälle desgleichen. Wo die franzöſiſche
rmee iſt, das weiß man ſehr wohl; was ſie aber iſt, das
ißt Niemand mehr zu ſagen.

Und doch können wir die franzöſiſche Nation nicht weg-
aſen von der Erde, wie unſere liberalen Wütheriche meinen;
r müſſen dieſe Nation wohl oder übel zum Nachbarn
ben; ja dieſelbe iſt ſogar im Stande durch ihre inneren
ſchütterungen im Frieden ſich an uns und der ganzen
elt zu rächen für ihre gräßliche Niederlage im Kriege.
aß aber dieſe Rache nicht ausbleiben wird, dürfte ſich mit
ich großer Beſtimmtheit vorausſagen laſſen, wie Graf
smark vorausgeſagt hat, daß Preußen unter allen Um-
nden in zwei bis drei Jahren einen neuen Krieg mit
ankreich haben werde.

gerichtet. Wiccard ging freundlich mit zu den schönsten Aus
sichten von Zug. Später kam ich mit einem Kapuziner übe
diesen Historiker zu sprechen, der ihn sehr lobte — als i
aber seine historischen Studien erwähnte und ihn einen G
schichtsforscher nannte, meinte der gute Kapuziner vielleich
das möchte zu viel seyn, und erwiderte: „Ja, ja ich weiß e
er ist so ein Nachförschler". Das Zuger Diminutiv gefiel mi
nicht als ob ich meinte daß es Wiccard beschädige oder ver
kleinere, sondern wegen seines komischen Klanges.

9) In Küßnacht verging einige Zeit bis zur Abfahrt de
Dampfschiffes nach Luzern. Bei der Tellskapelle auf dem Weg
von Immensee hieher erinnerte ich mich, wie ich als Studios
im Jahre 1837, also schon vor 33 Jahren, zum erstenmal
hier gewesen. Nun besuchte ich in Küßnacht den Kirchhof, de
um die schöne geräumige Pfarrkirche herum gelegen ist. Ebe
wurde ein Grab gemacht, und der schwarze modrige Todtenschäde
des früheren Besitzers dieser Grube sammt einigem andern
schwarzen Gebein herausgeworfen. Ein schmähliches Ende dieses
Menschenlebens dem Leibe nach! Ich ging herum und fing an
die Inschriften auf der Begräbnißstelle des laufenden Jahres
herabzulesen. Da fanden sich nun viele Jünglinge vor; sehr
merkwürdige Jünglinge, von deren Grabschriften hier einige
folgen mögen:

„Hier ruht der geehrte Jüngling Gottfried Ulrich von
Immensee geb. 1801 † 17. Mai 1870."

„Hier ruht der tugendhafte Jüngling Franz Sidler von
Steinig-Kreuz geb. 1787 † 1870."

„Hier ruht der tugendreiche Jüngling Jos. Aloys Trut
man geb. 1785 † 1870."

Somit gibt es hier Jünglinge von 70 bis 85 Jahren
In Deutschland klingt diese Bezeichnung von Greisen komisch
hier ist es eben Sitte jeden der unverheirathet stirbt, einen
Jüngling zu nennen. Sonst beginnen Grabschriften: „Hie
ruht der geehrte Wittwer" oder: „Hier ruht die fromme be
scheidene Wittwe" ꝛc.

10) Nie fand ich die Schweiz so sehr von Reisende
verlassen, die Hotels so leer. Der Krieg hinderte eben Eng
länder, Franzosen und Deutsche ihre Touren zu machen. De

einzelne Reisende, den man sonst in großen Hotels keiner absonderlichen Aufmerksamkeit für werth hält, wurde dießmal mit jenem Zuvorkommen behandelt, welches der Hungrige auch einer minder substanziösen oder wohlschmeckenden Speise zuwendet. Das colossale ganz neuentstandene Hotel in Luzern, das einen Vergleich mit den ersten Königsburgen Deutschlands aushält und auf mehrere hundert Gäste berechnet ist, war von 35 Personen bewohnt. Man kann sich denken, wie übel die praktischen friedliebenden Schweizer auf beide Kriegsparteien zu sprechen waren; denn dieser Krieg ruinirt die Fremdenernte nicht nur momentan, sondern durch seine traurigen Folgen auf Jahre hinaus. Die colossalen Geldverluste, erhöhte Steuern und der Familienjammer benehmen den Leuten die Reiselust für geraume Zeit. Auch Einsiedeln war leer. Das größte Contingent der Wallfahrer liefern Franzosen und Süddeutsche. Beide sind in den blutigen Krieg verwickelt. Beim Anfang des Krieges als die erste Panik ihre Wirkung machte, fuhr ich über den Brenner nach Verona; da ich in Sterzing übernachtete, in Briren einen andern Waggon besteigen mußte, hatte ich drei Waggons zu benützen: ich war immer einsam im Coupé. Die Anzahl der Reisenden war so klein, daß die Einnahme kaum hinreichte um die Kohlen und Maschinisten zu bezahlen.

11) Da dem Schreiber dieses die andern Wege aus Deutschland und Frankreich in die Schweiz schon bekannt waren, wollte er die neue Bahn von Schaffhausen über Singen und Villingen kennen lernen. Es war erst 5 Uhr Abends als der Train in Villingen ankam. „Villingen am Schwarzwald" — das klang mir immer so schöngegendlich und halb romantisch in den Ohren. Nun ist aber hier vom Schwarzwald nichts zu sehen, als dunkle Streifen auf unansehnlichen Anhöhen in der Ferne. Villingen liegt in einer Ebene, besitzt eine nette gothische Kirche mit einer flachen Basilikendecke, dann ein aufgehobenes Benediktinerkloster, jetzt Lehrerseminar, einige breite Straßen, ist aber sonst allewegs langweilig und einförmig; so daß der Reisende herzlich froh wird, wenn er mit seinem Abendessen fertig ist, und die Schlafenszeit herankommt. Um 11 Uhr weckte mich eine Thurmglocke in der

Nähe, die bis ¼ auf 12 Uhr ehrlich fortbimmelte; am andern Morgen erfuhr ich, dieß sei die Feierabendglocke. Feierabend ist ein schönes Wort, um diese Stunde aber war der Lärm doch etwas überraschend. Der Glockenklang war verschollen, der Schlaf wiedergekehrt; es war halb ein Uhr geworden. Wieder Lärm, Wagengerassel und Posthornklang. Es kommt eine Depesche mit der Nachricht von einem Sieg der preußisch-süddeutschen Armee. Nun war es mit Ruhe und Schlaf vorbei. Ich merkte, daß ich auf deutschem Boden war.

12) Am frühen Morgen zur Bahn — ich war der einzige Reisende, der in Villingen einstieg. Um 8 Uhr kam der Zug nach Rottweil; hier war wieder über vier Stunden Aufenthalt. Rottweil ist mindestens originell und lohnend. Die Stadt liegt auf einem Berge wie Orvieto; besitzt ein Obergymnasium und eine außerordentlich schöne gothische Pfarrkirche, die durch Dekan Dr. Dursch, den bekannten Kunstschriftsteller, sehr lieblich und stylgemäß restaurirt wurde. Sie gehört wohl jetzt zu den schönsten katholischen Kirchen gothischen Styles in ganz Württemberg. Kanzel und Altäre wetteifern an Pracht und Zier. Nur in einer Kapelle gleich beim Haupteingang sind die heiligen Leiber von zwei Martyrern (Clemens und Viktor), in aufrechter Stellung und bekleidet, die einen grauenhaften und peinlichen Eindruck machen. Dieses Dastehen von Skeletten erinnert mehr an ein anatomisches Museum.

Die Bilder die dem Reisenden von Ulm an auf verschiedenen Bahnen bis Regensburg und donauabwärts begegneten, waren geeignet, diesem alle harmlose Stimmung zu verdrängen. Der gewaltige Krieg machte hier überall seine Eindrücke und Wirkungen geltend. Jeder Zug brachte einen Waggon voll Verwundeter, welche durch die Mildthätigkeit von Unterstützungsvereinen an den Bahnhöfen erquickt wurden. In Anbetracht einer Menschenschlächterei, der die Menschen nicht nach Hunderten, man kann bald sagen nach Hunderttausenden zum Opfer fallen, bleibt nichts übrig als um den gottwohlgefälligen Frieden zu beten.

LV.

Studien über den Staat.

II. Das Wesen des Staates.

Bei unserer Untersuchung über den Ursprung des Staates hat sich gegenüber manchen Theorien an der Hand einer tiefer an die Thatsachen der Urgeschichte gehenden Forschung herausgestellt, daß der Staat wohl mit einer gewissen inneren Nothwendigkeit der Natur, aber nicht als ein Produkt der bloßen physischen Familien- und Stammes-Ordnung entstanden sei; daß er vielmehr auf ganz andern Bedingungen und Voraussetzungen ruhe. Seine unmittelbare Voraussetzung ist ein seßhaftes Volk, in welchem bereits eine äußere Ordnung und Gliederung vorhanden, die sich nicht von der Familie herschreibt, die vielmehr wieder in einer innern, durch eine bestimmte religiöse Weltanschauung bedingten Ordnung und Gliederung gründet. Diese äußere Ordnung eines Volkes ist aber auch nicht schon ein Staat, zur staatlichen Ordnung wird dieselbe erst erhoben, wenn sich eine Gewalt oder vielmehr ein Träger einer solchen physischen Gewalt findet, welche diese Ordnung nach Innen und Außen aufrecht zu erhalten die Macht hat. Insofern ist der Staat wesentlich durch die Gewalt bedingt zum Zwecke der Aufrechthaltung des Bestehenden.

Das Gleiche würde sich ergeben, wenn man das Wesen des Staates selbst auf dem Wege, auf welchem es allein endgiltig bestimmt werden kann, nämlich durch die Metaphysik bestimmen würde. Obwohl nun eine metaphysische Deduktion des Staates hier uns ferne liegt, so können doch einige Erörterungen mehr allgemeiner Natur nicht umgangen werden, wenn wir den Begriff des Staates analysiren.

Fragen wir, was der Staat ist, so scheint er zunächst als eine Gesellschaft gefaßt werden zu können. Unter Gesellschaft versteht man aber in der Regel eine Verbindung, die auf Freiwilligkeit ihrer Glieder beruht; was beim Staate sicher nicht der Fall ist. Denn nicht bloß daß jeder in den Staat hineingeboren wird und jeder ihn zunächst nehmen muß wie er ihn findet, der Staat ist auch seinem Ursprung nach nicht aus der Freiwilligkeit hervorgegangen, wie wir bei der Erörterung über den Socialcontrakt gesehen.

Insofern wäre er vielmehr eine unfreiwillige Gesellschaft. Da aber von dem was unfreiwillig ist, wenn es mit einer innern Nothwendigkeit besteht, gesagt wird, es sei ein Erzeugniß der Natur, und für Gesellschaft vielleicht besser der allgemeinere Ausdruck „Gemeinschaft" steht, so dürfte es scheinen, als sei der Staat „die natürliche Gemeinschaft der Menschen." Allein auch dieser Begriff ist noch zu weit. Denn auch die Familie und die Stammesgenossenschaft ist ihrem Ursprung nach unfreiwillig und eine bloß natürliche Gemeinschaft. Wenn nun aber beide, die Gemeinschaft wie sie im Familien- und Stammesleben sich findet, und die Gemeinschaft im Staate thatsächlich und wesentlich sich unterscheiden sollen, so können sie sich nur verhalten wie Privates und Oeffentliches. Aber gerade darin besteht die Schwierigkeit zu erklären, wie die Scheidung der bloß natürlichen, privaten Gemeinschaft der Familie von der des öffentlichen Gemeinwesens stattfinden könne. Jarcke, welcher in diesen Fragen überhaupt tiefer geht, findet, obwohl er die Familie mit dem Staate identisch hält, doch wenigstens später

trachten kann, noch ſchöner iſt. In Muſocco wurde Mittag gemacht. Es gab nichts als gebratenes oder geſottenes Hammelfleiſch. Das Land iſt hier ſehr arm. Der Gottesacker liegt hoch wie die Kirche — man ſieht in die Tiefe der Thalſtraße nieder. Auf einer Gruft findet ſich hier ein aus Grabinſchriften öfter wiederkehrender Gedanke in folgender Wendung: „Quod vos estis nos fuimus. Et quod nos sumus, vos eritis. Solum mihi superest sepulcrum.“ Die Sonne war hinter den Wolken verborgen; der Wind rauſchte auf den Bergeshöhen durch die Fichten und bewegte das Geſträuch auf den Gräbern. Berge und Felſen nach oben und nach unten, keine lebende Seele, ſo weit das Auge reicht, und dieſe Inſchrift dazu, vom Wanderer halblaut für ſich geleſen. Welch ein nachhaltiger Dämpfer für die Reiſeluſt! Et solum mihi superest sepulcrum! Ob man ſein elendes, hinfälliges, ſterbliches Gerippe auch herumgeſchleppt hat über Land und Meer, über Berg und Thal — das Ende vom Liede iſt immer das Leichentuch und das Grab. Nur der Glaube an die Unſterblichkeit leuchtet in das düſtere Felſenthal tröſtlich herein. Die Naturſchönheiten ſtimmen um ſo mehr zur Melancholie, je großartiger uns die Maſſenhaftigkeit des Steingerippes der Erde gegenüberſteht. Gegen fünf Uhr Abends war nach vierſtündigem Fahren aufwärts jene Höhe des Bernardino gewonnen, die nun zu Ehren eines hier aufquellenden eiſenhaltigen Sauerbrunnens mit drei Gaſthäuſern geſchmückt iſt. In der Poſt bei Brocco findet man nöthigen Comfort und ebenſo gute Bedienung als mäßige Preiſe. Die wenigen Kurgäſte (es waren in allen drei Gaſthöfen kaum 25) ſind zumeiſt Lombarden. Auf einer Anhöhe ſteht ein kleines Kirchlein, Pfarrer iſt keiner hier. Der Schlüſſel ſteckte an der Thüre, ich drehte um, ging hinein und fand auf jedem der drei Altäre einen ſilbernen Kelch ſtehen (wie ich darnach erfuhr, gehörten dieſelben Geiſtlichen aus Mailand, die eben hier verweilten). Dieſer Umſtand wird berichtet, um zu zeigen, wie es in dieſem Kurort patriarchaliſch zugeht und wie man hier keine Diebe fürchtet; denn hier kennt ein Gaſt den andern, ein neuer Gaſt iſt in einer halben Stunde den übrigen bekannt geworden, und Diebe reiſen um einer kleinen und noch dazu ſehr zweifelhaften Beute

es auch etwas wesentlich vom Staate verschiedenes, wie denn schon die Macht der Priestergeschlechter neben dem Königthum beweist. So bildeten in Babylon und Persien die Magier einen besondern Kreis, in Aegypten eine eigene Kaste in welche sogar der König, falls er nicht ohnehin schon der Priesterkaste angehörte, aufgenommen werden mußte. Auch bei den Griechen war das Religionswesen etwas für sich bestehendes, in das der Staat nicht eingriff, das aber zu schützen er als seine Aufgabe erkannte. Aber es galt als eine gemeinsame öffentliche Angelegenheit, wie denn die Griechen ganz genau zwischen dem ὅσιον der Religion und dem δίκαιον des Staates unterschieden, dann wieder zwischen dem ἱερὸν, ἴδιον und δημόσιον. Bei den Römern hat sich der Unterschied bekanntlich noch viel schärfer ausgeprägt. Freilich glaubt die hohe Staatsweisheit unserer Tage die Religion nur als etwas Inneres und Privates betrachten zu müssen, um dann desto leichter alles Uebrige für sich in Anspruch nehmen zu können!

Insofern würde sich nun das öffentliche Gemeinwesen wieder scheiden in ein religiöses und ein bürgerliches d. h. in das was auf Gott und eine höhere Ordnung Bezug hat, und in das was auf dieß äußere zeitliche Leben sich erstreckt, und letzteres wird eben der Staat seyn. Allein auch dieß bürgerliche Gemeinwesen ist noch nicht der Staat. Jedes Gemeinwesen ist in sich gegliedert und geordnet. Es bildet eben eine Art Organism, dessen Glieder sich als corporative Theileinheiten zum ganzen Gemeinwesen verhalten. Nun könnte es scheinen, da mit einem solchen bürgerlichen Gemeinwesen nothwendig eine Ordnung und zwar eine rechtliche Ordnung sich geltend macht, als sei eben der Staat diese rechtliche Seite des bürgerlichen gegliederten Gemeinwesens. Allein dagegen erhebt sich wieder der Umstand, daß kein Gemeinwesen, ja selbst nicht eine freiwillige Gesellschaft ohne rechtliche Verhältnisse sich geltend machen kann. Also kann auch der Staat nicht eine bloße Rechtsordnung seyn,

in Splügen bewohnt ein hölzernes Haus. Er iſt verpflichtet bei jedem Leichenbegängniß zwei Reden zu halten, die eine im Sterbehauſe, die andere auf dem Gottesacker, und das auch zur Winterszeit — und in Splügen. Honorar geben ihm die Leute keinen Sou dafür; trotzdem daß hier eine Rede im Freien, auf einem Hügel der mit Schnee bedeckt und von eiſigen Stürmen umſaust iſt, immer auch zugleich eine Lebensgefahr bedeutet. Freilich iſt hier auch der Erwerb des Volkes ſehr karg. Das Dignus est operarius mercede sua iſt allerdings ein ſchöner Spruch, der aber trotz alledem in leeren Taſchen keinen klingenden Widerhall findet. Die Via Mala mit ihren ſchauerlichen Schluchten und kühnſchwebenden Brückenbogen iſt ſo vielfach gezeichnet und photographirt, daß wir an derſelben ruhig vorbeigehen können. In Chur, das mir ſchon von früher bekannt war ſammt dem Lukmanierhotel, folgte ich der Anempfehlung des ſchwäbiſchen Kutſchers, und kam in's Hotel zum weißen Kreuz, wo ich eine patriarchaliſche Behandlung erfuhr. Den Dom von Chur fand ich einer genügenden Reſtauration unterzogen, die demſelben nöthig war und wohlgethan hat. Die Seminarkirche (die einzige katholiſche Kirche außer dem Dom in Chur) beſitzt eine Eigenthümlichkeit in ihren Altären. Zwei Seitenaltäre neben dem Hauptaltar ſind ſtockhoch jeder auf einem Balkon, der mit einem eiſernen Gitter nach außen abgeſchloſſen wird; zu dieſen Altären gelangt man durch kleine Thüren von oben. Ober dem Hochaltar in der Mitte iſt das Bild wie eine Thür zu öffnen, und dann zeigt ſich im Hintergrund wieder der Altar einer Kapelle.

8) In Zug gibt es romantiſche Spaziergänge; Dr. Schwaller, Hofkaplan bei der neapolitaniſchen Königsfamilie, der in Zug vor Jahren Profeſſor war, führte mich herum. Ich kam bei dieſer Gelegenheit in das Haus eines Curaten an der Pfarrei St. Michael, Namens Wiccard. Ein ältlicher freundlicher Mann, der gegenwärtige Hiſtoriker Zugs, der eben die Genealogien der alten Zuger Geſchlechter bearbeitet. Das Haus aus Holz liegt auf einer Anhöhe in einem Garten; aus dem Fenſter der Dachſtube hat man eine herrliche Ausſicht über den See. Die Studierſtube des Mannes ſtrotzt von Büchern und Papieren aller Art, alles aufgeſchlagen und zum Nachſuchen

einem Gemeinwesen eine solche Macht zur Geltung kommt, entstehen erst neben den öffentlichen und privaten Verhältnissen des Gemeinwesens auch staatliche.

Damit ist denn nun auch weiters das Wesen und die Stellung des Staates vorläufig schon zu bestimmen. Der Staat schafft nicht selbst erst das Gemeinwesen, er setzt es vielmehr schon voraus, und hat es daher zunächst nur zu schützen. Er ist daher auch nicht Quelle der rechtlichen Ordnung und noch weniger des Rechtes selbst, sondern die rechtlichen Verhältnisse sind mit dem Gemeinwesen und seiner Gliederung von selbst schon gegeben und sie bedürfen nur des Schutzes von Seite einer auch mit physischer Gewalt ausgerüsteten Macht, welche gegenüber der Willkür des Einzelnen der rechtlichen Ordnung Unabhängigkeit verleiht. Insofern nun der Staat zum Schutze der Rechte und zwar Aller vorhanden ist, liegt eigentlich der Schwerpunkt seines Wesens und Begriffs in der faktischen Staatsgewalt, während der Name Staat nur ein Abstraktum und ganz modernen Ursprungs ist. Früher hatten wir den Namen Reich, imperium, regnum, welche beide auf die Staatsgewalt oder vielmehr deren Träger hinweisen, während das römische res publica wie das griechische πολιτεία auf das öffentliche Gemeinwesen hindeuten. Der Ausdruck „Staat" scheint gegenwärtig nur deßhalb unterschoben und in allgemeinern Gebrauch gekommen zu seyn, weil man ihn sich zum Götzen alles Absolutismus und aller Despotie ausgeputzt.

Untersuchen wir nun die Momente des Begriffes des Staates, wie dieselben sich sowohl aus der historischen Untersuchung ergeben, sowie sie auch durch seine formelle Analyse gewonnen werden können! Um den Staat selbst in seinem Wesen näher zu bestimmen, sind vor Allem die bisher gefundenen Merkmale in Betracht zu ziehen, die Begriffe der Gemeinschaft und der Ordnung, des Rechtes, der Aeußerlichkeit, der Gewalt und ihres Trägers.

Wir sahen zunächst, daß der Staat eine äußerliche, an ein bestimmtes Land beschränkte und so partielle Gemeinschaft

sei; dieß ist eben eine Thatsache, die in der Erfahrung vorhanden. Daß diese Gemeinschaft nicht eine vom Menschen erfundene, sondern eine in ihrer Art nothwendige und so durch die Natur des Menschen bedingte sei, drängt sich gleichfalls als empirische Thatsache auf, allein deßwegen ist die innere Nothwendigkeit und so die Wurzel der Gemeinschaft selbst noch nicht erkannt. Um so mehr ist die Frage gerechtfertigt, welches ist der innere nothwendige und darum ewige Grund der Gemeinschaft und ihrer Ordnung? Jede Gemeinschaft, nicht bloß die des Staates, stammt zunächst daher, daß das Menschengeschlecht Eines ist schon seiner Natur oder Idee nach. Die Menschheit ist Ein Geschlecht, wie schon die ganze Natur, die ganze Schöpfung auf den Menschen hinzielt als auf ihren Mittelpunkt, in dem sie ihr Ziel und ihren Zweck finden sollte. Die ganze Schöpfung und vor Allem die organische Welt ist durch ihn als ihr letztes Ziel bedingt, so daß nicht der Mensch irgend eine zufällige Entwicklung eines zufällig abnormen Affen seyn kann, wie man jetzt will, sondern daß vielmehr umgekehrt die gesammte Thierwelt nur als der auseinander gelegte Mensch erscheint, sie also vielmehr ihn in der Idee voraussetzt, er der Idee nach früher ist als sie*). Als solches Endziel der Schöpfung ist er aber selbst nicht ein Wesen neben andern, sondern als ihr Ziel und Zweck das, welches ihr Band und ihre Einheit ist, in der Alle erst ihre Bedeutung haben. Der Mensch ist aber dieses Ziel der Schöpfung und das einende Band aller Wesen, weil auch die schöpferischen Mächte in ihm ihren Sabbat — und da in der Schöpfung selbst ihre Einheit gelöst *erscheint*, ihre Einheit für diese gefunden haben, und der Mensch als solcher ihr Ebenbild ist. Dadurch ist eben der Mensch das Band der

*) Bekanntlich hat Aristoteles bereits das große Gesetz ausgesprochen, daß das was dem Entstehen nach später der Idee nach früher sei, Metaph. X 14, und dieß Gesetz geradezu für die Idee der Gemeinschaft (Staat) besonders angewendet. Polit. I. 1, 11.

Schöpfung abbildlich, wie es Gott urbildlich sowohl als ihre absolute Ursache wie als ihr letztes Endziel ist.

Als das einende Band der Schöpfung ist aber der Mensch auch Eins als Geschlecht, oder: die vielen Menschen bilden selbst nicht bloß nominell im Gattungsbegriff sondern reell den Einen Menschen. Denn die ganze Menschheit ist gegenüber der Schöpfung als ihre Einheit selbst nur der Eine Mensch der Idee. Damit ist aber die Menschheit selbst nur Eine Gemeinschaft und deßhalb, weil er frei, auch berufen, ein einheitliches sittliches Gemeinwesen zu bilden. Dieß nun, daß die Menschheit Eins sei, ist somit eine durch die Idee der Welt und auf Grund des Schöpfungs-Planes selbst bedingte und darum nothwendige ewige Idee im metaphysischen Sinne, mit welcher zwar der Mensch in Widerspruch treten, die er aber nicht aufheben kann, ohne sich selbst zu vernichten, denn an sie ist eben die Entwicklung der Menschheit geknüpft. Sind nämlich die vielen Menschen berufen den Einen Menschen gegenüber der Schöpfung darzustellen, so ist dieß für sie, da sie sittlich frei, auch eine sittliche Aufgabe der sie sich unterziehen sollen. In Folge dessen kann der Einzelne selbst nur wieder als Glied im Ganzen bestehen und sein Ziel erreichen, seine Bestimmung erfüllen. Will der Einzelne daher nur in seiner leeren Freiheit der Gemeinschaft sich nicht unterordnen, sondern vielmehr ihr sich entziehen, so kann er allenfalls noch in Horden ferne der Cultur ein physisches Daseyn führen, für die höhere Entwicklung selbst aber wird er zu Grunde gehen. Nur innerhalb der Gemeinschaft, und sei diese auch noch so unvollkommen, kann er sich zur Cultur entwickeln.

Soll nun der Eine Mensch der Schöpfung der Vater seines Geschlechtes und somit einer unzähligen Vielheit werden, und soll diese Vielheit selbst nur den Einen Menschen der Idee, der das Band der Schöpfung, darstellen, so ist diese Menschheit als Eine nicht als eine gleichförmige Masse zu denken, sondern nur als eine solche in welcher in unzählig *mannig-*

faltiger Weise der Eine Mensch sich darlebt, jeder also in einer bestimmten Weise den Einen Menschen darstellt. Dadurch sind Unterschiede gegeben, eine Vielgestaltigkeit des Einen Menschen, woraus von selbst eine Gliederung und damit eine Ueber- und Unterordnung folgt. Es ist somit schon in der Idee oder dem Weltplane eine organische Gliederung und damit das corporative Element für die Menschheit als einer Gemeinschaft vorgesehen. Wie nun diese Gliederung in Sphären und Gruppen sich gestaltet, gehört nicht hieher.

Es nimmt also jeder einzelne Mensch als Glied der ganzen Menschheit seine besondere Stellung ein mit einer besonderen Aufgabe, nicht bloß in seiner Umgebung, sondern je nachdem — in und für das ganze Geschlecht. Dadurch steht aber auch jeder Einzelne mit den Andern in einer wechselseitigen Verkettung und Verpflichtung und zwar mittelbar oder unmittelbar, mit der Vor- und Nach-Welt. Und wie jeder Einzelne, so dient auch ein Geschlecht dem andern, eine größere Theileinheit der andern. Die Ordnung, in welcher die einzelnen Glieder der Menschheit zu einander stehen, ist somit durch die Idee der Gemeinschaft und der Einheit der Menschheit bedingt. Einheit, Gliederung und Ordnung wurzeln beide in dem göttlichen Schöpfungsplane und gehören also einer ewigen Ordnung der Dinge an. Eins zu seyn, eine vielgliederige, aber eben deßhalb in sich geordnete Gemeinschaft, einen lebendigen Organismus darzustellen, dieß ist nun Aufgabe für die Menschheit, ein Gesetz für das ganze Geschlecht. Ist aber so die Menschheit gemäß dem Weltplane Gottes einem Gesetze der Ordnung unterworfen, und ist diese Ordnung nur denkbar, insoferne Gliederungen und damit Verhältnisse gegeben sind, in denen die Einzelnen unter sich und zum Ganzen stehen, so ist mit dieser Ordnung auch der Ursprung des Rechtes und der Pflicht gegeben.

Das Recht ist ja zunächst nichts anderes als die Be-

Das Gleiche würde sich ergeben, wenn man das Wesen des Staates selbst auf dem Wege, auf welchem es allein endgiltig bestimmt werden kann, nämlich durch die Metaphysik bestimmen würde. Obwohl nun eine metaphysische Deduktion des Staates hier uns ferne liegt, so können doch einige Erörterungen mehr allgemeiner Natur nicht umgangen werden, wenn wir den Begriff des Staates analysiren.

Fragen wir, was der Staat ist, so scheint er zunächst als eine Gesellschaft gefaßt werden zu können. Unter Gesellschaft versteht man aber in der Regel eine Verbindung, die auf Freiwilligkeit ihrer Glieder beruht; was beim Staat sicher nicht der Fall ist. Denn nicht bloß daß jeder in den Staat hineingeboren wird und jeder ihn zunächst nehmen muß wie er ihn findet, der Staat ist auch seinem Ursprung nach nicht aus der Freiwilligkeit hervorgegangen, wie wir bei der Erörterung über den Socialcontrakt gesehen.

Insofern wäre er vielmehr eine unfreiwillige Gesellschaft. Da aber von dem was unfreiwillig ist, wenn es mit einer innern Nothwendigkeit besteht, gesagt wird, es sei ein Erzeugniß der Natur, und für Gesellschaft vielleicht besser der allgemeinere Ausdruck „Gemeinschaft" steht, so dürfte es scheinen, als sei der Staat „die natürliche Gemeinschaft der Menschen." Allein auch dieser Begriff ist noch zu weit. Denn auch die Familie und die Stammesgenossenschaft ist ihrem Ursprung nach unfreiwillig und eine bloß natürliche Gemeinschaft. Wenn nun aber beide, die Gemeinschaft wie sie im Familien- und Stammesleben sich findet, und die Gemeinschaft im Staate thatsächlich und wesentlich sich unterscheiden sollen, so können sie sich nur verhalten wie Privates und Oeffentliches. Aber gerade darin besteht die Schwierigkeit zu erklären, wie die Scheidung der bloß natürlichen, privaten Gemeinschaft der Familie von der des öffentlichen Gemeinwesens stattfinden könne. Jarcke, welcher in diesen Fragen überhaupt tiefer geht, findet, obwohl er die Familie mit dem Staate identisch hält, doch wenigstens später

ein außerordentliches Ereigniß nöthig. „um den Zuſtand des bloßen Familienlebens in die Geſellſchaft oder die Gemeinde hinüberzuführen“ *). Er ſupponirt als ein ſolches Ereigniß die Colonialgründung, die Auswanderung überhaupt. Allein es iſt nicht einzuſehen, wie dieſe dazu führen ſollte. Denn Völker, welche Colonien gründen, ſetzen irgend wie ſchon ein Staatsweſen voraus und die Stämme, welche nach obiger Annahme vorausgeſetzt werden müſſen, wandern wohl fortwährend, aber ſie gründen keine Colonien und ebenſowenig Staaten. Sie trennen ſich ſogar häufig, aber bei dieſer Trennung behalten ſie immer ihre natürlichen Stammesverhältniſſe bei, und erheben ſich dadurch ebenſowenig zu einer Volksgemeinſchaft, als zu einer ſtaatlichen Ordnung.

Wenn der Staat mit der Familie ſchon gegeben wäre, müßte auch bereits in der Familie Oeffentliches und Privates ſich unterſcheiden laſſen, während ſich in ihr doch nur individuelle und gemeinſame Intereſſen finden. Daher fällt auch bei den Stämmen das öffentliche Leben mit der Familienordnung zuſammen. Denn wenn ſie auch gemeinſame Intereſſen z. B. einen Krieg berathen, ſo ſind es doch nur gemeinſame Stammesintereſſen als ſolche, die ſich nicht von den beſondern der Einzelnen unterſcheiden laſſen außer dadurch daß ſie eben nur die erweiterten Intereſſen der Einzelnen ſelbſt ſind, während z. B. die öffentlichen Intereſſen eines Staates gar ſehr abſtechen können von den privaten. Wo ein öffentliches Gemeinweſen iſt, zeigt es ſich eben auch für ſich als ein beſonderes gegenüber dem bloß privaten.

Allein auch damit, daß wir den Staat als öffentliches Gemeinweſen von dem privaten der Familie unterſcheiden, iſt der Staat noch nicht endgiltig beſtimmt. Als ein öffentliches Gemeinweſen galt zu allen Zeiten, auch bei den Heiden, die Religion; und wenn auch das religiöſe Gemeinweſen mit dem des Staates bei den Völkern innigſt verflochten war, ſo war

*) Schriften III. 98.

es auch etwas weſentlich vom Staate verſchiedenes, wie denn ſchon die Macht der Prieſtergeſchlechter neben dem Königthum beweist. So bildeten in Babylon und Perſien die Magier einen beſondern Kreis, in Aegypten eine eigene Kaſte in welche ſogar der König, falls er nicht ohnehin ſchon der Prieſterkaſte angehörte, aufgenommen werden mußte. Auch bei den Griechen war das Religionsweſen etwas für ſich beſtehendes, in das der Staat nicht eingriff, das aber zu ſchützen er als ſeine Aufgabe erkannte. Aber es galt als eine gemeinſame öffentliche Angelegenheit, wie denn die Griechen ganz genau zwiſchen dem ὅσιον der Religion und dem δίκαιον des Staates unterſchieden, dann wieder zwiſchen dem ἱερὸν, ἴδιον und δημόσιον. Bei den Römern hat ſich der Unterſchied bekanntlich noch viel ſchärfer ausgeprägt. Freilich glaubt die hohe Staatsweisheit unſerer Tage die Religion nur als etwas Inneres und Privates betrachten zu müſſen, um dann deſto leichter alles Uebrige für ſich in Anſpruch nehmen zu können!

Inſofern würde ſich nun das öffentliche Gemeinweſen wieder ſcheiden in ein religiöſes und ein bürgerliches d. h. in das was auf Gott und eine höhere Ordnung Bezug hat, und in das was auf dieß äußere zeitliche Leben ſich erſtreckt, und letzteres wird eben der Staat ſeyn. Allein auch dieß bürgerliche Gemeinweſen iſt noch nicht der Staat. Jedes Gemeinweſen iſt in ſich gegliedert und geordnet. Es bildet eben eine Art Organism, deſſen Glieder ſich als corporative Theileinheiten zum ganzen Gemeinweſen verhalten. Nun könnte es ſcheinen, da mit einem ſolchen bürgerlichen Gemeinweſen nothwendig eine Ordnung und zwar eine rechtliche Ordnung ſich geltend macht, als ſei eben der Staat dieſe rechtliche Seite des bürgerlichen gegliederten Gemeinweſens. Allein dagegen erhebt ſich wieder der Umſtand, daß kein Gemeinweſen, ja ſelbſt nicht eine freiwillige Geſellſchaft ohne rechtliche Verhältniſſe ſich geltend machen kann. Alſo kann auch der Staat nicht eine bloße Rechtsordnung ſeyn,

seienden Gestalt, nicht mehr eine innere, durch ein geistiges Band geeinte seyn, sondern — so außer Gott gesetzt — konnte sie nur die Welt werden, in welcher Gott mit seinem Unwillen ist. Hat sie ja doch nicht mehr die rechte, sondern die unrechte Stellung zu Gott erlangt. Dieß gilt namentlich von der Welt der Menschheit und ihrer Geschichte, wie denn der Apostel geradezu sagt, daß wir von Natur Kinder des Zornes Gottes sind*). Somit kann aber auch diese Geschichte, insofern sie von den Menschen, den Kindern des Zornes Gottes gewirkt wird, selbst nicht mehr eine von Gott eigentlich gewollte seyn und ihre Erzeugnisse können daher selbst nur den Charakter göttlichen Zorns an sich tragen.

Daher stammt nun auch die Getheiltheit der Menschheit in viele getrennte Gemeinwesen, daher die Aeußerlichkeit dieser selbst wie die des Rechts, und darin erst hat auch der Staat seinen Ursprung als die jetzt nothwendige, Recht und Ordnung auch mit äußerer Gewalt vertretende Macht. Was die Getheiltheit betrifft, so konnte die Menschheit nur in Gott Eins seyn, und diese Einheit wäre eine geistig sittliche und darum innere gewesen. Getrennt von Gott hat die Menschheit ihre innere Einheit verloren; da sie aber dennoch in Gemeinschaft leben und ein Gemeinwesen bilden soll — ist ja daran ihre Entwicklung zur Cultur geknüpft — so kann diese Gemeinschaft selbst nur partiell sich gestalten, d. h. es kann die Menschheit getrennt von Gott und ohne die Einheit in Gott nur in partiellen Gemeinwesen sich darleben, wie dieß auch im Leben der „Völker" geschehen ist, in welche die Eine Menschheit sich getrennt. Die „Völker" in dem früher bezeichneten Sinne bilden allerdings Gemeinwesen die durch ein inneres religiöses Bewußtseyn gehalten waren, und dieß religiöse Bewußtseyn war auch für jedes einzelne Volk das Princip ihrer Einheit, allein da jedes Volk nur nach seinem eigenen Dichten und Trachten sich seine Götter wenn auch

*) Ephes. 2, 3.

einem Gemeinweſen eine ſolche Macht zur Geltung kommt, entſtehen erſt neben den öffentlichen und privaten Verhältniſſen des Gemeinweſens auch ſtaatliche.

Damit iſt denn nun auch weiters das Weſen und die Stellung des Staates vorläufig ſchon zu beſtimmen. Der Staat ſchafft nicht ſelbſt erſt das Gemeinweſen, er ſetzt es vielmehr ſchon voraus, und hat es daher zunächſt nur zu ſchützen. Er iſt daher auch nicht Quelle der rechtlichen Ordnung und noch weniger des Rechtes ſelbſt, ſondern die rechtlichen Verhältniſſe ſind mit dem Gemeinweſen und ſeiner Gliederung von ſelbſt ſchon gegeben und ſie bedürfen nur des Schutzes von Seite einer auch mit phyſiſcher Gewalt ausgerüſteten Macht, welche gegenüber der Willkür des Einzelnen der rechtlichen Ordnung Unabhängigkeit verleiht. Inſofern nun der Staat zum Schutze der Rechte und zwar Aller vorhanden iſt, liegt eigentlich der Schwerpunkt ſeines Weſens und Begriffs in der faktiſchen Staatsgewalt, während der Name Staat nur ein Abſtraktum und ganz modernen Urſprungs iſt. Früher hatten wir den Namen Reich, imperium, regnum, welche beide auf die Staatsgewalt oder vielmehr deren Träger hinweiſen, während das römiſche res publica wie das griechiſche *πολιτεία* auf das öffentliche Gemeinweſen hindeuten. Der Ausdruck „Staat" ſcheint gegenwärtig nur deßhalb unterſchoben und in allgemeinern Gebrauch gekommen zu ſeyn, weil man ihn ſich zum Götzen alles Abſolutismus und aller Deſpotie ausgeputzt.

Unterſuchen wir nun die Momente des Begriffes des Staates, wie dieſelben ſich ſowohl aus der hiſtoriſchen Unterſuchung ergeben, ſowie ſie auch durch ſeine formelle Analyſe gewonnen werden können! Um den Staat ſelbſt in ſeinem Weſen näher zu beſtimmen, ſind vor Allem die bisher gefundenen Merkmale in Betracht zu ziehen, die Begriffe der Gemeinſchaft und der Ordnung, des Rechtes, der Aeußerlichkeit, der Gewalt und ihres Trägers.

Wir ſahen zunächſt, daß der Staat eine äußerliche, auf ein beſtimmtes Land beſchränkte und ſo partielle Gemeinſchaft

ei ; dieß iſt eben eine Thatſache, die in der Erfahrung vor-
anden. Daß dieſe Gemeinſchaft nicht eine vom Menſchen
fundene, ſondern eine in ihrer Art nothwendige und ſo
urch die Natur des Menſchen bedingte ſei, drängt ſich gleich-
ills als empiriſche Thatſache auf, allein deßwegen iſt die
nere Nothwendigkeit und ſo die Wurzel der Gemeinſchaft
lbſt noch nicht erkannt. Um ſo mehr iſt die Frage gerecht-
rtigt, welches iſt der innere nothwendige und darum ewige
rund der Gemeinſchaft und ihrer Ordnung? Jede Gemein-
haft, nicht bloß die des Staates, ſtammt zunächſt daher,
aß das Menſchengeſchlecht Eines iſt ſchon ſeiner Natur oder
dee nach. Die Menſchheit iſt Ein Geſchlecht, wie ſchon die
anze Natur, die ganze Schöpfung auf den Menſchen hin-
elt als auf ihren Mittelpunkt, in dem ſie ihr Ziel und ihren
weck finden ſollte. Die ganze Schöpfung und vor Allem die
rganiſche Welt iſt durch ihn als ihr letztes Ziel bedingt, ſo
aß nicht der Menſch irgend eine zufällige Entwicklung eines
ufällig abnormen Affen ſeyn kann, wie man jetzt will, ſon-
ern daß vielmehr umgekehrt die geſammte Thierwelt nur als
r auseinander gelegte Menſch erſcheint, ſie alſo vielmehr
n in der Idee vorausſetzt, er der Idee nach früher iſt als
e*). Als ſolches Endziel der Schöpfung iſt er aber ſelbſt
icht ein Weſen neben andern, ſondern als ihr Ziel und
weck das, welches ihr Band und ihre Einheit iſt, in der
lle erſt ihre Bedeutung haben. Der Menſch iſt aber dieſes
iel der Schöpfung und das einende Band aller Weſen, weil
ach die ſchöpferiſchen Mächte in ihm ihren Sabbat — und
in der Schöpfung ſelbſt ihre Einheit gelöst erſcheint, ihre
inheit für dieſe gefunden haben, und der Menſch als ſolcher ihr
enbild iſt. Dadurch iſt eben der Menſch das Band der

*) Bekanntlich hat Ariſtoteles bereits das große Geſetz ausgeſprochen, daß das was dem Entſtehen nach ſpäter der Idee nach früher ſei, Metaph. X 14, und dieß Geſetz geradezu für die Idee der Gemeinſchaft (Staat) beſonders angewendet. Polit. I. 1, 11.

Schöpfung abbildlich, wie es Gott urbildlich ſowohl als ihre abſolute Urſache wie als ihr letztes Endziel iſt.

Als das einende Band der Schöpfung iſt aber der Menſch auch Eins als Geſchlecht, oder: die vielen Menſchen bilden ſelbſt nicht bloß nominell im Gattungsbegriff ſondern reell den Einen Menſchen. Denn die ganze Menſchheit iſt gegenüber der Schöpfung als ihre Einheit ſelbſt nur der Eine Menſch der Idee. Damit iſt aber die Menſchheit ſelbſt nur Eine Gemeinſchaft und deßhalb, weil er frei, auch berufen, ein einheitliches ſittliches Gemeinweſen zu bilden. Dieß nun, daß die Menſchheit Eins ſei, iſt ſomit eine durch die Idee der Welt und auf Grund des Schöpfungs-Planes ſelbſt bedingte und darum nothwendige ewige Idee im metaphyſiſchen Sinne, mit welcher zwar der Menſch in Widerſpruch treten, die er aber nicht aufheben kann, ohne ſich ſelbſt zu vernichten, denn an ſie iſt eben die Entwicklung der Menſchheit geknüpft. Sind nämlich die vielen Menſchen berufen den Einen Menſchen gegenüber der Schöpfung darzuſtellen, ſo iſt dieß für ſie, da ſie ſittlich frei, auch eine ſittliche Aufgabe der ſie ſich unterziehen ſollen. In Folge deſſen kann der Einzelne ſelbſt nur wieder als Glied im Ganzen beſtehen und ſein Ziel erreichen, ſeine Beſtimmung erfüllen. Will der Einzelne daher nur in ſeiner leeren Freiheit der Gemeinſchaft ſich nicht unterordnen, ſondern vielmehr ihr ſich entziehen, ſo kann er allenfalls noch in Horden ferne der Cultur ein phyſiſches Daſeyn führen, für die höhere Entwicklung ſelbſt aber wird er zu Grunde gehen. Nur innerhalb der Gemeinſchaft, und ſei dieſe auch noch ſo unvollkommen, kann er ſich zur Cultur entwickeln.

Soll nun der Eine Menſch der Schöpfung der Vater ſeines Geſchlechtes und ſomit einer unzähligen Vielheit werden, und ſoll dieſe Vielheit ſelbſt nur den Einen Menſchen der Idee, der das Band der Schöpfung, darſtellen, ſo iſt die Menſchheit als Eine nicht als eine gleichförmige Maſſe zu denken, ſondern nur als eine ſolche in welcher in unzählig mannig-

nur als die äußere Anwendung und Verwirklichung jenes ewigen Rechts im Einzelnen. Das positive Recht kann daher nur auf dieser ewigen Grundlage des Rechts Recht seyn; und selbst, wenn man Unrecht an die Stelle des Rechts setzen möchte, wollte man es ja doch nur als Recht haben, setzt also selbst im Unrecht die höhere Macht des Rechts voraus.

Sind aber die ursprünglichen Volkseinheiten auch innerlich gegliedert, denn darin besteht ja jede Ordnung, so wird auch diese Gliederung in die äußere Ordnung sich fortsetzen, und ein corporatives oder Gliederleben auch äußerlich bedingen. So entsteht also in Folge jener Disciplin, welcher die Völker sich unterworfen, ein äußeres Gemeinleben der Völker. Nun läßt sich ein solches Gemeinwesen für sich denken so lange die religiöse Kraft des Bewußtseyns stark und die Sitte mächtig. Allein doch bedarf diese äußere Ordnung einer auch äußeren Macht als äußerer Gewähr; d. h. die Ordnung und das Gemeinwesen darf nicht als etwa bloß gegebenes vorhanden seyn, das jeder Einzelne stören kann, sondern sie muß selbst als die allgemeine von jedem Einzelnen unabhängige Macht thatsächlich zur Geltung kommen. Die Gemeinschaft der Ordnung muß als Gesetz für Alle von der Willkür des Einzelnen befreit werden, was nur dadurch geschieht, daß sie selbst als das auf eine thatsächliche Macht gestützte äußere Gesetz für Alle erscheint. Ist eben die Freiheit des Einzelnen es, welche immer die Ordnung und das Recht stören kann, so fordern Ordnung und Gesetz einen mit thatsächlicher Gewalt ausgerüsteten Träger, der so zum Träger der Gemeinschaft wird.

Dieß sehen wir so recht deutlich beim Volke der Hebräer. Diese waren zur Zeit der Richter, wie wir sahen, bereits ein Volk, zwar nicht ein Volk wie andere, sondern das auserwählte und also mit Gott verbundene und darum das die höhere Einheit der Menschheit vorbildende Volk. Durch ihre theokratische Ordnung sollten [illegible] nd mit Gott bleiben in Treue, in Glo [illegible] ihnen ge-

ſtimmung des Verhältniſſes, in welchem die Einzelnen unter ſich und zum Ganzen ihrer Natur nach, alſo vermöge einer ewigen Ordnung ſtehen, die ſelbſt wie ein Abbild des inneren Lebens Gottes, ſo auch von ihm in der Schöpfung gewollt iſt. Auch das Recht gehört alſo der ewigen, in Gott gründenden Ordnung der Dinge an, „denn Gerechtigkeit und Recht ſind ſeines Thrones Veſte“ *). So iſt alſo mit der Idee der Gemeinſchaft ſowohl als der der Ordnung auch das Recht, als die Verhältnißbeſtimmung in welcher das Einzelne zu allen Andern wie zum Ganzen ſteht, ein ewiges, von Gott gewolltes und der Menſchheit auferlegtes Geſetz, dem der Menſch nie ungeſtraft ſich entziehen kann. Daher aber auch ſeine innere Nothwendigkeit, daher ſeine innere Macht und Kraft, die in allen Dingen, die in jeder Handlung zu Tage treten. Denn die Macht dieſer Ordnung, die Kraft des Rechtes ruht in der Gottheit ſelbſt und iſt durch ſie wirkſam in der ganzen Creatur. Daher ſtammt die innere Nothwendigkeit, die Unaufhebbarkeit des Rechtes, das immer und überall wieder zur Geltung kommen muß. In der Natur, der unbewußten Schöpfung iſt das Geſetz der Ordnung, der Einheit und Gemeinſamkeit unbewußt vorhanden, und eine ihr innere Nothwendigkeit. Anders in der geiſtigen Welt der Freiheit. Auch da walten Geſetz und Ordnung. Aber der Menſch iſt frei und in ſeine Freiheit greift ſelbſt Gott nicht ein. Ja Gott hat die Welt der bewußten und ſomit freien Schöpfung auf die höchſte Freiwilligkeit geſtellt. Dem freien Menſchen ſteht nun gegenüber das Geſetz der Gemeinſamkeit, der Ordnung und des Rechtes. Er ſoll daher in das Geſetz, in die ewige Ordnung mit Freiheit eingehen, das Geſetz frei erfüllen, das ihm ohne ſein Zuthun ſchon durch ſeine Stellung, durch eine ewige Ordnung unabhängig von ihm auferlegt iſt. Dadurch wird das Geſetz für ihn ein ſittliches Geſetz, und das Recht zu verwirklichen

*) Pſ. 89, 15.

eine sittliche Aufgabe. Aber gerade dadurch, daß die Erfüllung des Gesetzes in des Menschen Freiheit liegt, in welche selbst Gott nicht eingreift, ist der Erfolg, die Verwirklichung der Gemeinschaft und der Ordnung in der Menschheit selbst gefährdet und durch die Freiheit selbst in Frage gestellt. Daher kommt es, daß Gesetz und Freiheit in Widerspruch treten können.

Denken wir nur die Unzahl von Menschen, jeden mit seinem Willen, seiner Selbstsucht, so dürfte, wie die Welt des Menschen einmal ist, es allerdings mehr als zweifelhaft, ja unmöglich erscheinen, in dieser Vielheit von besonderen Willen ein bewußtes gemeinsames Streben und somit eine gemeinsame Erfüllung des Gesetzes zu erwarten. Es gäbe allerdings nichts Großartigeres, nichts Erhabeneres als das gemeinsame bewußte Zusammenwirken auch freier Wesen zu einem gemeinsamen Ziel und Zweck, wie die Wesen der unbewußten Schöpfung unbewußt es thun. Möglich ist dieß allein nur dadurch, daß der Mensch dem Höchsteinen, der die ganze Lebensfülle in sich enthält, dem „Gerechtigkeit und Recht seines Thrones Veste" sind, sich in seiner Freiheit unterwirft. Indem er so die mögliche Selbstsucht dem Höchsten zum Opfer brächte, würde er in der Liebe als des Gesetzes Erfüllung, jene Ordnung und Gemeinschaft und Einheit verwirklichen können, wie denn Gott, um dieß im Vorbeigehen zu bemerken, den ersten Menschen ohnehin schon über seine Natur hinaus in Heiligkeit und Gerechtigkeit gestellt hat, also auch, wenn er in diesem Zustande geblieben wäre, sein Geschlecht von Anfang an in dieß übernatürliche Verhältniß gestellt gewesen wäre. Die Gemeinschaft und Einheit der Menschheit wäre nur der verwirklichte Ausdruck einer innern und innersten Vereinigung in Gott gewesen, die Möglichkeit des Mißbrauchs der Freiheit wäre getilgt, der Freiheit aber der große Spielraum der Liebe, in welcher erst die höchste Freiheit lebt, gewahrt gewesen.

In dieser wäre nun freilich nicht mehr von Gesetz und Recht die Rede gewesen, weil in der Gemeinschaft der mit

Gott vereinten Gerechten dasselbe immer nur als erfüllt und so immanent gedacht werden könnte, und weil die Liebe, welche alle durchdringt, nicht bloß das Gesetz erfüllt und das Recht vollbringt, sondern eben mehr thut als Pflicht ist, sie nur in der wechselseitigen Hingabe besteht, die kein Mein und Dein zuläßt. Daher gibt es auch in diesem idealen Zustand der Liebe keine Ansprüche von Rechten und Pflichten, kein Mein und Dein, denn Alles ist gemeinsam. Das ist aber nur der ideale, eigentlich seyn sollende Zustand, den wir auch einst erwarten, und auf den immer wieder zurückgegangen werden muß, wenn von diesen Grundfragen des menschlichen Daseyns, zu denen auch die um das Wesen und die Aufgabe des Staates gehört, die Rede ist. Es ist schlechthin unmöglich, darüber endgiltig zu reden, ohne diese ideale Seite zu berühren.

Wir kennen die Ursache, weßhalb es in der Welt nicht so aussieht, wie es gemäß der Idee seyn sollte. Es liegt eine Katastrophe mitten inne, zwischen jenem idealen Urzustand und dieser wirklichen Welt, in Folge welcher der Urmensch aus seiner Gemeinschaft mit Gott im Paradies herausgetreten. Er hat *seinen* Willen dem Willen Gottes entgegengesetzt, er wollte eine Welt für sich haben. Dadurch aber hat er auch für sich und sein Geschlecht die Macht, das Band der höhern *innern* Einheit und Gemeinschaft verloren, weil er der Gerechtigkeit, als der ihm zukommenden Stellung zu Gott, durch welche alle Ordnung gefestet war, verlustig geworden.

Diese That nun ward zur Katastrophe nicht bloß für die Menschheit, sondern für die ganze Creatur, die dadurch der Vergänglichkeit unterworfen ward. Daher stammt auch der bloß *äußere* Zustand dieser Welt mit seinen Widersprüchen, seinen ungelösten Gegensätzen von Wahrheit und Irrthum, Recht und Unrecht, Leben und Tod. Daher auch die Eitelkeit und Vergänglichkeit dieses Daseyns. Die Welt kennt den Gott getrennt und in der wider seinen Willen

trugen; in Bauernkitteln, in Mänteln von allen Farben, sogar in Priesterröcken marschierten sie heran."

Aus der Schilderung der Schreckenstage heben wir nur wenige Punkte hervor — zur Vergleichung mit der Gegenwart nicht uninteressant! Pflegte man bis heute den Franzosen unter Moreau nachzurühmen, daß sie mindestens Ehre und Leben der Wehrlosen geschont hätten, so ist dieß bei ihrem Rückzuge jedenfalls anders gewesen. Plünderung alles dessen was nicht niet- und nagelfest war, Wegnahme selbst der Weiberröcke und sogar von Kindern, in Flammen aufgehende Höfe — derlei Vorkommnisse gehören zu jenen Gräueln, die im lakonischen Worte Krieg immer enthalten sind. Doch Personen beiderlei Geschlechtes wurden halb oder auch ganz nackt ausgezogen und dann weiter gejagt. Vor Todesdrohungen und Schlägen schützten weder Thränen noch Bitten. Auch Mordthaten waren nicht selten; im Amte St. Peter selbst wurde ein Bauer erschossen, weil er seine Schuhe nicht hergeben und entspringen wollte, ein 70jähriger Greis, weil er kein Geld besaß. Weder Alter noch Häßlichkeit, weder verheiratheter Stand noch Schwangerschaft gewährten Schutz vor Schändung. Was weiblichen Geschlechtes war, wurde mißbraucht und zwar, wie der entsetzte Prälat berichtet, „nicht nur von einem sondern von vielen, daß die armen Geschöpfe halbtodt liegen blieben."

In der Nähe des Klosters, auf den Matten und Aeckern der friedliebenden Söhne des heiligen Benedikt wurden scharfe Gefechte geliefert: „Man sah zu jedem Schuß in's Feuer. Es war fürchterlich zu sehen und zu hören; doch da es, wie wir vermutheten, das Geschütz der Unserigen war, so vermischten sich Freude und Hoffnung mit dem Schrecken" (S. 92). Die Franzosen zogen sich fechtend zurück, statt der erwarteten Oesterreicher kamen die Condéer. Man gerieth aus dem Regen unter die Traufe. Wiederholt bestätigt der Prälat, dessen strengmonarchische Gesinnung über jeden Zweifel erhaben steht, das schlimme Urtheil, welches z. B. auch Ger-

Gott vereinten Gerechten daſſelbe immer nur als erfüllt und ſo immanent gedacht werden könnte, und weil die Liebe, welche alle durchdringt, nicht bloß das Geſetz erfüllt und das Recht vollbringt, ſondern eben mehr thut als Pflicht iſt, ſie nur in der wechſelſeitigen Hingabe beſteht, die kein Mein und Dein zuläßt. Daher gibt es auch in dieſem idealen Zuſtand der Liebe keine Anſprüche von Rechten und Pflichten, kein Mein und Dein, denn Alles iſt gemeinſam. Das iſt aber nur der ideale, eigentlich ſeyn ſollende Zuſtand, den wir auch einſt erwarten, und auf den immer wieder zurückgegangen werden muß, wenn von dieſen Grundfragen des menſchlichen Daſeyns, zu denen auch die um das Weſen und die Aufgabe des Staates gehört, die Rede iſt. Es iſt ſchlechthin unmöglich, darüber endgiltig zu reden, ohne dieſe ideale Seite zu berühren.

Wir kennen die Urſache, weßhalb es in der Welt nicht ſo ausſieht, wie es gemäß der Idee ſeyn ſollte. Es liegt eine Kataſtrophe mitten inne, zwiſchen jenem idealen Urzuſtand und dieſer wirklichen Welt, in Folge welcher der Urmenſch aus ſeiner Gemeinſchaft mit Gott im Paradieſe herausgetreten. Er hat *ſeinen* Willen dem Willen Gottes entgegengeſetzt, er wollte eine Welt für ſich haben. Dadurch aber hat er auch für ſich und ſein Geſchlecht die Macht, das Band der höhern *innern* Einheit und Gemeinſchaft verloren, weil er der Gerechtigkeit, als der ihm zukommenden Stellung zu Gott, durch welche alle Ordnung gefeſtet war, verluſtig geworden.

Dieſe That nun ward zur Kataſtrophe nicht bloß für die Menſchheit, ſondern für die ganze Creatur, die dadurch der Vergänglichkeit unterworfen ward. Daher ſtammt auch der bloß *äußere* Zuſtand dieſer Welt mit ſeinen Widerſprüchen, ſeinen ungelösten Gegenſätzen von Wahrheit und Irrthum, Recht und Unrecht, Leben und Tod. Daher auch die Eitelkeit und Vergänglichkeit dieſes Daſeyns. Die Welt konnte, von Gott getrennt und in der wider ſeinen Willen

durch den Erzherzog Karl, der die Trümmer der französischen Armee mit stürmischen Schlägen über den Rhein trieb. Und indem Er Moreau's Rückzug, einen der beschwerlichsten und gefährlichsten welche die Geschichte kennt, gelingen ließ, rettete Er Frankreich vor einer neuen Schreckensherrschaft. Ohne den ganzen schrecklichen Apparat der revolutionären Mittel abermals und noch ärger und blutiger als vorher in Bewegung zu setzen, hätten die Machthaber in Paris keine neue Armee auf die Beine gebracht.

Bezüglich des ersten Eintreffens des „Retters Deutschlands" in Freiburg erzählen die Memoiren: „In Freiburg war man zu sehr überrascht als daß man den Retter Deutschlands geziemend hätte empfangen können. Zwei alte Weiber, da er mit kothigen Stiefeln vom Pferde stieg, schlichen sich hin und säuberten ihm mit Sacktüchern die Stiefel" (S. 108). Das ist laut den glaubwürdigsten Zeugenaussagen zum mindesten ungenau, der Sachverhalt aber folgender: Freiburgs weite Umgebung war von Kriegslärm durchtobt, der Feind selbst noch in der Stadt, das Wetter abscheulich. Im Mantel, ohne glänzende Suite, ebenso unbekannt als unerwartet sprengte der Erzherzog heran. Er machte mit seinen Reitern Halt beim damaligen Gasthof zum Schwert in der Jesuitengasse und ließ sich unter andern von einer Soldatenfrau die kothigen Stiefel putzen. Bevor die Kunde seiner Ankunft sich recht verbreiten konnte, war er verschwunden.

Ein Anflug von Animosität gegen die Freiburger mag dießmal die Feder des patriotischen Prälaten geleitet haben. Solcher Anflug erscheint ebenso begreiflich als verzeihlich, sobald man einen Blick auf die politischen Zustände jener Zeit wirft und die politische Stellung Speckle's berücksichtiget. Noch bestanden die alten Formen des deutschen Reiches sowie die mehrhundertjährige Verfassung des Breisgaues. Diese war eine ständische. Geistlichkeit und Adel nahmen eine privilegirte Stellung ein; von Rechten der misera

plebs contribuens, des Bauernstandes nämlich, war gar keine Rede. „Der dritte Stand (13 Städte und 6 Kameralherrschaften) ist nicht ganz frei von Neid gegen die zwei andern, der Adelstand ist gehaßt und verachtet, der Prälatenstand vielleicht etwas weniger verachtet als der Adel, aber desto mehr beneidet. Der dritte Stand scheint glauben zu wollen sein Glück auf den Sturz der beiden andern gründen zu können“ (Mem. S. 47). So war es. Wohl bestanden die alten Formen, doch der Geist war aus denselben entwichen. Wohl hatte die Verfassung des Breisgaues eine Vergangenheit voll Ruhm und Kämpfen hinter sich, doch alle Noth der Zeit vermochte der eingerissenen Jammerwirthschaft im Ständehaus (dem nunmehrigen erzbischöflichen Palais) keinen Einhalt mehr zu thun. Die Ideen von 1789 spuckten in den Köpfen des dritten Standes und keine leuchtete denselben besser ein als die vom Abbé Sieyès proklamirte, der dritte Stand, der bisher nichts gewesen, müsse Alles werden. Jene Herrschaft des sogenannten höhern Mittelstandes, der Bourgeoisie, welche in unsern Tagen als absolute Parteiwirthschaft unter constitutionellen Formen ihren Höhepunkt überschritten haben dürfte, war in den neunziger Jahren im Werden und Wachsen.

Hiefür enthalten die Memoiren des letzten Abtes von St. Peter nicht bloß triftige sondern mitunter geradewegs niederträchtige Belege. Der Adel war unter sich uneinig und dachte mit wenigen rühmlichen Ausnahmen, z. B. Konrad v. Andlaw, v. Greiffeneck, v. Neveu u. a. m., bloß an seine Privatinteressen. Den Prälaten mangelten Intelligenz und Energie, nicht selten noch weit werthvollere Eigenschaften, einigen sogar der klösterliche und kirchliche Sinn. Der dritte Stand vollends dunkelte und munkelte in einem fort hinter dem Rücken der beiden andern, trug sich mit Trennungsgelüsten und ließ keine Gelegenheit vorübergehen, wo er dem Adel und besonders den Prälaten einen Spuck zu spielen vermochte. Das allgemeine Beste war das Letzte woran ge-

dacht wurde. Schon von seinem ersten Antrittsbesuche in Freiburg trug der ebenso intelligente als kirchlich und patriotisch gesinnte Prälat von St. Peter den widerwärtigsten Eindruck in seine Abtei zurück: „Ueberhaupt vermehrte mein Aufenthalt in Freiburg meine Achtung für Menschen nicht. Nur Interesse ist bei den meisten der Grund der Handlungen. Gott und Gewissen sind meist leere Namen." Als Haupt des ständischen Conseses erlebte er Verletzungen des Amtsgeheimnisses, Liebängeleien des dritten Standes mit dem Pariser Direktorium, hatte er am 28. Juli 1796 eine förmliche Protokollfälschung zu nichte zu machen. Wie im badischen Markgrafenland so hoffte man auch im österreichischen Breisgau von den Franzosen die Einführung einer andern Verfassung, die Bauern insbesondere träumten von völliger Abgabenfreiheit (Mem. S. 59) und im Hinblick auf das Gebahren seiner eigenen Unterthanen erklärt der Prälat: wenn der Bauer nicht muß, so regt er weder Hand noch Fuß, und Niemanden etwas geben ist ihm lieber als das ewige Leben.

In Freiburg ward dem General Ferino die Errichtung einer cisrhenanischen Republik an's Herz gelegt. Davon wollte dieser nichts wissen und machte die edeln Republikaner auf ihr Loos aufmerksam, falls die fränkische Armee zurückgeschlagen würde. In gleicher Angelegenheit schlich eine Deputation von Freiburger Bürgern, deren Geschlecht heute noch vorhanden ist, nach Basel zum General Montrichard; dieselbe erlangte außer einer derben Abfertigung rein gar nichts. Als die Städte Villingen und Triberg mit dürren Worten erklärten, fortan für sich allein zu sorgen und an landständischen Berathungen keinen Antheil mehr nehmen zu wollen, da mußte mit der Intervention des französischen Generaldirektors gedroht werden. Der berüchtigte „Geld-Parcus" stund nunmehr als Protektor der Verfassung des Breisgaues da! (Mem. S. 55.) Im Uebrigen handelte derselbe im Sinne seiner Regierung, indem er den dritten Stand nach Kräften schonte und begünstigte. Anläßlich der Ver-

theilungsfrage einer Contribution von anderhalb Millionen Franken verstunden sich die Vertreter desselben zur Leistung von bloß 200,000 Franken, während den Prälaten 600,000 und den Rittern 350,000 aufgehalst wurden, denn es sei „der Wille der französischen Nation, die zwei ersten Stände strenger zu behandeln und dabei müsse geblieben werden“ (S. 57). Der Prälat von St. Peter als faktischer Präsident des Consesses brachte sie zur Nachgiebigkeit, seufzte aber in sein Tagebuch: „wenn es nicht die Absicht der Franzosen selbst ist den Adel und die Geistlichkeit zu ruiniren, so wird es ihnen zur Absicht gemacht, sie werden durch Inländer dazu verleitet.“

Während Generaldirektor Parcus mit seinem Administrations-Bureau trotz allen Phrasen von Schonung des Eigenthumes und der Personen so wirthschaftete, daß der Prälat schreibt: „es wird auch bei uns wahr werden was von der Pfalz gesagt wurde: nichts als die Augen wird man uns lassen, um unser Elend zu beweinen, wenn nicht der Herr uns Rettung schickt“ (S. 68), erwiesen sich die Stadtväter Freiburgs wenn nicht als Patrioten so doch als vollbewußte Glieder des dritten Standes. Stets darauf bedacht insbesondere die geistlichen Häuser mit Einquartierungen und andern Lasten zu überladen, überflutheten sie das Ständehaus mit Requisitionen und nicht selten mit ganz unverschämten Rechnungen. Am 4. August 1796 z. B. präsentirten sie den Conto über Bewirthung des Generals Ferino; man hatte die Summe über 100 Louisdors hinaufgeschraubt, indem man unter andern den Köchen einen Taglohn von 5 bis 6 fl. gutschrieb. Gleichzeitig forderten sie von der Landesvertretung 2 Paar Stiefel, 4 Pferdehalfter, 4 Maß Honig u. dgl. m. (S. 42). Ein wohlhabender Bürger begehrte 3288 fl. 6 kr. für Wein, welchen er innerhalb zehn Tagen an die Truppen Ferino's abgegeben haben wollte. Der biedere Patriot hatte den Saum zu dem damals ganz fabelhaften Preise*) von

*) Der Saum faßte 80 Maß; der Saum vom allerbesten kostete 12

nur als die äußere Anwendung und Verwirklichung jenes ewigen Rechts im Einzelnen. Das poſitive Recht kann daher nur auf dieſer ewigen Grundlage des Rechts Recht ſeyn; und ſelbſt, wenn man Unrecht an die Stelle des Rechts ſetzen möchte, wollte man es ja doch nur als Recht haben, ſetzt alſo ſelbſt im Unrecht die höhere Macht des Rechts voraus.

Sind aber die urſprünglichen Volkseinheiten auch innerlich gegliedert, denn darin beſteht ja jede Ordnung, ſo wird auch dieſe Gliederung in die äußere Ordnung ſich fortſetzen, und ein corporatives oder Gliederleben auch äußerlich bedingen. So entſteht alſo in Folge jener Diſciplin, welcher die Völker ſich unterworfen, ein äußeres Gemeinleben der Völker. Nun läßt ſich ein ſolches Gemeinweſen für ſich denken ſo lange die religiöſe Kraft des Bewußtſeyns ſtark und die Sitte mächtig. Allein doch bedarf dieſe äußere Ordnung einer auch äußeren Macht als äußerer Gewähr; d. h. die Ordnung und das Gemeinweſen darf nicht als etwa bloß gegebenes vorhanden ſeyn, das jeder Einzelne ſtören kann, ſondern ſie muß ſelbſt als die allgemeine von jedem Einzelnen unabhängige Macht thatſächlich zur Geltung kommen. Die Gemeinſchaft der Ordnung muß als Geſetz für Alle von der Willkür des Einzelnen befreit werden, was nur dadurch geſchieht, daß ſie ſelbſt als das auf eine thatſächliche Macht geſtützte äußere Geſetz für Alle erſcheint. Iſt eben die Freiheit des Einzelnen es, welche immer die Ordnung und das Recht ſtören kann, ſo fordern Ordnung und Geſetz einen mit thatſächlicher Gewalt ausgerüſteten Träger, der ſo zum Träger der Gemeinſchaft wird.

Dieß ſehen wir ſo recht deutlich beim Volke der Hebräer. Dieſe waren zur Zeit der Richter, wie wir ſahen, bereits ein Volk, zwar nicht ein Volk wie andere, ſondern das auserwählte und alſo mit Gott verbundene und darum das die höhere Einheit der Menſchheit vorbildende Volk. Durch ihre theokratiſche Ordnung ſollten ſie im Verband mit Gott bleiben in Treue, in Glauben und Hoffnung, und ſo der ihnen ge-

Besitznahme, schon am andern Tage eröffnete der badische Commissär dem Conseß, die Stände seien aufgehoben, der Conseß habe als landesfürstlicher seine Funktionen fortzusetzen, jedoch nur vorläufig, ohne bestimmten Sitzungstag, in seiner, des Commissärs, Gegenwart und unter seiner Controle. Man wollte sich verwahren, allein es ward sofort entgegnet, daß man von Unterthanen keine Verwahrung annehme. Napoleon ernannte den Stadtcommandanten Freiburgs, den General Monard, zum Uebergabe-Commissär, Erzherzog Ferdinand den Präsidenten v. Greiffeneck; die Grenzen zwischen Württemberg und Baden sind vom französischen General Clarke definitiv festgesetzt worden. Erst am 30. Juni 1806 hat auf dem Münsterplatze in Freiburg der Huldigungsakt des Breisgaues an Kurbaden stattgefunden. Zwischen Spalieren französischer Truppen sprachen der Magistrat, die Zünfte und die Deputirten der Landgemeinden die Eidesformel nach. Hierauf statt eines Te Deum eine Art Concert sowie ein Festessen, dessen bedeutungsvollste Person General Monard war.

Wer Sebastian Brunner's „Mysterien der Aufklärung in Oesterreich 1770 bis 1800" gelesen, kann bezüglich des Verhältnisses der stiftungsgemäß katholischen Hochschule Freiburg zur Kirche und den Klöstern im Ganzen im Klaren seyn. Den damaligen Aufklärungsvögten lag am Herzen, nicht bloß den Jesuitencollegien sondern allen klösterlichen Lehranstalten den Hals zu brechen und dem Regularklerus die Berechtigung zum Lehren überhaupt zu entreißen. Schon 1754 bis 1756 hatten sie Triumphe gefeiert. Kaum waren die Jesuiten 1773 fort, so besetzten gesinnungstüchtige Weltgeistliche und Laien die Lehrstellen an deren Collegien. Dem Lehrplan und Geist der k. k. Studienordnung ward Alles möglichst angepaßt. Der famose Febronianer St. Rautenstrauch lieferte 1776 die neue Instruktion für alle theologischen Fakultäten der Erblande, der nicht minder bekannte Jurist J. A. St. Riegger entwarf in höherem

in die ſtaatliche Ordnung ein. Wenn es dagegen dieſen nicht gewinnt, ſo geht es eben zu Grunde. Dieß iſt der Urſprung des Staates ſeinem innern Weſen nach, welches darin ſich äußert, daß Geſetz, Recht und Ordnung eine äußere, vom Individuum unabhängige thatſächliche Macht wird, wodurch Recht, Ordnung und Gemeinſchaft auch äußerlich erzwungen werden kann.

So iſt alſo der Staat ſeinem Weſen nach ein äußeres, nur dieſſeitiges, darum auch nicht an ſich nothwendiges, einen beſtimmten Theil der Erde beſitzendes, gegliedertes, auf Recht und Ordnung ruhendes und mit entſprechender das Recht und die Ordnung ſchützender phyſiſcher Gewalt ausgerüſtetes Gemeinweſen.

(Schluß folgt.)

LVI.

Memoiren des letzten Abtes von Sankt Peter.

(Schluß.)

Alle Angſt und alle Opfer der Invaſion und Occupation waren ein Kinderſpiel im Vergleich zu der Noth, den Opfern und Gräueln des Rückzuges im Oktober 1796. Es iſt dieß der weltberühmte Rückzug Moreau's durch das Höllenthal. Starke Abtheilungen der Verfolgten wie ihrer Verfolger nahmen ihren Weg keineswegs durch dieſes weit über Gebühr bewunderte Thal*, ſondern ſtiegen von Waldau

*) Als der Kurfürſt Max II. von Bayern 1702 dem Marſchall Villars den Marſch durch das Höllenthal vorſchlug, entgegnete dieſer

und vom Joosthale her das Gebirge herab, St. Märgen und St. Peter zu. Prälat Ignaz war dießmal in seinem Kloster anwesend. Ihm verging Sehen und Hören, geschweige die Fortsetzung seines Tagebuches. Die nachträgliche Beschreibung dessen was er mit den Seinigen vom 11. bis 20. Oktober hat durchmachen müssen, füllt nahezu zwei Druckbogen der Memoiren (S. 176—215). Er hatte allen Grund sich meist versteckt zu halten; war er doch Urheber des (allerdings gescheiterten) Planes die Franzosen in Freiburg zu überrumpeln und hatte er doch Anstalten getroffen ihnen die Wege zu verrammeln. „Ich lebte das Leben eines armen Sünders, der sein Todesurtheil alle Augenblicke erwartete. Jetzt kehrten sie zurück, die Soldaten des kühnen Heeres, das so Großes vollbracht und Unsägliches erlitten hatte. Sie kamen dießmal als Verfolgte, ergrimmt durch unaufhörliche Hetze und die beschwerlichsten Märsche, bei anhaltendem Regen, größtentheils baarfuß, in die Lappen ihrer zerrissenen blauen Röcke gehüllt, über die sie Teppiche oder Bettdecken

witzig, er sei nicht Teufel genug um solch Wagestück zu unternehmen. Doch der Name ist weit fürchterlicher als die Sache selbst. Selbst der Heidelberger Posselt scheint das Höllenthal aus eigener Anschauung nicht gekannt zu haben. Sonst hätte er dasselbe unmöglich beschreiben können als eine „Felsenritze, als eine Kluft, die sich in einer Länge von zwei Stunden zwischen zwei mächtigen oft senkrechten Felswänden hinzieht, welche hie und da kaum zehn bis zwölf Schuhe von einander abstehen." Allerdings ist der Durchzug mit Artillerie und Train nichts weniger als einladend und kann unter Umständen Verderben bringen. Doch bloß an einer einzigen Stelle, beim sogenannten Hirschensprung treten thurmhohe Felswände so nahe zusammen, daß eine kleine Abtheilung mit wenigen Geschützen ein Heer aufzuhalten vermag. Aber auch dieser Hirschensprung hat seine schwache Seite und kann umgangen werden. Als Moreau heranzog, hatte Oberstlieutenant d'Aspre das Thal mit zwei Bataillon Infanterie nebst einiger Reiterei besetzt. Doch d'Aspre wurde geschlagen, er selbst verwundet, der Rest seiner Truppen floh über Freiburg hinaus bis Emmendingen.

trugen; in Bauernkitteln, in Mänteln von allen Farben, ſogar in Prieſterröcken marſchierten ſie heran."

Aus der Schilderung der Schreckenstage heben wir nur wenige Punkte hervor — zur Vergleichung mit der Gegenwart nicht unintereſſant! Pflegte man bis heute den Franzoſen unter Moreau nachzurühmen, daß ſie mindeſtens Ehre und Leben der Wehrloſen geſchont hätten, ſo iſt dieß bei ihrem Rückzuge jedenfalls anders geweſen. Plünderung alles deſſen was nicht niet- und nagelfeſt war, Wegnahme ſelbſt der Weiberröcke und ſogar von Kindern, in Flammen aufgehende Höfe — derlei Vorkommniſſe gehören zu jenen Gräueln, die im lakoniſchen Worte Krieg immer enthalten ſind. Doch Perſonen beiderlei Geſchlechtes wurden halb oder auch ganz nackt ausgezogen und dann weiter gejagt. Vor Todesdrohungen und Schlägen ſchützten weder Thränen noch Bitten. Auch Mordthaten waren nicht ſelten; im Amte St. Peter ſelbſt wurde ein Bauer erſchoſſen, weil er ſeine Schuhe nicht hergeben und entſpringen wollte, ein 70jähriger Greis, weil er kein Geld beſaß. Weder Alter noch Häßlichkeit, weder verheiratheter Stand noch Schwangerſchaft gewährten Schutz vor Schändung. Was weiblichen Geſchlechtes war, wurde mißbraucht und zwar, wie der entſetzte Prälat berichtet, „nicht nur von einem ſondern von vielen, daß die armen Geſchöpfe halbtodt liegen blieben."

In der Nähe des Kloſters, auf den Matten und Aeckern der friedliebenden Söhne des heiligen Benedikt wurden ſcharfe Gefechte geliefert: „Man ſah zu jedem Schuß in's Feuer. Es war fürchterlich zu ſehen und zu hören; doch da es, wie wir vermutheten, das Geſchütz der Unſerigen war, ſo vermiſchten ſich Freude und Hoffnung mit dem Schrecken" (S. 92). Die Franzoſen zogen ſich fechtend zurück, ſtatt der erwarteten Oeſterreicher kamen die Condéer. Man gerieth aus dem Regen unter die Traufe. Wiederholt beſtätigt der Prälat, deſſen ſtrengmonarchiſche Geſinnung über jeden Zweifel erhaben ſteht, das ſchlimme Urtheil, welches z. B. auch Ger-

gelöst, aufgelöst bei Wiederherstellung des Titels der Her-
zoge von Zähringen durch den noch einzigen Sprossen de
Zähringer, Karl Friedrich Markgraf von Baden, durch de
Begründer des Zähringischen Hauses, aufgelöset nach aus
gestandenen Drangsalen eines mehr als zehnjährigen Krieg
— nach dem harten Kampfe mit den Maltesern, nach end
lich ertriumphirter guter Aussicht unter Ferdinand von Oeste
reich; da die Oekonomie wieder konnte eingerichtet werde
wieder in bessern Stand kam; die Disciplin freilich nich
mehr die alte war, doch noch gehandhabt wurde; da auch di
Studien wieder lebhafter wurden, da wir hoffnungsvolle Zög
linge hatten und noch mehrere bereit waren einzutreten; —
aufgelöst ohne Aussicht, ohne Hoffnung einer künftigen gänz
lichen Wiederherstellung; wird nur noch etwas zum Andenke
gerettet. — Herr und Gott! Allmächtiger, Du bist gerech
weise und gnädig und unerforschlich Deine Gerichte. Wi
können nichts als anbeten Deine Rathschlüsse. Leite Alle
zu Deiner Ehre und laß uns erfüllen Deinen heiligen Willen
Verzeihe uns nach Deiner Barmherzigkeit, wenn wir dies
Zerstörung verschuldet, veranlaßt haben! Erbarmer! Erbarm
Dich unser und gedenke Deiner Versammlung, der Stiftung
welche Dein war, zu Deiner Ehre errichtet worden. Auch
künftig werde Dein Name geheiliget an diesem Orte" (S. 275).

So roh und gewaltthätig, wie der Auflösungscommissär
v. Ittner*) in St. Blasien sich benahm, ging es übrigens
in St. Peter nicht her. Dieser v. Ittner, der schon frühe
gedroht hatte, den Fürsten von St. Blasien geißeln, der

*) Dieser verbissene Freimaurer und übermäßig belobhudelte Schön
geist, geb. 1754 zu Bingen am Rhein, seit 1786 Kapitelskanzle
des Großpriors der Malteser in Heitersheim, später Direktor des
Seekreises und badischer Gesandter in der Schweiz, kam 1818 als
badischer Bevollmächtigter der Commission für Regelung der ka-
tholischen Angelegenheiten nach Frankfurt. Hierauf lebte er in
Constanz bei seinen Freunden v. Wessenberg, dem Münster-Pfarr-
rektor Willibald Straßer u. a. m. bis er 1825 starb

durch den Erzherzog Karl, der die Trümmer der französischen Armee mit stürmischen Schlägen über den Rhein trieb. Und indem Er Moreau's Rückzug, einen der beschwerlichsten und gefährlichsten welche die Geschichte kennt, gelingen ließ, rettete Er Frankreich vor einer neuen Schreckensherrschaft. Ohne den ganzen schrecklichen Apparat der revolutionären Mittel abermals und noch ärger und blutiger als vorher in Bewegung zu setzen, hätten die Machthaber in Paris keine neue Armee auf die Beine gebracht.

Bezüglich des ersten Eintreffens des „Retters Deutschlands" in Freiburg erzählen die Memoiren: „In Freiburg war man zu sehr überrascht als daß man den Retter Deutschlands geziemend hätte empfangen können. Zwei alte Weiber, da er mit kothigen Stiefeln vom Pferde stieg, schlichen sich hin und säuberten ihm mit Sacktüchern die Stiefel" (S. 108). Das ist laut den glaubwürdigsten Zeugenaussagen zum mindesten ungenau, der Sachverhalt aber folgender: Freiburgs weite Umgebung war von Kriegslärm durchtobt, der Feind selbst noch in der Stadt, das Wetter abscheulich. Im Mantel, ohne glänzende Suite, ebenso unbekannt als unerwartet sprengte der Erzherzog heran. Er machte mit seinen Reitern Halt beim damaligen Gasthof zum Schwert in der Jesuitengasse und ließ sich unter andern von einer Soldatenfrau die kothigen Stiefel putzen. Bevor die Kunde seiner Ankunft sich recht verbreiten konnte, war er verschwunden.

Ein Anflug von Animosität gegen die Freiburger mag dießmal die Feder des patriotischen Prälaten geleitet haben. Solcher Anflug erscheint ebenso begreiflich als verzeihlich, sobald man einen Blick auf die politischen Zustände jener Zeit wirft und die politische Stellung Speckle's berücksichtiget. Noch bestanden die alten Formen des deutschen Reiches sowie die mehrhundertjährige Verfassung des Breisgaues. Diese war eine ständische. Geistlichkeit und Adel nahmen eine privilegirte Stellung ein; von Rechten der misera

plebs contribuens, des Bauernſtandes nämlich, war gar keine Rede. „Der dritte Stand (13 Städte und 6 Kameralherrſchaften) iſt nicht ganz frei von Neid gegen die zwei andern, der Adelſtand iſt gehaßt und verachtet, der Prälatenſtand vielleicht etwas weniger verachtet als der Adel, aber deſto mehr beneidet. Der dritte Stand ſcheint glauben zu wollen ſein Glück auf den Sturz der beiden andern gründen zu können“ (Mem. S. 47). So war es. Wohl beſtanden die alten Formen, doch der Geiſt war aus denſelben entwichen. Wohl hatte die Verfaſſung des Breisgaues eine Vergangenheit voll Ruhm und Kämpfen hinter ſich, doch alle Noth der Zeit vermochte der eingeriſſenen Jammerwirthſchaft im Ständehaus (dem nunmehrigen erzbiſchöflichen Palais) keinen Einhalt mehr zu thun. Die Ideen von 1789 ſpuckten in den Köpfen des dritten Standes und keine leuchtete denſelben beſſer ein als die vom Abbé Sieyès proklamirte, der dritte Stand, der bisher nichts geweſen, müſſe Alles werden. Jene Herrſchaft des ſogenannten höhern Mittelſtandes, der Bourgeoiſie, welche in unſern Tagen als abſolute Parteiwirthſchaft unter conſtitutionellen Formen ihren Höhepunkt überſchritten haben dürfte, war in den neunziger Jahren im Werden und Wachſen.

Hiefür enthalten die Memoiren des letzten Abtes von St. Peter nicht bloß triftige ſondern mitunter geradewegs niederträchtige Belege. Der Adel war unter ſich uneinig und dachte mit wenigen rühmlichen Ausnahmen, z. B. Konrad v. Andlaw, v. Greiffeneck, v. Neveu u. a. m., bloß an ſeine Privatintereſſen. Den Prälaten mangelten Intelligenz und Energie, nicht ſelten noch weit werthvollere Eigenſchaften, einigen ſogar der klöſterliche und kirchliche Sinn. Der dritte Stand vollends dunkelte und munkelte in einem fort hinter dem Rücken der beiden andern, trug ſich mit Trennungsgelüſten und ließ keine Gelegenheit vorübergehen, wo er dem Adel und beſonders den Prälaten einen Spuck zu ſpielen vermochte. Das allgemeine Beſte war das Letzte woran ge-

gewiß nicht, und dennoch ging man muthig an's Werk, um erst nach vollführter That die erwünschten Garantien zu suchen!

„Dem deutschen Charakter liegt jede Aggression fern." Dieser Ausspruch ist nie so häufig wiederholt worden als jetzt; wahrscheinlich weil das Erlebte geeignet seyn könnte die beruhigende Wirkung zu paralysiren. Angriff und Vertheidigung sind nur Formen mit denen der Uebermächtige spielt, und wenn ein Militärstaat als Vorkämpfer der „nationalen Idee" auftritt und dieser eine Million Bajonette zur Verfügung stellt, so ist es wohl erlaubt von Uebermacht zu sprechen.

Allerdings zeichnet sich das deutsche Volk mehr durch tiefe Gedankenarbeit als durch energische Aktion aus; allein die Kraft zum Handeln ist doch in eminentem Grade vorhanden, nur daß das vorwaltende reflexive Element eine gewisse Gebundenheit dieser Kraft zur Folge hat. Findet sich nun der geeignete Mann um die mangelnde Initiative zu ersetzen, um den Bann deutscher Reflexion zu erlösen, so wird er als Befreier über die vorhandene gewaltige Kraft verfügen! Die Geschichte der letzten vier Jahre bestätigt wohl die Richtigkeit dieser Anschauung, und obwohl wir, unserem Versprechen gemäß, die Darstellung nun enger zu begrenzen hätten, so fühlen wir uns doch immer wieder zu solchen allgemeinen Betrachtungen hingezogen. Wird die Großartigkeit der Ereignisse, die sich vor unseren Augen vollziehen und die Zukunft des Welttheils bestimmen, mit unserer kleinlichen, ja kläglichen Versuchspolitik im Inneren verglichen, so ist die Hoffnung wohl begründet: der Leser werde es entschuldigen, wenn wir das Auge bisweilen von dem Reizlosen abwenden.

Obwohl wir noch am Anfang einer neuen Entwicklungsphase des preußischen Machtgedankens stehen, so fehlt es doch auch heute nicht an recht schätzenswerthen Andeutungen, was die nächste Zukunft bringen soll. Wir zählen

theilungsfrage einer Contribution von anderhalb Millionen Franken verſtunden ſich die Vertreter deſſelben zur Leiſtung von bloß 200,000 Franken, während den Prälaten 600,000 und den Rittern 350,000 aufgehalst wurden, denn es ſei „der Wille der franzöſiſchen Nation, die zwei erſten Stände ſtrenger zu behandeln und dabei müſſe geblieben werden“ (S. 57). Der Prälat von St. Peter als faktiſcher Präſident des Conſeſſes brachte ſie zur Nachgiebigkeit, ſeufzte aber in ſein Tagebuch: „wenn es nicht die Abſicht der Franzoſen ſelbſt iſt den Adel und die Geiſtlichkeit zu ruiniren, ſo wird es ihnen zur Abſicht gemacht, ſie werden durch Inländer dazu verleitet.“

Während Generaldirektor Parcus mit ſeinem Adminiſtrations-Bureau trotz allen Phraſen von Schonung des Eigenthumes und der Perſonen ſo wirthſchaftete, daß der Prälat ſchreibt: „es wird auch bei uns wahr werden was von der Pfalz geſagt wurde: nichts als die Augen wird man uns laſſen, um unſer Elend zu beweinen, wenn nicht der Herr uns Rettung ſchickt“ (S. 68), erwieſen ſich die Stadtväter Freiburgs wenn nicht als Patrioten ſo doch als vollbewußte Glieder des dritten Standes. Stets darauf bedacht insbeſondere die geiſtlichen Häuſer mit Einquartierungen und andern Laſten zu überladen, überflutheten ſie das Ständehaus mit Requiſitionen und nicht ſelten mit ganz unverſchämten Rechnungen. Am 4. Auguſt 1796 z. B. präſentirten ſie den Conto über Bewirthung des Generals Ferino; man hatte die Summe über 100 Louisdors hinaufgeſchraubt, indem man unter andern den Köchen einen Taglohn von 5 bis 6 fl. gutſchrieb. Gleichzeitig forderten ſie von der Landesvertretung 2 Paar Stiefel, 4 Pferdehalfter, 4 Maß Honig u. dgl. m. (S. 42). Ein wohlhabender Bürger begehrte 3288 fl. 6 kr. für Wein, welchen er innerhalb zehn Tagen an die Truppen Ferino's abgegeben haben wollte. Der biedere Patriot hatte den Saum zu dem damals ganz fabelhaften Preiſe*) von

*) Der Saum faßte 80 Maß; der Saum vom allerbeſten koſtete 12

Alpenthäler" mit Steyermark, Kärnthen, Krain, in die deutsche Naturgrenze einbezog. Wenn der Geograph Daniel das Herzogthum Krain wie es heute besteht, nicht aber dessen frühere Grenzen und Nebenländer, zu welchen auch Triest und Istrien gehörte, im Auge hat, so läuft er ernstlich Gefahr seine Mustergiltigkeit bald bestritten zu sehen.

Unter die großen Lasten, welche bei einer politischen Einigung Deutschlands die preußische Vormacht drücken werden, zählt man schon jetzt die äußerst ungünstigen, also „naturwidrigen" Grenzen gegen Böhmen und Tyrol, wohl auch gegen Salzburg und Oberösterreich. Da muß selbstverständlich geholfen werden, recht bald und recht gründlich. Man folgt ganz einfach dem Zuge der „Natur" bis zu den kleinen Karpaten, und von „Oesterreich-Ungarn", dieser Beust'schen Schöpfung, bleibt eben nur Ungarn übrig — so lange es Rußland gefällt! Dahin hat es nun allerdings die innere und äußere Politik des „Retters" von Oesterreich gebracht, daß nach dreijähriger angestrengter Rettungsarbeit die Frage auf allen Lippen schwebt: ob denn Oesterreich heute noch zu retten sei?

Wir klagen den Mann nicht deßhalb an, weil er seine Mission nicht erfüllt hat. Nur allzu oft hängt der Erfolg von Umständen ab, die nicht in der Gewalt des Menschen liegen. Allein daß derselbe sich an eine der schwierigsten politischen Aufgaben heranwagte, in dem vollen Bewußtseyn daß ihm die allernothwendigsten Vorkenntnisse hiezu fehlen: dieses Spiel mit den Geschicken von 35 Millionen, mit ihren wichtigsten Interessen, deren Verletzung sie zum Zündstoff eines Weltbrandes macht — das ist es was als schweres, kaum sühnbares Vergehen gezeichnet werden muß. Die Mahnung des Jahres 1866 war doch ernst genug, um zur Vollendung des Constituirungswerkes andere Wege zu betreten, als jene oktroyirter Verfassungsschablonen. Ist das Problem schon an sich ein höchst schwieriges, so ist es doch seltsam seine Lösung darin zu suchen, daß man die einzelnen

Beſitznahme, ſchon am andern Tage eröffnete der badiſche Commiſſär dem Conſeß, die Stände ſeien aufgehoben, der Conſeß habe als landesfürſtlicher ſeine Funktionen fortzuſetzen, jedoch nur vorläufig, ohne beſtimmten Sitzungstag, in ſeiner, des Commiſſärs, Gegenwart und unter ſeiner Controle. Man wollte ſich verwahren, allein es ward ſofort entgegnet, daß man von Unterthanen keine Verwahrung annehme. Napoleon ernannte den Stadtcommandanten Freiburgs, den General Monard, zum Uebergabe-Commiſſär, Erzherzog Ferdinand den Präſidenten v. Greiffeneck; die Grenzen zwiſchen Württemberg und Baden ſind vom franzöſiſchen General Clarke definitiv feſtgeſetzt worden. Erſt am 30. Juni 1806 hat auf dem Münſterplatze in Freiburg der Huldigungsakt des Breisgaues an Kurbaden ſtattgefunden. Zwiſchen Spalieren franzöſiſcher Truppen ſprachen der Magiſtrat, die Zünfte und die Deputirten der Landgemeinden die Eidesformel nach. Hierauf ſtatt eines Te Deum eine Art Concert ſowie ein Feſteſſen, deſſen bedeutungsvollſte Perſon General Monard war.

Wer Sebaſtian Brunner's „Myſterien der Aufklärung in Oeſterreich 1770 bis 1800“ geleſen, kann bezüglich des Verhältniſſes der ſtiftungsgemäß katholiſchen Hochſchule Freiburg zur Kirche und den Klöſtern im Ganzen im Klaren ſeyn. Den damaligen Aufklärungsvögten lag am Herzen, nicht bloß den Jeſuitencollegien ſondern allen klöſterlichen Lehranſtalten den Hals zu brechen und dem Regularklerus die Berechtigung zum Lehren überhaupt zu entreißen. Schon 1754 bis 1756 hatten ſie Triumphe gefeiert. Kaum waren die Jeſuiten 1773 fort, ſo beſetzten geſinnungstüchtige Weltgeiſtliche und Laien die Lehrſtellen an deren Collegien. Dem Lehrplan und Geiſt der k. k. Studienordnung ward Alles möglichſt angepaßt. Der famoſe Febronianer St. Rautenſtrauch lieferte 1776 die neue Inſtruktion für alle theologiſchen Fakultäten der Erblande, der nicht minder bekannte Juriſt J. A. St. Riegger entwarf in höherem

Auftrag eine beſondere Inſtruktion für die mit dem Conſtanzer Lyceum verbundenen theologiſchen Studien. Der Lernzwang zu Gunſten der theologiſchen Fakultät wie des Generalſeminares in Freiburg ſtund in beſter Blüthe, als Kaiſer Joſeph II. ſtarb. Alle Generalſeminarien wurden aufgehoben, das Freiburger Gymnaſium übergab man 1792 Benediktinern aus vorderöſterreichiſchen Klöſtern, der Studien-Präfekt gehörte St. Peter an. Die Väter der lichtfreudigen Albertina zitterten vor „Reaktion“; das Gerücht, man gedenke die theologiſche Fakultät nach Conſtanz zu verlegen, in dem durch Gelehrſamkeit glänzenden und deßhalb den Zunftgelehrten der Dreiſamſtadt tödtlich verhaßten St. Blaſien hätten die Prälaten und Ritter eine ultramontane Verſchwörung angezettelt, genügte, um nunmehr gegen die Söhne des heil. Benedikt in's Feld zu ziehen.

Unterm 4. Juli 1793 ging eine geharniſchte Verwahrung nach Wien ab. Den Rektor Schinzinger voran ward das von joſephiniſchem Hautgout duftende, mit grundloſen Anklagen und Verdächtigungen des Benediktinerordens geſpickte Schriftſtück von ſämmtlichen Mitgliedern der theologiſchen Fakultät (Klüpfel, Schwarzel, Wanker, Hug und Petzeck) unterzeichnet. Ihrem Hofagenten in Wien verhießen die Unterzeichner eine Erkenntlichkeit von hundert Dukaten, „wenn durch ſeine Bemühungen die böſen Anſchläge der Mönche glücklich vereitelt würden.“ Die Summe ward leicht verdient. Prälat Speckle that ſein Möglichſtes um mit den Freiburger Profeſſoren auf gutem Fuße zu ſtehen, allein die tiefe Abneigung derſelben nicht bloß gegen die geiſtlichen Orden ſondern gegen alles poſitive Kirchenthum vermochte kein Sterblicher zu beſeitigen. Dieſelben Profeſſoren, welche „ganz huſarenmäßig aufeinander ſchimpften“, waren und blieben ein Herz und eine Seele, ſo oft den Prälaten und Klöſtern Eins verſetzt werden ſollte. Die Memoiren erzählen empörende Beiſpiele (S. 120, 122), nebenher aber auch einen glänzenden Beweis, man wiſſe in Stuttgart den wiſſen-

ſchaftlichen Sinn und die ſittenreine Haltung der Sanct Petriner beſſer zu würdigen als in Freiburg (S. 123).

Den Sturz der Klöſter begrüßte die Univerſität natürlich mit Freuden; ihnen gegenüber war Alles erlaubt, Alles Staatsgut; der Fürſt durfte ex domini eminentia mit allen Stiftungen nach Belieben ſchalten und walten. Eine ganz andere und ausnahmsweis vernünftige Sprache lernten aber die gelahrten Häupter führen als Ende 1816 zum erſtenmale der Plan auftauchte, die Univerſität Freiburg zu Gunſten Heidelbergs aufzuheben. Der Papſt, Cardinal Conſalvi, das ganze Oberland, die Stadt Freiburg wurden wider dieſen Plan in Bewegung geſetzt; gründliche Denkſchriften, Flugſchriften, wiederholte Deputationen nach Karlsruhe halfen das Ungewitter beſchwören, das ſich denn auch 1818 wirklich verzog. Obwohl der ſonſt übermäßig gefeierte Karl von Rotteck das Haupt der ganzen Agitation geweſen, ſo erwähnt trotzdem Schreibers dickleibige „Geſchichte der Stadt und Univerſität Freiburg" dieſen Kampf mit keiner Silbe. Ohne die Memoiren des letzten Abtes von St. Peter wäre derſelbe wahrſcheinlich der Vergeſſenheit anheimgefallen.

Die leibliche Folter iſt von der modernen Cultur glücklich in Abgang dekretirt worden. Auf welche raffinirte und mitunter faſt diaboliſche Weiſe dieſelbe moderne Cultur aber nicht nur Einzelne ſondern ganze Genoſſenſchaften auf die moraliſche Folterbank zu legen vermag, zeigen in das Einzelnſte mehrere Abſchnitte der Memoiren. Theilnahme und Rührung, moraliſcher Zorn und Ekel, Verzweiflung an der beſſern Menſchennatur packen abwechſelnd denjenigen der da lieſt, wie und warum die Klöſter aufgehoben worden ſind. Allerdings hatte auch das Kloſterweſen ſeine Schattenſeiten; allerdings war mehr als ein Stift des Unterganges werth. Allein der tiefe Haß gegen das poſitive Chriſten- und Kirchenthum haben im Bunde mit ſchnöder Habgier alle Klöſter vertilgt, ohne Rückſicht und Schonung auch die der Erhaltung würdigſten. Man war viel zu verblendet um auch nur

Frist von drei kostbaren Friedensjahren schwer beklagen läßt. Wir stehen auch abermals vor einem zweiten Jahre 1866, und abermals ist politisch, diplomatisch und militärisch unsere Niederlage vorbereitet!

Das sind also die wiederholten Leistungen einer Partei, die sich rühmt den „österreichischen Staatsgedanken" zu vertreten, und in der wir den „Kitt des Reiches" erblicken sollen! Consequenz ist darin, aber die Consequenz des Wahnsinns oder des Verraths. So wie die Dinge heute liegen, lautet die Antwort auf die in unserem früheren Artikel gestellte Frage: was will, was kann Oesterreich? freilich einfach bis zum Entsetzen, und wenn unlängst eine von der Reichskanzlei inspirirte Feder keinen Anstand nahm die Worte niederzuschreiben: zum Schutze gegen die Slavenwelt sei für Oesterreich „kein Preis zu hoch der für eine Allianz mit der deutschen Macht bezahlt werden könnte" — so liegt darin die ganze Schmach, die ganze Erbärmlichkeit unserer inneren und äußeren Politik.

In dem zweiten Oktober-Heft der Histor.-polit. Blätter wurde die preußische Replik auf jene Worte citirt und mit Recht, nach Form und Inhalt, als ächter Bismark'scher Gedankenausdruck bezeichnet. Aber diese Replik hat nicht, wie dort irrig angenommen wird, aus freiem Antrieb die Unterstützung Deutschlands für „eines jeden Preises würdig" erklärt; das Verdienst der Initiative gebührt ungetheilt der österreichischen Reichskanzlei. Die Replik hat aber mit vernichtender Ironie jenem officiösen Angstruf das „vollste Verständniß der Lage der österreichisch-ungarischen Monarchie" zugesprochen, und schließlich eine Allianz mit diesem Oesterreich, dessen „Sicherheit heutzutage wesentlich von dem Interesse abzuhängen scheint das die europäischen Mächte an der Fortdauer seiner Existenz nehmen", als für Preußen „lähmend" abgelehnt!

Wir folgen einer verbürgten Nachricht wenn wir anführen, daß gleich nach den ersten Siegen der deutschen

Waffen Preußens Gesandter am österreichischen Hof im diplomatischen Verkehr die Aeußerung that: nun werde das geeinigte Deutschland im Verein mit Oesterreich ein festes Bollwerk gegen die Slaven bilden. Gewiß sehr taktvoll und wohlmeinend für ein Reich welches 16 Millionen Slaven zählt! Was der Gesandte im amtlichen Verkehr nicht unverhüllt aussprechen darf, kann preußisches Selbstgefühl in officiöser Form anstandslos laut werden lassen, um so mehr wenn es durch ein österreichisches Angebot voll Selbsterniedrigung dazu veranlaßt wird. Jenes „Bollwerk" mit Oesterreich zu errichten wäre, bei den Bestandtheilen dieses Staates, ein Widersinn; in der Errichtung eines solchen ist implicite die Zertrümmerung Oesterreichs enthalten! Das Schweigen der sonst so gesprächigen Reichskanzlei auf jene insolente preußische Apostrophe in der Augsburger Zeitung, und die Ruhmredigkeit unseres auswärtigen Amtes im J. 1867 — wo Oesterreich „unmittelbar an der Schwelle einer ruhmvollen und Epoche machenden Zukunft zu stehen schien" — welch ein Contrast!

Es wäre überflüssig noch einen Commentar zu der österreichischen Staatsaktion der letzten Jahre zu schreiben. Graf Bismark hat dem armen Oesterreich das Talent des Herrn von Beust „gegönnt", und er hat nicht die mindeste Ursache dessen Entfernung vom Reichskanzleramte anzustreben. Die grimmige Fehde welche die Deutsch-Liberalen in Oesterreich dem Reichskanzler geschworen, so daß sie das „warme deutsche Herz" dazu drängten bei den polnischen Juden in Brody ein Abgeordneten-Mandat zu suchen — sie hindert diese Männer dennoch nicht den Träger der Reichskanzlerwürde schützend zu umgeben. Man braucht nur die Haltung der hervorragenden liberalen Blätter zu beachten, um sich hievon zu überzeugen. Sind die Motive vielleicht dieselben welche den preußischen Staatsmann leiten?

Der Abgeordnete Umbscheiden sprach sich am 23. Januar 1867 in der bayerischen Kammer für ein Defensiv-Bündniß

Prälaten von St. Peter aber kreuzigen zu wollen, ist glücklicherweise nach St. Peter gar nicht gekommen. Er hatte übrigens Gesinnungsgenossen genug, selbst unter den Weltgeistlichen, von denen manche der Loge angehörten. Auch nach den Aufhebungen blieb die Wirthschaft human und liberal genug. In ehemaligen Klostersälen wurden Bälle veranstaltet, Todtengrüfte in Pfarrkeller umgewandelt. Heute ließ man das Kupferdach in St. Blasien abnehmen und das prachtvolle Gotteshaus mit Schindeln decken; morgen befahl ein Ukas, fortan nicht mehr St. Peter oder St. Blasien zu sagen, sondern einfach Peter oder Blasien u. dgl. m. Von der unnahbaren Höhe seiner christkatholischen Ueberzeugung herab vermochte der geistreiche Prälat seine intellektuell und moralisch immer mehr herabkommende Zeit auch zu verspotten. So z. B. in folgendem Hohn auf das „Jahrhundert der Surrogate“:

„Für Zucker Stärk' und Runkelrüben,
Cichorie für Kaffee;
Für Fleisch die Knochen, die sonst übrig blieben,
Das Erdbeerblatt für Thee;
Witz für Verstand, Papier für Geld
Ist jetzt der Modeton der Welt.
Geht's länger noch so fort auf Erden,
Wird bald der Aff das Surrogat für Menschen werden“

Bis zu seinem Tode hat Prälat Ignaz als Vertreter der kirchlichen Richtung eine bedeutende Rolle gespielt. Allerdings erscheinen uns seine Urtheile über Dalberg, Wessenberg und dessen Neuerungen, welche den Schluß der Memoiren bilden, als die eines Parteimannes. Allein die Anhänger des positiven Christen- und Kirchenthumes mußten dem immer ärger einreißenden Neuheidenthum gegenüber nolens volens immer mehr zur Partei werden, und dießmal wie immer sind illiberale Urtheile auf gute Gründe und unläugbare Thatsachen gestützt.

Bei dem nun wirklich ausgebrochenen Kriege mit Frankrei war es doch gewiß ein dringendes Interesse Oesterreich jener Partei in Bayern welche die möglichst enge „Lokal sirung" des Krieges erstrebte, durch eine diplomatische Int vention den erwünschten „Rückhalt" zu bieten. Das Re der selbstständigen Beurtheilung, ob der casus foederis m Preußen eingetreten sei, konnte doch damals noch nicht b stritten werden, und die Wahrung dieses Rechtes war no das einzig wirksame Mittel um „gegen den Einheitsstaat z arbeiten," um dem Prager Frieden, den doch Oesterrei geschlossen, einige Bedeutung zu retten. Hat nun die öste reichische Regierung einen solchen Schritt gewagt? Konnt sie es im Hinblick auf die durch eine dreijährige Friedent arbeit tief zerrütteten inneren Verhältnisse? Oesterreich Staatslenker haben Herrn Umbscheiden zum schlechten Pr pheten gemacht, und es ist wohl begreiflich, daß man jet zu den verwegensten Behauptungen greift, um die passiv Haltung zu entschuldigen.

Bei Beginn des Krieges lag „die Entscheidung über de Weltfrieden" in der Hand des Reichskanzlers, und seine Staatsklugheit verdankt es die Welt, daß „unbesonnene Schritte" hintangehalten wurden! So lautet der neues Panegyricus unseres auswärtigen Amtes, dem ein deutsch ungarisches Blatt jüngst Raum gegönnt hat. Was 186 noch als Akt höchster Staatsweisheit gepriesen wurde, i heute ein „unbesonnener Schritt!" Dadurch wird die Lob rede auf sich selbst zur vernichtenden Selbstanklage. Di Kühnheit des Gedankens ist aber dennoch zu bewundern Ein Kriegszustand der sich über eine Bevölkerung von achtzi Millionen erstreckt, der alle Machtverhältnisse umstürzt un den Staatenbestand Europa's auf's tiefste erschüttert — un gleichzeitig die Hand des österreichischen Reichskanzlers di den „Weltfrieden erhält!"

Der Wille aus der „aufmerksamen Neutralität" heraus zutreten war zuversichtlich vorhanden, allein das Machtbe-

wußtseyn war verschwunden. Diese Wahrheit läßt sich durch keine Phrase verhüllen, und so schmerzlich es ist sich zur eigenen Ohnmacht zu bekennen, so wäre doch jede absichtliche Täuschung ein Verrath an Oesterreich, welches auch jetzt noch vor Zertrümmerung bewahrt werden kann, wenn die Wege einer Politik der Verblendung in eilfter Stunde verlassen werden.

„Mit ziemlicher Sicherheit darf man nur Eines annehmen: die Zertrümmerung Oesterreichs ist mit dem bevorstehenden Friedensschluß gleichfalls besiegelt.“ Die Berechtigung läßt sich solch düsterer Ahnung, die vor Kurzem in diesen „Blättern“ einen Ausdruck fand, freilich nicht absprechen und wir selbst blicken, wie diese Zeilen lehren, nur sorgenvoll in die Zukunft. Allein für die Erfüllung des Verhängnisses haben die inneren Zustände Oesterreichs doch ein größeres Gewicht als die äußeren Ereignisse, so welterschütternd diese auch seyn mögen, und wir lassen uns die Hoffnung auch heute nicht rauben, daß die innere Krankheit heilbar sei. Nur wer sich selbst aufgibt, hat Grund zu verzweifeln.

Auf die Gefahr hin außerhalb Oesterreichs der Gefühlspolitik angeklagt zu werden, wollen wir bei jener Prophezeiung einige Augenblicke verweilen und den Besorgnissen auch solche Erwägungen entgegenstellen, welche die Hoffnung auf ein besseres Geschick zu rechtfertigen geeignet sind. Wie könnten wir es denn auch versuchen für die Darstellung der inneren Kämpfe Oesterreichs das Interesse der Leser zu gewinnen, wenn wir wähnten, daß die Widerstandskraft dieses Staates für immer gebrochen sei und daß es nur eines äußeren Anstoßes bedürfe um seine Auflösung herbeizuführen?

„Der künftige Friedensschluß wird die absolute Verneinung des europäischen Gleichgewichts seyn.“ Dieß wollen wir insofern nicht bestreiten, als eine Verrückung der bisherigen Machtstellungen jedenfalls eine Folge dieses Krieges

hiezu das beſondere Intereſſe für „natürliche Grenzen", für eine Politik der „nationalen Zwecke", ſowie die Verheißung eines „germaniſchen Weltreichs." Wir wiſſen das Ideale von dem Realen ganz gut zu unterſcheiden, und wenn wir bedenken, daß es hochofficiöſe preußiſche Stimmen ſind, die dieſe Prognoſe ſtellen, und daß ihre Andeutungen an die öſterreichiſche Adreſſe gerichtet ſind, ſo müßte der letzte Verſtandesreſt in der Gemüthlichkeit untergegangen ſeyn, wenn in dem Idealismus des Ausdrucks nicht ein ganz realer preußiſcher Gedankenkern von Jedermann erkannt werden ſollte.

Man iſt auch freundlich bemüht der Gedankenträgheit durch faßliche Commentare nachzuhelfen, und die „Norddeutſche Allgemeine", die Spener'ſche, Voſſiſche und Augsburger Allg. Zeitung leiſten die eifrigſten Dienſte. Ja ſelbſt die Vertreter der Wiſſenſchaft zeigen ſich bereit, der durch den Erfolg verherrlichten Praxis die Theorie anzupaſſen, wozu der vage Begriff der „natürlichen Grenzen" ein dankbares Feld bietet.

Der nach Erweiterung ſtrebende Geiſt ſchweift da vom Strom zum Stromgebiet, zur Waſſerſcheide, zum Höhenzug mit ſeinen Ausläufern bis in's Flachland hinab; er folgt auch ganz willig der Sprachgrenze und iſt nöthigenfalls entſchloſſen eine ſtrategiſche Grenze zu acceptiren, wo jede Sentimentalität für Natur und Volk anfängt „lächerlich" zu werden. Dieſe Bemühungen geſchehen mit dem erhebenden Bewußtſeyn, daß ſchließlich doch Alles auf den bewährten Satz des alten Aegypterkönigs Ramſes hinausläuft, der die Grenze feſtſetzte „wo es ihm gefiel!"

Schon der greiſe Geograph Dittenberger hat für „Germanien" das Donaugebiet bis unterhalb der Einmündung der March, bis zu den kleinen Karpaten, als natürliche Grenze in Anſpruch genommen. Auf ihn folgte der „muſtergiltige" Daniel, der Deutſchlands „natürliche Oſtgrenze" noch ein klein wenig erweiterte, und die „nach Oſten gehenden

Alpenthäler" mit Steyermark, Kärnthen, Krain, in die deutſche Naturgrenze einbezog. Wenn der Geograph Daniel das Herzogthum Krain wie es heute beſteht, nicht aber deſſen frühere Grenzen und Nebenländer, zu welchen auch Trieſt und Iſtrien gehörte, im Auge hat, ſo läuft er ernſtlich Gefahr ſeine Muſtergiltigkeit bald beſtritten zu ſehen.

Unter die großen Laſten, welche bei einer politiſchen Einigung Deutſchlands die preußiſche Vormacht drücken werden, zählt man ſchon jetzt die äußerſt ungünſtigen, alſo „naturwidrigen" Grenzen gegen Böhmen und Tyrol, wohl auch gegen Salzburg und Oberöſterreich. Da muß ſelbſtverſtändlich geholfen werden, recht bald und recht gründlich. Man folgt ganz einfach dem Zuge der „Natur" bis zu den kleinen Karpaten, und von „Oeſterreich-Ungarn", dieſer Beuſt'ſchen Schöpfung, bleibt eben nur Ungarn übrig — ſo lange es Rußland gefällt! Dahin hat es nun allerdings die innere und äußere Politik des „Retters" von Oeſterreich gebracht, daß nach dreijähriger angeſtrengter Rettungsarbeit die Frage auf allen Lippen ſchwebt: ob denn Oeſterreich heute noch zu retten ſei?

Wir klagen den Mann nicht deßhalb an, weil er ſeine Miſſion nicht erfüllt hat. Nur allzu oft hängt der Erfolg von Umſtänden ab, die nicht in der Gewalt des Menſchen liegen. Allein daß derſelbe ſich an eine der ſchwierigſten politiſchen Aufgaben heranwagte, in dem vollen Bewußtſeyn daß ihm die allernothwendigſten Vorkenntniſſe hiezu fehlen: dieſes Spiel mit den Geſchicken von 35 Millionen, mit ihren wichtigſten Intereſſen, deren Verletzung ſie zum Zündſtoff eines Weltbrandes macht — das iſt es was als ſchweres, kaum ſühnbares Vergehen gezeichnet werden muß. Die Mahnung des Jahres 1866 war doch ernſt genug, um zur Vollendung des Conſtituirungswerkes andere Wege zu betreten, als jene oktroyirter Verfaſſungsſchablonen. Iſt das Problem ſchon an ſich ein höchſt ſchwieriges, ſo iſt es doch ſeltſam ſeine Löſung darin zu ſuchen, daß man die einzelnen

der nach seinem in der „Weimarer Zeitung" veröffentlichten Briefe, der „frommen Bescheidenheit" des Siegers mit Zuversicht entgegenblickt, so sind wir doch nicht gewillt dem sittlichen Ernst, den die Haltung und der Opfermuth der deutschen Krieger so glanzvoll widerspiegelt, seine Wirksamkeit für die künftige Wahrung des Völkerfriedens gänzlich abzusprechen.

Immerhin wäre es mit unseren Trostgründen schlecht bestellt, wenn wir sie auf die Zeit, die von der Vorsehung gegönnte Frist, beschränken müßten, für deren richtige Verwerthung es keine Bürgschaft gibt. Gottlob finden sich noch gewichtigere Erwägungen. Nach preußisch ministerieller Inspiration will der Sieger ein „Weltreich" gründen! Das ist um so begreiflicher, als Glück und Geschick staunenerregend, überwältigend waren, und die wirkliche Großmachtstellung — vor 1866 war sie es nur nominell — doch zu leicht errungen ward, um sich nun, bei weit glänzenderen Thaten, damit zu begnügen. Um eine Weltmacht seyn oder werden zu können, bedarf es aber nebst der physischen auch einer moralischen Ueberlegenheit über die anderen europäischen Mächte. Die Landarmee ist vorhanden, sie ist unbestritten jetzt die erste der Welt. Eine mächtige Flotte kann aber dann gleichfalls nicht entbehrt werden, und diese ist vorläufig nicht vorhanden. Um eine Seemacht zu gründen und sie auf die einzig solide Grundlage einer erstarkten Handelsflotte zu stellen, sind weitere Erwerbungen an Land und Leuten nicht zu umgehen. Es sind Häfen nöthig und Colonien höchst begehrenswerth. Holland liegt im Bereich der natürlichen Entwicklung der neuen Weltmacht, und ein Theil von Belgien wird schon der Abrundung wegen nicht außer Spiel bleiben können. Dänemark darf sich dann zwischen die Nord- und Ostsee nicht weiter eindrängen, wodurch selbstverständlich auch Schweden in Mitleidenschaft gezogen wird. Würde die russisch-preußische Freundschaft auch diese Probe überdauern? Ein Blick auf die Karte genügt um vom Gegentheil zu überzeugen.

im Reichsrath die „entſetzliche Apathie“, in welche die deutſche Bevölkerung gegenüber der Reichsverfaſſung verſunken ſei. Verantwortlich dafür war ihm nur die Perſon des Staatsminiſters. Die Apathie der Deutſchen, die Antipathie der Slaven, der Haß der Magyaren — alles das konnte ihn nicht beſtimmen ſeinen Blick von der Perſon ab- und der Sache, der vis major der realen Verhältniſſe des Reiches zuzuwenden. Und wie dieſer Mann denkt und ſpricht, ſo denken ſie alle, die liberalen Zunftgenoſſen. Die Ereigniſſe von 1866 haben die politiſche Unfehlbarkeit derſelben nicht erſchüttert; denn dieſe Ereigniſſe wurden unter der Herrſchaft jener Partei zwar politiſch, diplomatiſch und militäriſch vortrefflich vorbereitet, die böſe Frucht zur vollen Reife gebracht; allein die Ernte fiel in die reichsrathsloſe Epoche. Da ſich nun die große Menge immer nur einer gedankenloſen Tagespolitik hingibt, ohne das Heute mit dem Geſtern zu verbinden, ſo konnte, geziert mit dem Kleide der Unſchuld, der Kampf gegen die Politik der Vernunft und Wahrheit getroſt wieder aufgenommen werden. Mit „Papa“ Beuſt — ſo wurde er in der Wonnezeit genannt — an der Spitze, eilten unſere Liberalen jubelnd dem Siege zu. Und wo ſtehen wir heute? Gerade dort wo wir im Sommer 1865 ſtanden, ſo daß ſchon „verfaſſungstreue“ Stimmen von einer zweiten „Siſtirung“ ſprechen, die ſich von ſelbſt ergeben werde und müſſe.

„Die Siſtirung vollzieht ſich von ſelbſt.“ So lautete die Concluſion eines Ende September geſchriebenen Leitartikels über „die innere Lage Oeſterreichs“ in Nr. 275 der Allg. Zeitung. Dieſer Aufſatz gewährt eine um ſo anziehendere Lektüre, als er im direkten Gegenſatz zu den Lobeshymnen ſteht, mit welchen das erwähnte Blatt die „verfaſſungstreue“ Politik bisher begleitet hat, und als der Verfaſſer derſelbe iſt, deſſen journaliſtiſche Verſuche in preußiſchen „gouvernementalen Kreiſen ſehr bemerkt werden“ (Allg. Zeitung Nr. 271 Berliner Correſpondenz vom 24. September). „Papa“ Beuſt iſt alſo ſelbſt wieder bei der „Siſtirung“ an-

gelöst, aufgelöst bei Wiederherstellung des Titels der Herzoge von Zähringen durch den noch einzigen Sprossen der Zähringer, Karl Friedrich Markgraf von Baden, durch den Begründer des Zähringischen Hauses, aufgelöset nach ausgestandenen Drangsalen eines mehr als zehnjährigen Krieges — nach dem harten Kampfe mit den Malteſern, nach endlich ertriumphirter guter Aussicht unter Ferdinand von Oeſterreich; da die Oekonomie wieder konnte eingerichtet werden, wieder in beſſern Stand kam; die Disciplin freilich nicht mehr die alte war, doch noch gehandhabt wurde; da auch die Studien wieder lebhafter wurden, da wir hoffnungsvolle Zöglinge hatten und noch mehrere bereit waren einzutreten; — aufgelöst ohne Aussicht, ohne Hoffnung einer künftigen gänzlichen Wiederherstellung; wird nur noch etwas zum Andenken gerettet. — Herr und Gott! Allmächtiger, Du bist gerecht, weiſe und gnädig und unerforſchlich Deine Gerichte. Wir können nichts als anbeten Deine Rathſchlüſſe. Leite Alles zu Deiner Ehre und laß uns erfüllen Deinen heiligen Willen. Verzeihe uns nach Deiner Barmherzigkeit, wenn wir diese Zerſtörung verſchuldet, veranlaßt haben! Erbarmer! Erbarme Dich unſer und gedenke Deiner Verſammlung, der Stiftung, welche Dein war, zu Deiner Ehre errichtet worden. Auch künftig werde Dein Name geheiliget an dieſem Orte" (S. 275).

So roh und gewaltthätig, wie der Auflöſungscommiſſär v. Ittner*) in St. Blaſien ſich benahm, ging es übrigens in St. Peter nicht her. Dieſer v. Ittner, der ſchon früher gedroht hatte, den Fürſten von St. Blaſien geißeln, den

*) Dieſer verbiſſene Freimaurer und übermäßig belobhudelte Schlaugeiſt, geb. 1754 zu Bingen am Rhein, ſeit 1786 Kapitelsdamprobſt des Großpriors der Malteſer in Heitersheim, ſpäter Direktor des Seekreiſes und badiſcher Geſandter in der Schweiz, kam 1818 als badiſcher Bevollmächtigter der Commiſſion für Regelung der katholiſchen Angelegenheiten nach Frankfurt. Hierauf lebte er in Conſtanz bei ſeinen Freunden v. Weſſenberg, dem Münſter-Pfarrektor Willibald Straßer u. a. m. bis er 1825 ſtarb

Prälaten von St. Peter aber kreuzigen zu wollen, ist glücklicherweise nach St. Peter gar nicht gekommen. Er hatte übrigens Gesinnungsgenossen genug, selbst unter den Weltgeistlichen, von denen manche der Loge angehörten. Auch nach den Aufhebungen blieb die Wirthschaft human und liberal genug. In ehemaligen Klostersälen wurden Bälle veranstaltet, Todtengrüfte in Pfarrkeller umgewandelt. Heute ließ man das Kupferdach in St. Blasien abnehmen und das prachtvolle Gotteshaus mit Schindeln decken; morgen befahl ein Ukas, fortan nicht mehr St. Peter oder St. Blasien zu sagen, sondern einfach Peter oder Blasien u. dgl. m. Von der unnahbaren Höhe seiner christkatholischen Ueberzeugung herab vermochte der geistreiche Prälat seine intellektuell und moralisch immer mehr herabkommende Zeit auch zu verspotten. So z. B. in folgendem Hohn auf das „Jahrhundert der Surrogate“:

„Für Zucker Stärk' und Runkelrüben,
Cichorie für Kaffee;
Für Fleisch die Knochen, die sonst übrig blieben,
Das Erdbeerblatt für Thee;
Witz für Verstand, Papier für Geld
Ist jetzt der Modeton der Welt.
Geht's länger noch so fort auf Erden,
Wird bald der Aff' das Surrogat für Menschen werden“

Bis zu seinem Tode hat Prälat Ignaz als Vertreter der kirchlichen Richtung eine bedeutende Rolle gespielt. Allerdings erscheinen uns seine Urtheile über Dalberg, Wessenberg und dessen Neuerungen, welche den Schluß der Memoiren bilden, als die eines Parteimannes. Allein die Anhänger des positiven Christen- und Kirchenthumes mußten dem immer ärger einreißenden Neuheidenthum gegenüber nolens volens immer mehr zur Partei werden, und dießmal wie immer sind illiberale Urtheile auf gute Gründe und unläugbare Thatsachen gestützt.

übergewaltig auch für ein Heer von einer Million der tüchtigsten Streiter.

Die Gemeinsamkeit der Gefahr und die Gemeinsamkeit des Bedürfnisses der Abwehr sind unzertrennliche Begriffe. Und diese Wahrheit sollte allein auf Oesterreich keine Anwendung finden? Oesterreich allein sollte keinen Bundesgenossen gewinnen, ja es sollte die Verachtung der eigenen Bundesgenossenschaft erfahren? „Der Gedanke, daß man um seiner selbstwillen ein Interesse an der Erhaltung eines Anderen habe, weil man desselben möglicherweise gegen einen Dritten bedürfe, war der Ausgangspunkt für die gesammte Gleichgewichtslehre": sagt sehr richtig Constantin Frantz. Diese Gleichgewichtslehre ist so alt wie das Leben und bleibt mit diesem ewig jung, denn sie hat ihre nicht zu erschütternde Grundlage in dem menschlichen Erhaltungstrieb.

Wer die Bedeutung Oesterreichs für das europäische Staatensystem nur in dem Schwergewicht der compakten Masse gesucht hat, der wird sich natürlich durch die Lockerung der Massentheile, durch die Erscheinung eines ausgesprochen centrifugalen Strebens bestimmt finden, diesem Reiche seine Zukunft, seine raison d'être abzusprechen. Ein Bau, der dem Einsturz droht, ist nicht bloß für die Bewohner sondern auch für die Nachbarn eine Gefahr, und kann schon für die nächste Zukunft nur mit den Trümmern, nicht mit dem Ganzen rechnen.

Wir stellen das Urtheil der Pessimisten oder Optimisten, je nach dem Standpunkt, in seiner ganzen Schroffheit hin, um dessen Prüfung, unbeirrt durch diplomatische Vorbehalte, rascher dem Abschlusse zuzuführen.

Zu dem gleichen Zwecke wollen wir einer Erscheinung unserer Tage eine kurze Betrachtung widmen. Die militärischen Niederlagen, welche Frankreich eben erlitt, sind ohne Vergleich schwerer, vernichtender, als das österreichische Mißgeschick vor vier Jahren. Frankreich wurde nicht wie Oesterreich von zwei selbstständig operirenden feindlichen Armeen

gleichzeitig im Norden und Süden angegriffen; es wurde nicht gezwungen seine Wehrkraft zu theilen und auf Kampfplätze zu dirigiren, die zweihundert Meilen voneinander entfernt lagen; es hatte nicht die Wahl von Zeit und Ort des Angriffs dem Gegner überlassen, es hatte nicht den Nachtheil einer schlechteren Bewaffnung und der mangelnden Erfahrung über preußische Kriegführung und Leistungsfähigkeit zu tragen, wie dieß alles bei Oesterreich der Fall war. Nun hat das letztere wohl schwere Niederlagen erlitten, aber in demselben Kriege auch glänzende Siege bei Custozza und Lissa und im Norden den entschiedenen Sieg vom 27. Juni bei Trautenau zu verzeichnen. Frankreich hat hingegen, trotz der weit günstigeren Constellation, nicht ein einziges nennenswerthes Gefecht siegreich bestanden, und die Zahl seiner gefangenen Soldaten kömmt der Stärke der ganzen französischen Armee nahezu gleich. Sedan bleibt eine kaum zu tilgende Schmach und jene 170,000 Mann in Metz, die den Hunger abwarteten um mit Ehren zu capituliren, haben die Symptome bedenklichster Art noch vermehrt. Wären sonach Schlachtenerfolge für die Lebensfähigkeit eines Staates entscheidend, müßte dann nicht vor allem Frankreich als der Auflösung verfallen betrachtet werden?

Und doch hat noch Niemand die Behauptung aufzustellen gewagt: mit den militärischen Niederlagen sei zugleich der staatliche Untergang Frankreichs besiegelt! Oesterreich wurde dagegen nach seinem letzten Kriege ohne weiteres als „Leichnam" qualificirt; es sollte seine Lebensfähigkeit auf dem Schlachtfelde erweisen, und da es diesen Beweis nicht erbrachte, so war seine Auflösung für die großen Politiker eine zweifellose Sache. Die Bezeichnung als Militärstaat verdient Frankreich doch weit eher als Oesterreich, und blättert man in den Büchern der Geschichte — vorausgesetzt daß sich heutzutage ein politisches Urtheil überhaupt um Geschichte kümmern würde — so erhält man die Belehrung, daß kein europäischer Staat gleich ernste Heimsuchungen und Be-

drängnisse erfahren und überwunden hat, als Oesterreich.

Das deutet doch wohl auf Lebenskraft, auf Hülfsquellen hin? Woher also jene widerspruchsvolle Meinung über Bestand und Untergang des einen und des anderen Staates? Die Frage ist des Nachdenkens werth, und dieses führt zur Erkenntniß der crassen Oberflächlichkeit mit der über Seyn oder Nichtseyn eines Staates abgeurtheilt wird. Frankreich ist das Muster eines centralisirten Staates, die moderne politische Doktrin feierte dort ihre Triumphe, der Eroberungszug des Liberalismus nahm dort seinen Ausgang — wer kann da noch an dem unvergänglichen Leben dieses Reiches zweifeln? Mögen jetzt auch alle Stützen wanken, mag sittliche Fäulniß die Fundamente des Staates bedrohen — das hat doch alles nur Napoleon III. gethan, er, der eine Mann hat 38 Millionen seiner Mitmenschen corrumpirt, und der Liberalismus, der dem allem schuldlos und machtlos gegenüberstand, wird seine Heilkraft — sobald nur dieser eine böse Mann beseitigt ist — wieder glänzend bewähren! In Oesterreich ist das alles anders. Die Centralisation will nicht gelingen, der Liberalismus kann keinen Sieg erringen, die Theorie den spröden Stoff nicht zwingen — dem Staat muß man das Grablied singen!

Die liberalen Ideen haben bisher ihre Kraft nur im Zerstören erprobt — siehe Frankreich! Der zähe Widerstand den diese Ideen in einem Staate erfahren, zeugt daher von fester Consistenz, von innerem Leben. Gelänge es der erwähnten Zeitrichtung auch Oesterreich als ihre Domäne zu behaupten, so wäre die Wirkung nirgends so verderblich als hier, wo das Centralisationsprincip niemals zur dauernden Geltung gelangen wird. Die Gesellschaftsatome, deren Bürgerrecht der Liberalismus so ängstlich schützt und pflegt, müssen aber durch politische Centralisation mechanisch zusammengefaßt werden, wenn das liberalistisch heimgesuchte Staatswesen nicht gänzlich zerfallen soll.

Oesterreich ist der einzige große Staatskörper in welchem die Bedingungen noch zahlreich vorhanden, um der politischen Freiheit einen höheren würdigeren Ausdruck zu geben, einer Freiheit die nicht organisch isolirt und mechanisch vereinigt, sondern die das mechanische Moment nur zum Schutz des organischen Schaffens und Gestaltens im kleinsten wie im größten und höchsten Lebenskreise verwerthet. Darin liegt die hohe Bedeutung dieses Reiches für eine bessere Zukunft, für einen wahren Fortschritt im Staatsleben, und das Kämpfen und Ringen in Oesterreich gegen die liberal-centralistische Vergewaltigung, auf welches man heute mitleidig, wo nicht verächtlich herabblickt, hat für den freieren Blick einen allgemeinen, weit über unsere Grenzmarken reichenden Werth. Ob dieser Kampf siegreich durchgefochten, ob seine tiefe Berechtigung noch bei Zeiten erkannt werden wird, um gleiche Gesinnung zu wecken und Bundesgenossen zu werben — ob nicht vielmehr auch hier der „moderne Staat" der Politik „mit Blut und Eisen" die Wege bereiten wird: das alles steht in Gottes Hand. Ueberrascht werden wir nicht seyn, wenn das letzte geschieht, denn die Verblendung, welche Gewalt und Freiheit nicht mehr auseinander zu halten weiß, ist zu einer Macht gediehen die möglicherweise wieder nur durch das Schwert umkommen wird.

Die Irrwege welche die Menschheit einschlägt, können an der Wahrheit des Satzes nichts ändern, daß kein Fortschritt denkbar ist ohne Beachtung der Continuität, des lebendigen bewußten Zusammenhanges zwischen Einst und Jetzt. Was losgelöst von der festen Lebensgrundlage als ein „Fortschritt" bezeichnet wird, ist im besten Falle ein „Sprung in's Dunkle". Mit Recht gilt aber Oesterreich unter den Continentalstaaten als Repräsentant dieser Continuität; die Art seiner Entstehung, der Grundzug seiner Entwicklung verleihen ihm diesen Beruf. Mit Oesterreichs Vernichtung würde das Band zerrissen, das dem europäischen Staatenverein einen inneren Halt gewährte, und die Geschicke Frank-

reichs würden fortan Weg und Ziel allen übrigen Staaten weisen.

Man schmäht die Monarchie, daß sie sich aus den Banden des Mittelalters nicht zu befreien vermöge. Feudal! das ist das vernichtende Wort, und merkwürdigerweise erfreuen sich die „Feudalen" noch immer einer viel besseren Gesundheit als ihre liberalen Schmäher. Niemand wird den tollen Gedanken fassen, mittelalterliche Zustände zu erneuern, aber Millionen vertreten hier die Ansicht, daß Fundamente welche die Geschichte gelegt, Rechte die sich geschichtlich entwickelt haben, nicht einem ephemeren Opportunitätsgebilde, einer doktrinären Lehrmeinung zum Opfer fallen dürfen. Die Gegenwart muß sich ihres Werdens, und hiemit ihres wahren Inhalts bewußt seyn, wenn sie mit dem Leben für das Leben wirken soll. Der Versuch eines gewaltsamen Zurückdrängens dieses Bewußtseyns erklärt den Kampf in Oesterreich, erklärt aber auch seine Tragweite für die ganze Staatenwelt.

Das ist der große Irrthum, aber zugleich auch das charakteristische Zeichen für die Richtung der Geister, daß man das Ringen der Völker und Parteien in Oesterreich als etwas specifisch Oesterreichisches, den Anderen Fremdes und Gleichgültiges, als eine Art erbitterten häuslichen Zwistes, ja selbst als eine tödtliche Krankheit, als marasmus senilis betrachtet. Man tadelt die Diplomaten, daß sie, in gänzlicher Verkennung der Solidarität der Völker und Staaten, im Princip der Nichtintervention, in dem gedankenlosen Geschehenlassen den Stein der Weisen gefunden zu haben glauben. Und doch folgen diese nur dem allgemeinen Zuge der Zeit, dem auch ihre Tadler größtentheils willig dienen, über der Verschiedenheit des Zweckes aber der Uebereinstimmung der Motive vergessen.

Berücksichtigen wir endlich auch noch die nationale Seite der Frage, die so gerne benützt wird um Oesterreichs Existenzfähigkeit zu verneinen. In diesem Reiche habe man

Proceß, der an ſeiner Natürlichkeit nur durch die begleitenden Umſtände eine bedenkliche Einbuße erleidet, insbeſondere durch den Umſtand daß ein Militärſtaat hiezu die Initiative ergreift, und der Geiſt der Eroberung keine andere Grenze kennt, als welche ihm ein mächtigerer Gegner ſetzt. In der Methode und nicht in der Sache ſelbſt iſt die Gefahr zu ſuchen, denn dieſe Methode führt wirklich in's Unabſehbare, weit hinaus über den nächſten Zweck. Mit dem üblichen Troſt: im Leben ſei dafür geſorgt daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen — iſt allerdings wenig geholfen.

Wir ſehen uns um andere vernünftigere Troſtgründe um. Der erſte der ſich uns darbietet iſt der, daß nicht bloß Niederlagen ſondern auch Siege zur Ermattung und Erſchöpfung führen, beſonders wenn ſie ſich in langer ununterbrochener Reihe folgen und die gebrachten Opfer von Sieg zu Sieg ſich ſteigern. Die Sehnſucht nach Frieden, nach dauernder Ruhe wird in Deutſchland allgemeiner und aufrichtiger ſeyn als in dem gedemüthigten, an Hülfsquellen und Elaſticität des Geiſtes aber reicheren Frankreich. Damit iſt für die bedrohten Nachbarn ſchon viel gewonnen, und wir möchten behaupten, daß ein Friedensſchluß nach Gravelotte oder Sedan für Süd und Oſt noch weit bedenklicher geweſen wäre. Die Schwierigkeiten der inneren Conſtituirung Deutſchlands, welche die Angriffskraft eine Zeit lang binden könnten, bringen wir dabei nicht hoch in Anſchlag. Das Jahr 1866 hat uns über die wunderbare Wirkung des Schlachtenerfolgs belehrt, und je größer der Einfluß iſt den die Liberalen in der deutſchen Politik ausüben, deſto geringer ſind die Hinderniſſe im Punkte der Principien und des Charakters. Das iſt keine Beleidigung ſondern ein unangreifbarer Erfahrungsſatz.

Was wir aber trotz alledem bezüglich des Zeitgewinns hoch anſchlagen, iſt der ſittliche Inhalt deutſchen Denkens und Fühlens der — eben mit der Zeit — die Betäubung durch Siegesruhm doch überwinden dürfte. Gehen wir in der Vertrauensſeligkeit auch nicht ſo weit wie Thomas Carlyle,

erwachte und gesteigerte nationale Drang der menschlichen Cultur andere Bedingungen vorzeichne? daß die Menschennatur im 19. Jahrhundert eine andere geworden sei? Die Leidenschaften sind durch jenen Drang allerdings bis in ihre tiefsten Tiefen aufgewühlt, das Erkenntnißvermögen ist hiedurch geschwächt und eine Bewegung voll Gefahren hervorgerufen worden, Gefahren die zunächst auf jenen Staat einstürmen der das Gegenbild nationaler Einheit darbietet. Möglich ist es allerdings, daß diese Gefahren bis zur Katastrophe, bis zur Vernichtung eines so gestalteten Gemeinwesens führen; aber diese Katastrophe gilt dann nicht Oesterreich allein, sie gilt der ganzen europäischen Cultur! Was wäre alles bisher Erlebte gegen dieses Ereigniß?

Wir haben wahrhaftig gelernt unsere Nerven für Ueberraschungen zu stählen, der Kreis der Möglichkeiten ist ungemein erweitert worden, aber trotzdem widerspricht doch die Annahme aller Vernunft, daß die Menschheit nach einer Entwicklung von Jahrtausenden gezwungen seyn werde ihren Bildungsgang von vorne anzufangen.

Der Zertrümmerung Oesterreichs durch national-politische Gewaltmittel würde die Bildung continentaler Nationalstaaten unmittelbar folgen. In diesen würden sich die Stammesgegensätze in vollster Freiheit, aber auch in vollster Einseitigkeit zu einer Schärfe ausbilden, die ein friedliches Nebeneinanderseyn der Nationen und Staaten ausschließt.

Wird die nationale Absonderung und Ausschließlichkeit zum Staatsprincip erhoben, so darf man vor dem Gedanken nicht zurückschrecken, daß dann der Krieg die normale Verkehrsform der Völker bildet, und es wird sich auch Niemand darüber täuschen, daß die aufgenommenen österreichischen Trümmer, durch Unterbrechung ihres bisherigen Interessenzuges, ihrer historischen Erinnerungen., die Eröffnung der neuen Kriegsära recht wirksam fördern werden.

Die allgemeinen Gesichtspunkte, denen wir bisher ge-

folgt sind, dürften zur Abwehr der Einwendung nicht genügen, daß alle hochpolitischen Erwägungen von zweifelhafterm Werthe seien, wenn bei einer verfehlten Regierungskunst die inneren Wirren Oesterreichs bis zu einer Art politischer Blutzersetzung führen.

Die Antwort folgt im nächsten Artikel.

LVIII.

Zeitläufe.

Rußland und der Krieg.

Sieben Wochen sind verflossen, seitdem wir in diesen Blättern auf das Geheimniß der russischen Stellung zu dem gegenwärtigen Kriege hingewiesen haben. Zahlreiche und unverdächtige Nachrichten aus dem Czarenreiche hatten damals bereits die Thatsache festgestellt, daß in Rußland nicht einerlei Sympathie und Meinung herrsche gegenüber den zwei kriegführenden Mächten; ja daß Czar Alexander eigentlich fast allein auf Seite Preußens stehe inmitten seiner Nation. Während der Czar seine Parteinahme gegen Frankreich durch Versendung zahlreicher Georgs-Kreuze in's preußische Hauptquartier bezeugte, wurden sogar dem Thronfolger entgegengesetzte Sympathien zugeschrieben. Wir fragten uns daher damals vor sieben Wochen, wie wohl die Czaren-Regierung die Spaltung zwischen Kopf und Herz Rußlands aufzuheben, wie sie den widerstrebenden Nationalgeist mit dieser ihrer Politik auszusöhnen gedenke?

Die Antwort konnte sich Jedermann selber geben; denn Jedermann weiß, nach welcher Weltgegend hin der Russe unter

allen Umständen seine Satisfaktion sucht. Konnte dem czarischen Volke gezeigt werden, daß aus der Niederarbeitung Frankreichs durch die preußischen Waffen ein Vortheil für Rußland im Orient hervorgehe, dann war Alles wieder gut. Wir liefen daher keine Gefahr, wenn wir vor sieben Wochen die Ansicht aussprachen: „In der That ist alle Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß die bedrohlichste Verwicklung des Jahrhunderts, die orientalische Frage, dem Sturze der französischen Machtstellung auf dem Fuße folgen wird. Was aber dann" *)?

Wie ein Blitz von heiterm Himmel ist der neueste Schritt Rußlands in die Kabinette der Diplomatie hineingefahren, vielleicht sogar das Hauptquartier in Versailles nicht ausgenommen. Ganz besonders ist man von der Form überrascht, die der Czaren-Hof seinem Auftreten gegen den Vertrag von 1856 zu geben beliebte. Unsererseits sind wir durch einen andern Umstand noch mehr überrascht, nämlich durch die Eile, womit Rußland den Rahm von der Milch abblasen und seinen Gewinn aus der welterschütternden Situation einstreichen zu müssen glaubte.

Darüber konnte wie gesagt kein Zweifel bestehen, daß der gegenwärtige Krieg in seinen Folgen auf die Verhältnisse im Orient mächtig zurückwirken und den großen Traktat von Paris seiner wesentlichsten Stützen berauben würde. Zugleich mit allen andern napoleonischen Werken mußte auch das zweifelhafte Kunstwerk der bonapartischen Diplomatie von 1856 hinfällig werden. Schon deßhalb, und abgesehen von einer fernern Zukunft, waren wir vor sieben Wochen der Meinung, daß der moskowitische Barbarismus der lachende Erbe aller der Tapfern seyn werde, die auf den französischen Schlachtfeldern von beiden Seiten zu Tausenden verbluten. Aber wie kommt es, daß Rußland nicht einmal die Beendigung des Kriegs abwartete, sondern wie der Dieb die Gelegenheit

*) Histor.-polit. Blätter. Heft vom 1. Oktober. S. 553.

kriegeriſche Aktion gegen Deutſchland mit Ausſicht auf Erfolg zu unternehmen."

Für ein Volk im Mittelpunkt Europa's ſind alle anderen Völker „Nachbarn", ihnen allen gilt daher dieſe unverhüllte Drohung, die um ſo beſſer verſtanden und gewürdigt werden wird, als der Krieg doch gewiß keine Frucht deutſcher Cultur iſt und das Stammesgefühl bei den nichtdeutſchen Völkern noch viel kräftiger reagirt. Die Zuverſicht daß die linguiſtiſche und geographiſche Trennung bei anderen Nationen, namentlich den Slaven, die Gemeinſamkeit des Handelns hindere, würde nicht lange vorhalten, denn wo ſo mächtige Gefühle zur Einigung drängen, fällt weder die Linguiſtik ſchwer in's Gewicht, noch vermögen räumliche Entfernungen den Gleichklang der Gedanken und Thaten zu ſtören.

Dem überſchwellenden Kraftgefühl des Siegers werden ſolche Erwägungen freilich wenig imponiren. Konnten wir ja ſchon eine Stimme aus preußiſchem Lager vernehmen die, bei der heiterſten Laune, mit cyniſcher Gleichgiltigkeit verkündete: „Der Kampf gegen die verbündeten Romanen und Slaven iſt unvermeidlich; er wird Ernſt werden!" Die furchtbarſte aller Conſequenzen der letzten „deutſchen That", der Racenkrieg, wird alſo ſchon als ſelbſtverſtändlich von denſelben Politikern hingenommen, die bisher nicht müde wurden den franzöſiſch-deutſchen Krieg als bittere Nothwehr edler Friedensfreunde darzuſtellen, welche die errungenen Erfolge nur als Bürgſchaften für die ungeſtörte Ruhe Europa's verwerthen wollten! Wer in Siegesfreuden ſchwelgt, mag in dieſem politiſchen Gaukelſpiel die Weisheit des Staatsmannes verehren; wer ſich aber den freien Gebrauch ſeiner Verſtandeskräfte gerettet hat, der wird erkennen, daß blinde Vermeſſenheit jede Macht der Erde ihrem Untergang entgegenführt, er wird erkennen, daß die Lebenszuſtände der Völker und Staaten Europa's, ſo viel ſie auch zu wünſchen übrig laſſen, doch eine Höhe der Entwicklung erreicht haben, die jedem Weltreichgedanken einen feſtgeſchloſſenen Kreis von Gegnern ſchafft,

geheimen Vertrag für den Fall der Niederlage sich der russischen Hülfe versichert haben. Graf Bismark hat zwar noch nie gesagt, was für Zugeständnisse Preußen dann hätte machen müssen, wenn die französische Bundesgenossenschaft aktiv geworden wäre; er hat immer nur behauptet, daß Preußen für die äußerst wohlwollende Neutralität des französischen Imperators irgendein Entgelt nie und nirgends versprochen habe. Möglicherweise ist dieß jetzt auch der Fall in Bezug auf Rußland. Um so begreiflicher wäre es aber dann, wenn man in St. Petersburg bei Zeiten Vorsorge treffen wollte, um nicht, gleich dem übertölpelten Imperator, später das leere Nachsehen zu haben, weil man versäumt hatte das Eisen im Glühen zu schmieden.

Allerdings geht die Analogie noch um ein Stück weiter. Es war die eigene Schuld der napoleonischen Verblendung, wenn die Vernichtung Oesterreichs als aktiver Großmacht durch deutsche Waffen als ein dem alten Verschwörer in Paris geleisteter Dienst geltend gemacht werden konnte; und um so mehr ist es für Rußland wirklich ein guter Dienst, daß die Macht jetzt durch preußische Waffen niedergearbeitet wird, welche sich vor Kurzem noch als der gefährlichste Gegner der orientalischen Czaren-Politik und als der mächtigste Verbündete des eigentlichen Rivalen Rußlands im Orient, nämlich Englands, erwiesen hat. Frankreich, durch preußische Siege definitiv gedemüthigt, hört auf ein gefährlicher Gegner Rußlands zu seyn, und in demselben Moment fängt es an ein gefährlicher Verbündeter Rußlands gegen die germanische Uebermacht zu werden. Nach dieser Richtung hin war also in St. Petersburg nichts zu besorgen. Wenn dort der erste Schritt gegen den Pariser Vertrag dennoch so auffallend beschleunigt wurde, so kann nach unserer Meinung die Absicht nur die seyn, Preußen zu einer Fixirung seiner orientalischen Politik zu zwingen, ehe es aller Verlegenheiten und Rücksichten sich überhoben fühlt, ehe es mit Einem Worte als absolutes „Weltreich" proklamirt ist. Denn sobald dieß

geſchehen ſeyn wird, gilt es nicht mehr die Kabinette von Berlin und Petersburg, ſondern den Pangermanismus wider den Panſlavismus.

Rußland will, daß alle Mächte insgeſammt Farbe bekennen in Bezug auf den Orient, Preußen aber insbeſondere. Man mag einwenden, die Stellung Preußens zu den orientaliſchen Dingen ſei ja längſt conſtatirt worden, zuletzt noch in der Zeit wo es allein unter allen europäiſchen Mächten im Krimkrieg für Rußland Partei nahm, und die Berliner Hofpartei die entgegengeſetzte Anſchauung des jetzt regierenden Königs von Preußen für intellektuellen „Vatermord" erklärte. Aber man vergißt, daß das Preußen von 1855 nicht mehr exiſtirt. Jenem alten Preußen konnte es gewiſſermaßen gleichgültig vorkommen, ob oder wie die Völker weit hinten in der Türkei aufeinander ſchlugen; ſobald aber Preußen zu einer Weltmacht oder zu einem „Weltreich" ausgewachſen ſeyn will, gibt es eine orientaliſche Frage in allem Ernſte auch für die Berliner Diplomatie*). Wäre es auch nur weil dann die Intereſſen der ſüddeutſchen Donau nicht weniger von Berlin aus beſorgt werden müſſen als die der Elbe und des Rheins. Von einem gewiſſen Standpunkt aus könnte

*) Im Oktober des vorigen Jahres iſt unter dem Namen „das politiſche Teſtament Fuad Paſcha's", des kurz vorher verſtorbenen Pforten-Miniſters, ein ſehr merkwürdiges Dokument durch die großen Zeitungen gegangen. Erſt heute iſt nachfolgende Stelle desſelben vollkommen verſtändlich. „Preußen iſt bisher in allen unſeren öſtlichen Verwicklungen faſt indifferent geblieben; es iſt wohl möglich, bei ſeiner überſtürzenden Politik, daß es ſogar ſoweit geht uns ſeinen Planen zur Einigung Deutſchlands aufzuopfern. Aber ebenſo gewiß iſt es, daß es nach Vollendung der unvermeidlichen Einheit Deutſchlands nicht länger verkennen wird, daß es ebenſo ſehr bei der orientaliſchen Frage intereſſirt iſt wie irgendeine andere europäiſche Macht. Unter allen Umſtänden gebe Gott, daß es nicht die Erbſchaft Oeſterreichs erkauft habe, indem es unſere Feinde zur unwiderruflichen Beſitzergreifung unſerer europäiſchen Provinzen drängt." (Gerade das iſt jetzt die Frage.)

man sagen, Rußland sei durch die preußischen Waffen im Jahre 1866 an Oesterreich und im Jahre 1870 an Frankreich gerächt worden; gerade durch die zwei großen Krisen aber ist die alte Welt des Czaren Nikolaus vollends untergegangen, und in der eingetretenen neuen Welt dürfte keine Umkehr der Verhältnisse sicherer bevorstehen als derjenigen zwischen Preußen und Rußland, mit andern Worten zwischen der deutschen und der slavischen Nationalmonarchie.

Das russische Cirkular vom 31. Oktober hat einen Schrei des Entsetzens hervorgerufen von London bis Constantinopel. Die erste Aeußerung aller Welt lautete aber dahin, daß die materielle Forderung des russischen Kabinets weniger erschreckend sei als die schlechthin intolerable Form und Motivirung seines Auftretens. Rußland erklärt nämlich ohne weiters, daß es an den zweiten Zusatzvertrag des Pariser Traktats sich nicht mehr gebunden erachte und denselben, ohne die Garantie- oder die vertragschließenden Mächte überhaupt nur zu fragen, dem Sultan einfach kündigen werde. Die Gründe für ein solches jedem Begriff von Vertragsrecht Hohn sprechendes Verfahren sind sehr allgemeiner Natur; das Cirkular sagt einfach: andere Mächte sind ebenso mit europäischen Verträgen umgesprungen.

In der That wird sich mit Worten schwer aufkommen lassen gegen diese Argumentation des russischen Kanzlers. Mit einziger Ausnahme Oesterreichs hat nicht eine einzige Macht sich geschent thatsächlich den Grundsatz zu proklamiren, daß Verträge nur Chimäre seien. Gerade in dem Augenblick wo das russische Cirkular geschrieben wurde, ging zuletzt noch Preußen daran über den Vertrag von 1866 hinwegzuschreiten wie über ein beschmutztes Stück Papier, ohne bei dem Mitpaciscenten in Wien auch nur Höflichkeits halber anzufragen. Schon in dem unschuldigen Kindesalter von vier Jahren soll auch dieser Vertrag zu den Todten gelegt werden. Was thut Rußland somit Anderes als daß es unter den Ereignissen von 1859, 1866 und 1870 den Ab-

rechnungsstrich zieht, und das Facit angibt: aus und Amen sei es mit dem europäischen Vertragsrecht. Uns kann dieser Ausspruch am wenigsten überraschen.

Hätte nur nicht Rußland selbst in allen drei großen Krisen — und in den zwei letzten unverkennbar als heimlicher Bundesgenosse Preußens — das Möglichste gethan um einen solchen Zustand der Dinge herbeizuführen, so könnte man der Klage seines Cirkulars vom 31. Oktober sogar ein aufrichtiges Mitgefühl nicht versagen. „Die mehrfach aufeinander folgenden Veränderungen welche die als die Grundlage des europäischen Gleichgewichts angesehenen Transaktionen in den letzten Jahren erlitten, haben das kaiserliche Kabinett in die Nothwendigkeit versetzt die daraus für die politische Stellung Rußlands hervorgehenden Consequenzen zu erwägen . . . Die Mehrzahl der europäischen Transaktionen ist von Abweichungen betroffen worden, Angesichts derer es schwer wäre zu behaupten, daß das auf die Achtung der Verträge, als Grundlage des öffentlichen Rechts und Regel für die Beziehungen zwischen den Staaten, begründete geschriebene Recht dieselbe moralische Sanktion bewahrt habe die es zu anderen Zeiten gehabt haben mag." Fürst Gortschakoff hat Recht: es gibt überhaupt keine politische Moral mehr. Aber unter den Todtschlägern der politischen Rechtsachtung nimmt er selbst einen heimlichen Platz im dreiblätterigen Kleeblatt ein.

Als hauptsächlichste Abweichung von den Bestimmungen des Pariser Vertrags werden in dem russischen Cirkular die Vorgänge mit den Donaufürstenthümern angeführt: daß nämlich die Moldau und Walachei zuvörderst zur Union und dann zur Berufung eines fremden Fürsten zugelassen worden seien. Beides verstieß allerdings schnurstracks gegen den Geist wie gegen den Buchstaben des Vertrags. Die in dem Vertrag verbotene Unirung der Fürstenthümer hatte bereits stattgefunden ehe die Unterschriften des Traktats noch recht trocken geworden waren; der vertragswidrige Fürst aber ist ein hohen-

zollern'scher Prinz, der durch eine zwischen Graf Bismark und dem französischen Imperator gesponnene Intrigue*) während der Kriegsrüstungen gegen Oesterreich nach Bukarest eingeschwärzt wurde und jetzt von Einem Tage zum andern auf dem Punkte steht die Unabhängigkeit der rumänischen Krone von dem türkischen Sultanat zu erklären. Man hat dem Grafen Bismark dazumal den hinter dem Rücken Oesterreichs gespielten Streich hoch angerechnet, noch höher wird er jetzt von Rußland als enorme Verletzung des internationalen Rechts in Anschlag gebracht. Indeß wollen wir uns nicht aufhalten bei der Frage, ob im Frühjahr 1866 ein leiser Wink Rußlands in Berlin nicht hingereicht hätte die Wahl des hohenzollern'schen Prinzen Karl zum Fürsten von Rumänien zu hindern.

Man kann sich in St. Petersburg auch im Allgemeinen darauf berufen, daß die materiellen Bestimmungen des Vertrags von 1856 schon zehn Jahre später von hervorragenden Garantie-Mächten sehr auf die leichte Achsel genommen worden seien. Der Schlag von Sadowa hatte auch die orientalischen Machtstellungen tief erschüttert. Herr von Beust war kaum in seine Stellung an der Spitze der österreichischen Diplomatie eingetreten, so stellte er am 1. Januar 1856 aus

*) Von Wien aus ist damals zwar behauptet worden: die Aufstellung der hohenzollern'schen Candidatur in Bukarest sei zwischen Berlin und Florenz abgekartet worden, um Oesterreich eine Diversion an seinen Ostgrenzen zu machen, und sie sei den Kabinetten von Paris, Petersburg und Wien vollständig unerwartet gekommen (vgl. z. B. Allg. Zeitung vom 23. April 1866). In der That war der französische Vorschlag zunächst dahin gegangen, an die Stelle des verjagten Unions-Fürsten Cusa einen einheimischen Hospodar auf einige Jahre zu wählen. Indeß konnte im Frühjahr von 1866 sicherlich keine politische Abmachung zwischen Berlin und Florenz reussiren ohne Vorwissen und Genehmigung der Tuilerien. Auch ist wohl zu beachten, daß die Union und der fremde Prinz in Rumänien das ursprüngliche, schon vor den Pariser Conferenzen eifrig empfohlene, Projekt Napoleons gewesen war.

es nicht verſtanden, die ſpäter erworbenen Beſtandtheile dem urſprünglichen Beſitz zu aſſimiliren, d. h. zu germaniſiren, daher die jetzt eingetretene Machtperiode der nationalen Idee für Oeſterreich verderblich ſeyn müſſe. Dieſer Vorwurf wird namentlich in Deutſchland faſt allgemein erhoben und beweist — mit allem Freimuth ſei es geſagt — daß die deutſche Objektivität den nationalen Beſtrebungen der Gegenwart gegenüber nicht Stand zu halten wußte. Dieſer Vorwurf ſchließt das Begehren in ſich, Oeſterreich hätte bei guter Zeit alle ſeine nichtdeutſchen Volks-Stämme entnationaliſiren ſollen, damit bei dem Eintritt jener gewaltigen nationalen Regung alle Vortheile der deutſchen Nation zufallen möchten. Man weist hin auf das hohe entſcheidende Intereſſe europäiſcher Cultur — vergißt aber dabei, daß die Nationen gerade in ihrer Verſchiedenheit ſelbſt zu den wichtigſten Culturmomenten zählen.

Dieſer Gegenſtand würde eine beſondere und eingehendere Erörterung verdienen, als es uns an dieſer Stelle möglich iſt. Nur Eines wollen wir hervorheben.

Die Aſſimilirung bedeutender und lebensfähiger Volkselemente iſt, wie die Geſchichte lehrt, immer nur auf dem Wege der Gewalt vollzogen worden. Gewalt braucht der Eroberer und nicht jener deſſen Recht dem Vertragsboden entſtammt. Wo die ſittliche Grundlage zu ſuchen ſei, iſt unſchwer zu erkennen; gilt dieſe aber heute nichts mehr, dann iſt allen Staaten ihr Urtheil geſprochen.

In Oeſterreich haben ſich Zweige aller großen Volksſtämme Europas zu einem politiſchen Ganzen vereinigt. Wir erblicken darin eine providentielle Fügung, eine wichtige, ja unerläßliche Bürgſchaft der europäiſchen Cultur. Schon die einfache Erwägung, daß der geiſtige Fortſchritt durch Berührung und Ergänzung verſchiedener individueller Anlagen und Kräfte bedingt ſei, führt zur Erkenntniß der hohen culturgeſchichtlichen Bedeutung einer ſolchen ſtaatlichen Bildung. Sollte nun wirklich anzunehmen ſeyn, daß der

erwachte und geſteigerte nationale Drang der menſchlichen Cultur andere Bedingungen vorzeichne? daß die Menſchennatur im 19. Jahrhundert eine andere geworden ſei? Die Leidenſchaften ſind durch jenen Drang allerdings bis in ihre tiefſten Tiefen aufgewühlt, das Erkenntnißvermögen iſt hiedurch geſchwächt und eine Bewegung voll Gefahren hervorgerufen worden, Gefahren die zunächſt auf jenen Staat einſtürmen der das Gegenbild nationaler Einheit darbietet. Möglich iſt es allerdings, daß dieſe Gefahren bis zur Kataſtrophe, bis zur Vernichtung eines ſo geſtalteten Gemeinweſens führen; aber dieſe Kataſtrophe gilt dann nicht Oeſterreich allein, ſie gilt der ganzen europäiſchen Cultur! Was wäre alles bisher Erlebte gegen dieſes Ereigniß?

Wir haben wahrhaftig gelernt unſere Nerven für Ueberraſchungen zu ſtählen, der Kreis der Möglichkeiten iſt ungemein erweitert worden, aber trotzdem widerſpricht doch die Annahme aller Vernunft, daß die Menſchheit nach einer Entwicklung von Jahrtauſenden gezwungen ſeyn werde ihren Bildungsgang von vorne anzufangen.

Der Zertrümmerung Oeſterreichs durch national-politiſche Gewaltmittel würde die Bildung continentaler Nationalſtaaten unmittelbar folgen. In dieſen würden ſich die Stammesgegenſätze in vollſter Freiheit, aber auch in vollſter Einſeitigkeit zu einer Schärfe ausbilden, die ein friedliches Nebeneinanderſeyn der Nationen und Staaten ausſchließt.

Wird die nationale Abſonderung und Ausſchließlichkeit zum Staatsprincip erhoben, ſo darf man vor dem Gedanken nicht zurückſchrecken, daß dann der Krieg die normale Verkehrsform der Völker bildet, und es wird ſich auch Niemand darüber täuſchen, daß die aufgenommenen öſterreichiſchen Trümmer, durch Unterbrechung ihres bisherigen Intereſſenzuges, ihrer hiſtoriſchen Erinnerungen., die Eröffnung der neuen Kriegsära recht wirkſam fördern werden.

Die allgemeinen Geſichtspunkte, denen wir bisher ge-

eine Herausforderung von der unerhörtesten Frechheit. Was ist die Beleidigung der Ehre von Ems gegen eine solche Beleidigung! Mit Recht hat sich daher sofort die Frage auf alle Lippen gedrängt, was die Garantie-Mächte zur Wahrung ihrer „Ehre“ thun werden? Vor dem Monat Juli 1870 hätten sich wohl alle Augen zuerst auf Frankreich gerichtet. Jetzt richten sie sich ausschließlich auf England. Entschließt sich England als hauptsächlichst Betheiligter zum bittern Ernste, dann wird Oesterreich nicht zurückbleiben können. Dafür werden, unbeirrt durch das wie immer blödsinnige Geschrei der Deutschliberalen, die Magyaren zu sorgen wissen. Auch Italien hat sich stets berühmt, daß keine Verwicklung im Orient es als aufstrebende Mittelmeer-Macht unberührt lassen könne, und da dießmal hinterrücks keine Provinzen zu rauben und zu stehlen seyn dürften, so würde man sich in Florenz wohl auf die Seite der Nachbarn stellen müssen.

Problematisch wäre nur die Haltung des Nordbunds in der Frage. Preußen ist erst spät zu den Pariser Conferenzen zugelassen worden, „zum Kaffee“ wie der Pariser Witz sich ausgedrückt hat; es hat zwar den Vertrag vom 30. März unterzeichnet, aber nicht den vom 15. April. Sollte man in Berlin auf Grund dieser Thatsachen eine Ausnahmsstellung beanspruchen, so fragt es sich nur, ob dieselbe zugestanden werden wird oder unter den obwaltenden Umständen aufrechterhalten werden kann. In einem allgemeinen europäischen Getümmel würde es bald genug heißen: wer nicht für mich ist, der ist wider mich; zum „Vermittler“ scheint eine Macht die den Grafen Bismark zum Leiter hat — überhaupt verdorben.

Es ist schwer zu ermessen, was sich der russische Kanzler über die nächsten Folgen seines Schritts vom 31. Oktober denn eigentlich gedacht haben mag. Allerdings fehlt es in der Rundschrift nicht an begütigenden Versicherungen: der Czar habe keinen andern Wunsch als den Frieden . er trage

allen Umſtänden ſeine Satisfaktion ſucht. Konnte dem czariſchen Volke gezeigt werden, daß aus der Niederarbeitung Frankreichs durch die preußiſchen Waffen ein Vortheil für Rußland im Orient hervorgehe, dann war Alles wieder gut. Wir liefen daher keine Gefahr, wenn wir vor ſieben Wochen die Anſicht ausſprachen: „In der That iſt alle Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daß die bedrohlichſte Verwicklung des Jahrhunderts, die orientaliſche Frage, dem Sturze der franzöſiſchen Machtſtellung auf dem Fuße folgen wird. Was aber dann“ *)?

Wie ein Blitz von heiterm Himmel iſt der neueſte Schritt Rußlands in die Kabinette der Diplomatie hineingefahren, vielleicht ſogar das Hauptquartier in Verſailles nicht ausgenommen. Ganz beſonders iſt man von der Form überraſcht, die der Czaren-Hof ſeinem Auftreten gegen den Vertrag von 1856 zu geben beliebte. Unſererſeits ſind wir durch einen andern Umſtand noch mehr überraſcht, nämlich durch die Eile, womit Rußland den Rahm von der Milch abblaſen und ſeinen Gewinn aus der welterſchütternden Situation einſtreichen zu müſſen glaubte.

Darüber konnte wie geſagt kein Zweifel beſtehen, daß der gegenwärtige Krieg in ſeinen Folgen auf die Verhältniſſe im Orient mächtig zurückwirken und den großen Traktat von Paris ſeiner weſentlichſten Stützen berauben würde. Zugleich mit allen andern napoleoniſchen Werken mußte auch das zweifelhafte Kunſtwerk der bonapartiſchen Diplomatie von 1856 hinfällig werden. Schon deßhalb, und abgeſehen von einer fernern Zukunft, waren wir vor ſieben Wochen der Meinung, daß der moskowitiſche Barbarismus der lachende Erbe aller der Tapfern ſeyn werde, die auf den franzöſiſchen Schlachtfeldern von beiden Seiten zu Tauſenden verbluten. Aber wie kommt es, daß Rußland nicht einmal die Beendigung des Kriegs abwartete, ſondern wie der Dieb die Gelegenheit

*) Hiſtor.-polit. Blätter. Heft vom 1. Oktober. S. 553.

benützt, wo die Bewohner eines civiliſirten Hauſes ſich untereinander die Köpfe blutig ſchlagen?

Darauf iſt die Antwort nicht ſo leicht. Forderte die Aufregung der national-ruſſiſchen Geiſter die beſchleunigte Anwendung beruhigender Mittel, oder ſchienen vielleicht die diplomatiſchen Gewohnheiten des Grafen Bismark in St. Petersburg zur Eile zu gemahnen? Dürfte man annehmen, daß beide Motive zuſammengewirkt haben, ſo wäre das letztere ſicherlich von beſonderem Intereſſe. Es ſoll einmal ein öſterreichiſcher Diplomat bezüglich der ruſſiſchen Pacifikation Ungarns den Ausſpruch gethan haben: „Oeſterreich werde die Welt in Erſtaunen ſetzen durch die Größe ſeines Undanks.“ Sollte die epidemiſch auftretende Furcht des Ruſſenthums vor dem anwachſenden Uebergewicht Preußens die Czaren-Diplomatie denn doch zu einem eingehendern Studium der berühmten „Enthüllungen“ des norddeutſchen Bundeskanzlers veranlaßt haben? Daraus hätte ſich dann freilich ergeben, daß der politiſche Undank keine ſpecifiſch öſterreichiſche Untugend iſt; und man konnte ſich in St. Petersburg die Gefahr nicht verbergen, daß Rußland eines Tages dieſelben Erfahrungen mit der Bismark'ſchen Politik machen dürfte, wie ſie der franzöſiſche Imperator zu ſeinem Verderben gemacht hat, nachdem er den rechten Moment zum Zugreifen verpaßt hatte.

Die Analogie iſt evident. Nirgends mehr als in der Politik gilt das Wort: „umſonſt ſei nur der Tod“. Der geſtürzte Imperator hat der preußiſchen Politik Einmal ſeine guten Dienſte geliehen und ihr zu dem Gewaltſchritt gegen Oeſterreich den Rücken gedeckt. Der ruſſiſche Czar hat dem Grafen Bismark ſolchen Dienſt zweimal geleiſtet. Hätte Oeſterreich im Jahre 1866 Vortheile errungen über die preußiſchen Waffen, ſo wäre Frankreich als offener Bundesgenoſſe Preußens aufgetreten; der Vertrag bedurfte wie bekannt nur mehr der preußiſchen Unterſchrift. In dem Kriege gegen Frankreich ſoll Preußen ſogar durch einen förmlichen

geheimen Vertrag für den Fall der Niederlage ſich der ruſſiſchen Hülfe verſichert haben. Graf Bismark hat zwar noch nie geſagt, was für Zugeſtändniſſe Preußen dann hätte machen müſſen, wenn die franzöſiſche Bundesgenoſſenſchaft aktiv geworden wäre; er hat immer nur behauptet, daß Preußen für die äußerſt wohlwollende Neutralität des franzöſiſchen Imperators irgendein Entgelt nie und nirgends verſprochen habe. Möglicherweiſe iſt dieß jetzt auch der Fall in Bezug auf Rußland. Um ſo begreiflicher wäre es aber dann, wenn man in St. Petersburg bei Zeiten Vorſorge treffen wollte, um nicht, gleich dem übertölpelten Imperator, ſpäter das leere Nachſehen zu haben, weil man verſäumt hatte das Eiſen im Glühen zu ſchmieden.

Allerdings geht die Analogie noch um ein Stück weiter. Es war die eigene Schuld der napoleoniſchen Verblendung, wenn die Vernichtung Oeſterreichs als aktiver Großmacht durch deutſche Waffen als ein dem alten Verſchwörer in Paris geleiſteter Dienſt geltend gemacht werden konnte; und um ſo mehr iſt es für Rußland wirklich ein guter Dienſt, daß die Macht jetzt durch preußiſche Waffen niedergearbeitet wird, welche ſich vor Kurzem noch als der gefährlichſte Gegner der orientaliſchen Czaren-Politik und als der mächtigſte Verbündete des eigentlichen Rivalen Rußlands im Orient, nämlich Englands, erwieſen hat. Frankreich, durch preußiſche Siege definitiv gedemüthigt, hört auf ein gefährlicher Gegner Rußlands zu ſeyn, und in demſelben Moment fängt es an ein gefährlicher Verbündeter Rußlands gegen die germaniſche Uebermacht zu werden. Nach dieſer Richtung hin war alſo in St. Petersburg nichts zu beſorgen. Wenn dort der erſte Schritt gegen den Pariſer Vertrag dennoch ſo auffallend beſchleunigt wurde, ſo kann nach unſerer Meinung die Abſicht nur die ſeyn, Preußen zu einer Fixirung ſeiner orientaliſchen Politik zu zwingen, ehe es aller Verlegenheiten und Rückſichten ſich überhoben fühlt, ehe es mit Einem Worte als abſolutes „Weltreich“ proklamirt iſt. Denn ſobald dieß

eine Herausforderung von der unerhörteſten Frechheit. Was iſt die Beleidigung der Ehre von Ems gegen eine ſolche Beleidigung! Mit Recht hat ſich daher ſofort die Frage auf alle Lippen gedrängt, was die Garantie-Mächte zur Wahrung ihrer „Ehre“ thun werden? Vor dem Monat Juli 1870 hätten ſich wohl alle Augen zuerſt auf Frankreich gerichtet. Jetzt richten ſie ſich ausſchließlich auf England. Entſchließt ſich England als hauptſächlichſt Betheiligter zum bittern Ernſte, dann wird Oeſterreich nicht zurückbleiben können. Dafür werden, unbeirrt durch das wie immer blödſinnige Geſchrei der Deutſchliberalen, die Magyaren zu ſorgen wiſſen. Auch Italien hat ſich ſtets berühmt, daß keine Verwicklung im Orient es als aufſtrebende Mittelmeer-Macht unberührt laſſen könne, und da dießmal hinterrücks keine Provinzen zu rauben und zu ſtehlen ſeyn dürften, ſo würde man ſich in Florenz wohl auf die Seite der Nachbarn ſtellen müſſen.

Problematiſch wäre nur die Haltung des Nordbunds in der Frage. Preußen iſt erſt ſpät zu den Pariſer Conferenzen zugelaſſen worden, „zum Kaffee“ wie der Pariſer Witz ſich ausgedrückt hat; es hat zwar den Vertrag vom 30. März unterzeichnet, aber nicht den vom 15. April. Sollte man in Berlin auf Grund dieſer Thatſachen eine Ausnahmsſtellung beanſpruchen, ſo fragt es ſich nur, ob dieſelbe zugeſtanden werden wird oder unter den obwaltenden Umſtänden aufrechterhalten werden kann. In einem allgemeinen europäiſchen Getümmel würde es bald genug heißen: wer nicht für mich iſt, der iſt wider mich; zum „Vermittler“ ſcheint eine Macht die den Grafen Bismark zum Leiter hat — überhaupt verdorben.

Es iſt ſchwer zu ermeſſen, was ſich der ruſſiſche Kanzler über die nächſten Folgen ſeines Schritts vom 31. Oktober denn eigentlich gedacht haben mag. Allerdings fehlt es in der Rundſchrift nicht an begütigenden Verſicherungen: der Czar habe keinen andern Wunſch als den Frieden, er trage

erwachte und gesteigerte nationale Drang der menschlichen Cultur andere Bedingungen vorzeichne? daß die Menschennatur im 19. Jahrhundert eine andere geworden sei? Die Leidenschaften sind durch jenen Drang allerdings bis in ihre tiefsten Tiefen aufgewühlt, das Erkenntnißvermögen ist hiedurch geschwächt und eine Bewegung voll Gefahren hervorgerufen worden, Gefahren die zunächst auf jenen Staat einstürmen der das Gegenbild nationaler Einheit darbietet. Möglich ist es allerdings, daß diese Gefahren bis zur Katastrophe, bis zur Vernichtung eines so gestalteten Gemeinwesens führen; aber diese Katastrophe gilt dann nicht Oesterreich allein, sie gilt der ganzen europäischen Cultur! Was wäre alles bisher Erlebte gegen dieses Ereigniß?

Wir haben wahrhaftig gelernt unsere Nerven für Ueberraschungen zu stählen, der Kreis der Möglichkeiten ist ungemein erweitert worden, aber trotzdem widerspricht doch die Annahme aller Vernunft, daß die Menschheit nach einer Entwicklung von Jahrtausenden gezwungen seyn werde ihren Bildungsgang von vorne anzufangen.

Der Zertrümmerung Oesterreichs durch national-politische Gewaltmittel würde die Bildung continentaler Nationalstaaten unmittelbar folgen. In diesen würden sich die Stammesgegensätze in vollster Freiheit, aber auch in vollster Einseitigkeit zu einer Schärfe ausbilden, die ein friedliches Nebeneinanderseyn der Nationen und Staaten ausschließt.

Wird die nationale Absonderung und Ausschließlichkeit zum Staatsprincip erhoben, so darf man vor dem Gedanken nicht zurückschrecken, daß dann der Krieg die normale Verkehrsform der Völker bildet, und es wird sich auch Niemand darüber täuschen, daß die aufgenommenen österreichischen Trümmer, durch Unterbrechung ihres bisherigen Interessenzuges, ihrer historischen Erinnerungen., die Eröffnung der neuen Kriegsära recht wirksam fördern werden.

Die allgemeinen Gesichtspunkte, denen wir bisher ge-

ſie nicht fordern, weil er ſie nicht erzwingen kann; er hat nur die Macht das äußerliche Recht, die äußerlich rechtliche Handlung zu erzwingen, und ſomit nur legale, geſetzliche Handlungen, nicht aber das innere Recht, das auf rechtlicher Geſinnung beruht und nicht vom Sittengeſetze getrennt werden kann. Er hat mit ſeiner Gewalt kein Verhältniß zur Sittlichkeit. Aber damit daß der Staat nur legale Handlungen erzwingen kann, iſt nicht geſagt, daß es ihm gleichgültig ſei, ob der legalen Handlung auch rechtliche und ſomit ſittliche Geſinnung entſpreche. Der Staat muß die Geſinnung wünſchen, aber er hat kein Mittel, weder ſie zu erzeugen noch ſie zu erzwingen. Er muß ſie gewiſſermaßen vorausſetzen, ſowie der Einzelne im Urtheil über den Andern vorausſetzen muß, daß der Andere rechtlich ſittliche Geſinnung habe, und nur, wenn er thatſächlich vom Gegentheil überzeugt iſt, anders denken muß, ſo um ſo mehr der Staat. Ein Staat kann daher auch nicht die Geſinnung, ſondern nur die ungerechte That beurtheilen, inſofern ſie gegen das Geſetz iſt, alſo auch nur wieder, inſofern das Recht einen äußeren geſetzlichen Ausdruck gefunden hat. Das äußere Geſetz muß daher auch dem Recht entſprechen, wie dieſes auf dem Sittengeſetze ruht, und dadurch nimmt der Staat ſelbſt Theil an der Sittlichkeit und wird nur inſofern ſelbſt eine ſittliche Macht. Recht iſt daher nicht gleich mit dem was Geſetz. Geſetze können auch dem Rechte widerſprechen und ſo ungerecht und unſittlich ſeyn. Das Recht als poſitives iſt eben nur der concrete Ausdruck der beſtehenden Ordnung und der wechſelſeitigen Verflechtung der einzelnen Sphären und ruht, wie wir geſehen, auf der ewigen Rechtsidee, die unabhängig vom Einzelnen in der ewigen Ordnung gründet, und gegen welche Niemand gleichgültig ſeyn darf, und am wenigſten der Staat. Dieſer darf daher nicht rütteln am Rechte, weder am poſitiven noch am ewigen, wie es der moderne Staat will, der ſein zufälliges Geſetz als das Gewiſſen ſeiner Angehörigen hinſtellen möchte.

allen Umſtänden ſeine Satisfaktion ſucht. Konnte dem czariſchen Volke gezeigt werden, daß aus der Niederarbeitung Frankreichs durch die preußiſchen Waffen ein Vortheil für Rußland im Orient hervorgehe, dann war Alles wieder gut. Wir liefen daher keine Gefahr, wenn wir vor ſieben Wochen die Anſicht ausſprachen: „In der That iſt alle Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daß die bedrohlichſte Verwicklung des Jahrhunderts, die orientaliſche Frage, dem Sturze der franzöſiſchen Machtſtellung auf dem Fuße folgen wird. Was aber dann“ *)?

Wie ein Blitz von heiterm Himmel iſt der neueſte Schritt Rußlands in die Kabinette der Diplomatie hineingefahren, vielleicht ſogar das Hauptquartier in Verſailles nicht ausgenommen. Ganz beſonders iſt man von der Form überraſcht, die der Czaren-Hof ſeinem Auftreten gegen den Vertrag von 1856 zu geben beliebte. Unſererſeits ſind wir durch einen andern Umſtand noch mehr überraſcht, nämlich durch die Eile, womit Rußland den Rahm von der Milch abblaſen und ſeinen Gewinn aus der welterſchütternden Situation einſtreichen zu müſſen glaubte.

Darüber konnte wie geſagt kein Zweifel beſtehen, daß der gegenwärtige Krieg in ſeinen Folgen auf die Verhältniſſe im Orient mächtig zurückwirken und den großen Traktat von Paris ſeiner weſentlichſten Stützen berauben würde. Zugleich mit allen andern napoleoniſchen Werken mußte auch das zweifelhafte Kunſtwerk der bonapartiſchen Diplomatie von 1856 hinfällig werden. Schon deßhalb, und abgeſehen von einer fernern Zukunft, waren wir vor ſieben Wochen der Meinung, daß der moskowitiſche Barbarismus der lachende Erbe aller der Tapfern ſeyn werde, die auf den franzöſiſchen Schlachtfeldern von beiden Seiten zu Tauſenden verbluten. Aber wie kommt es, daß Rußland nicht einmal die Beendigung des Kriegs abwartete, ſondern wie der Dieb die Gelegenheit

*) Hiſtor.-polit. Blätter. Heft vom 1. Oktober. S. 553.

benützt, wo die Bewohner eines civiliſirten Hauſes ſich untereinander die Köpfe blutig ſchlagen?

Darauf iſt die Antwort nicht ſo leicht. Forderte die Aufregung der national-ruſſiſchen Geiſter die beſchleunigte Anwendung beruhigender Mittel, oder ſchienen vielleicht die diplomatiſchen Gewohnheiten des Grafen Bismark in St. Petersburg zur Eile zu gemahnen? Dürfte man annehmen, daß beide Motive zuſammengewirkt haben, ſo wäre das letztere ſicherlich von beſonderem Intereſſe. Es ſoll einmal ein öſterreichiſcher Diplomat bezüglich der ruſſiſchen Pacifikation Ungarns den Ausſpruch gethan haben: „Oeſterreich werde die Welt in Erſtaunen ſetzen durch die Größe ſeines Undanks.“ Sollte die epidemiſch auftretende Furcht des Ruſſenthums vor dem anwachſenden Uebergewicht Preußens die Czaren-Diplomatie denn doch zu einem eingehendern Studium der berühmten „Enthüllungen“ des norddeutſchen Bundeskanzlers veranlaßt haben? Daraus hätte ſich dann freilich ergeben, daß der politiſche Undank keine ſpecifiſch öſterreichiſche Untugend iſt; und man konnte ſich in St. Petersburg die Gefahr nicht verbergen, daß Rußland eines Tages dieſelben Erfahrungen mit der Bismark'ſchen Politik machen dürfte, wie ſie der franzöſiſche Imperator zu ſeinem Verderben gemacht hat, nachdem er den rechten Moment zum Zugreifen verpaßt hatte.

Die Analogie iſt evident. Nirgends mehr als in der Politik gilt das Wort: „umſonſt ſei nur der Tod“. Der geſtürzte Imperator hat der preußiſchen Politik Einmal ſeine guten Dienſte geliehen und ihr zu dem Gewaltſchritt gegen Oeſterreich den Rücken gedeckt. Der ruſſiſche Czar hat dem Grafen Bismark ſolchen Dienſt zweimal geleiſtet. Hätte Oeſterreich im Jahre 1866 Vortheile errungen über die preußiſchen Waffen, ſo wäre Frankreich als offener Bundesgenoſſe Preußens aufgetreten; der Vertrag bedurfte wie bekannt nur mehr der preußiſchen Unterſchrift. In dem Kriege gegen Frankreich ſoll Preußen ſogar durch einen förmlichen

geheimen Vertrag für den Fall der Niederlage ſich der ruſſiſchen Hülfe verſichert haben. Graf Bismark hat zwar noch nie geſagt, was für Zugeſtändniſſe Preußen dann hätte machen müſſen, wenn die franzöſiſche Bundesgenoſſenſchaft aktiv geworden wäre; er hat immer nur behauptet, daß Preußen für die äußerſt wohlwollende Neutralität des franzöſiſchen Imperators irgendein Entgelt nie und nirgends verſprochen habe. Möglicherweiſe iſt dieß jetzt auch der Fall in Bezug auf Rußland. Um ſo begreiflicher wäre es aber dann, wenn man in St. Petersburg bei Zeiten Vorſorge treffen wollte, um nicht, gleich dem übertölpelten Imperator, ſpäter das leere Nachſehen zu haben, weil man verſäumt hatte das Eiſen im Glühen zu ſchmieden.

Allerdings geht die Analogie noch um ein Stück weiter. Es war die eigene Schuld der napoleoniſchen Verblendung, wenn die Vernichtung Oeſterreichs als aktiver Großmacht durch deutſche Waffen als ein dem alten Verſchwörer in Paris geleiſteter Dienſt geltend gemacht werden konnte; und um ſo mehr iſt es für Rußland wirklich ein guter Dienſt, daß die Macht jetzt durch preußiſche Waffen niedergearbeitet wird, welche ſich vor Kurzem noch als der gefährlichſte Gegner der orientaliſchen Czaren-Politik und als der mächtigſte Verbündete des eigentlichen Rivalen Rußlands im Orient, nämlich Englands, erwieſen hat. Frankreich, durch preußiſche Siege definitiv gedemüthigt, hört auf ein gefährlicher Gegner Rußlands zu ſeyn, und in demſelben Moment fängt es an ein gefährlicher Verbündeter Rußlands gegen die germaniſche Uebermacht zu werden. Nach dieſer Richtung hin war alſo in St. Petersburg nichts zu beſorgen. Wenn dort der erſte Schritt gegen den Pariſer Vertrag dennoch ſo auffallend beſchleunigt wurde, ſo kann nach unſerer Meinung die Abſicht nur die ſeyn, Preußen zu einer Fixirung ſeiner orientaliſchen Politik zu zwingen, ehe es aller Verlegenheiten und Rückſichten ſich überhoben fühlt, ehe es mit Einem Worte als abſolutes „Weltreich“ proklamirt iſt. Denn ſobald dieß

ſie nicht fordern, weil er ſie nicht erzwingen kann; er hat nur die Macht das äußerliche Recht, die äußerlich rechtliche Handlung zu erzwingen, und ſomit nur legale, geſetzliche Handlungen, nicht aber das innere Recht, das auf rechtlicher Geſinnung beruht und nicht vom Sittengeſetze getrennt werden kann. Er hat mit ſeiner Gewalt kein Verhältniß zur Sittlichkeit. Aber damit daß der Staat nur legale Handlungen erzwingen kann, iſt nicht geſagt, daß es ihm gleichgültig ſei, ob der legalen Handlung auch rechtliche und ſomit ſittliche Geſinnung entſpreche. Der Staat muß die Geſinnung wünſchen, aber er hat kein Mittel, weder ſie zu erzeugen noch ſie zu erzwingen. Er muß ſie gewiſſermaßen vorausſetzen, ſowie der Einzelne im Urtheil über den Andern vorausſetzen muß, daß der Andere rechtlich ſittliche Geſinnung habe, und nur, wenn er thatſächlich vom Gegentheil überzeugt iſt, anders denken muß, ſo um ſo mehr der Staat. Ein Staat kann daher auch nicht die Geſinnung, ſondern nur die ungerechte That beurtheilen, inſofern ſie gegen das Geſetz iſt, alſo auch nur wieder, inſofern das Recht einen äußeren geſetzlichen Ausdruck gefunden hat. Das äußere Geſetz muß daher auch dem Recht entſprechen, wie dieſes auf dem Sittengeſetze ruht, und dadurch nimmt der Staat ſelbſt Theil an der Sittlichkeit und wird nur inſofern ſelbſt eine ſittliche Macht. Recht iſt daher nicht gleich mit dem was Geſetz. Geſetze können auch dem Rechte widerſprechen und ſo ungerecht und unſittlich ſeyn. Das Recht als poſitives iſt eben nur der concrete Ausdruck der beſtehenden Ordnung und der wechſelſeitigen Verflechtung der einzelnen Sphären und ruht, wie wir geſehen, auf der ewigen Rechtsidee, die unabhängig vom Einzelnen in der ewigen Ordnung gründet, und gegen welche Niemand gleichgültig ſeyn darf, und am wenigſten der Staat. Dieſer darf daher nicht rütteln am Rechte, weder am poſitiven noch am ewigen, wie es der moderne Staat will, der ſein zufälliges Geſetz als das Gewiſſen ſeiner Angehörigen hinſtellen möchte.

erwachte und gesteigerte nationale Drang der menschlichen Cultur andere Bedingungen vorzeichne? daß die Menschennatur im 19. Jahrhundert eine andere geworden sei? Die Leidenschaften sind durch jenen Drang allerdings bis in ihre tiefsten Tiefen aufgewühlt, das Erkenntnißvermögen ist hiedurch geschwächt und eine Bewegung voll Gefahren hervorgerufen worden, Gefahren die zunächst auf jenen Staat einstürmen der das Gegenbild nationaler Einheit darbietet. Möglich ist es allerdings, daß diese Gefahren bis zur Katastrophe, bis zur Vernichtung eines so gestalteten Gemeinwesens führen; aber diese Katastrophe gilt dann nicht Oesterreich allein, sie gilt der ganzen europäischen Cultur! Was wäre alles bisher Erlebte gegen dieses Ereigniß?

Wir haben wahrhaftig gelernt unsere Nerven für Ueberraschungen zu stählen, der Kreis der Möglichkeiten ist ungemein erweitert worden, aber trotzdem widerspricht doch die Annahme aller Vernunft, daß die Menschheit nach einer Entwicklung von Jahrtausenden gezwungen seyn werde ihren Bildungsgang von vorne anzufangen.

Der Zertrümmerung Oesterreichs durch national-politische Gewaltmittel würde die Bildung continentaler Nationalstaaten unmittelbar folgen. In diesen würden sich die Stammesgegensätze in vollster Freiheit, aber auch in vollster Einseitigkeit zu einer Schärfe ausbilden, die ein friedliches Nebeneinanderseyn der Nationen und Staaten ausschließt.

Wird die nationale Absonderung und Ausschließlichkeit zum Staatsprincip erhoben, so darf man vor dem Gedanken nicht zurückschrecken, daß dann der Krieg die normale Verkehrsform der Völker bildet, und es wird sich auch Niemand darüber täuschen, daß die aufgenommenen österreichischen Trümmer, durch Unterbrechung ihres bisherigen Interessenzuges, ihrer historischen Erinnerungen., die Eröffnung der neuen Kriegsära recht wirksam fördern werden.

Die allgemeinen Gesichtspunkte, denen wir bisher ge-

folgt ſind, dürften zur Abwehr der Einwendung nicht genügen, daß alle hochpolitiſchen Erwägungen von zweifelhafterm Werthe ſeien, wenn bei einer verfehlten Regierungskunſt die *inneren* Wirren Oeſterreichs bis zu einer Art politiſcher Blutzerſetzung führen.

Die Antwort folgt im nächſten Artikel.

LVIII.

Zeitläufe.

Rußland und der Krieg.

Sieben Wochen ſind verfloſſen, ſeitdem wir in dieſen Blättern auf das Geheimniß der ruſſiſchen Stellung zu dem gegenwärtigen Kriege hingewieſen haben. Zahlreiche und unverdächtige Nachrichten aus dem Czarenreiche hatten damals bereits die Thatſache feſtgeſtellt, daß in Rußland nicht einerlei Sympathie und Meinung herrſche gegenüber den zwei kriegführenden Mächten; ja daß Czar Alexander eigentlich faſt allein auf Seite Preußens ſtehe inmitten ſeiner Nation. Während der Czar ſeine Parteinahme gegen Frankreich durch Verſendung zahlreicher Georgs-Kreuze in's preußiſche Hauptquartier bezeugte, wurden ſogar dem Thronfolger entgegengeſetzte Sympathien zugeſchrieben. Wir fragten uns daher damals vor ſieben Wochen, wie wohl die Czaren-Regierung die Spaltung zwiſchen Kopf und Herz Rußlands aufzuheben, wie ſie den widerſtrebenden Nationalgeiſt mit dieſer ihrer Politik auszuſöhnen gedenke?

Die Antwort konnte ſich Jedermann ſelber geben; denn Jedermann weiß, nach welcher Weltgegend hin der Ruſſe unter

durch Partei-Schlagwörter gebrillte Begreifungsvermögen des Einzelnen. Aber wenn ſo alles poſitiv Gegebene im Staate beſeitigt werden ſoll, wozu ſoll es führen als zur völligen Auflöſung des Staates ſelbſt, der ja eben im Poſitiven ſeinen Halt hat; ja es wird dahin kommen, daß im Namen einer ſolchen angeblichen Vernunft eben auch die Grundlagen alles Rechts und das Sittengeſetz ſelbſt zuletzt beſeitigt werden. Sind wir doch bereits bald dahin gelangt, daß es ſo verpönt erſcheint, als nicht mehr zeitgemäß, ſittliche Normen auszuſprechen, welche die Sanktion des Naturgeſetzes wie die Ausſprüche Chriſti haben *).

Und was ſetzt man an die Stelle des Gegebenen? Gar ſo gerne, wenn es Principien betrifft, die Willkür einer zufälligen Majorität, die nun als Rechtsquelle gilt! Da entſteht dann freilich auch eine „Freiheit"! Aber eine ſolche Freiheit vom Recht und ſomit auch vom Sittengeſetze hat ihre nothwendigen Folgen. Ein Staatsweſen welches der Baſis ſeines feſten, thatſächlichen, wie durch das höhere Recht geheiligten Grundes enthoben wird, kann eben deßhalb nur in der Luft ſchweben, und ein Volk in welchem das ſittliche Gefühl und Rechtsbewußtſeyn wie das poſitive Recht verletzt und untergraben wird, kann nun ſelbſt auf den Boden der Willkür geſtellt, den Verſuch machen auch eines ſolchen Staates ſich zu entledigen. Zum Glück iſt meiſtens im Ganzen des Volkes als ſolchen das Rechtsbewußtſeyn und Sittlichkeitsgefühl noch kräftiger, ſo daß, wenn es in Bewegung kommt, auf ihm noch Hoffnung ruht. Deßhalb offenbart ſich auch in den demokratiſchen Strebungen der Gegenwart immer noch ein Kern guten Sinnes für Recht und Sitte, und ſo dürfte in ihnen daher die Deſpotie des Liberalism, dieſer Carrikatur auf alle Freiheit, ihren berechtigten Gegner und Meiſter finden.

*) Siehe hierüber was Schelling in ſeiner „rein rationellen Philoſophie" ausgeſprochen. S. WW. 2. Abthl. Bd. I. S. 534—52.

Nur dadurch, daß der Staat eine Schutzmacht des Beſtehenden, alſo des Rechtes wie der Ordnung iſt, kann er auch die Bedingung, die Vorausſetzung der Freiheit ſeyn. Alle Freiheit ſetzt etwas Feſtes, Unaufhebliches voraus. Dieß gilt ſelbſt im gewiſſen Sinne von Gott. Denn hätte Gott nicht ein ewiges unwandelbares Seyn, wäre er nicht die aller Möglichkeit zuvorkommende Wirklichkeit, ſo könnte er auch nie der Allmächtige und der abſolut Freie ſeyn, „der da machen kann was er will.“ Daher ſetzt auch jede freie Bewegung einen Standpunkt voraus, der ihr einen feſten Halt bietet. Dieſen feſten Standpunkt ſoll denn den Einzelnen wie den Völkern nach Innen und Außen der Staat geben. Es iſt daher nicht der Staat, welcher die menſchliche Freiheit beſchränkt, ſondern er macht ſie erſt möglich, aber nur dadurch, daß er jedem in ſeiner Sphäre den Schutz ſeines Rechtes verleiht, nur dadurch ſchafft er ihm den geſicherten Boden für ſeine freie Thätigkeit.

Darnach iſt auch wieder die moderne Staatsweisheit zu beurtheilen, die ihre Conſequenz darin ſucht, zuerſt alle poſitiven Rechte als das Beſtehende aufzuheben, um anſtatt des poſitiven Rechts nun Kartenblätter als Freiheitsgaben den Völkern zu ſchenken. Wie aber der Staat an ſich noch nicht ein Reich der Freiheit iſt, ſondern ein Reich das an ſich die Freiheit nur bedingen, nur möglich machen kann, iſt er ſelbſt ein Reich der Nothwendigkeit, ein Reich des Zwanges; gerade dadurch, daß das Geſetz des Zwanges für das äußere Recht herrſcht, wird die Freiheit möglich, die über ihn hinausgeht, wobei ich freilich bemerken muß, daß dieſe Freiheit, zu welcher der Staat nur die Baſis gibt und die deßhalb über ihm liegt, ganz anderswo zu ſuchen, als wo die Gegenwart ſie finden möchte. Die wahre Freiheit liegt über dem Dieſſeits des Staates, ſie liegt in jener Ordnung, die durch Chriſtenthum und Kirche gegeben iſt. Dadurch nun, daß der Staat dem Individuum den Schutz des Rechts und ſeiner Stellung in der Gemeinſchaft gewährt und damit Sicherheit

in ſeiner Sphäre, dadurch gibt er ihm die Freiheit, denn er macht es ihm erſt möglich, ſich in dieſer Stellung frei zu bewegen. Da können dann erſt auch die freiwilligen Tugenden zur Geltung kommen, nämlich billig zu ſeyn, freigebig, wohlwollend, nachgiebig und geneigt auch auf das eigene Recht zu verzichten, um Schaden der Andern zu verhüten, was das Recht nicht fordern und das Geſetz nicht vorſchreiben kann*).

So iſt der Staat mit ſeinem Zwange die Unterlage der freiwilligen Geſellſchaft, die erſt jetzt als frei ſich entwickeln kann, nicht umgekehrt, wie der Socialcontrakt, der theoretiſche ſowohl wie der praktiſche will, demgemäß es in der Willkür angeblicher Volksvertreter liegen ſollte, mit allem Poſitiven und Thatſächlichen, alſo mit dem was des Schutzes bedarf, aufzuräumen, um gemachte Freiheiten den Völkern aufzunöthigen. Darum darf der Zwang den der Staat übt — und dieß allein iſt rationell, d. h. dem Weſen des Staates entſprechend — nur in der Sphäre geübt werden, die ihm gebührt d. h. zu dem Zwecke die Rechte Aller zu ſchützen, und nur im Bereiche des wirklich Allgemeinen, nicht aber ſo, daß er alle möglichen Sphären der Corporationen — als der Gliederung der Geſellſchaft, die auch ihrem Urſprung nach vor ihm iſt und die er vorausſetzt — wie der Freiheit der Einzelnen in ſeine Competenz ſelbſt hineinzieht. Dadurch wird er nur zum Moloch aller Freiheit, der mit ſeinen glühenden ehernen Armen jegliche Freiheit verzehrt. Der Staat darf daher auf wenigſten, was über ihn hinaus liegt, in ſeine Machtſphäre ziehen, und über ihn hinaus liegen nicht bloß die ſittliche Ordnung und die freiwillige Geſellſchaft, nicht bloß die idealen Sphären menſchlichen Strebens wie Kunſt und Wiſſenſchaft und Askeſe, ſondern vor Allem die Religion und die Kirche. Jeder Eingriff in dieß Gebiet, jede Preisgebung des Rechts, des Be-

*) S. Schelling l. c.

ſtehenden hat nur die Deſpotie zur Folge, wie die Geſchichte der drei letzten Jahrhunderte bis zur Stunde beweist. Denn jener Grundſatz: Cujus regio illius religio, der jetzt zum Unterrichtsmonopol des Staates geworden, iſt die Quelle aller religiöſen, ſittlichen und politiſchen Tyrannei der Zeit.

Doch noch ein Moment iſt zu berückſichtigen, nämlich die Gewalt oder vielmehr der Träger derſelben, wodurch erſt ein Gemeinweſen zum Staate werden kann. Ohne die Gewalt iſt, wie wir geſehen, kein Staat denkbar, ſo wenig denkbar als Mechanik ohne den Hebel oder den Schwerpunkt. Die Gewalt iſt ſo das eigentlich beſtimmende Merkmal des Staates. Wer nun zum Träger der Gewalt beim Urſprunge der Staaten geworden iſt, dieß iſt, weil von zufälligen Umſtänden abhängig, wie wir geſehen, auch nur zufällig. Allein der Träger der Gewalt in ſeiner Idee, der Herrſcher, die Obrigkeit iſt deßwegen ſelbſt nicht zufällig, ſowenig als die Gewalt in ihrer Nothwendigkeit. Sie ſind vielmehr in der Idee der höhern Ordnung gegründet. Gerade dadurch daß ein Gemeinweſen einen Träger der Gewalt findet, findet es eine Einheit, und als Einheit verwirklicht es, wenn auch noch ſo armſelig, doch immer nur die Idee der Einheit, die dem Menſchen uranfänglich als Geſetz auferlegt war, und die er auch in Gott hätte finden ſollen. Inſofern galten daher von je die Fürſten und Träger der Gewalt als Abbilder der Gottheit, als Stellvertreter ihrer Macht, die von ihm mit Macht und Würde ausgerüſtet ſind, und worin auch ihre Majeſtät ihre Quelle hat. Dieß iſt eine menſchheitliche Idee, welche durch alle Völker des Alterthums hindurchgeht.

Der Apoſtel ſagt bekanntlich: „Alle Gewalt iſt von Gott“ und „Wo Obrigkeit iſt, da iſt ſie von Gott verordnet“. Der Staat aber ruht auf der Gewalt, die Obrigkeit iſt die Trägerin der Gewalt, weil ſie das Schwert führt. Die Gewalt iſt eben nothwendig, ſoll irgendwie die Einheit und Gemeinſchaft aufrecht erhalten werden. Stammt aber

die Einheit und Gemeinschaft wie sie im Staate hervortritt, von der ewigen, von Gott gewollten Ordnung der Dinge her, und ist die Gewalt das Mittel, die Einheit und Ordnung aufrecht zu erhalten, so ist die Gewalt selbst in der göttlichen Ordnung vorhergesehen und in ihr begründet. Nie und nimmer hätte der Mensch Macht und Gewalt über Andere, die allein nur dem König der Könige gebührt; und das Wort des Heilands zu Pilatus, dem Stellvertreter des damaligen Herrn der Welt: „Nimmer hättest du Gewalt über mich, wäre sie dir nicht von Oben gegeben", gilt jeden Fürsten.

Da der Mensch eine Welt für sich haben wollte, bedurfte er, wenn er anders irgendwie in einem Gemeinwesen bestehen wollte, nun auch der äußeren physischen Gewalt, wie sie der Welt, die der Mensch gesetzt, entspricht. Diese Gewalt ist aber nicht unmittelbar von Gott eingesetzt und gegeben. Sie ist das Erzeugniß jener Zucht, durch welche die Menschheit, durch welche die Völker zu partiellen Gemeinschaften geworden, jener Zucht welche in der ewigen Gerechtigkeit gründet, die eben dem Menschen, da er der inneren Erfüllung der Gerechtigkeit sich entzog, als die allgemein über seinem Thun waltende Gerechtigkeit und als Gericht sich kund gibt.

Die Gewalt im Staate ist daher dadurch veranlaßt, daß der Mensch sich der Einheit in Gott entzogen, und die göttliche Gerechtigkeit damit herausgefordert hat. Diese folgte ihm, zwar nicht ohne Liebe; aber weil er Gott nicht gefürchtet und im Mißbrauch seiner Freiheit auch Gewaltthat geübt, sollte er selbst so menschliche Macht und menschliche Gewalt fürchten lernen. Damit ward er einer physischen Einheit, d. h. der in der Obrigkeit im Fürsten concentrirten physischen Gewalt des Gemeinwesens unterworfen, nachdem er Gott sich zu unterwerfen sich geweigert. Hatte der Mensch es verschmäht, die Einheit und Gemeinschaft in der Liebe Gottes zu erringen, so ist jetzt an die Stelle der ein-

seltsames Wahrzeichen befand, geht aus einer Sage hervor (S. 54), wozu wahrscheinlich das humoristische Meisterstück eines ächt romanischen Steinmetzenwitzes die Veranlassung gab; das Ding hieß „der Teufel im Glase" und kam auch in den Neubau hinüber, bis es nach allerlei Spuck erst 1543 durch einen Blitzstrahl zu Grunde ging.

Der Abbruch des alten romanischen, vielfach vom Feuer beschädigten Rundbogenbaues erfolgte 1352. Daß mit dem Neubau der unterdessen aufgeblühte Spitzbogenstyl zur Geltung kommen mußte, ist selbstverständlich. Leider wissen wir nicht, wer der Schöpfer des Risses gewesen. Jedenfalls gehört das Werk zu den gelungensten Leistungen der Gothik in Bayern. Die Aehnlichkeit mit rheinisch-französischen Kirchen läßt auf einen fremden Meister und vielleicht nicht mit Unrecht auf ein Mitglied des Cisterzienser-Ordens selbst schließen. Er war jedenfalls ein genialer Kopf, der die ähnlichen Bildungen kannte, aber selbst wieder von eigenem Neuen soviel beizufügen verstand, daß ein neues reizendes Werk der Gothik daraus sich erhob *).

Da nach Ordenssitte der Bau in eine Thalmulde zu stehen kam, mußte der Boden vorher drainirt werden, indem man Rinnen mit zweifachem Mörtel ausmauerte, welche das von den Pfeilern rinnende Wasser abführten, also „daß dieser Grund und Gebäu tief unter der Erden eine sehr große Mühe und Unkosten verursachet." Darauf, als der Grundbau vollendet und aus der Erde gewachsen war, hat Abt Ulrich Nybling (Niblung) von Lauingen am St. Gilgentag 1352 den ersten Stein gelegt. Dann ging es fröhlich weiter, denn „schon vorher waren alle nothwendigen Materialien bereitet worden und Gott fügte es, daß viele künstliche Meister und Handwerksleute, Maurer, Steinmetzen, Zimmerleute und Ziegler sich in den Orden begaben, auch Andere

*) Vergl. Sighart Geschichte der bildenden Künste in Bayern. 1863. S. 375.

Rechts und des Sittengesetzes gehandhabt werden. Darum ist die Führung des Staatsruders, ist die Ausübung der richterlichen wie der regierenden Gewalt wesentlich eine hohe sittliche Aufgabe, die nicht bloß legal und äußerlich gesetzlich verpflichtet, sondern eine solche die auch der ewigen Gerechtigkeit verantwortlich macht.

Doch darüber ist freilich die Weisheit moderner Juristen und Politiker als über altväterische Ideen hinaus, da sie nur dem Zeitgeist oder sich selbst, wie den eigenen und den Parteiinteressen sich verantwortlich wähnt. Aber nichts desto weniger trägt auch dieß die Saat des Verderbens in sich. Denn immer noch klagt die Gerechtigkeit da, wo sie von den Menschen verachtet und mit Ränken beschimpft wird, laut am Thron des Ewigen, und die Engel der strafenden Gerechtigkeit wandeln dunkel und verhüllt allerwärts hin über die Erde, zu bereiten die Gerichte des Ewigen.

Dr. St.

LX.

Denkmale der Baukunst.

III. Die Cisterzienser-Kirche zu Kaisheim.

Der frühere Pfarrherr von Kaisheim, Martin Schaidler, hat in Regesten die Chronik dieses ehemaligen Reichsstifts ausgearbeitet und damit ein höchst dankenswerthes Material zur Geschichte dieses merkwürdigen Kirchenbaues geliefert*).

*) Chronik des ehemaligen Reichsstiftes Kaisersheim (Kaisheim) nebst einer Beschreibung der Kirche und 5 Tafeln Abbild. verfaßt von Martin Schaidler Nördlingen 1867. VIII. u. 280 S. 8.

Rest der alten romanischen Kirche, welcher vom Abbruch pardonnirt und dann, so gut es eben ging, in die Anlagen der neuen Kirche hineingezogen und jetzt zur Sakristei degradirt wurde. Je höher wir jede berechtigte Symbolik schätzen und ehren, um so mehr ist es auch unsere Pflicht, allen gelehrten Deuteleien und Ausartungen entgegen zu treten, zumal wenn man durch die laute Sprache des Bauwerkes selbst so augenscheinlich belehrt werden kann. — Höchst seltsam sind die Consolen, auf welchen Arkadenbögen und Rippen aufsitzen; die bizarrsten Formen, gehörnte Teufel, Waldmenschen mit stylisirten Pflanzenornamenten bebartet, flatternde Nachtvögel, breitnäsige und vielköpfige Drachen und gräuliche Unholde aller Art grinsen uns von dort entgegen, vielleicht schon deßhalb also zahlreich weil die alte romanische Kirche auch ein gut Theil von solchen Sachen haben mochte; ein Prachtstück davon erhielt sich, wie wir glauben, in dem obgenannten „Teufel im Glase", welches zum Wahrzeichen erniedrigt und obwohl es im 16. Jahrhundert zu Grunde ging, dennoch in der Volkssage fortspuckt.

Das Aeußere ist, dem Ordensgeiste entsprechend, sehr einfach. Verjüngte Streben gehen um den Hochbau und um die Seitenschiffe. Sie schließen oben mit einem Satteldache statt der Fialen, unten mit einem Pultdache. Die üppigeren Strebebögen fehlen. Das Fensterwerk ist sehr mannigfaltig, theils breit, theils lanzetförmig, immer in neuen Formen des geometrischen Maßwerks spielend. Eine Strebe im Osten

---

dieses an der Pfarrkirche zu Neumarkt in der Oberpfalz. Andere Beispiele dieser Art in Bayern bietet die Stiftskirche zu Aschaffenburg, die Franziskanerkirche zu Kaiserslautern, St. Aegyd in Reichenhall (wo offenbar der Raummangel den Anlaß bot). Das Erstaunlichste in dieser Beziehung leistet, abgesehen von der vielbesprochenen Schiefheit und Unregelmäßigkeit der Pisaner-Bauten, der Dom zu Erfurt, welcher durchgängig voll Dissonanzen und Schwankungen, gerade durch diese Regellosigkeit eine wesentlich malerische Wirkung erreicht.

welche das Gegenglied zu dem von einem Münchner Bürger Joh. Wiltprecht und dessen Hausfrau Hadwig 1395 gestifteten Sakramenthause bildete, ist reicher mit Wimberg und Fialen geschmückt. Der Mittelthurm wurde 1543 durch einen Blitz beschädigt, erhielt nicht mehr seine frühere Form und wurde obendrein 1790 mit einer Zopflaterne „restaurirt".

Um 1395 galt der Kirchenbau als ganz vollendet. Kreuzgang und Weinkeller wölbten sich; eine Pfisterei und ein Gasthaus wurden gebaut, sowie ein bedeckter Gang um das Kloster.

Der Abt Johannes Schärp ließ kurz vor seinem Tode (1423) das Refektorium neu herstellen, mit schönem Gewölbe und maßwerkverzierten Fenstern; Leonhard Weinmayr vollendet Kapitelsaal und Dormitorium, auch von einer Orgel ist 1430 die Rede, welche bis 1502 vorhanden war. Außerdem treffen wir gelegentlich Nachrichten von allerlei Kirchenzier. So stiftet der Abt Georg Schmidlin 1471 einige „schöne Tafeln" und Holzsculpturen; unter seinem Regiment wurde die Kirche „von außen verworfen und ringsherum mit Gemälden geziert", welche seitdem natürlich übertüncht, einem fröhlichen Sonnenlicht entgegen harren. Derselbe baute auch bald nach Erfindung der Buchdruckerkunst die Bibliothek und ließ das Kirchendach mit farbigen Ziegeln belegen.

Unter Georg Kastner wurden 1496 die Bilder von allen (24) Aebten gemalt und mit biographischen Notizen versehen; bald darauf kommt ein großer, aus Stein gehauener, mit vielen Figuren und einem eisernen Gitter umgebener Tabernakel, welchen Adam Armgroß aus Nürnberg 1500 verfertigte; ein schöner Altar mit Schnitzwerk ist aus Ulm bestellt. Und zwei Jahre darauf ließ derselbe Abt Georg von den drei besten Meistern in Augsburg einen köstlichen Chor-Altar machen, nämlich von Adolf Kastner Schreiner, dem Bildhauer Gregorius und dem Maler Johann Holbein (Vater). Auch Albrecht Dürer soll nach der Klosterchronik, weniger glaubhaft, daran gemalt haben, sein Zeichen sei auf

seltsames Wahrzeichen befand, geht aus einer Sage hervor (S. 54), wozu wahrscheinlich das humoristische Meisterstück eines ächt romanischen Steinmetzenwitzes die Veranlassung gab; das Ding hieß „der Teufel im Glase" und kam auch in den Neubau hinüber, bis es nach allerlei Spuck erst 1543 durch einen Blitzstrahl zu Grunde ging.

Der Abbruch des alten romanischen, vielfach vom Feuer beschädigten Rundbogenbaues erfolgte 1352. Daß mit dem Neubau der unterdessen aufgeblühte Spitzbogenstyl zur Geltung kommen mußte, ist selbstverständlich. Leider wissen wir nicht, wer der Schöpfer des Risses gewesen. Jedenfalls gehört das Werk zu den gelungensten Leistungen der Gothik in Bayern. Die Aehnlichkeit mit rheinisch-französischen Kirchen läßt auf einen fremden Meister und vielleicht nicht mit Unrecht auf ein Mitglied des Cisterzienser-Ordens selbst schließen. Er war jedenfalls ein genialer Kopf, der die ähnlichen Bildungen kannte, aber selbst wieder von eigenem Neuen soviel beizufügen verstand, daß ein neues reizendes Werk der Gothik daraus sich erhob *).

Da nach Ordenssitte der Bau in eine Thalmulde zu stehen kam, mußte der Boden vorher drainirt werden, indem man Rinnen mit zweifachem Mörtel ausmauerte, welche das von den Pfeilern rinnende Wasser abführten, also „daß dieser Grund und Gebäu tief unter der Erden eine sehr große Mühe und Unkosten verursachet." Darauf, als der Grundbau vollendet und aus der Erde gewachsen war, hat Abt Ulrich Nybling (Niblung) von Lauingen am St. Gilgentag 1352 den ersten Stein gelegt. Dann ging es fröhlich weiter, denn „schon vorher waren alle nothwendigen Materialien bereitet worden und Gott fügte es, daß viele künstliche Meister und Handwerksleute, Maurer, Steinmetzen, Zimmerleute und Ziegler sich in den Orden begaben, auch Andere

*) Vergl. Eighart Geschichte der bildenden Künste in Bayern. 1863. S. 375.

nach Schleißheim und von da in die Pinakothek kamen*). Ihre Zusammengehörigkeit leuchtet auf den ersten Blick ein, ebenso ist selbe traditionell verbürgt, deßungeachtet ist in den Höhen- und Breitenmaßen eine meist 10 bis 12 zöllige Differenz, also daß ihre ehemalige Aufeinanderfolge oder ihre ursprüngliche Stellung im Altarschreine selbst nicht ermittelt werden mag. Der Tempelgang Mariens und die Verkündigung differirt schon um 10 Zoll in der Höhe; auf letzterem steht an einem Kruge mit Maiglöckchen und Lilien der Name Hanns Holbon (sic), dann folgt Mariä Heimsuchung, Christi Geburt, die Anbetung der heiligen Könige, die Darstellung Christi im Tempel, die Beschneidung Christi (woselbst das in

*) Abt Roger Röls ließ die nach Demolirung des Hochaltars noch vorhandenen Flügel in zwei Theile auseinandersägen und in prächtigen Rahmen in der Kirche aufhängen (Schaidler S. 218). Ob selbe der Galleriedirektor von Mannlich, welcher am 7. September 1803 nach Kaisersheim kam, um für die Münchner Gallerie Bilder auszusuchen, daselbst noch vorfand, ist ungewiß; in dem Verzeichniß über die ausgewählten Gemälde, welche im Januar 1804 in fünf Kisten verpackt abgingen, sind selbe nicht aufgeführt. Es sind größtentheils Bilder auf Leinwand; ausnahmsweise heißt es: „Die Kreuzigung Christi mit vielen Figuren auf Holz. NB.: dieses Bild ist auf beiden Seiten gemalt 4' hoch, 2' 7" breit." Das Maß paßt übrigens ganz zu unseren Passionsbildern. Dann heißt es weiter: „Zwei Gemälde aus der alten deutschen Schule, das eine die Geburt Christi, das andere die Beschneidung Christi — ganze Figuren auf Holz 4' 3" hoch, 1' 7" breit. NB. diese zwei Gemälde gehören dem Prälaten eigenthümlich zu; er läßt sich's aber zur Ehre gereichen, Sr. kurfürstlichen Durchlaucht damit aufzuwarten." Sie haben schwerlich zu unserem Cyclus gehört. Doch bietet die Reihenfolge der Münchner Bilder noch allerlei Lücken und Räthsel; Passavant und Marggraff glauben die dazu stimmenden Ergänzungen in Nürnberg auf der Burg und in der Moriz-Kapelle (?) suchen zu müssen. — Die heute noch zu Kaisheim befindlichen Tafeln, welche angeblich das Monogramm des jüngeren Holbein und die Jahrzahl 1557 tragen (S. 270), können **nicht** von diesem Meister seyn, da derselbe schon 1543 zu London gestorben war.

aller Beziehung ganz vortreffliche Bildniß des Stifters, Abt Georg Kastner's angebracht ist) und der übrigens kaum von Holbein's Hand ausgeführte Tod der heiligen Jungfrau. Wenn diese acht Bilder den äußeren Theil der Flügel bildeten, so gehört das Leben und Leiden Christi in den inneren Theil derselben; die obgenannten drei Augsburger Bilder dürften einer Predella angehört haben. Das Hauptsculpturwerk des Mittelbildes kann nach der ganzen Umrahmung nur die Einsetzung des Abendmahles vorgestellt haben. Auch in dieser Bilderreihe ist ein schwankendes Maßverhältniß von Höhe und Breite*), welches sich durch den vorgenannten Cyclus nicht decken läßt; doch steht uns hierüber kein Urtheil zu, bevor nicht eine neue Untersuchung festgesetzt hat, ob und wieviel die Folgezeit daran geunfugt hat. Wir sehen Christus am Oelberg, seine Gefangennehmung (eine am wenigsten gelungene Composition), den Heiland vor Pilatus, die Geißelung Christi (wobei der Körper eine meisterhafte Modellirung zeigt), seine Dornenkrönung und Verspottung, das Ecce homo (mit dem Beisatze: Depictum per Johannem Holbain Augustensem 1502), die Kreuzschleppung und Auferstehung (wobei die beiden Siegel, mit welchen das Deckelgrab verschlossen ist, die Buchstaben J. H. zeigen).

Diese Bilder stammen aus der Blüthezeit des alten Holbein (Vater) und zeigen alle seine Vorzüge und Schwächen. Er geht hier vielfach ab von der traditionellen Auffassung, will Neues, Wirkliches geben, ohne gerade in der Wahl der Motive immer glücklich zu seyn; Manches mahnt an niederländische Vorbilder, Anderes an Schongauer u. s. w.; viele Köpfe (die heiligen Frauen) sind edel und anmuthig, manche porträtähnlich, die Zeichnung ist meistens verstanden, nur Hände und Füße sind noch schwach, dünn und oft ver-

*) Nach den genauen und neuesten Messungen A. Marggraff's; vergl. dessen schätzbaren Katalog: Die ältere kgl. Pinakothek zu München. 2. Aufl. München 1869.

welche das Gegenglied zu dem von einem Münchner Bürger Joh. Wiltprecht und deſſen Hausfrau Hadwig 1395 geſtifteten Sakramenthauſe bildete, iſt reicher mit Wimberg und Fialen geſchmückt. Der Mittelthurm wurde 1543 durch einen Blitz beſchädigt, erhielt nicht mehr ſeine frühere Form und wurde obendrein 1790 mit einer Zopflaterne „reſtaurirt".

Um 1395 galt der Kirchenbau als ganz vollendet. Kreuzgang und Weinkeller wölbten ſich; eine Pfiſterei und ein Gaſthaus wurden gebaut, ſowie ein bedeckter Gang um das Kloſter.

Der Abt Johannes Schärp ließ kurz vor ſeinem Tode (1423) das Refektorium neu herſtellen, mit ſchönem Gewölbe und maßwerkverzierten Fenſtern; Leonhard Weinmayr vollendet Kapitelſaal und Dormitorium, auch von einer Orgel iſt 1430 die Rede, welche bis 1502 vorhanden war. Außerdem treffen wir gelegentlich Nachrichten von allerlei Kirchenzier. So ſtiftet der Abt Georg Schmidlin 1471 einige „ſchöne Tafeln" und Holzſculpturen; unter ſeinem Regiment wurde die Kirche „von außen verworfen und ringsherum mit Gemälden geziert", welche ſeitdem natürlich übertüncht, einem fröhlichen Sonnenlicht entgegen harren. Derſelbe baute auch bald nach Erfindung der Buchdruckerkunſt die Bibliothek und ließ das Kirchendach mit farbigen Ziegeln belegen.

Unter Georg Kaſtner wurden 1496 die Bilder von allen (24) Aebten gemalt und mit biographiſchen Notizen verſehen; bald darauf kommt ein großer, aus Stein gehauener, mit vielen Figuren und einem eiſernen Gitter umgebener Tabernakel, welchen Adam Armgroß aus Nürnberg 1500 verfertigte; ein ſchöner Altar mit Schnitzwerk iſt aus Ulm beſtellt. Und zwei Jahre darauf ließ derſelbe Abt Georg von den drei beſten Meiſtern in Augsburg einen köſtlichen Chor-Altar machen, nämlich von Adolf Kaſtner Schreiner, dem Bildhauer Gregorius und dem Maler Johann Holbein (Vater). Auch Albrecht Dürer ſoll nach der Kloſterchronik, weniger glaubhaft, daran gemalt haben, ſein Zeichen ſei auf

der Rückseite zu lesen gewesen. Dieses durch Sculptur und Malerei in seiner Weise ganz einzige Altar-Werk hielt sich indessen nur 170 Jahre — dann war es nach dem Umschwung des „Geschmacks" nicht mehr schön genug und der Abt Benedikt Hein ließ, überhaupt die ganze Kirche „renovirend", einen neuen plumpen Choraltar aufrichten (1672), weil der alte „durch Alter und Wurmstich schadhaft" geworden.

Die Geschichte dieses sicherlich ganz unnöthiger Weise und jämmerlich zerrissenen Altars wäre einer eigenen Abhandlung werth. Das Hauptbild muß eine große Holzsculptur des erwähnten Bildhauers Gregorius gebildet haben; die Seitenflügel enthielten, in zwei Cyclen geordnet, Scenen aus dem freudenreichen Leben Mariens von der Opferung bis an ihren Tod, ebenso aus der Passion bis zur Auferstehung. Die Zahl der Bilder und ihre wirkliche Aufeinanderfolge wird sich schwer ermitteln lassen, obwohl wir wenigstens 19 Bilder ganz sicher daraus nachweisen können.

Drei Tafeln wurden von Abt Benedikt Hein der Herzogin Elisabeth Amalie von Neuburg (Tochter des Landgrafen Georg II. von Hessen-Darmstadt) „auf ihr Andringen geschenkt" (1671), welche selbe wieder ihrem Gemahl, dem frommen Pfalzgrafen und Kurfürsten Philipp Wilhelm, zum Geburtstag übergab (1672), der eine besondere Verehrung für diese Bilder hatte. Es sind wahrscheinlich dieselben, welche sich jetzt in der kgl. Gemälde-Gallerie zu Augsburg befinden und die Kreuzigung, Kreuzabnahme und Grablegung vorstellen*). Sie haben in der Höhe und an der Breite starke Einbuße erlitten, doch leuchtet ihre Zusammengehörigkeit mit den nachfolgenden Bildern in der Münchner Pinakothek gleich in die Augen. Hier finden sich nicht weniger als 16 Tafeln, welche 1803 zur Staatssammlung

*) Vergl. R. Marggraf Katalog der kgl. Gemälde-Gallerie in Augsburg. München 1869. S. 173.

omnipotenten Herrn „Fiskus" anzuwenden wären. Wie zum Spott legte man 1804 in die ausgeplünderten Räume und in das um seine Herrschaft und Güter gebrachte Reichsstift die armen Brüder des heiligen Franz, um nach zwölf Jahren auch sie zu vertreiben und statt ihrer die herrlichen Hallen mit Zuchthäuslern zu bevölkern. Vormals kaiserlich freies Reichsstift, heute eine Strafanstalt — das ist der Lauf der Welt und der Fortschritt der Zeit.

Das Buch des unterdessen verstorbenen Pfarrers Schaidler enthält auch sonst noch eine Fülle anziehender Notizen über gelehrte Aebte und Dichter und Künstler, Chroniſten und andere Leute, ebenso viele lehrreiche Züge und Winke für den Culturhistoriker, und wer nach derartigen Schätzen sucht, wird sich durch die trockene, übrigens anspruchslose, Form nicht abschrecken lassen.

LXI.

Aus der Metropolis Croatiens.

Der Schreiber dieses versucht es, seinen jüngsten „Miniaturen" aus den viel besuchten Ländern Italien und Schweiz nun einige andere aus dem weniger besuchten Croatien — wie selbe während eines Herbstaufenthaltes in diesem Lande entstanden sind — hier beizufügen. Croatien, in der nächsten Nachbarschaft des türkischen Gebietes, angrenzend an das Reich des Sultans — was macht sich da der Leser im fernen Deutschland für curiose Bilder vom Leben allda! Wir haben uns hier die Aufgabe gestellt, zunächst in kirchlichem Gebiete

aller Beziehung ganz vortreffliche Bildniß des Stifters, Abt Georg Kaſtner's angebracht iſt) und der übrigens kaum von Holbein's Hand ausgeführte Tod der heiligen Jungfrau. Wenn dieſe acht Bilder den äußeren Theil der Flügel bil-deten, ſo gehört das Leben und Leiden Chriſti in den inneren Theil derſelben; die obgenannten drei Augsburger Bilder dürften einer Predella angehört haben. Das Hauptſculptur-werk des Mittelbildes kann nach der ganzen Umrahmung nur die Einſetzung des Abendmahles vorgeſtellt haben. Auch in dieſer Bilderreihe iſt ein ſchwankendes Maßverhältniß von Höhe und Breite*), welches ſich durch den vorgenannten Cyclus nicht decken läßt; doch ſteht uns hierüber kein Ur-theil zu, bevor nicht eine neue Unterſuchung feſtgeſetzt hat, ob und wieviel die Folgezeit daran geunfugt hat. Wir ſehen Chriſtus am Oelberg, ſeine Gefangennehmung (eine am wenig-ſten gelungene Compoſition), den Heiland vor Pilatus, die Geißelung Chriſti (wobei der Körper eine meiſterhafte Mo-dellirung zeigt), ſeine Dornenkrönung und Verſpottung, das Ecce homo (mit dem Beiſatze: Depictum per Johannem Hol-bain Augustensem 1502), die Kreuzſchleppung und Auferſtehung (wobei die beiden Siegel, mit welchen das Deckel-grab verſchloſſen iſt, die Buchſtaben J. H. zeigen).

Dieſe Bilder ſtammen aus der Blüthezeit des alten Holbein (Vater) und zeigen alle ſeine Vorzüge und Schwä-chen. Er geht hier vielfach ab von der traditionellen Auf-faſſung, will Neues, Wirkliches geben, ohne gerade in der Wahl der Motive immer glücklich zu ſeyn; Manches mahnt an niederländiſche Vorbilder, Anderes an Schongauer u. ſ. w.; viele Köpfe (die heiligen Frauen) ſind edel und anmuthig, manche porträtähnlich, die Zeichnung iſt meiſtens verſtanden, nur Hände und Füße ſind noch ſchwach, dünn und oft ver-

*) Nach den genauen und neueſten Meſſungen R. Marggraff's; vergl. deſſen ſchätzbaren Katalog: Die ältere kgl. Pinakothek zu München. 2. Aufl. München 1869.

renkt; die Farbe ist kräftig, das Incarnat warm mit bräunlichen Schatten.

Die Renaissance nahte langsam aber sicher; zuerst wurde das ganze Kirchengebäude, wie der Bericht naiv besagt, „innerhalb sauber ausgeweißt", wodurch die Wandgemälde mit Kalk übertüncht und ihre mittelalterliche Zier glücklich beseitigt war (1596), dann die alten geschnitzten Chorstühle weggenommen und der Sicherheit halber zertrümmert (1664), zehn Jahre darauf fiel auch der Hochaltar und Alles was an „gothische Einrichtung" noch gemahnte. Dafür hub dann ein neues Bauen an, welches unsere aufrichtige Bewunderung verdiente, wäre es nicht gar so ungefüge gewesen. Es bleibt immer erstaunlich, welch' ungeheure Summen die neuen Bauherren in den Hexenkessel der Renaissance und des Zopfes warfen, wie sie trotz der bittersten Geldklemme Großartiges zu leisten verstanden. Ein solches Beispiel bietet Roger Röls, geboren 1659 als eines Schmiedes Sohn zu Schwandorf, welcher 1698 einstimmig zum (38.) Abt erwählt und bei der feierlichen Inthronisation von seinen leiblichen Brüdern, dem Weihbischof Casimir von Augsburg und dem Abt Amandus von Donauwörth, assistirt wurde. Er besaß ein Finanztalent ersten Ranges. Durch weise Sparsamkeit gelang es ihm in der kurzen Zeit bis zum Ausbruche des spanischen Erbfolgekrieges (1702) nicht allein über 130,000 Gulden Schulden abzutragen, sondern noch ungleich größere Summen auf Kunstgeräthe, Nutzbauten und Aufbesserung der ausgedehnten Besitzungen seines Klosters zu verwenden. Er ließ durch den Goldschmied Hermann Schmez zu Augsburg eine goldene Monstranz machen, 4 Fuß hoch und 32 Mark schwer, geziert mit Edelsteinen im Werthe von mehr als hunderttausend Gulden, weiters einen goldenen Kelch mit guten Steinen, 10,000 fl. werth, mit goldenem Teller und Opferkännchen (2000 fl.), zwei Ornate (6000 fl.), 2 silberne Ampeln (2000 fl.) u. s. w., Dinge welche später in den weiten, Alles verschlingenden Magen der „Säkula-

riſation" fielen und ſpurlos verbaut wurden! Dazu beſtellte Roger Röls einen mit maſſivem Silber eingelegten Tabernakel aus Ebenholz (3000 fl.), neue Altäre um 15,000 fl., neue Chorſtühle mit Statuen um 8000 fl., große Apoſtelbilder um 4000 fl., item wurde die Kirche neuerdings ſchön „verputzt" und ausgeweißt, ſodann 1716 das Hof- und Conventgebäude von Grund aus abgebrochen und neu erbaut und durch den Baumeiſter Behr eine im italieniſchen Styl erfundene Frontiſpiz mit zwei (unvollendeten) Thürmen vor die alte Kirchenfaçade geſetzt. Daß Roger Röls eine gewiſſe Pietät für die Vergangenheit hegte, beweist der Umſtand daß er die auf beiden Seiten bemalten Flügelbilder Holbein's, welche ſich aus dem 1672 beſeitigten Hochaltare noch erhalten haben, auseinanderſägen und in prächtigen Rahmen in der Kirche aufhängen ließ. Wie der Kunſt, ſo war dieſer treffliche Mann auch den Wiſſenſchaften und der Muſik zugethan. Dieſelben in Flor zu bringen war ihm kein Aufwand zu groß. Er vermehrte die Bibliothek mit den koſtbarſten Werken. Jedes Jahr ſandte er Brüder auf die hohe Schule nach Ingolſtadt zur Ausbildung. Er ſelbſt hatte ausgezeichnete wiſſenſchaftliche Kenntniſſe, wie er auch ein ſehr gewandter Orgelſpieler war. In der klöſterlichen Diſciplin war er ſehr ſtreng und ſtrafte in Wort und That; doch wollte er mehr geliebt als gefürchtet ſeyn. Gegen die Unterthanen war er ſehr milde, den Bedrängten half er durch Rath und That; den im Kriege Verarmten oder Geplünderten lieh er viele tauſend Gulden, ihre Klagen anzuhören und Bittſchriften anzunehmen ging er jeden Tag in das Richterhaus. Er ward Vater der Armen genannt. Je mehr er von Anderen geachtet wurde, deſto geringer dachte er von ſich ſelbſt. So rühmt ihn die Chronik mit kerniger Kürze.

Das Kloſter wurde 1802 „ſäkulariſirt" — einer der unzähligen Belege, daß die mephiſtopheliſchen Anzüglichkeiten von dem guten Magen, der ganze Länder aufzufreſſen und ungerechtes Gut zu verdauen vermöge, viel beſſer auf den

Bischof Grafen Esterhazy gespendet, eine Wiener Arbeit. E
kostete damals 6430 fl. Unter den vielen Mitren eine b
sonders kostbare gothische, die schönste und werthvollste d
uns noch untergekommen, mit goldenen Lamien, Edelsteine
(darunter ein überaus großer Saphir, leider durchbohrt, w
durch sein Werth bedeutend heruntergebracht worden), a
deren Spitze ein kleines goldenes Kreuz angebracht ist, se
mit Perlen übersäet; eine Inschrift aus geschlagenen golden
Versallettern läuft um den Stirnrand. Man schätzt di
Mitra mindestens auf 7000 fl. Eine Reparatur derselbe
von Bischof Haulik besorgt, kam auf einige hundert Gu
den*). Sonst gibt es noch Pektorale und Ringe aus rein
Smaragden und Rubinen, auch werthvolle türkische Säbel der
Scheiden von Edelsteinen funkeln. Eine Merkwürdigkeit blei
daß diese Gegenstände gerade hier an der Grenze des türkisch
Reiches von den Händen getaufter Gutentfremder (welc
bei solchen Gelegenheiten halbofficielle und halblegale Han
schuhe aus dem dehnbaren Leder einer bedenklichen Mor
anziehen) verschont geblieben sind.

Nur eine Cassette von sehr schöner Arbeit aus Silb
und vergoldet, mit Edelsteinen und Gravüren geschmückt, s
noch erwähnt. Sie dient zur Aufbewahrung des Sanktissimu
am Gründonnerstage, und ist eigens zu diesem Zwecke an
gefertigt. Oeffnet man die Cassette, so zeigt sich darin ei
goldenes Herz (in natürlicher Größe) mit einem Diamanten
kreuz geschmückt, und ebenfalls zum öffnen eingerichtet. I
dieses Herz wird die heilige Hostie gelegt, dann dasselbe wi
auch darnach der Deckel der Cassette geschlossen. Die Arbe
rührt vom Anfang des 18. Jahrhunderts her und beurkunde
einen hohen Grad von Meisterschaft in der Goldschmiede
kunst; besonders in der Fassung von Edelsteinen. Anfertige
ließ es Emerich Graf Esterhazy (Bischof von Agram 170

*) Nicht auf 7000 fl. wie es in den citirten „Mittheilungen ꝛc.“ irr
angegeben worden, wo auch der Werth dieser Mitra mit 20 b
25,000 fl. irrig verzeichnet steht.

uns umzuſchauen, um dem Leſer einige Schilderungen desſelben, aus Vergangenheit und Gegenwart, vorzuführen. Zuerſt zum Sammelpunkt des kirchlichen Lebens in Agram, zum Dom.

Der Dom von Agram iſt eines der ſchönſten Denkmäler mittelalterlicher Baukunſt und einer der letzten Vorpoſten gothiſcher Architektur gegen Aſien zu. Es war eine traurige ſtrategiſche Nothwendigkeit, denſelben in den kriegeriſchen Zeiten vergangener Jahrhunderte rings mit einer ſiebenthürmigen Veſte zu umgeben, ſo daß es den Anſchein hat als wäre der Bau in einer coloſſalen Steinſchachtel eingeſchloſſen. Drei Flügel der Veſte bilden jetzt die erzbiſchöfliche Reſidenz. In einer intereſſanten Monographie über den Dom in croatiſcher Sprache von Johann Kukuljevic*) fanden wir folgende Daten: Die Grundmauern der Kirche rühren aus dem 12. Jahrhunderte her. Der Bau wie er jetzt daſteht gehört dem 14. Jahrhundert an. Tritt man durch das Hauptportal in den Tempel, ſo wird man durch einen impoſanten Anblick überraſcht. Es gibt da ſo eigenthümliche architektoniſche Partien, wie man ſie ſelten anderswo findet. Vor dem Presbyterium ſieht man zu beiden Seiten Emporkirchen, von welchen freie Stiegen herabführen. Die Altäre, zum größten Theile von Domherrn errichtet, ſind reich an Heiligen-Statuen und Marmorſculpturen, von Florentinern und andern italieniſchen Meiſtern angefertigt. Wenn dieſe Altäre, größerntheils aus dem 17. und 18. Jahrhundert, auch nicht mit dem gothiſchen Grundbau harmoniren, ſo ſind dieſelben doch immerhin wahre Zierden der Kirche. Die Geſchichte hat in einem ſolchen Bau doch auch eine Berechtigung. In Giovanni e Paolo, dann in der Frari-Kirche zu Venedig, in S. Antonio zu Padua, in S. Croce zu Florenz und in vielen andern Kirchen Italiens ſind auch verſchiedene Style und Kunſtrichtungen bei Altären und Grabmälern vertreten, und doch

*) Provostolna Crkva Zagrebacka opisana etc. U Zagrebu 1856.

über diesen Ritus des nähern zu schildern gedenken. Dann 312 Wappen der ersten Familien Croatiens; ein Dekretalenbuch von Maroiha, Canonikus von Agram, 1467 geschrieben. Ein Breviarium (Agramer Ritus) von 1230; ein Diarium des Fürstbischofs von Laibach Thomas Chrön (1598—1630) welchem wir beigebunden das Verzeichniß von 300 Urkunden über das aufgehobene Kloster Sittich gefunden*).

Miculics stiftete zugleich als Capital für die Bibliothek 1000 fl., welchem der Bischof Max. Verhovac (1788—1827) 12,000 fl. zur Anschaffung von Büchern beifügte. Cardinal Haulik stellte die Bibliothek jenen zur Verfügung, welche dieselbe zu wissenschaftlichen Zwecken benützen wollen. Gegenwärtig ist ein Bibliothekar mit 400 fl. angestellt; gewöhnlich bekleidet die Stelle ein am Dom angestellter Priester als Nebenamt.

Die Bischöfe und das Domkapitel. Der Diöcesan-Schematismus von 1870 verzeichnet 76 Bischöfe und 2 Erzbischöfe. Der croatische Geschichtsforscher Tkalcic bemerkte uns, es seien im 14. Jahrhundert zwei unter verschiedenen Namen doppelt im Verzeichnisse angeführt. Unter diesen Bischöfen waren viele ausgezeichnete Männer, die oft in der größten Bedrängniß der Zeit, in Kriegswirren und andern politischen Stürmen der Kirche und dem Vaterlande die besten Dienste geleistet. So z. B. Kaspar Stankovacki, der zu Wien und Bologna die Doktorwürde Phil. Theol. et Juris utriusque erworben; dieser vereinigte, wie auch noch andere Bischöfe, in seiner Person die geistliche und weltliche Gewalt, indem er Bischof und Banus von Croatien zugleich war, er starb 1596. Interessant ist der Wechsel welcher diesen Bischofsstuhl durch Beförderungen und sonstige Versetzungen be-

*) Wir fanden im selben Ms. in dem Protocollum Ordinatorum Labacense von 1577—1610 einen Anthonius Edelman Augustanae Dioec. zum Accolythus in Laibach geweiht, bei diesem Namen steht mit Chrön's Hand geschrieben: Hic fuit Caroli V. Imperatoris naturalis filius.

des Cardinal-Erzbiſchofs Haulik (für 26,000 fl.) angefertigt, die fünf großen Chorfenſter mit Gemälden aus der königl. Anſtalt für Glasmalerei in München durch denſelben Erzbiſchof 1847 hergeſtellt — das alles findet ſich durch Weiß und Lippert in den „Mittheilungen der k. k. Centralcommiſſion zur Erforſchung und Erhaltung der Baudenkmale“ (IV. Jahrg. 1860) dargeſtellt.

Die Schatzkammer des Doms enthält einen Reichthum von ſeltenen und ſchönen Cultusgegenſtänden, liturgiſchen Gefäßen und Gewändern, wie wenig andere mehr. Ein wahres Prachtwerk an Miniaturmalerei iſt ein Miſſale nach dem alten Ritus der Agramer Diöceſe in lateiniſcher Sprache. Man hält die prächtigen Miniaturen für Werke des Croaten Julius Clovio*) aus Grizani. Wer die Arbeiten dieſes Meiſters in der Vatikaniſchen Bibliothek geſehen hat, und die Eigenthümlichkeit in der Ausführung der Hintergründe (lontani) und Fernſichten mit denen dieſes Buches vergleicht, wird dieſe Annahme gerechtfertigt finden. Eine geſchnitzte Elfenbeintafel (offenbar ein Diptychendeckel) aus frühromaniſcher Zeit gilt als das älteſte Stück des Schatzes. Es gibt da ferner ſehr ſchöne gothiſche Paſtorale in Silber, koſtbare Kelche in eigenthümlicher Filigranarbeit, wie wir ſolche auch in den Domen von Gran und Raab in Ungarn gefunden haben. Dieſe Arbeiten deuten auf vorzügliche ungariſche Goldſchmiede hin. Die Goldfäden ſind dicker als bei der modernen Filigranarbeit (nach Art der cordoni grossi der italieniſchen Architektur); ſie zeigen ſich in ſehr geſchmackvollen Zeichnungen an die Cupen der Kelche feſt angelöthet, gleichſam incorporirt; eine eigenthümliche ſehr ſolide Arbeit. Ferner einige ſehr werthvolle Reliquien-Bruſtkreuze aus der romaniſchen Kunſtepoche. Ein Kelch aus purem Gold fünf Pfunde ſchwer, mit Edelſteinen reich beſetzt, 1720 durch den

*) Verfaſſer hat über dieſen Künſtler in: „Kunſtgenoſſen der Kloſterzelle“ (Wien 1863) im I. Bd. S. 175 eine Lebensſkizze gebracht.

Matkovics eine Reihenfolge der Canoniker dieſes Stiftes zuſammengeſtellt, inſoweit er die Namen derſelben aus den Diplomen und andern Manuſcripten des Kapitelarchivs aufgefunden. Er brachte 727 zuſammen. Auch unter dieſen gibt es ſehr verdienſtliche und viele gelehrte Männer. Wenn dieſelben außer ihrem Lande wenig bekannt worden ſind, ſo liegt dieſer Umſtand zumeiſt in der engeren ſprachlichen Abgeſchloſſenheit deſſelben. Mancher von ihnen wird im Necrologium als insignis orator, als scriptor assiduus, als poeta verzeichnet, oder es heißt; vir ecclesiae et capitulo utilis, oder: assiduus devotionis et decoris ecclesiarum.

Wir wollen einige namentlich anführen: Ugrinus Praepositus † 1227 vir literatus et naturali facundia praeditus, maxime in divina pagina eruditus. Er hatte 12 Jahre in Paris ſtudirt. Lucas, lector † 1560 vir insignis et a scientia Juris clarus. Mehrere waren Doctores Medicinä; viele Doctores Theologiä oder Decretorum. Virſel † 1560, ein lateiniſcher Dichter. Ein Stepanic † 1598 ſtudirte zu Paris und Bologna, war Theol. Dr. und Scriptor. Cehovic † 1620 war im Collegio Bononiensi diligentissimus Rector Educator Principis Julii, naturalis filii Rudolphi II. Er lebte mehrere Jahre am Hofe zu Prag und Wien. Balthaſar Rapuli † 1624, eine Zierde ſeines Landes, wurde zu Bologna der Philoſophie, Theologie und Rechte Doktor, dann Präſes der Banaltafel. Der Domherr Jaguſtic ſagt von ihm: animo fortis ob injurias sine vindicta perpessas, amicus stabilis justus, sobrius misericors providus, Capituli gloria, Canonicorum exemplum, Pater Pauperum, Regni Slavoniae baculus ob formatos et formandos egregios Patriae cives, Capituli Zagrabiensis petra ob provisionem perpetuam.

Haben wir beiſpielsweiſe einige der ausgezeichneten Mitglieder des Kapitels genannt, ſo ſollen auch einige angeführt werden, die während der Zeit der Türkenkriege oder auch ſonſt einem tragiſchen Geſchicke erliegen mußten. So Andreas Fabricis, zugleich Praefectus Siscii (Feſtungs-

bis 1722). Wir haben dieſes liturgiſchen Gefäßes erwähnt, weil es ſeiner Form nach wahrſcheinlich einzig in ſeiner Art iſt und uns nirgends ein ähnliches zu Geſicht gekommen.

Die Metropolitan-Bibliothek iſt in einem eigenen Flügel der erzbiſchöflichen Reſidenz vor dem Hauptportale des Doms untergebracht. Die Werke des 18. Jahrhunderts ſind in einem der ſieben Feſtungsthürme aufgeſtellt. Gegenwärtig beſitzt dieſe Bibliothek über 30,000 Bände Bücher und über 300 Bände Handſchriften. Nach einem Kapitel-Statut müſſen die Bücher jedes verſtorbenen Biſchofs und Domherrn derſelben einverleibt werden. Begründet wurde dieſelbe von Biſchof Mikulics 1693, wie es eine Inſchrift beſagt: Alexander Ignatius Mikulics Praesul Zagrabiensis erexit. Dieſem Biſchof hat die Bibliothek den Ankauf der Codices, Bücher und Kupferſtiche des Krainerischen Hiſtorikers Baron Valvaſor zu verdanken, die der Biſchof um 3000 fl. an ſich brachte.

Beſonders werthvoll iſt die Kupferſtichſammlung in 17 Foliobänden. Man findet da außer faſt allen Dürern, Rembrandt und Martin Schön auch die Sadeler, Martin de Vos, Clouets, Rubens, Hemskerk, Girardo Fontana, Collaert, Zeeman, Moncornet, A. Viſchers, Oſtade, die Carrikaturen des Leonardo da Vinci vom Böhmen Hollar und andern, mit Einem Wort vorzügliche und mindere Deutſche, Holländer, Italiener und Franzoſen, wie auch viele Kupferſtiche und Holzſchnitte aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Ein Folioband enthält Handzeichnungen und Skizzen von deutſchen Meiſtern des 17. Jahrhunderts. Der Werth dieſer Sammlung iſt demnach nicht nur in Beziehung auf Kunſt ſondern auch auf Culturgeſchichte abzuſchätzen. Unter den Codices verdient bezeichnet zu werden ein Miſſale (alten Ritus) der Agramer Diöceſe, geſchrieben per manus Mathei prberi de milethnitz plebanique Scti Pauli in Uthnica 1495, wobei die erſte Partie ausgezeichnete, die zweite ſehr mittelmäßige Miniaturen enthält. Ein Miſſale aus dem 13. Jahrhundert, Agramer Ritus, welches wir in einer kleinen Abhandlung

Ernennung eines neuen Domherrn auf folgende Weise publizirte. Er lud unter andern den zu ernennenden Cleriker zum Speisen ein, und erhob am Ende des Tisches den Becher mit den Worten: „Gott erhalte den neuen Domherrn N. N.“ Kaiser Joseph II., welcher bekanntlich mit alten Privilegien und Gerechtsamen und andern Gepflogenheiten die der absoluten Staatsgewalt im Wege zu stehen schienen, aufräumte, nahm auch den Bischöfen von Agram das Ernennungsrecht der Canoniker weg; seither darf der Bischof nur einen Vorschlag machen. Als unter Joseph II. Zeiten nach der neuen Gesetzgebung Bischof Galljuf die Namen zu ernennender Domherrn zum erstenmal nach Wien sandte, ließ der Kaiser die Liste durch die ungarisch-croatische Hofkanzlei zurücksenden, und es wurde dem Bischof bedeutet: es sollen nobiles (Adelige) proponirt werden. Während die Privilegien des Adels durch die Josephinische Regierung bedeutend geschmälert, ja der Adel selbst in den Resolutionen Josephs bisweilen lächerlich gemacht wurde, erscheint hier wieder eine Bevorzugung desselben, die früher nie vorgekommen war.

Der Domherr Kristianovic, Lektor des Kapitels und Bischof von Almisia i. p. besitzt eine sehr werthvolle Münzsammlung, zumeist nur Gold- und Silbermünzen der seltensten Art, welche er als tüchtiger Numismatiker seit zwanzig Jahren mit Fleiß und Kenntniß gesammelt hat.

Wie der Erzbischof ein Schloß mit sieben Thürmen zu seiner Residenz besitzt, so hat auch jeder Domherr in der Straße neben dem Dom sein Haus (Curia) mit einem Garten. Diese Gasse ist mit einem Thorbogen, ober welchem ein Stockwerk (die Wohnung des Kapitelsverwalters) schwebt, abgeschlossen. Vor diesem Thorbogen stehen die Häuser der zwölf Präbendare, von denen einer den Titel führt: Decanus Collegii Praebendariorum. Diese zwölf Dompräbenden wurden unter dem Bischof Timotheus II. 1270 gestiftet.

troffen. Biſchof Manaſſes wurde 1113 Erzbiſchof von Spalato, B. Franko 1131 Erzbiſchof von Colocza, B. Job 1170 Biſchof von Fünfkirchen, ſpäter Erzbiſchof von Gran, B. Philipp, Kanzler der Königin Maria Gemahlin Bela IV., 1262 Erzbiſchof von Gran, ebenſo B. Michael († 1305) Erzbiſchof von Gran; Stephan III. 1321 „in Eccl. Caeroprisenensem in Galliam translatus.“ Die Biſchöfe Ladislaus, Dionys, Nikolaus wurden nacheinander 1343, 1349, 1356 als Erzbiſchöfe nach Colocza überſetzt. Auch einen Mediciner ſehen wir auf dem Stuhl von Agram. Jakob III. aus Piacenza wurde als Leibarzt des Königs von Ungarn 1333 B. von Cſanad, 1343 B. von Agram. B. Demetrius 1379 Erzbiſchof von Gran; Johann III. 1398 Erzbiſchof von Colocza; Demetrius II. 1458 B. von Raab; Nikolaus III. aus dem Woiwodengeſchlecht der Wallachei 1548 Erzbiſchof von Erlau, 1553 von Gran; Paul I. 1557 B. von Raab; Drascovics wurde 1572 zugleich Titular von Colocza (während der Beſetzung eines großen Theils von Ungarn durch die Türken); Eſterhazy 1722 B. von Vesprim, dann Erzbiſchof von Gran; Klobusicky 1751 Erzbiſchof von Gran. Auf die großartigen Stiftungen der Biſchöfe und Domherrn von Agram wollen wir ſpäter zurückkommen. In neuerer Zeit (nach dem Schematismus) leſen wir bei Joſeph Galljuf † 1786 „sui post mortem relinquens gratam memoriam ampla in solatium pauperum Capitulo concredita fundatione“, bei B. Verhovac † 1827 „meritorum plenus, conditoque multis piis fundationibus referto testamento — ad meliorem vitam emigravit. Als ihm die Sterbeſakramente adminiſtrirt wurden, waren alle Domherren, Dompräbendare und der Klerus der Stadt im Saale ſeines Sterbelagers gegenwärtig. Unter der Regierung des Biſchofs Haulik wurde 1853 Agram zum Erzbisthum erhoben. Er ſtarb 1869. Im Auguſt 1870 wurde der neue Herr Erzbiſchof Joſeph von Mihalovics in Agram inthroniſirt.

Was das Domkapitel betrifft, ſo hat der Domherr

stiftete für Arme in den königlichen Freistädten und Stabsörtern seiner Diöcese 80,000 fl.; er errichtete die Elisabethstiftung zur Aussteuer für arme Mädchen in der Militärgrenze und gab dafür 70,000 fl. u. s. f. Diese Zahlen sprechen wohl für sich selbst.

Das Domkapitel hat seit Jahrhunderten einen mons pietatis begründet, der jetzt noch unter dem Namen piarum summarum praefectura fortbesteht. Dieser Fond, durchwegs von Bischöfen und Domherren von Agram geschenktes Geld, besitzt gegenwärtig ein Capital von zwei Millionen Gulden. Das Domkapitel verwaltet diesen Fond mit der Garantie des ungeschmälerten Fortbestandes und ohne irgend welchen Gehalt dafür. Der gegenwärtige vom Kapitel gewählte Verwalter ist der Prälat und Domherr Pavlesic, wie es im Schematismus steht „Piarum Summarum Praefectus." Die Interessen dieses Capitals werden für Arme und für Wohlthätigkeitsanstalten verwendet. Von Separatstiftungen wollen wir nur die des Domherrn David Pizzeti (1768—1800) anführen, welche den Namen pro periclitantibus führt; durch diesen Fond bekommen jährlich 30 Mädchen vom 18. Jahr an bis sie heirathen oder 30 Jahr alt werden, je 30 fl. Die Armen in der Diöcese Agram finden nicht, daß die todte Hand einen Verwesungsgeruch ausathmet, wir wollen uns aber hier auf eine Untersuchung jener lebendigen Hände welche der „todten Hand" das ihre wegnehmen wollen, nicht weiter einlassen. Die Organe der „öffentlichen Meinung" wissen mit einer nachhaltigen Tapferkeit alles das zu verschweigen, was vom Klerus zum Wohle des Volkes geschehen ist und noch geschieht; übrigens soll überhaupt Niemand auf den Dank der Welt rechnen, der Geistliche insbesondere aber schon gar nicht! Auf unsere Anfrage an den Sekretär des neuen Erzbischof Mihalovics erfuhren wir, daß dieser von 1870 an jährlich an Stipendien für Juristen, Realschüler, Gymnasiasten, Präparanden und Waisenknaben über 3000 fl. zu geben beschlossen hat, daß er innerhalb

Commandant von Siſſek) † 1593, der in captivitatem abducitur a Turcis ibique culeo insuitur et ad mare projicitur. Im ſelben Jahre wird der Domherr Fintic ebenfalls als Commandant von Siſſek von den Türken gefangen und hingerichtet. Der Cantor Gjurak † 1595, glücklicher als die vorigen, lebt im Andenken ſeines Landes fort als heldenmüthiger Vertheidiger der befeſtigten Stadt Siſſek gegen die Türken. Der jeweilige Archidiakonus von Dubiza war bis zur Zeit der Grenzregulirung 1790 zugleich Feſtungs-Commandant von Dubiza an der Una. Er trug als ſolcher das Schwert und den rothen Mantel; ſo oft er aber an hohen Feſten nach Agram gekommen, mußte er in der Sakriſtei das Schwert und den Mantel ablegen, hier ſich mit dem Chorrock und der Cappa bekleiden und ſo an ſeinen Platz im Presbyterium gehen. Der Domherr und Prälat Caſparic theilte uns mit, wie er noch von alten Leuten in Agram erzählen gehört habe, daß dieſelben an hohen Feſttagen den Feſtungscommandanten in ſeiner militäriſchen Kleidung durch den Dom in die Sakriſtei gehen, und ihn wieder, nachdem er die militäriſchen Inſignien abgelegt, in der violetten Cappa zu ſeinem Sitz als Domherrn ſchreiten geſehen haben.

Die Kapitelſtadt beſaß bis zum Jahre 1848 ihre eigene Jurisdiktion, das Jus gladii ausgenommen. Biſchof Prodranus I. (1170—1175) errichtete das Domkapitel und beſtimmte eine Anzahl von 33 Canonikern. Das Ernennungsrecht der Domherren übten die Biſchöfe von der Entſtehung des Kapitels bis zur Regierung Joſeph II. unumſchränkt aus. Nur die Dignitäten, oder wie man ſelbe hier und in Ungarn nennt, die „Columnae“ waren ausgenommen. Den Propſt ernannte der König, den Lektor der Biſchof mit dem Kapitel, den Cantor und Cuſtos wieder der Biſchof. Während einer Sedisvacanz fiel das Ernennungsrecht dieſer beiden Pfründen dem König anheim. Wie es die Tradition aufbewahrt, geſchah es manchmal auch, daß der Biſchof die

Kirche in der obern Stadt übergeben. Auch gab es Kapuziner in dem Hause neben der heutigen Realschule auf der Anhöhe mit einer Fernsicht von den Fenstern des Klosters bis auf die Berglinien türkischen Gebietes. Auch Clarissen waren in Agram. Unter Joseph II. wurden sämmtliche Orden bis auf die Franziskaner aufgehoben. Jetzt existiren nur noch die letztern, dann barmherzige Brüder und barmherzige Schwestern, welche sich der Krankenpflege widmen.

Das neu errichtete südslavische Museum enthält interessante römische Alterthümer von Ausgrabungen in Croatien herrührend, eine Naturaliensammlung, ein Herbarium in 80 Bänden gesammelt vom Domherrn Schrott, der 1852 als Bischof von Belgrad starb, und eine sehr wichtige Münzsammlung mit bis jetzt über 90,000 Nummern meist slavischer Münzen. Der Direktor des Museums, ein gelehrter Numismatiker, Dr. Lubich, ist eben daran diesen Schatz zu ordnen und zu bestimmen.

Gegen Norden ist Agram an einen Bergrücken angelehnt, und werden auch im Hintergrunde übereinander herausschende Bergketten sichtbar, Ausläufer der Gebirge von Zagorien. Sieht man die obere Stadt von der untern aus an, so gewähren die stattlichen Gebäude, theils Regierungs- oder sonst öffentlichen Zwecken angehörig, theils Wohnsitze der Aristokratie, einen imposanten Anblick. Die Häuser welche ober dem Sophienweg gegen Nordost zu gelegen sind, haben den Vortheil, daß sie zugleich als Villen mit der schönsten Aussicht auf zwei übereinander ragende Bergzüge gelten können. Der Sophienweg ist ein mit dichtem Baum- und Sträucherwuchs überdecktes Thal, in welchen man bei der größten Sonnenhitze in dunklem Waldesschatten eine halbe Stunde weit fürderschreiten kann.

Die Tracht der croatischen Landleute, welche täglich den Markt von Agram mit Lebensmitteln aller Art versehen, ist eigenthümlich. Die Männer tragen sehr weite Beinkleider aus weißer Leinwand, das Hemd wird über das Beinkleid

Die todte Hand in Agram. Es gibt Leute die es ganz gut vertragen können, wenn ſie an Paläſten von reichen Bankiers vorbeiwandeln, von denen einer allein eine halbe Million werth iſt, außer den Millionen qui intrinsecus latent; denen aber ſogleich übel wird, wenn ſie z. B. das Schloß des Erzbiſchofs oder die ein Stockwerk hohen Häuſer der Domherren und ſogar auch die Erdgeſchoß hohen Häuſer der Präbendare ſehen. Es ſoll hier dieſen reizbaren Naturen ein Fläſchlein mit Hirſchhorngeiſt an die Naſe gehalten werden, um ihre Lebensgeiſter aufzufriſchen und ihre aufgeregte Gedankenwelt in etwas zu calmiren. Das erzbiſchöfliche Schloß in Agram iſt täglich von Hilfsbedürftigen aller Art beſucht. Der Herr Erzbiſchof, Joſeph Mihalovics, welcher im Auguſt inthroniſirt wurde, tritt derartig in die Fußſtapfen ſeiner großmüthig ſpendenden Vorfahren, daß dieſer Herr, wie hieſige Kenner des Einkommens und auch der Anforderungen, welche mit der Noth und Bedrängniß der Zeit immer im Zunehmen begriffen ſind, ſagen, ſicher nicht viel erübrigen wird. Dieſe Tugend der leutſeligſten Großmuth wird dem Erzbiſchof ziemlich allgemein zugeſtanden. Im gleichen Verhältniſſe werden tagtäglich die Domherren in Anſpruch genommen. Wenn dieſelben, welche auch für Sammlungen in's Ausland bisher ſich großmüthig zu erweiſen gewohnt waren, in neuerer Zeit auf dieſe Anſuchen weniger reflektiren können, ſo iſt der Grund davon in der Vervielfachung jener Anforderungen zu ſuchen, die vom Inlande an dieſelben geſtellt werden.

Doch führen wir einige Thatſachen an. Der im Mai 1869 verſtorbene Erzbiſchof Haulik hat (abgeſehen von den Summen die er an Bedürftige vertheilte) nur auf Stiftungen allein achtmalhundert tauſend Gulden verwendet. Er baute ein Armenſpital, das er den barmherzigen Schweſtern zur Leitung übergab. Der Bau koſtete ihn über 100,000 fl. und er dotirte das Spital mit 40,000 fl. Haulik gab ferner als Stiftungscapital zu einem Wittwenfond 50,000 fl. und

mal einen Anspruch machen könnten. Die Bauern tragen dieselben in eigenthümlichen viereckigen in vier Stockwerke abgetheilten Steigen hausiren. Während des Tragens schon hört man wahrscheinlich durch die schwingende Bewegung und das Anstoßen der Köpfe auf dem obern Etagebrett veranlaßt ein beständiges Lamentogequake. Wird aber die Steige gar niedergestellt, daß der Bauer irgend einer Hausfrau oder Magd einige dieser Vögel zum Verkaufe herausfangen kann, dann beginnt auch ein wahres Entsetzen-quaken, es scheint, daß es die armen Thiere ahnen, wie es sich jetzt um ihren Kragen handelt.

Das Landvolk erscheint mager und abgearbeitet — die Sonne brennt heiß und der Arbeit und Mühen gibt es viel. Im Ganzen ist aber das Volk sehr gefällig und freundlich. Während der Wandlung herrscht in den Kirchen auf dem Lande ein eigenthümlicher Gebrauch. Man hört von allen Anwesenden ein einstimmiges Stöhnen oder Seufzen bei der Erhebung der Hostie und des Kelches. Das Volk betet mit gefalteten erhobenen Händen. Der Croate hat auch das Eigenthümliche, daß er seine Heimath liebt und nur im äußersten Nothfalle auswandert. Die croatische Sprache und Literatur findet in neuester Zeit eine besondere Pflege in der Akademie zu Agram, welcher als Präses Prälat Dr. Racky vorsteht, ein vorzüglicher Kenner slavischer Idiome und slavischer Literatur; die Akademie besitzt einen Fond von 700,000 fl. und hat seit einigen Jahren viel in Herausgabe croatischer Urkunden und Geschichtsquellen gethan. Dem Volk in Croatien wird bisweilen eine Hinneigung zum Wein vorgeworfen. Wir meinen dabei gerecht seyn zu sollen, indem wir sagen: es mangelt Vielen welche diesen Vorwurf erheben, eine Berechtigung dazu. Eine Berechtigung hiezu hätte aber nur jenes Volk, das ebenso starken, feurigen, süßen und dabei wohlfeilen Wein producirt, wie Croatien. Nur jene welche diese sehr einschmeichelnde Versuchung an sich selber — glücklich zu überwinden im Stande sind, dürften hier eine tadelnde

Stimme erheben; die andern aber sollten den Croaten ihren guten Wein, und die damit in innigster Verflechtung stehenden Zöpfe, ohne Scheelsucht vergönnen.

Der Park Juriaves ist in jüngster Zeit viel besprochen worden, leider hat man von Agram bis zum Eingange desselben eine gute halbe Stunde Weges zu wandeln, oder eine staubige Straße hinzufahren. Schon der Bischof Maximilian Verhovac ließ in dem zum Bisthum gehörigen Eichenwalde für Spaziergänger Wege aushauen und diese mit Kies bestreuen, so daß die Agramer im Waldesschatten lustwandeln konnten. Wäre außerdem auf eine comfortable gute und für die verschiedenen Classen billige Restauration etwas verwendet und in selber energisch für gute Speisen und Getränke gesorgt worden, so würde dem Park eine angenehme und praktische Seite abgewonnen worden seyn, wie uns sicher jeder praktische Kenner des Volkes, seiner ästhetischen und materiellen Bedürfnisse zugeben wird. Der sehr einfache, waldesschattige Park wurde nun nach dem ersten Begründer desselben Maximin genannt.

Bischof Haulik, ein freigebiger großmüthiger Mann, ließ nun das über 700 Joch Wald große Terrain, einerseits ans Gebirge anderseits an die Save angränzend, zu einem völligen englischen Park umgestalten. Es wurden Fahr- und Gehwege hergestellt, über 60 Brücken gebaut, Blumenpartien und Teiche angelegt. Beim Eingang sieht man aus einer breiten langen Allee mit hohen mächtigen Bäumen einen vier Stock hohen Kiosk entgegen schauen. Außerdem enthält der Park ein Schweizerhaus, ein Haus zur Seidenzucht, eines zur Bienenzucht, Baumschulen mit edlem Obst, Gehäge mit den verschiedensten hieher verpflanzten Traubengattungen, eine „stille Hütte" auf einer Anhöhe mit Fernsicht ins Gebirge und einer melancholisch säuselnden Aeolsharfe, ein Wohnhaus, einen Geflügel- und Wirthschaftshof, eine gothische Kapelle, die manchem Dorf, ja mancher Stadt zur Zierde gereichen würde, eine kleine

Fasanerie, einen Garten mit einigem Hochwild, beim Eingang auch eine Bräuerei und Gasthaus u. s. w. Es existirt eine eigene Beschreibung des Parkes.

Wenn die Agramer Bürger und sonstigen Bewohner der Stadt der Fürsorge des seligen Bischofs Haulik Anerkennung und Dank zollen, und wenn der Fremde diesen herrlichen Park mit Vergnügen durchwandelt, so stimmen wir vollkommen bei; können aber doch auch für die reelle Gegenwart unsere Ansicht nicht zurückhalten, daß nachdem die Einkünfte des Erzbisthums durch die Zeitverhältnisse seit zwanzig Jahren abgenommen haben, während die Hülfsbedürftigkeit und Bedrängniß der Bewohner dieser Diöcese anderseits bedeutend zugenommen hat, die kostspielige Erhaltung dieses Parkes mit den Einkünften der Pfründe, rücksichtlich ihrer sonst darauf ruhenden Lasten und Verbindlichkeiten, in ein schiefes Verhältniß gekommen ist. Trotzdem aber wird, wie wir vernommen haben, auch der neue Erzbischof nach Kräften das Seine thun um diese Zierde Agrams in genießbarem Stande zu erhalten. Der Park wird jetzt zum Andenken an den Begründer desselben (Cardinal Georg Haulik) Jurjaves genannt, was zu deutsch „Georgenfeld" oder „Georgenheim" bedeutet.

Hier wie überall in Agram ist der Einfluß der Bischöfe wahrnehmbar, und würde es nicht zu weit führen, so ließe sich von Agram, ähnlich wie es Riehl von Freising gethan, ein anziehendes Capitel schreiben über das Thema: „Eine geistliche Stadt."

getragen und um die Mitte des Leibes mit einem Riemen befeſtigt. Zu Winterszeit kommt darüber ein bis an die Knie reichender Pelz mit greller gelber Lederfarbe und mit blauen, grünen und rothen, durchwegs hellen Stückchen aus Leder wie beſtickt. Die Frauen tragen ebenfalls weiße Röcke, über dieſelben wieder weiße mit rothen Streifen tunikenartig umſäumte, bis an die Knie reichende Oberröcke mit zwei Taſchen; in dieſe Taſchen pflegen ſie gewöhnlich ihre Hände zu ſtecken, ob ſie nun auf dem Markte vor ihrer Waare ſtehen, oder ob ſie, den breiten runden Korb auf dem Kopf balancirend, ſtundenweit in die Stadt daherkommen. Dieſes beſtändige Balanciren eines breiten je nach Inlage 10 bis 20 Pfund ſchweren Korbes auf dem Kopfe bedingt nothwendiger Weiſe ängſtliche Geſichter, denen man den ſchweren Druck auf dem Scheitel einerſeits und andererſeits die beſtändige Beſorgniß aufgeprägt ſieht, das Gleichgewicht des Korbes zu erhalten. Dieſes Balanciren hat aber auch eine Wirkung auf den Gang, der ſehr unſicher iſt — die Füße dürfen nicht ſcharf, ſondern müſſen ſehr leiſe und vorſichtig auftreten, damit durch die Reaktion des Gegenſtoßes auf das Haupt die ſchwebende Laſt nicht herabgeworfen wird. Die Zwiebeln werden in eigenthümliche lange Zöpfe zuſammengeflochten. Das ſaffrangelbe Brod aus Türkenkorn wird in ganzen, halben und viertel Laiben auf offenem Markt verkauft. Trauben gibt es in Hülle und Fülle die beſten Sorten, ebenſo Aepfel, Birnen und Nüſſe. Beſonders geſegnet iſt das Land an Geflügel. Mit den indianiſchen Hühnern, die hier in Maſſen vorkommen, wird beſonders grauſam verfahren. Die Bauern tragen an jeder Hand drei bis vier, die je mit einem Fuße zuſammengebunden werden wie in einen nach unten hängenden Blumenſtrauß; daß ſich dieſe armen Thiere mit den nach unten hängenden Köpfen ſehr unbehaglich fühlen, läßt ſich denken, ſie tragen aber ſchweigend ihr trauriges Geſchick. Die Enten hingegen werden mit der größten Rückſicht behandelt, auf welche ſie als Sumpfvögel nicht ein-

dürfte die Hoffnung nicht unbegründet seyn, daß demnächst katholischerseits wiederum ein ausführlicheres Lehrbuch der Universalgeschichte zum Abschluß gelangen wird welches, nach dem bisher Geleisteten zu schließen, in der Reihe aller vorhandenen Werke ähnlichen Inhalts einen Ehrenplatz in Anspruch nehmen darf.

Plan und leitende Grundsätze sind dieselben verblieben. Nur was den Umfang betrifft, so hat sich die ursprüngliche Absicht, das Werk mit dem dritten Bande zu Ende zu führen, als durchaus unthunlich herausgestellt. Dieser behandelt nur den Zeitraum von Kaiser Lothar bis zur Eroberung Granada's (1125 — 1492), und auch der vierte Band reicht nicht über das 16. Jahrhundert hinaus. Bei der großen Wichtigkeit der geschilderten Perioden und dem steten Wachsthum des zu verarbeitenden Stoffes wird diese Erweiterung jedoch nicht sonderlich befremden.

Die Zeit welche zunächst im dritten Bande zu besprechen war, kennzeichnet der Herr Verfasser treffend als „ungemein reich an gewaltigen Ereignissen, an großen Charakteren", als eine Zeit von „ungemeiner, fast jugendlicher Kraft und Frische in ihren raschen Uebergängen, in ihren heroischen Gestalten, durch und durch eigenthümlich in ihren Vorzügen wie in ihren Gebrechen", als die „Zeit des Glaubens", die „Zeit eines erhabenen Seelenschwunges". Aber „mit dem 14. Jahrhundert beginnt eine Zersetzung. Die Grundsäulen des Lebens wanken, neue Principien pochen an das Thor der europäischen Gesellschaft" (3. Bd. Vorrede), und es bereitet sich jene „tiefbewegte Epoche im Leben der Menschheit" vor, welche der vierte Band darstellt. „Groß ist die Bewegung der Geister welche das Scheitern des letzten kraftvollen Versuches, dem

---

für den Freund historischer Lektüre viel brauchbarer geworden." In so gediegener deutscher Ausstattung sei denn auch dieses allbekannte Werk des italienischen Geschichtsschreibers der deutschen Lesewelt auf's neue empfohlen. A. d. R.

timme erheben; die andern aber ſollten den Croaten ihren
ten Wein, und die damit in innigſter Verflechtung ſtehen-
n Zöpfe, ohne Scheelſucht vergönnen.

Der Park Juriaves iſt in jüngſter Zeit viel beſprochen
orden, leider hat man von Agram bis zum Eingange des-
lben eine gute halbe Stunde Weges zu wandeln, oder eine
ubige Straße hinzufahren. Schon der Biſchof Maximi-
an Verhovac ließ in dem zum Bisthum gehörigen Eichen-
alde für Spaziergänger Wege aushauen und dieſe mit Kies
ſtreuen, ſo daß die Agramer im Waldesſchatten luſtwan-
ln konnten. Wäre außerdem auf eine comfortable gute
ad für die verſchiedenen Claſſen billige Reſtauration etwas
rwendet und in ſelber energiſch für gute Speiſen und Ge-
änke geſorgt worden, ſo würde dem Park eine angenehme
ad praktiſche Seite abgewonnen worden ſeyn, wie uns ſicher
der praktiſche Kenner des Volkes, ſeiner äſthetiſchen und
ateriellen Bedürfniſſe zugeben wird. Der ſehr einfache,
aldesſchattige Park wurde nun nach dem erſten Begründer
ſſelben Maximin genannt.

Biſchof Haulik, ein freigebiger großmüthiger Mann,
eß nun das über 700 Joch Wald große Terrain, einer-
its ans Gebirge anderſeits an die Save angränzend, zu
nem völligen engliſchen Park umgeſtalten. Es wurden
ahr- und Gehwege hergeſtellt, über 60 Brücken gebaut,
lumenpartien und Teiche angelegt. Beim Eingang ſieht
an aus einer breiten langen Allee mit hohen mächtigen
äumen einen vier Stock hohen Kiosk entgegen ſchauen.
ußerdem enthält der Park ein Schweizerhaus, ein Haus
ur Seidenzucht, eines zur Bienenzucht, Baumſchulen mit
lem Obſt, Gehäge mit den verſchiedenſten hieher verpflanz-
n Traubengattungen, eine „ſtille Hütte“ auf einer An-
öhe mit Fernſicht ins Gebirge und einer melancholiſch ſäu-
lnden Aeolsharfe, ein Wohnhaus, einen Geflügel- und
Birthſchaftshof, eine gothiſche Kapelle, die manchem Dorf,
a mancher Stadt zur Zierde gereichen würde, eine kleine

Faſanerie, einen Garten mit einigem Hochwild, beim Eingang auch eine Bräuerei und Gaſthaus u. ſ. w. Es exiſtirt eine eigene Beſchreibung des Parkes.

Wenn die Agramer Bürger und ſonſtigen Bewohner der Stadt der Fürſorge des ſeligen Biſchofs Haulik Anerkennung und Dank zollen, und wenn der Fremde dieſen herrlichen Park mit Vergnügen durchwandelt, ſo ſtimmen wir vollkommen bei; können aber doch auch für die reelle Gegenwart unſere Anſicht nicht zurückhalten, daß nachdem die Einkünfte des Erzbisthums durch die Zeitverhältniſſe ſeit zwanzig Jahren abgenommen haben, während die Hülfsbedürftigkeit und Bedrängniß der Bewohner dieſer Diöceſe anderſeits bedeutend zugenommen hat, die koſtſpielige Erhaltung dieſes Parkes mit den Einkünften der Pfründe, rückſichtlich ihrer ſonſt darauf ruhenden Laſten und Verbindlichkeiten, in ein ſchiefes Verhältniß gekommen iſt. Trotzdem aber wird, wie wir vernommen haben, auch der neue Erzbiſchof nach Kräften das Seine thun um dieſe Zierde Agrams in genießbarem Stande zu erhalten. Der Park wird jetzt zum Andenken an den Begründer deſſelben (Cardinal Georg Haulik) Jurjaves genannt, was zu deutſch „Georgenfeld“ oder „Georgenheim“ bedeutet.

Hier wie überall in Agram iſt der Einfluß der Biſchöfe wahrnehmbar, und würde es nicht zu weit führen, ſo ließe ſich von Agram, ähnlich wie es Riehl von Freiſing gethan, ein anziehendes Capitel ſchreiben über das Thema: „Eine geiſtliche Stadt.“

große katholische Staatenverband, an dessen Spitze der Kaiser stand, löste sich auf, die Völker schlossen sich ab — und Kaiserthum und Papstthum sanken in ihrer Bedeutung.“ So konnten denn die osmanischen Türken als neue Verkämpfer des Halbmondes, in denen der Geist der ersten Chalifen wieder aufzuleben schien, auf den Trümmern der Seldschukenherrschaft ungehindert ein Reich begründen, das von Bithynien aus bald auch europäisches Gebiet in den Bereich seiner Grenzen zog. Das staunende Abendland vernahm von der Unterjochung christlicher Staaten; es mußte sogar aus dem Munde des gewaltigen Bajesid die empörende Drohung hören, „er werde in Rom sein Pferd auf dem Altar St. Peters mit Hafer füttern und, umgeben von christlichen Vasallen, seinen Thron aufschlagen“ (III. 734). Demnach handelte es sich nun bereits um die Selbstständigkeit der abendländischen Völker, ja um die sittliche Cultur und das höchste Erdengut, den von den Völkern überlieferten Glauben. Es gehörte daher die ganze Verblendung verletzter Eitelkeit und einer kurzsichtigen Parteistellung dazu, wenn Franz I. trotz der immer weiter nach Westen vordringenden Türkenmacht und mit gänzlicher Uebersehung der auch seinem Lande näher rückenden Gefahr zur Schwächung Habsburgs mit dem Feinde der Christenheit Bündnisse einging.

Unterdessen hatte die Vorsehung durch das Zusammenfügen glücklicher und unglücklicher Ereignisse im Osten von Deutschland ein Staatengebäude entstehen lassen, das über reiche Hülfsquellen verfügend im Stande wäre, die heranbrausenden Wogen des Islam zu brechen und zugleich nach Westen hin seinen erhaltenden Einfluß geltend zu machen. Dr. Weiß würdigt die vielseitige Bedeutung des heranwachsenden Völkerstaates, indem er über die Vereinigung Ungarns mit Oesterreich sagt: „Im Juni 1527 trat Ferdinand seinen Zug nach Ungarn an, um auch in diesem Lande seine Ansprüche kraft Vertrags und kraft Erbrechts geltend zu machen. Es war ein Zug bedeutsam für ganz Mitteleuropa. Es

dürfte die Hoffnung nicht unbegründet ſeyn, daß demnächſt katholiſcherſeits wiederum ein ausführlicheres Lehrbuch der Univerſalgeſchichte zum Abſchluß gelangen wird welches, nach dem bisher Geleiſteten zu ſchließen, in der Reihe aller vorhandenen Werke ähnlichen Inhalts einen Ehrenplatz in Anſpruch nehmen darf.

Plan und leitende Grundſätze ſind dieſelben verblieben. Nur was den Umfang betrifft, ſo hat ſich die urſprüngliche Abſicht, das Werk mit dem dritten Bande zu Ende zu führen, als durchaus unthunlich herausgeſtellt. Dieſer behandelt nur den Zeitraum von Kaiſer Lothar bis zur Eroberung Granada's (1125 — 1492), und auch der vierte Band reicht nicht über das 16. Jahrhundert hinaus. Bei der großen Wichtigkeit der geſchilderten Perioden und dem ſteten Wachsthum des zu verarbeitenden Stoffes wird dieſe Erweiterung jedoch nicht ſonderlich befremden.

Die Zeit welche zunächſt im dritten Bande zu beſprechen war, kennzeichnet der Herr Verfaſſer treffend als „ungemein reich an gewaltigen Ereigniſſen, an großen Charakteren", als eine Zeit von „ungemeiner, faſt jugendlicher Kraft und Friſche in ihren raſchen Uebergängen, in ihren heroiſchen Geſtalten, durch und durch eigenthümlich in ihren Vorzügen wie in ihren Gebrechen", als die „Zeit des Glaubens", die „Zeit eines erhabenen Seelenſchwunges". Aber „mit dem 14. Jahrhundert beginnt eine Zerſetzung. Die Grundſäulen des Lebens wanken, neue Principien pochen an das Thor der europäiſchen Geſellſchaft" (3. Bd. Vorrede), und es bereitet ſich jene „tiefbewegte Epoche im Leben der Menſchheit" vor, welche der vierte Band darſtellt. „Groß iſt die Bewegung der Geiſter welche das Scheitern des letzten kraftvollen Verſuches, dem

---

für den Freund hiſtoriſcher Lektüre viel brauchbarer geworden." In ſo gediegener deutſcher Ausſtattung ſei denn auch dieſes allbekannte Werk des italieniſchen Geſchichtsſchreibers der deutſchen Leſewelt auf's neue empfohlen. A. d. R.

Kaiserthum seine Bedeutung und der deutschen Nation ihre frühere Weltstellung wiederzugeben, und der Bruch mit der alten Kirche, der bisherigen Trägerin des geistigen Lebens, hervorrief." Gleichzeitig „bricht mit der Entdeckung von Amerika die alte Anschauung vom Weltgebäude zusammen, und eröffnet sich der Blick in eine neue reiche Welt des Lebens" (4. Bd. Vorwort).

Heben wir aus dem vielseitigen Inhalt zunächst einige Punkte von größerer Wichtigkeit hervor, um aus der Auffassung und Darstellung derselben wie sie vorliegt, den Geist kennen zu lernen, in welchem die Fortsetzung des „Lehrbuchs" überhaupt geschrieben ist.

Hatte der zweite Band mit der Gründung des Königreichs Jerusalem und sohin mit der für das Abendland so ruhmvollen Eröffnung des Kampfes um das heilige Land geschlossen, so ist es jetzt der weitere Verlauf des wechselreichen Streites zwischen Kreuz und Halbmond, worauf des Lesers Aufmerksamkeit stets von neuem hingelenkt wird. In Spanien und Syrien, Palästina und Egypten, unter den Mauern Constantinopels und in Albanien, auf den Gefilden Ungarns und selbst in den südöstlichen Marken Deutschlands, auf Rhodus, auf der Nordküste Afrika's und auf Cypern entbrennt der heiße Kampf, bald mit Eifer geführt von den Fürsten Europa's und reich an glorreichen Heldenthaten, bald in Folge innerer Zwietracht und eifersüchtiger Parteibestrebungen zum großen Schaden der Christenheit lässig betrieben, bis endlich der denkwürdige Tag von Lepanto der Seemacht des Islam jenen Stoß versetzt, von welchem sich dieselbe nimmer erholen sollte. — Mit Recht ist dieser Lebensfrage der christlichen Staaten des ganzen Mittelalters und selbst noch der neueren Zeit die eingehendste Behandlung zu Theil geworden. Wenn Pius II. aus Gram über die Lauigkeit der abendländischen Fürsten und Völker gegenüber dem thatkräftigen Drängen des Erbfeindes der Christenheit in's Grab sank, und wenn Karl V. am Abend seines thaten-

reichen Lebens nichts ſchmerzlicher empfand als die in Folge der Zwiſtigkeiten des Weſtens eingetretene Vereitlung ſeines Lieblingswunſches, die vereinte Macht der chriſtlichen Nationen zur Bekämpfung des Halbmondes aufzubieten: ſo ſind das unzweideutige Anzeichen von der Tragweite welche in den Augen eines erleuchteten und für die Wohlfahrt der Chriſtenheit beſorgten Oberhauptes und Schirmherrn der Kirche die glückliche Löſung der damaligen orientaliſchen Frage gehabt hat. In der That handelte es ſich ja von Anfang an nicht um den Beſitz des heiligen Landes allein. Das war wohl der nächſte, offen ausgeſprochene Zweck der Kreuzzüge; aber nur ein kurzſichtiger Beurtheiler wird darin die ganze Bedeutung dieſer großartigen Erhebung des chriſtlichen Abendlandes erkennen und ſich deßhalb über die „phantaſtiſchen Eroberungsverſuche“ im Morgenlande ereifern. Dr. Weiß ſieht in den Bedrängniſſen der heiligen Orte eben nur die äußere Veranlaſſung dazu, daß die Chriſten in dem Entſcheidungskampfe, ob der Islam ſeiner religiöſen Grundanſchauung gemäß die Weltherrſchaft an ſich reißen ſolle oder nicht, von der ſeitherigen Vertheidigung zum Angriff übergingen. „Gegen die Bekenner des Glaubens, der jetzt dort (in Paläſtina) herrſchte, ſtand man ſeit Jahrhunderten in heißem Kampf; man hatte ihre Heere zurückgeworfen vor den Mauern von Conſtantinopel und in den Ebenen von Tours, eben jetzt wehten ihre Banner wieder am Bosporus und rang man mit den Morabethen in den Gefilden Spaniens, die Dünſte der innern Kriſen Aſiens warfen ſchon längſt ihre finſtern Schatten über Europa. War es da nicht ein naturgegebener richtiger Gedanke, einmal zum Angriff überzugehen, ſtatt ſich wie bisher auf die Vertheidigung zu beſchränken!“

Leider vergaß nach dem Tode Ludwigs des Heiligen das Abendland über den innern Kämpfen mit denen es beſchäftigt war, die Gefahren welche ihm von Oſten her drohten. „Zwar ertönte noch immer von Rom aus der Ruf zur Kreuzfahrt, allein die Völker hatten kein Ohr mehr für dieſe Stimme; die

große katholiſche Staatenrepublik, an deren Spitze der Kaiſer ſtand, löste ſich auf, die Völker ſchloſſen ſich ab — und Kaiſerthum und Papſtthum ſanken in ihrer Bedeutung.“ So konnten denn die osmaniſchen Türken als neue Vorkämpfer des Halbmondes, in denen der Geiſt der erſten Chalifen wieder aufzuleben ſchien, auf den Trümmern der Seldſchukenherrſchaft ungehindert ein Reich begründen, das von Bithynien aus bald auch europäiſches Gebiet in den Bereich ſeiner Grenzen zog. Das ſtaunende Abendland vernahm von der Unterjochung chriſtlicher Staaten; es mußte ſogar aus dem Munde des gewaltigen Bajeſid die empörende Drohung hören, „er werde in Rom ſein Pferd auf dem Altar St. Peters mit Hafer füttern und, umgeben von chriſtlichen Vaſallen, ſeinen Thron aufſchlagen“ (III. 734). Demnach handelte es ſich nun bereits um die Selbſtſtändigkeit der abendländiſchen Völker, ja um die ſittliche Cultur und das höchſte Erdengut, den von den Völkern überlieferten Glauben. Es gehörte daher die ganze Verblendung verletzter Eitelkeit und einer kurzſichtigen Parteiſtellung dazu, wenn Franz I. trotz der immer weiter nach Weſten vordringenden Türkenmacht und mit gänzlicher Ueberſehung der auch ſeinem Lande näher rückenden Gefahr zur Schwächung Habsburgs mit dem Feinde der Chriſtenheit Bündniſſe einging.

Unterdeſſen hatte die Vorſehung durch das Zuſammenfügen glücklicher und unglücklicher Ereigniſſe im Oſten von Deutſchland ein Staatengebäude entſtehen laſſen, das über reiche Hülfsquellen verfügend im Stande wäre, die heranbrauſenden Wogen des Islam zu brechen und zugleich nach Weſten hin ſeinen erhaltenden Einfluß geltend zu machen. Dr. Weiß würdigt die vielſeitige Bedeutung des heranwachſenden Völkerſtaates, indem er über die Vereinigung Ungarns mit Oeſterreich ſagt: „Im Juni 1527 trat Ferdinand ſeinen Zug nach Ungarn an, um auch in dieſem Lande ſeine Anſprüche kraft Vertrags und kraft Erbrechts geltend zu machen. Es war ein Zug bedeutſam für ganz Mitteleuropa. Es

fragte ſich, ob eine große Vertheidigungsmacht gegen die Türken ſich bilde, durch bleibende Union von verſchiedenen Nationen die, in ihrem Innern durch feſte Erbfolge geordnet, ſonſt in eigenthümlicher Verfaſſung, Sprache und Fortbildung beſtanden; — ob eine große Defenſivmacht ſich bilden könnte deren Beſtimmung es war, die alte Einheit der Chriſtenheit gegen die immer furchtbarer ſich erhebende Zwietracht zu vertheidigen; die Nationalintereſſen, die Nationalinſtitutionen der Völker von Mitteleuropa gegen Unterdrückung wie gegen Umwälzung zu ſchützen; dem ſchwächern Rechte ein Schild, dem Heiligthum des Glaubens eine Stütze gegen äußere Anfeindung zu ſeyn; — ſtark genug, als Vorkämpferin die Chriſtenheit gegen den Islam zu vertheidigen" (IV. 422). Schon bei Schilderung der nächſten Jahre bot ſich reichlich Gelegenheit dar, die Richtigkeit dieſer Auffaſſung zu begründen und zu zeigen, wie das Haus Habsburg nicht bloß in einer Beziehung der „Schild Deutſchlands" wurde, wie ſich der von Karl und Ferdinand gegründete Staat als „Bollwerk des Weſtens gegen die kriegeriſche Kraft des Oſtens" erprobte.

Gleichzeitig mit dem Kampfe zwiſchen dem chriſtlichen Europa und den ungläubigen Stämmen Aſiens, im Zeitalter der erſten Kreuzzüge entfalten ſich die großartigen Erſcheinungen des Mittelalters, Papſtthum und Kaiſerthum, die „zwei Säulen auf welchen das mittelalterliche Leben ruhte", zur höchſten Blüthe. Während der „glanzvollen Regierung" Lothars von Sachſen erholt ſich das Kaiſerthum in Folge ſeiner „Politik des Friedens mit der Kirche" ſchnell von den Wunden welche ihm der Cäſareopapismus der Salier geſchlagen hatte. Als darauf des Reiches Krone das Haupt der genialen und thatkräftigen, aber leider nicht mit entſprechender Mäßigung und gleichem Rechtsſinn ausgeſtatteten Hohenſtaufen zierte, da erſchwang ſich nach kurzer Friſt die Kaiſerwürde zu ungeahnter Höhe. Im Vergleich mit heute klingt es faſt märchenhaft, wenn uns vom Stande des Reiches

beim Tode Heinrichs VI. folgendes Bild entworfen wird: „Heinrich ſtreckte die Hand nach der Weltherrſchaft aus. König Amalrich von Cypern bekannte ſich als ſein Lehensmann, der König der Armenier nannte ſich König von des römiſchen Reiches Gnaden, Nordafrika zahlte Heinrich Tribut wie einſt dem Könige Roger, Sardinien war von ihm abhängig, mit Spanien waren Verbindungen angeknüpft die ſeinem Hauſe den Beſitz der pyrenäiſchen Halbinſel einſt einbringen ſollten. Deutſchland und Italien lagen zu ſeinen Füßen, das Mittelmeer war nahe daran ein deutſcher Binnenſee zu werden. Nach Eroberung von Conſtantinopel ſollte die vereinte Macht des Abendlandes auf Aſien geworfen werden. So wäre ein Reich entſtanden, größer als einſt das römiſche, und die Deutſchen die es geſchaffen, hätten all den Ruhm, den Glanz, den Reichthum und Ueberfluß an Culturelementen gewonnen die an eine Weltherrſchaft geknüpft ſind; vielleicht hätte ſie aber auch das Unglück der Weltherrſchaft: Entartung des Charakters und alle Folgen des Uebermuthes, eine Verſchwörung der unterdrückten Völker und all das Unglück einer unabweisbaren Kataſtrophe getroffen“ (III. 145).

Allein das von altrömiſchen Rechtsbegriffen genährte Streben dieſes kraftvollen Herrſcherſtammes, keine unabhängige Macht neben ſich zu dulden, hatte ſchon unter Friedrich Rothbart, der bis zu ſeinem Unglück bei Legnano „ganz in der Anſchauung von der Uebermacht der Reichsgewalt über jede andere lebte“ (III. 58), einen unheilvollen Kampf mit dem Prieſterthum heraufbeſchworen, welcher in dem Untergange jenes hochbegabten Hauſes und in Untergrabung des kaiſerlichen Anſehens zunächſt ſeinen Abſchluß fand, die deutſche Nation aber nach innen wie nach außen in die mißlichſte Stellung hineindrängte. In Deutſchland hatte die Krone zeitweilig ihren Reiz verloren. „Das Ausland miſchte ſich ein, aus der Wahl wurde ein Handel“, und „es war ein Unglück, daß keiner der letzten Gegenkönige Macht genug beſaß, ſich allgemeine Geltung zu verſchaffen“ (III. 510, 520).

Zwar nahm unter Rudolf von Habsburg die tiefgeſunkene Kaiſermacht einen neuen Aufſchwung, und der Kaiſer hatte große Ziele vor Augen: „er wollte das Königreich Burgund herſtellen, dieſes aber war der Schlüſſel zu Italien; ſomit hatte Rudolf die Abſicht, die Rechte des Reiches in Italien zu wahren und die Kaiſerkrone ſich auf's Haupt zu ſetzen... Er war unabläſſig beſtrebt, den Deutſchen ihre alte Ehrenſtellung unter den Völkern Europa's zu wahren; aber die Eiferſucht der deutſchen Fürſten auf ſeine raſch geſtiegene Macht trat ihm hemmend entgegen“ (III. 540). Und gerade dieſe maßloſe Eiferſucht, der Mangel an Gemeingeiſt war eine der traurigen Früchte welche die lange Dauer der vorausgehenden Wirren bleibend zurückließ. Rudolf that was möglich war, und immerhin hat er „das zerfallene Reich wieder befeſtigt, Ordnung und Frieden hergeſtellt, den deutſchen Namen wieder zu Ehren gebracht“ (III. 543). Größes hätte ſich auch von der unmittelbaren Nachfolge ſeines nach altem Rechtsbrauch „allein zum Throne berechtigten“*)

*) Dr. Weiß ſchließt ſich hier der Anſicht Böhmers an. Wir ſind durchaus nicht geneigt, den Geiſt der Selbſtſucht welcher ſich in jener Zeit mancher Kurfürſten bemächtigt hatte, irgendwie rechtfertigen zu wollen oder die hohe Bedeutung welche die ſofortige Wahl Albrechts für Deutſchland gehabt haben würde, zu verkennen. Indeß zweifeln wir doch, ob ſich aus dem alten Brauch ein Recht herleiten laſſe. Als Heinrich VI. auf dem Reichstage zu Würzburg 1196 Deutſchland zu einem Erbreich umgeſtalten wollte, ſcheiterte ſein Plan bekanntlich an dem Widerſpruch der ſächſiſchen und niederrheiniſchen Fürſten, welche dagegen geltend machten: ſo lange das Wahlrecht beſtehe, könne jeder deutſche Fürſt König oder Kaiſer werden, und dieſe Möglichkeit ſtelle jeden den Königen gleich (vergl. III. 144). Man erkannte alſo keine Verpflichtung an, dem Kaiſer ſeinen Sohn zum Nachfolger zu küren; denn offenbar hätte dieſer Einwand aller nachhaltigen Kraft ermangelt, wenn man das Wahlrecht im eigentlichen Sinne nicht auch dem herrſchenden Stamme gegenüber vorausgeſetzt hätte. Warum finden wir ferner bei den frühern Kaiſern

ich für des Reiches Nutzen und Aufnehmen keine Mühen, keine Arbeit, keine Kosten gespart" (IV. 540). Das bezeugt auch noch seine Thätigkeit für die Wiedereroberung der Städte welche Moritzens verrätherische That Heinrich II., dem „uneigennützigen Rächer der deutschen Freiheit" (!) in die Hände gespielt hatte. „Der Gedanke, daß während seiner Regierung so wichtige Gebiete wie Metz, Toul und Verdun dem Reiche sollten entrissen seyn, war für Karl unerträglich" (IV. 541).

Auch der Geschichte des Papstthums widmet Dr. Weiß eine seiner hohen Bedeutung entsprechende Sorgfalt, und es würde nicht uninteressant seyn, dasselbe durch diese für seine Geltung in der christlichen Staatenrepublik so wechselvollen Jahrhunderte nach der Darstellung des Herrn Verfassers zu verfolgen; wir beschränken uns jedoch, um die angemessenen Grenzen einer literarischen Besprechung nicht zu überschreiten, auf Hervorhebung weniger Punkte. Während die Kaiserkrone auf dem Haupte der Hohenstaufen im blendendsten Glanz erstrahlte, hatte auch dieser Grundpfeiler der mittelalterlichen Gesellschaft unter Innocenz III. seine höchste Bedeutung für die christlichen Völker erreicht. Doch nur zu bald sollte die äußere Stellung der Päpste tief erschüttert werden. Zwar ging Innocenz IV. scheinbar siegreich aus dem unseligen Kampfe hervor, welchen der kirchenfeindliche Sinn Friedrichs II. und seine Unredlichkeit unter Gregor IX. von neuem hervorgerufen hatte; allein in Wirklichkeit war auch das Papstthum äußerlich schwer geschädigt. „Die falsche Politik der Staufen hatte es gezwungen bei Frankreich Hülfe zu suchen, und diese Hülfe ward um den Preis der Freiheit der erhabensten Stellung erkauft. Als ein hochbegabter Mann noch einmal in der Art von Geistesriesen wie Gregor VII. und Innocenz III. dem Papstthum seine hohe Stellung wiedergewinnen wollte, erlag er im Kampfe, und seine Nachfolger hatten Mühe wieder eine freie Stellung zu gewinnen" (III. 582). Das Oberhaupt der Kirche hatte aufgehört „als oberster Moderator an der Spitze des europäischen Gemeinwesens zu stehen, das

der heldenmüthigſten Tapferkeit der Deutſchen" geſcheitert war, ſo beuteten die Kurfürſten in Deutſchland die folgende Zeit des Bürgerkrieges und der erneuten Wirren zwiſchen Kaiſer und Papſt aus, mehr und mehr eine vom Kaiſer unabhängige Landeshoheit zu begründen. Karl IV. erhob in der goldenen Bulle nur längſt vollendete Thatſachen zum Grundſatz. „Auf den Reichstagen zu Nürnberg 1355 und Metz 1356 brachte er ein deutſches Reichsgrundgeſetz zur Anerkennung, welches die Spaltung Deutſchlands geſetzlich befeſtigte und für Jahrhunderte hinaus dauernd machte ... Was Karl den Kurfürſten hier gewährte, war nur ein Köder für die andern Fürſten, durch Willfährigkeit gegen ſeine Pläne gleiches zu erlangen" (III. 768).

So ging es auf der abſchüſſigen Bahn unaufhaltſam vorwärts, und treffend konnte Maximilian ſeine Stellung im Reich mit den Worten voll bitterer Ironie kennzeichnen: „Der König von Spanien iſt ein König der Menſchen, weil die Spanier ihm nur in vernünftigen und billigen Dingen gehorchen; der König von England iſt ein König der Engel die alles Gebotene willig verrichten; der König von Frankreich iſt ein König der Eſel, da ſie alles tragen was er ihnen auferlegt; ich ſelbſt bin ein König der Könige, da mir die Deutſchen nur gehorchen, wenn es ihnen gefällt" (IV. 294). Man fühlte das Verderbliche einer ſolchen Ohnmacht der Reichsgewalt gegenüber den Ständen; die böſen Folgen trafen auch in dem üppig gedeihenden Fauſtrecht und in der drohenden Stellung der Türken und Franzoſen deutlich genug zu Tage. „In Deutſchland war die Ueberzeugung allgemein, daß man an einem Wendepunkt der Dinge ſtehe, daß Deutſchland in ſeiner Machtſtellung andern Völkern gegenüber ſinke, wenn ſeine Verfaſſung nicht geändert werde." Aber wie helfen? Auf dem Reichstag zu Worms 1495 machten ſich vorzüglich zwei Anſichten geltend. „Der Kurfürſt von Mainz wollte ein ariſtokratiſch-ſtändiſches Regiment, bei dem der König eine Null war; Max aber wollte

constituirenden Versammlung geworden; wenn die Pfarrer gegen die Bischöfe, wenn die Gläubigen gegen die Pfarrer ähnlich verfuhren, so war die ganze Kirche aufgelöst" (III. 950). Auch die doppelgängerische Haltung welche die deutschen Kurfürsten während des Streites der schismatischen Basler mit dem Papste annahmen, findet scharfen Tadel. „Frankreich und England sprachen sich für Eugen aus, nur einige Entschiedenheit in Deutschland, und das ganze Basler Aergerniß war verschwunden... Der Reichstag (in Mainz 1439) hatte auf der einen Seite die Basler Reformbeschlüsse angenommen, auf der andern Seite gegen die Absetzung Eugen's IV. Einsprache erhoben. Das hieß nicht entscheiden, nicht vermitteln, auch nicht das in Sicherheit bringen wollen was in Basel für die Reform geschehen war, sondern die Erzbischöfe wollten die Macht die dem Papst genommen war, sich selber zueignen; auf dieser Bahn weiter wäre es zur Auflösung der Kirche in Fürstenthümer gekommen, wie im Reich schon das monarchische Princip vor der Territorialgewalt erlegen war. Die Kurfürsten wollten sich weder dem Concil noch dem Papst unterwerfen, darum entschieden sie sich weder für das Concil, noch für den Papst; beide sollten einander schwächen. Darum die naive Erklärung, daß sie auf der einen Seite die Beschlüsse des Concils annehmen und auf der andern sich gegen die Absetzung des Papstes verwahren" (III. 998 und 1023).

In der langen Reihe der Nachfolger Petri waren auch solche zu schildern, deren Handlungsweise dem heiligen Stuhle wenig Ehre gemacht hat. Bei diesen Anlässen hat es nun Dr. Weiß verstanden seinen katholischen Standpunkt unverrückt zu wahren, ohne der Wahrheitsliebe des unparteiischen Geschichtschreibers etwas zu vergeben. Weit entfernt, es dort wo Thatsachen gegen kirchliche Würdenträger die Entscheidung abgeben, an gebührendem Tadel fehlen zu lassen, ist doch gerade sein ernstes Wort der Mißbilligung ein Beleg dafür, wie Verfasser zwischen der erhabenen Stellung des Papstthums und einem unwürdigen Inhaber desselben, zwi-

kenlos, wie es die franzöſiſche damals war! Verſucher traten auch an den Kaiſer und wieſen auf Julius Cäſar. Doch Karl V. antwortete: die Alten hatten nur ein Ziel vor Augen, die Ehre; wir Chriſten haben deren zwei, die Ehre und das Heil der Seele. Der Kaiſer bewies im Siege eine ſeltene Mäßigung; er hatte keine Neigung die deutſche Reichsverfaſſung zu ſtürzen, er wollte bloß ſeinem Königseide getreu die Einheit auf den gegebenen Grundlagen und den Frieden in der Religion herſtellen" (IV. 522). Hatte er ja den Krieg ſelbſt nur nothgedrungen begonnen. „Er hatte ſich den Proteſtanten gegenüber verbindlich gemacht, ein Concil zu Stande zu bringen — es war zu Stande gekommen. Er hatte ſich dem Papſte gegenüber verbindlich gemacht, die Proteſtanten zum Concil zu bewegen — wie ſtand er der Chriſtenheit gegenüber, wenn ſie nicht kamen! War er noch ein Kaiſer, wenn die Fürſten nicht mehr zu den Reichstagen kamen, die er entbot, wenn ſie unter dem Vorwand des freien Evangeliums Bündniſſe mit dem Auslande ſchloſſen, im Innern Kriege führten, Fürſten verjagten, Bisthümer einzogen? Alſo Krieg!" (IV. 513). Aber der Krieg war kein Religionskrieg. Auf Karls Seite kämpften proteſtantiſche Fürſten, und auf Karls Geheiß wurde bei ſeiner Anweſenheit in Wittenberg der um ſeinetwillen ausgeſetzte Gottesdienſt wieder aufgenommen. „Haben wir doch nichts gewandelt in der Religion in den oberdeutſchen Landen, warum ſollten wir es hier thun"? (IV. 520). Wie ſehr Karl immerdar auf die Würde und Machtſtellung des Reiches dem Ausland gegenüber bedacht war, das bezeugen die Worte welche er nach Moritzens treuloſem Ueberfall an die Stände zu Paſſau ſchreiben konnte: „Ich berufe mich auf meine ganze Laufbahn. Ich fordere euch alle zu Zeugen, mit welcher väterlichen Liebe und Neigung ich je und alleinig das heilige Reich deutſcher Nation, mein geliebtes Vaterland, auf Koſten meiner Erbkönigreiche und Länder, mit Gefahr und Wagniß meiner eigenen Perſon, gemeint und bedacht, wie

ich für des Reiches Nutzen und Aufnehmen keine Mühen, keine Arbeit, keine Koſten geſpart“ (IV. 540). Das bezeugt auch noch ſeine Thätigkeit für die Wiedereroberung der Städte welche Moritzens verrätheriſche That Heinrich II., dem „uneigennützigen Rächer der deutſchen Freiheit“ (!) in die Hände geſpielt hatte. „Der Gedanke, daß während ſeiner Regierung ſo wichtige Gebiete wie Metz, Toul und Verdun dem Reiche ſollten entriſſen ſeyn, war für Karl unerträglich“ (IV. 541).

Auch der Geſchichte des Papſtthums widmet Dr. Weiß eine ſeiner hohen Bedeutung entſprechende Sorgfalt, und es würde nicht unintereſſant ſeyn, daſſelbe durch dieſe für ſeine Geltung in der chriſtlichen Staatenrepublik ſo wechſelvollen Jahrhunderte nach der Darſtellung des Herrn Verfaſſers zu verfolgen; wir beſchränken uns jedoch, um die angemeſſenen Grenzen einer literariſchen Beſprechung nicht zu überſchreiten, auf Hervorhebung weniger Punkte. Während die Kaiſerkrone auf dem Haupte der Hohenſtaufen im blendendſten Glanz erſtrahlte, hatte auch dieſer Grundpfeiler der mittelalterlichen Geſellſchaft unter Innocenz III. ſeine höchſte Bedeutung für die chriſtlichen Völker erreicht. Doch nur zu bald ſollte die äußere Stellung der Päpſte tief erſchüttert werden. Zwar ging Innocenz IV. ſcheinbar ſiegreich aus dem unſeligen Kampfe hervor, welchen der kirchenfeindliche Sinn Friedrichs II. und ſeine Unredlichkeit unter Gregor IX. von neuem hervorgerufen hatte; allein in Wirklichkeit war auch das Papſtthum äußerlich ſchwer geſchädigt. „Die falſche Politik der Staufen hatte es gezwungen bei Frankreich Hülfe zu ſuchen, und dieſe Hülfe ward um den Preis der Freiheit der erhabenſten Stellung erkauft. Als ein hochbegabter Mann noch einmal in der Art von Geiſtesrieſen wie Gregor VII. und Innocenz III. dem Papſtthum ſeine hohe Stellung wiedergewinnen wollte, erlag er im Kampfe, und ſeine Nachfolger hatten Mühe wieder eine freie Stellung zu gewinnen“ (III. 582). Das Oberhaupt der Kirche hatte aufgehört „als oberſter Moderator an der Spitze des europäiſchen Gemeinweſens zu ſtehen, das

gen, um das heilige Grab zu erobern, um den Papst zu schützen und ihm auch äußerlich eine freie unabhängige Stellung zu verschaffen! Welch ein warmer Ton weht in den Schriften ihrer bedeutendsten Geister, vom Verfasser des Heliand an bis zu den Mystikern des 15. Jahrhunderts, für die Kirche der sie jetzt auf einmal mit Hohn den Rücken kehren!" (IV. 298).

Und indem hierauf die Gründe erörtert werden die eine so traurige Veränderung ermöglichten, heißt es in Bezug auf die vorausgehenden Uebelstände im kirchlichen Leben: „Die Kirche ist die Trägerin ewiger, unsterblicher Wahrheiten. Aber alles was in die Hände der Menschen kommt, kann auch mißbraucht werden. Ein göttlicher Wein fließt durch bleierne Röhren. In Anstalten wie die Kirche gibt es Zeiten des Aufschwunges und der Erschlaffung ... Wäre sie nicht die Trägerin göttlicher Wahrheiten, wäre sie wie andere Lehren, (so) hätte sie einmal eine Zeit des Aufschwunges gehabt, wäre dann versunken und versumpft, um sich nie wieder zu erheben! So aber trat die Kirche aus jedem Kampfe den sie ob der Schwäche ihrer Söhne bestehen mußte, stärker und ruhmvoller hervor, und so gilt wahrhaft von ihr das Wort des Dichters: Was stets und aller Orten sich immer jung erweist, ist in gebundenen Worten ein ungebundener Geist" (IV. 298 ff.).

Hiernach kann es von vorneherein keinem Zweifel unterliegen, welches Urtheil der Herr Verfasser über die „Reformation" fällen wird. Sie ist ihm wie jedem Katholiken eine unberechtigte Revolution auf kirchlichem Gebiet. Diese Auffassung findet ihren unverblümten Ausdruck bei Besprechung der Umwälzungen welche bald nach dem Ausbruch der Glaubensspaltung eintraten. In der That machte sich ja der Einfluß der neuen Lehre nur allzubald und allzusehr geltend. Natürlich! denn die Grundsätze derselben ließen das was bislang als Unrecht gegolten hatte, in den Augen der Fürsten und des Volkes als Recht erscheinen und umgekehrt.

conſtituirenden Verſammlung geworden; wenn die Pfarrer gegen die Biſchöfe, wenn die Gläubigen gegen die Pfarrer ähnlich verfuhren, ſo war die ganze Kirche aufgelöst" (III. 950). Auch die doppelgängeriſche Haltung welche die deutſchen Kurfürſten während des Streites der ſchismatiſchen Basler mit dem Papſte annahmen, findet ſcharfen Tadel. „Frankreich und England ſprachen ſich für Eugen aus, nur einige Entſchiedenheit in Deutſchland, und das ganze Basler Aergerniß war verſchwunden... Der Reichstag (in Mainz 1439) hatte auf der einen Seite die Basler Reformbeſchlüſſe angenommen, auf der andern Seite gegen die Abſetzung Eugen's IV. Einſprache erhoben. Das hieß nicht entſcheiden, nicht vermitteln, auch nicht das in Sicherheit bringen wollen was in Baſel für die Reform geſchehen war, ſondern die Erzbiſchöfe wollten die Macht die dem Papſt genommen war, ſich ſelber zueignen; auf dieſer Bahn weiter wäre es zur Auflöſung der Kirche in Fürſtenthümer gekommen, wie im Reich ſchon das monarchiſche Princip vor der Territorialgewalt erlegen war. Die Kurfürſten wollten ſich weder dem Concil noch dem Papſt unterwerfen, darum entſchieden ſie ſich weder für das Concil, noch für den Papſt; beide ſollten einander ſchwächen. Darum die naive Erklärung, daß ſie auf der einen Seite die Beſchlüſſe des Concils annehmen und auf der andern ſich gegen die Abſetzung des Papſtes verwahren" (III. 998 und 1023).

In der langen Reihe der Nachfolger Petri waren auch ſolche zu ſchildern, deren Handlungsweiſe dem heiligen Stuhle wenig Ehre gemacht hat. Bei dieſen Anläſſen hat es nun Dr. Weiß verſtanden ſeinen katholiſchen Standpunkt unverrückt zu wahren, ohne der Wahrheitsliebe des unparteiiſchen Geſchichtſchreibers etwas zu vergeben. Weit entfernt, es dort wo Thatſachen gegen kirchliche Würdenträger die Entſcheidung abgeben, an gebührendem Tadel fehlen zu laſſen, iſt doch gerade ſein ernſtes Wort der Mißbilligung ein Beleg dafür, wie Verfaſſer zwiſchen der erhabenen Stellung des Papſtthums und einem unwürdigen Inhaber deſſelben, zwi-

ſchen der Heiligkeit der Kirche und ihrem etwa unheiligen Vertreter wohl zu unterſcheiden weiß. So heißt es z. B. von Johann XXIII. bei Beſprechung ſeiner Zuſammenkunft mit K. Sigismund in Lodi: „Welcher Gegenſatz zwiſchen Einſt und Jetzt, zwiſchen Geiſtesrieſen wie Gregor d. Gr., Gregor VII., Innocenz III., und dem Erbärmlichen der jetzt den heiligen Stuhl ſchändete *)! Wahrlich ein göttliches Leben mußte in der Kirche pulſiren, daß ſie durch Unglücksfälle wie die Wahl eines Johann XXIII. nicht zu Grunde ging!“ Gänzlich fern liegt dagegen dem Geiſte unſers „Lehrbuches“ das durchaus unwiſſenſchaftliche Vorangehen jener Geſchichtsſchreiber welche über Päpſte, die nun einmal ſeit Jahrhunderten das Verwerfungsurtheil der großen Menge getroffen hat, auf das mehr als verdächtige Zeugniß charakterloſer Anekdotenjäger hin die volle Schale ihres Unwillens ausgießen. Zwar findet die durch Beſtechung erwirkte, dem Geiſt der Kirche durch und durch widerſtrebende Wahl Alexanders VI., ſeine unheilvolle Familienpolitik, die Verſchleuderung des Kirchengutes unter ihm, gerechten Tadel; aber Dr. Weiß ſcheut ſich hinwiederum auch nicht dieſen ſo entſetzlich verläſterten Papſt gegen die ſchamloſen Verunglimpfungen von Schriftſtellern „die am Morgen goldene Beweiſe der Güte des Papſtes in die Taſche ſteckten und am Abend ihre Feder in das ſtärkſte Gift der Verläumdung tauchten“ (IV. 217), entſchieden in Schutz zu nehmen. „Entſetzliche Dinge reden ihm die Schriftſteller jener Zeit nach: meiſt grelle Erfindung der in jener Zeit tonangebenden Schmähſucht ... Vieles iſt nachweisbar

*) Der Herr Verfaſſer ſcheint alſo Johann XXIII. für den berechtigten Inhaber des Stuhles Petri anzuſehen, wie dieſer denn auch auf dem Concil zu Conſtanz anfangs ziemlich allgemein als ſolcher betrachtet wurde. Bekanntlich ſprechen ſich dem entgegen manche Hiſtoriker für die (objektiv genommen) alleinige Rechtmäßigkeit der Wahl Gregors XII. aus und zwar aus gewichtigen Gründen.

falſch. Der vielgeſchmähten Lucrezia Borgia widmet der wahrheitsliebende Muratori ein ehrenvolles Andenken. Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel, trug ihre Farben bis zu ſeinem Tod“ (a. a. O.*).

Noch einen Zeitabſchnitt in der Geſchichte des Papſtthums, von höchſter Bedeutung wie für die Geſammtkirche überhaupt, ſo für Deutſchland insbeſondere, dürfen wir nicht mit Stillſchweigen übergehen, nämlich die Periode des großen Abfalls. Treffend leitet Dr. Weiß den nunmehr zu ſchildernden grellen Gegenſatz zu der frühern Glaubensinnigkeit mit den Worten ein: „Wir nahen jetzt der Zeit wo die religiöſe Einheit Europa's bricht, wie die politiſche ſchon längſt gebrochen war. Statt des Einen allgemeinen anerkannten Glaubens vertheilt ſich jetzt Europa nach Glaubensmeinungen, und mit der Spaltung wächst ein maßloſer Haß empor, der zuletzt zum Schwerte greift und die chriſtliche Welt mit Strömen von Blut überſchüttet... Eigenthümlich, der Herd der neuen Bewegung iſt daſſelbe Deutſchland geworden, welches ſeit den Tagen des heiligen Bonifacius mit ſo vieler Liebe an der Kirche hing, und Völker germaniſcher Zunge ſind es namentlich welche mit der Kirche brechen. Und wie hingen nicht dieſe Germanen an der Kirche! Wie glücklich waren ſie in der neuen Lehre, wie reich beſchenkten ſie Klöſter und Bisthümer! Welch ſtolze Tempel erbauten ſie ihr zu Ehren! Wie viel Blut vergoſſen ſie nicht, um dieſe Lehren auch bei andern Völkern zur Geltung zu brin-

*) Die neueſte Lebensbeſchreibung derſelben von W. Gilbert: „Lucrezia Borgia. Deutſch von Dr. F. Steger“ (Leipzig 1870) läßt ſie als eine durchweg ehrenwerthe Perſönlichkeit erſcheinen. Wir können zwar dem Verfaſſer des Buches in manchen Punkten ſein vorurtheilsfreies und unbefangenes Urtheil nachrühmen — für katholiſche Verhältniſſe beurkundet er manchmal ſehr wenig Verſtändniß — doch liefert er für die Beurtheilung jener Zeit und ihrer Perſonen nützliches Material, und namentlich dürften die Erörterungen über Lucrezia's Briefwechſel Beachtung verdienen.

durch das Chriſtenthum zur Herrſchaft gelangt war und ſeine Anhänger zu neuer Lebensentfaltung befähigt hatte. Zudem fehlte dem fernen Oſten bei der verhältnißmäßig großen Abgeſchloſſenheit dieſer Länder während des Mittelalters auch noch die Berührung mit der Chriſtenheit, kein Gegenſatz der Anſchauungen und Beſtrebungen trat hervor, und ſo ging dieſen Völkern auch jene Bedeutung ab welche dem Islam eine ſo wichtige Stellung in der Geſchichte der Menſchheit angewieſen hat. — In Folge der ſpaniſchen Entdeckungsreiſen erweitert ſich ſodann der Geſichtskreis nach Weſten hin, indem die neuaufgefundenen Länder Amerika's in den Bereich der Unterſuchung hineingezogen werden, und hier ſind es nicht bloß die Fahrten von Columbus und den ſogenannten kleinen Entdeckern nebſt den heldenmüthigen Eroberungskämpfen beſonders in Mexiko und Peru, ſondern auch die vorgefundenen Verhältniſſe der Eingebornen und die edlen Bemühungen des Dominikanerordens für die Erhaltung der Indianer, welche den Gegenſtand weiterer Erörterung bilden.

Neben Religion und Staatsleben, deren ausführliche Behandlung durch den Stoff ſelber geboten war, wird den andern Seiten des Culturlebens, beſonders auch jenen welche man in neuerer Zeit mehr als ehedem und zwar mit Recht in die Hand- und Lehrbücher der Weltgeſchichte aufgenommen hat, Kunſt und Literatur nämlich, eine ſorgfältige Darſtellung zu Theil. Von den Einrichtungen im Leben der Völker, worin ſich der Geiſt einer Zeit oder eines Stammes beſonders abſpiegelt, werden nicht ſelten die anziehendſten Gemälde entworfen; man leſe nur die Schilderung von den „frommen Landsknechten", jener Lieblingsſtiftung des letzten Ritters (IV. 208 ff.), oder von den blühenden Verhältniſſen der Mauren in Spanien (III. 146) ff.). Kunſt und Literatur werden verſchieden behandelt. Theils wird von dieſen Entwicklungsformen des menſchlichen, beziehungsweiſe nationalen Geiſtes am Ende eines Zeitabſchnittes ein eingehendes Ge-

sammtbild hinzugefügt, theils, wenn die Vertreter derselben zugleich eine einflußreiche Stellung im politischen Leben bekleideten, ihre literarische Thätigkeit in die Erzählung der Weltereignisse selbst eingeschaltet. Dieses geschieht z. B. bei Dante, Petrarka, Bacon von Verulam; jenes in Betreff der englischen, spanischen und italienischen Schriftsteller und Künstler des 16. Jahrhunderts am Ende des vierten Bandes (875—1033).

Einer gründlichen Prüfung wird — hierauf müssen wir noch aufmerksam machen — jener Theil der Geschichte unterzogen, dessen sich Volkssage und Dichtkunst nicht eben zum Frommen der historischen Wahrheit bemächtigt haben. Hier galt es in den Quellen selbst die Thatsachen von der dichterischen Zugabe mit Umsicht zu scheiden. So beim Cid. Dieser erscheint nun zwar nicht als jene allseitig ideale Heldengestalt der Romanzen, aber auch nicht als das „Nebelgebilde der Sage", in das ihn eine vor kritischem Eifer sich überstürzende Richtung umzuschaffen bemüht war. Er ist vielmehr der kampfgewohnte, stets siegreiche Ritter, den Ungläubigen ein Gegenstand des Schreckens, der Valencia dem Kreuze wiedergewinnt, es zugleich versteht die neuen maurischen Unterthanen an seine Person zu fesseln und an seine Herrschaft zu gewöhnen, der dreimal vor K. Alfonso's Unmuth aus dem Vaterlande weichen muß und es während der ersten Verbannung auch nicht verschmäht im Dienste eines maurischen Fürsten gegen den andern sich Macht, Reichthümer und Ehren zu erkämpfen (vergl. III. 187 ff.). Bei Untersuchung des Ursprungs der Eidgenossenschaft wird ein geschichtlicher Tell festgehalten, aber die Sage von ihm und den Vögten mit Kopp in's Reich der Märchen verwiesen. Jener mag an der Befreiung der Schweiz, die übrigens nicht in die Regierungsjahre Albrechts zu setzen ist, Antheil genommen haben; doch spielte er dabei jedenfalls nur eine unbedeutende Rolle, bis sich in der Volkssage, „welche eine Persönlichkeit hervorzuheben und ihr den Kranz aller Ehren

zu leihen liebt", Wahrheit und Dichtung vermengten (III. 649 ff.).

Doch ein schlimmerer Feind als die harmlose Volkspoesie ist für die Geschichte die Parteileidenschaft welche für hochherzige Bestrebungen auf Seite der Gegner kein Verständniß hat, bei den edelsten Thaten unedle Beweggründe voraussetzt, die unläugbaren Thatsachen nur durch die farbigen Gläser des Vorurtheils betrachtet, über erklärende und beleuchtende Umstände und Verhältnisse einfach hinwegsieht. Es ist schon oben bemerkt, wie Dr. Weiß in dieser Beziehung für Karl V. u. a. in die Schranken tritt. Ebenso wird Kaiser Sigismund gegen den bereits so oftmals zurückgewiesenen und doch stets von neuem auftauchenden Vorwurf der Treulosigkeit in Schutz genommen. Dem ritterlichen, der Kirche treu ergebenen und in der großen Mehrzahl seiner Mitglieder durchaus unschuldigen Tempelorden wird alle Anerkennung zu Theil, dagegen die unersättliche Habgier und despotische Bosheit Philipps des Schönen, wie sie besonders in seinem schmählichen Verfahren gegen diesen Orden und gegen Papst Bonifaz VIII. sich kundgibt, an's Licht gezogen. Die maßlosen Beschuldigungen der spanischen Inquisition die aus Llorentes „kritischer Geschichte" derselben, welche übrigens „von absichtlichen und unabsichtlichen Unwahrheiten und Unrichtigkeiten wimmelt und in Zahlenangaben höchst leichtfertig ist", nicht bloß in hunderte von Romanen, sondern auch in sonst wahrheitsliebende Geschichtswerke übergegangen sind, werden im Lichte der verbürgten Thatsachen auf das gebührende Maß zurückgeführt, und dabei wird mit Nachdruck hervorgehoben, wie Unrecht es wäre, mit den etwaigen Ausschreitungen dieser Einrichtung des absoluten Königthums der Kirche einen Vorwurf machen zu wollen (vergl. IV. 286 ff.). Und so bleibt sich der Verfasser im Verlauf seiner Arbeit des Grundsatzes bewußt, den er schon früher als höchste Norm des Geschichtschreibers bezeichnet hat, nämlich „Gerechtigkeit zu üben gegen alle Parteien, der

Wahrheit die Ehre zu geben, der verkannten Größe den Kranz zu reichen, der Heuchelei welche die Mitwelt täuschte, die Maske vom Gesicht zu reißen und bei der Wanderung über lichte Höhen und durch dunkle Thäler voll Jammer und Blut Klarheit im Kopfe und die Glut der Liebe und des Zornes im Herzen zu bewahren" (II. 2).

Sollen wir nun unser Gesammturtheil über die besprochenen Bände kurz zusammenfassen, so können wir es mit den Worten thun, daß dieselben nicht bloß eine ergiebige Fundgrube zuverlässiger Geschichtskenntnisse sind, sondern um ihres reinen und fließenden Styles, ihrer edlen und warmen Darstellung willen zugleich als ein nicht minder anziehendes Unterhaltungsbuch gelten können. Freilich wird sich der Leser nicht gerade mit allen Anschauungen des Herrn Verfassers einverstanden erklären. Wie wäre dieses auch denkbar bei einem Werke welches über die Geschichte aller Zeiten und aller Culturvölker zu berichten hat! Wir selbst haben schon in Betreff des einen oder andern Punktes unsere abweichende Ansicht angedeutet; auch scheint uns dem Umfang nach immerhin ein gewisses Mißverhältniß zwischen vor- und nachchristlicher Zeit obzuwalten; wir vermissen ferner im dritten Bande nur ungern eine Darstellung der ersten Blüthepeiode unserer deutschen Nationalliteratur; das (IV. 865) angeführte Urtheil Macaulay's über den Werth der Bacon'schen Philosophie wäre wohl in etwas zu berichtigen gewesen; denn schwerlich wird Dr. Weiß die Einseitigkeit desselben verkennen und die grundsätzliche Geringschätzung alles idealen Strebens gegenüber einer ausschließlichen Betonung des materiellen Fortschritts gutheißen. Jedoch kann dieses dem Gesammtwerthe des Werkes keinen Eintrag thun, und jeder der einerseits den Einfluß historischer Anschauung auf die Gesinnung der Völker wie auf die Entwickelung ihrer öffentlichen Verhältnisse, und die daraus sich ergebende Wichtigkeit geschichtlicher Bildung, andererseits die hohe Bedeutung eines Lehrbuchs das diese zu vermitteln in so hohem Grade geeignet ist, in's Auge faßt, der wird gewiß

dem Herrn Verfaſſer für die nicht geringe Mühe bei Weiterförderung ſeiner vortrefflichen Arbeit großen Dank wiſſen und ihm behufs baldiger Vollendung derſelben ein herzliches Glückauf zurufen.

LXIII.

Zur Geſchichte der nordiſchen Miſſionen.

Annuae missionis Hamburgensis a 1589 ad 1781, quas ex manuscriptis ad breviorem formam summatim contractas nunc primum edidit variisque adnotationibus instruxit *Lebrecht Dreves*. Friburgi 1867. p.p. 272.

Herr Dr. Dreves iſt der Verfaſſer einer „Geſchichte der katholiſchen Gemeinden zu Hamburg und Altona", welche im J. 1866 in zweiter Auflage erſchienen iſt und damals auch in dieſen Blättern (Bd. 57 S. 795 ff.) ihre Würdigung gefunden hat. Dieſer werthvolle Beitrag zur Geſchichte der nordiſchen Miſſionen hat in dem oben verzeichneten Buch eine willkommene Ergänzung erhalten: es ſind die jährlichen Miſſionsberichte der in Hamburg paſtorirenden Jeſuiten von 1589—1781. In der Form der Annalen bilden ſie eine fortlaufende gedrängte Geſchichte derſelben. Als Einleitung geht die Geſchichte der gewaltſamen Einführung der Reformation vom J. 1523 an voraus. Mit dem J. 1529 war die Austreibung der Katholiken vollendet.

Erſter Miſſionär in Hamburg war 1589 — 1597 der Holländer Michael van Iſſelt, nachdem der Graf Adolf von Schauenburg den wegen des Handels in Hamburg weilenden Katholiken freie Religionsübung in Altona eingeräumt. An ſeine Stelle trat 1597 der Jeſuit Jakob Gordon aus Schottland; und bald darauf wurden je drei Jeſuiten in dieſe Miſſion geſendet, welche derſelben bis zur Aufhebung der Geſellſchaft Jeſu vorſtanden. Wir begegnen alſo hier denſelben Thatſachen, welche in dem größern Werke des Verfaſſers ausführlicher dargeſtellt werden. Durch eine reiche Fülle von ſorgfältig ausgearbeiteten Anmerkungen, die wie das Werk ſelbſt lateiniſch geſchrieben ſind, hat der Verfaſſer den Werth dieſer jährlichen Berichte gar ſehr erhöht. Ein ſehr genaues Regiſter der vorkommenden Namen iſt beigegeben.

Dr. Dreves hat durch beide Schriften ſich Verdienſte um die Geſchichte der norddeutſchen Miſſionen erworben, wie kaum ein anderer Schriftſteller vor ihm. Es wird unſerer Anerkennung ſeiner Verdienſte keinen Eintrag thun, wenn wir ihn in einem Punkte ergänzen und berichtigen. Er ſagt, daß die von ihm in den Anlagen zu ſeinem Hauptwerke mitgetheilte Liſte der apoſtoliſchen Vikare und Provikare, im Vergleiche mit der erſten Auflage, füglich als „authentiſch" gelten könne. Wer die untenſtehende Liſte derſelben mit der von Herrn Dreves vergleicht, wird dieß nicht ſo unbedingt zugeben*).

---

*) 1667 — Valerius von Maccioni, Biſchof von Marocco, † 26. Auguſt 1676 (wohnte in Hannover).

1677, 21. Auguſt erwählt, Nikolaus Steno, Biſchof von Titiopolis, † 23. November 1686.

(1680, 10. September, Ferdinand Fürſtenberg, Biſchof von Paderborn, † 26. Juni 1683.)

1683, Hortenſius Mauro, Biſchof von Joppe, † 1696.

1697, 13. Mai, Jodoc Edm. Brabeck, Biſchof von Hildesheim, † 13. Auguſt 1702.

1702, 13. Oktober, Otto Bronckhorſt von Groesfeld, Biſchof von Columbrica, † 5. April 1713.

1715, 15. Februar, Johann Hugo v. Gaertz, Biſchof von Doryläum, † 21. Dezember 1716.

1717, 2 Oktober, Aug. Stefani, Biſchof von Spigaz, bis 1718.

1718, 19. Februar, Hyacinth Petit, Biſchof von Heliopolis, Carmel, † 26. Juli 1719.

1722, 15. Dezember, Joh. Adolf v. Hoerde, Biſchof von Flaviopolis, † 1761.

1761, 5. Oktober, Franz Joſ. v. Gondola, Biſchof von Tempe, O. S. B., † 5. März 1774.

1775, 19. Juli, Friedr. Wilh. v. Weſtfalen, Biſchof von Paderborn, † 6. Januar 1789.

1789, 29. Mai, Franc. Egon v. Fürſtenberg, Biſchof von Hildesheim, † 11 Auguſt 1825.

1826, 22. September, Friedr. Clem. Ledebur, Biſchof von Paderborn, bis 1839.

1839, 14. September, Joh. Theodor Laurent, Biſchof von Cherſones.

1841, 26. Februar, Karl Anton Lüpke, Biſchof von Arthedon (Osnabrück), † 8. April 1855.

(1855 admin. Heinrich Beckmann, 1858)

1858, Paul Melchers, Biſchof von Osnabrück. bis Januar 1866.

1866, 22. Juni, Joh. Heinr. Beckmann, Biſchof von Osnabrück.

LXIV.

Zwei Briefe über das neueste österreichische Rothbuch.

I.

Der gegenwärtige Minister der auswärtigen Angelegenheiten von Oesterreich-Ungarn, der Reichskanzler Beust, hat seit Antritt seines Amtes die Gewohnheit angenommen beim jedesmaligen Zusammentritt der Reichsdelegationen denselben eine Uebersicht seiner Thätigkeit während der verflossenen Periode vorzulegen, in welcher zugleich die diplomatischen Correspondenzen über die Beziehungen des Reiches zu den auswärtigen Verhältnissen niedergelegt sind. Man hat sich dazu eines rothen Einbandes bedient, zur äußern Unterscheidung von ähnlichen Druckschriften in andern Staaten, und wenn man also vom Rothbuche spricht, so weiß man daß dieser österreichische Rechenschaftsbericht damit gemeint ist.

Dieser Gebrauch contrastirt allerdings sehr stark mit den frühern Gewohnheiten der österreichischen Staatskanzlei, welche bekanntlich die Oeffentlichkeit und die öffentliche Controlle nicht liebte. Nun hat zwar, wie Sie sich erinnern, Graf Bismark in einer norddeutschen Reichstagsrede sich höhnisch und wegwerfend genug über solche Blau- und Rothbücher ausgesprochen; sie seien doch nur da, um dem Publikum Sand in die Augen zu streuen, die Hauptsachen fänden doch keinen Platz in diesen Uebersichten u. s. w. Der Wort-

laut iſt mir nicht mehr erinnerlich, aber ſo ungefähr war der Sinn ſeiner Worte.

Indeſſen hat Graf Bismark damit einen großen Irrthum ausgeſprochen; ich glaube auch, daß mehr eine gewiſſe Gereiztheit über dieſe neue Methode des öſterreichiſchen Kabinets, als ſeine wirkliche Meinung es war, die er in ſolcher Weiſe kundgab. Denn mag nun auch manches wichtige Aktenſtück in dieſen Büchern fehlen, immerhin enthalten ſie genug, um dem Leſer einen tiefern Einblick in den Stand der Dinge, in die Geſinnungen und Auffaſſungen der betheiligten Kabinette und in die treibenden Motive des Augenblicks und der jüngſten Vergangenheit zu gewähren. Und das was etwa weggelaſſen und verſchwiegen iſt, fördert zuletzt nur den Blick in die Situation. Denn der ſchärfer ſehende Leſer entdeckt ſehr bald den Punkt, wo etwas fehlt, wo eine Lücke in den Mittheilungen vorhanden iſt, und es iſt eben nicht ſchwierig die Gründe ſolcher Omiſſionen herauszufinden und mit dem Gegebenen zu combiniren.

Uebrigens muß ich aufrichtig bekennen, daß das dießmalige Rothbuch noch inhaltreicher iſt, als ſeine Vorgänger. In der ganzen Correſpondenz über den gegenwärtigen Krieg, über die orientaliſchen Angelegenheiten, über die Stellung zu Rom und ſchließlich über den neueſten ruſſiſch-türkiſchen Conflikt vermißt man kein weſentliches Aktenſtück. Nur ein einziges Verhältniß iſt ganz mit Stillſchweigen übergangen, nämlich diejenigen etwaigen Verhandlungen, welche zwiſchen den deutſchen Südſtaaten einerſeits und Oeſterreich andererſeits über die Betheiligung der erſtern am gegenwärtigen Kriege gepflogen ſeyn dürften. Meiner Vermuthung nach mögen eigentlich officielle Dokumente in dieſer Angelegenheit freilich überhaupt nicht exiſtiren; an einer vertraulichen Correſpondenz zwiſchen den betreffenden öſterreichiſchen Geſandten und dem Reichskanzler, ſowie an vertraulichen Privatgeſprächen zwiſchen den Miniſtern der ſüddeutſchen Höfe und den öſterreichiſchen Geſandten, an Sondirung ꝛc. wird es gleichwohl nicht gefehlt haben.

Ja, es gibt nichts Lehrreicheres, als die Lektüre dieſes Rothbuches. Wer es mit Verſtändniß lieſt, wer namentlich auch zwiſchen den Zeilen zu leſen verſteht, der empfängt nicht nur ein umfaſſendes Bild über die ganze auswärtige Lage Oeſterreichs, ſondern auch über die gegenwärtige Lage von ganz Europa. Denn es gibt kein Reich welches mit ſeinen Wurzeln ſo nach allen Seiten hin mit allen vier Weltgegenden verwachſen, was mit ſeinen Fühlfäden und Lebensnerven ſo ſehr in die Verhältniſſe aller andern Stämme und Reiche ſich hineinerſtreckte, als eben dieſes Mittelreich in Europa. Und nicht nur erhält man Aufſchlüſſe über die Gegenwart, auch die kommenden Ereigniſſe und Conflikte werfen ihren dunkeln Schatten ſchon über den jetzigen Moment hinaus, und machen uns auf ebenſo furchtbare als unvermeidliche Kämpfe der Zukunft gefaßt.

Laſſen Sie mich einige ſolcher inhaltſchweren Momente, wie ſie uns aus dem Rothbuche entgegenblicken, etwas näher beleuchten und commentiren. Die „heilige Allianz“ zwiſchen Rußland, Oeſterreich und Preußen hatte wohl innerlich nie aufrichtig beſtanden. Denn ſie konnte die tief liegende Colliſion der wichtigſten Lebensintereſſen, wie ſie einmal bei ſo manchen ungelösten Fragen zwiſchen dieſen Staaten faktiſch beſtand, doch nimmer beſeitigen. Anfangs freilich trat dieſe Colliſion der Intereſſen weniger in den Vordergrund, ſo lange nämlich die Hauptſorge der damaligen Kabinette, der Kampf gegen die ſogenannten revolutionären Beſtrebungen, vorzugsweiſe die Thätigkeit der Staatsmänner dieſer drei Reiche in Anſpruch nahm. Die meiſten von uns erinnern ſich noch gar wohl, was Alles in den zwanziger Jahren man unter „revolutionären Beſtrebungen“ verſtanden. Die beſcheidenſten Wünſche für repräſentativen Antheil des Volkes am Staatsleben und für eine etwas freiere Preſſe wurden gleichmäßig mit den gewaltſamſten Umſturzplänen in einen Topf geworfen und mit dem Namen „revolutionär“ gebrandmarkt. Wo immer dergleichen auftauchte, auf der iberiſchen Halbinſel oder in Italien oder in den kleinern deutſchen Bundesſtaaten,

immer ſtellte ſich die „heilige Allianz“ in geſchloſſener Einigkeit denſelben gegenüber. Ganz beſonders aber war es Polen, welches ein unerſchütterliches Fundament ewiger Einigkeit der drei Allianzmächte zu bilden ſchien. Auf dieſem Felde waren es nicht bloße Principien, in denen ſich die Kabinette momentan begegneten und in Einverſtändniß wußten, hier lagen umgekehrt rein praktiſche Intereſſen vor, von denen alle drei gleichmäßig berührt wurden. Sie hatten die Theilung Polens gemeinſchaftlich vollzogen; ein Jeder hatte ſeinen Antheil an der Beute erhalten und war nicht gewillt denſelben zu Gunſten eines wiedererſtehenden Polens herauszugeben. Die gemeinſame Unterdrückung der polniſchen Nationalität war die natürliche Folge der Theilung Polens, die ſie gemeinſam vollzogen hatten. Das Blut Polens war der Kitt, der die drei Mächte unauflöslich aneinander band, mochten ſie auch ſonſt noch ſo viel Urſache haben einander zu mißtrauen und entgegenzuarbeiten. Die gleiche Schuld hielt ſie wenn auch widerwillig zuſammen.

Indeſſen trat der Moment ein, wo eine der Mächte, wo Oeſterreich nicht mehr im Stande war die Niederhaltung der polniſchen Nationalität in ſeinem Antheile, in Galizien, conſequent durchzuführen. Oeſterreich war in dieſer Beziehung überhaupt von vorneherein immer noch am mildeſten vorgegangen. Es hatte ſich damit begnügt Galizien ungefähr ebenſo zu behandeln und zu regieren wie ſeine übrigen Länder, Ungarn natürlich ausgenommen, welches kräftig genug war ſeine politiſche Rechtsſtellung wenigſtens bis zu einem gewiſſen Grade zu behaupten. In allen übrigen Erb- und Kronländern überwachte die öſterreichiſche Regierung jede auch die leiſeſte Regung eines öffentlichen Geiſtes mit einer polizeilichen Vielgeſchäftigkeit, wie ſie wohl ſelten in ſolcher Ausdehnung in der Weltgeſchichte erlebt worden iſt. Aber man kann doch nicht ſagen, daß über Galizien beſondere Ausnahmsmaßregeln verhängt worden wären. Am wenigſten verfolgte die öſterreichiſche Regierung conſequent Pläne welche auf völlige Ausrottung der polniſchen Nationalität gerichtet

waren, was allerdings ſowohl von Seiten der preußiſchen als auch der ruſſiſchen Regierung geſchah. Preußen wollte ſeine polniſchen Provinzen germaniſiren, Rußland die ſeinigen ruſſificiren, während Oeſterreich zufrieden war, wenn die Galizier politiſch ſchlieſen gleich ſeinen andern deutſchen, ſlaviſchen und italieniſchen Ländern. Es konnte auch ſowohl Rußland wie Preußen für den Augenblick ſehr gleichgültig ſeyn, daß Oeſterreich weniger energiſch auf Ausrottung der polniſchen Nationalität hinarbeitete, wenn es nur verhinderte, daß ſie ein Lebenszeichen von ſich gab.

Aber, wie ſchon geſagt, von dem Augenblicke an wo Oeſterreich freiwillig oder unfreiwillig dieſes Syſtem aufgab, war auch dieſes Band zerriſſen, welches bis dahin die Politik der drei Mächte mehr wie jedes andere aneinander gefeſſelt hatte. Die entente cordiale mußte nicht nur aufhören, ſondern die beiden nordiſchen Mächte mußten in dem Aufleben der polniſchen Nationalität in Galizien eine Durchkreuzung ihrer bis dahin mit ſo großem Erfolge in's Werk geſetzten Plane zur Unterdrückung der polniſchen Nationalität erblicken. Was hatte es nun Preußen geholfen, daß ſeine Polen immer mehr zur Muth- und Hoffnungsloſigkeit herabgedrückt worden waren und anfingen an der Zukunft Polens zu verzweifeln; was hatte es Rußland geholfen, daß es mit furchtbarer Grauſamkeit gegen die polniſchen Familien, gegen ihre Sprache und Religion gewüthet hatte — wenn plötzlich wie ein Phönix aus der Aſche ein verjüngtes Polen in dem benachbarten Galizien erſtand und die Hoffnung der polniſchen Herzen in ihren Provinzen wieder wach rief? Hart an ihren Grenzen erſchollen mit einem Male die Töne polniſcher Gerichtsſprache, polniſchen Schulunterrichts, polniſcher Vorträge auf einer polniſchen Univerſität, polniſcher freier Debatte in den Gemeinden, Städten und auf dem Landtage und einer freien Preſſe, und dieſe Töne erweckten ein lautes Echo in den ſtammverwandten Ländern. Mit der von Oeſterreich den Galiziern gewährten Autonomie war jede Ausſicht auf die endliche Ausrottung der polniſchen Nationalität geſchwun-

den und fünfzigjährige Arbeit von Liſt und Gewalt war vergeblich geweſen.

Oeſterreich hatte ſicher nicht an eine feindſelige Aggreſſion gegen ſeine beiden Genoſſen gedacht, als es den bisherigen über Galizien verhängten Druck beſeitigte; denn das Syſtem war durch die Gewalt der Umſtände überhaupt im Jahre 1848 in allen Ländern des Kaiſerreiches gefallen und es lag ſicher nicht in der Macht der Regierung mit Galizien eine Ausnahme zu machen. Aber gleichviel ob feindſelige Abſicht oder nicht; die Thatſache an ſich, das autonome Galizien, ein freies ſich ſelbſt regierendes Land mit wiederaufblühendem polniſchen Rechtsleben, polniſcher Sprache und Literatur war an und für ſich ſchon ein feindlicher Gegenſatz und eine fortwährende Beunruhigung des Beſitzſtandes von Preußen und Rußland, deren weitere Entwicklung von unabſehbarer Tragweite. Und wenn es ſich hier nicht um feindſelige Abſichten einiger öſterreichiſchen Staatsmänner, welche ja umgeſtimmt oder beſeitigt werden konnten, ſondern vielmehr um eine im Weſen des öſterreichiſchen Reiches begründete Nothwendigkeit handelte, die endlich zum unaufhaltſamen Durchbruche gekommen war, dann um ſo ſchlimmer. „Wir alle drei haben gemeinſam getheilt, wir alle drei müſſen daher auch in Einklang handeln, um die Beute zu behalten. Das iſt eine ſtillſchweigend ſich von ſelbſt verſtehende Conſequenz unſeres erſten Paktes. Wer die Theilung Polens mit vollzog, der muß ſich auch an Ausrottung der polniſchen Nationalität betheiligen. Thut er das Gegentheil, befördert er die Wiederbelebung der polniſchen Nationalität, ſo zerreißt, ſo bekriegt er dieſen erſten Pakt und wandelt ſich aus unſerm Genoſſen in in unſern Feind um. Und wenn die fernere Exiſtenz des öſterreichiſchen Reiches einmal eine große Autonomie ſeiner einzelnen Länder und alſo auch Galiziens zur unabänderlichen nothwendigen Vorausſetzung hat, an der weder der Kaiſer noch irgend welches Kabinet irgend etwas Weſentliches ändern kann, dann iſt es alſo die Exiſtenz Oeſterreichs

ſelbſt, die unſere Exiſtenz bedroht; und dann iſt uns unſer Weg für die Zukunft klar genug vorgezeichnet."

Meinen Sie nicht, verehrteſter Herr, daß obiges Räſonnement ſich längſt in den Köpfen der ruſſiſchen und preußiſchen Staatsmänner hätte bilden müſſen und auch ſchon längſt gebildet hat? Was mich anbetrifft, ſo bin ich ſchon vor Jahren der klaren Ueberzeugung geweſen, daß ganz abgeſehen von andern ebenſo tief liegenden principiellen Conflikten die galiziſche Frage ſchon allein zuletzt den unabwendbaren Krieg zwiſchen Oeſterreich und ſeinen beiden nordiſchen Nachbarn in ſich ſchlöſſe, und zwar einen Krieg auf Tod und Leben, auf Seyn und Nichtſeyn.

Nach dieſer etwas langen Einleitung komme ich auf das Rothbuch zurück. Und da mache ich Sie auf das höchſt intereſſante und inhaltreiche Schreiben aufmerkſam, welches der Reichskanzler am 27. Juni d. Js. an den öſterreichiſchen Geſandten in London, Grafen Apponyi, gerichtet hat. Dieſes Schreiben beweist, daß die galiziſche Frage, wie ich ſie eben geſchildert, bereits anfängt in die diplomatiſche Aktion einzutreten und daß Graf Beuſt in derſelben eine ſehr entſchiedene Stellung zu nehmen gewillt iſt. Graf Beuſt benachrichtigt den Geſandten, wie er von verſchiedenen Seiten her Kunde erhalten habe, daß bei der Zuſammenkunft des Kaiſers von Rußland mit dem Könige von Preußen in Ems die polniſche Frage eine gewiſſe Rolle geſpielt habe. Die beiden Souveräne hätten es für nöthig gehalten zu einer sorte d'entente untereinander dem Verhalten der öſterreichiſchen Staatsregierung in der galiziſchen Angelegenheit gegenüber zu gelangen. Beſtätigt werde dieſe Kunde durch die Mittheilungen welche Graf Apponyi über den Inhalt einer Unterredung (d'une conversation intime) mit Lord Clarendon, dem damaligen Staatsſekretär für die äußern Angelegenheiten, jüngſt gemacht habe. Demnach ſchiene ſelbſt Lord Clarendon die Befürchtungen (les allarmes) der beiden Souveräne in Betreff des Verfahrens der öſterreichiſchen Regierung den Galiziern gegenüber für nicht ganz unbegründet zu

halten, und Graf Beust nimmt daher Veranlassung sich über diese Angelegenheit offen auszusprechen und hofft, daß Lord Clarendon seine Anschauungen billigen werde.

Zunächst müsse Graf Beust als Princip feststellen (je dois établir en principe), daß die Art und Weise wie Oesterreich Galizien regiert, lediglich eine Frage der innern Verwaltung sei, und man könne unmöglich zugestehen, daß eine Angelegenheit von dieser Natur (de cette nature) je überhaupt einen Gegenstand der Vereinbarung zwischen fremden Mächten bilden dürfe. Wenn eine Regierung bei sich zu Hause eine freiere Verwaltung einführe, als seine Nachbarn in den Grenzprovinzen, so sei das kein Grund der sie berechtige, sich darüber zu beklagen und Maßregeln zu ergreifen, als wenn sie dadurch direkt bedroht würden. So lange keine „aktive Propaganda" über die Grenzen hinaus getragen würde, so lange kein Versuch gemacht werde einen unerlaubten Einfluß (influence illicite) auf die benachbarten Länder auszuüben, so lange stände es jeder Regierung frei das eigene Land zu organisiren, wie man für zweckmäßig hielte, und die Nachbarn hätten keine gerechte Ursache darüber Lärm zu schlagen (de prendre de l'ombrage). Wenn man dieses Princip in Bezug auf Galizien fallen lasse, dann werde ein Präcedenzfall geschaffen, der für alle Zeiten den Frieden Europa's bedrohe. Mit gleichem Rechte könnten dann z. B. Frankreich und Oesterreich sich den neuen Verfassungsorganisationen im norddeutschen Bunde gegenüber verbünden und sich rüsten, ein Verfahren welches die englische Staatsregierung sicher nicht billigen, sondern gegen welches sie die lebhaftesten Vorwürfe erheben würde.

Jedenfalls seien es nur die eigenen Polen, die Galizier, welche die österreichische Regierung zu versöhnen und zu gewinnen suche, und man könne kühn versichern (hardiment affirmer), daß nie ein officieller Akt, ja nie ein einziges Wort von der österreichischen Regierung ausgegangen sei, welches

den Wunſch gezeigt habe der polniſchen Nationalität außerhalb Galiziens zu ſchmeicheln.

Alſo, Preußen und Rußland könne im Princip überhaupt das Recht nicht zugeſtanden werden de *se formaliser* des concessions, que l'Autriche croit utile de faire aux Polonais de Gallicie. (Das Wort formaliser iſt ſchwer im Deutſchen genau ſinnentſprechend wiederzugeben, wie ich denn überhaupt darauf verzichten muß die Feinheit und die Conciſität des Ausdrucks in dieſem ſchwerwiegenden Aktenſtück auch nur annäherungsweiſe im Deutſchen zu reproduciren.)

Aber, fragt der Reichskanzler weiter, ſind denn ſolche Befürchtungen in Berlin und Petersburg, wie man uns meldet, wirklich vorhanden? Ich geſtehe, daß ich ſchwer daran glauben kann. Ich darf doch nimmermehr annehmen, daß unſere Nachbarn ſich darüber freuen könnten, wenn eine für Oeſterreich ſo wichtige Provinz, wie Galizien, immerwährend in Unzufriedenheit erhalten bliebe; und daß ſie nun gar eine Gefahr für ſich ſelbſt darin erblicken ſollten, wenn dieſe Provinz glücklich und befriedigt wird — nein, das würde auch die allerängſtlichſte Einbildungskraft nicht begreifen können!

Sagen Sie ſelbſt, verehrteſter Herr, kann man den beiden Theilungsmächten den unmoraliſchen Standpunkt, den ſie einzunehmen gezwungen ſind, auf eine feiner-ironiſche Weiſe vor Augen halten? Und in der That, mit dieſer einzigen mit ſo unſchuldiger Miene hingeworfenen Frage ſind alle diplomatiſchen Reklamationen von Seiten der beiden nordiſchen Mächte ein für alle Male abgeſchnitten und in der Geburt erſtickt. Denn wenn es auch in Europa ſchon weit genug gekommen iſt, ſo weit iſt es denn doch noch nicht gekommen, daß zwei Großmächte öffentlich das Verlangen an eine dritte ſtellen dürften, daß ſie ihre Unterthanen *nicht* zufrieden und glücklich machen ſollte. Und darauf würde doch zuletzt jede Reklamation gegen die Autonomie Galiziens hinauslaufen. Aber dadurch, daß Graf Beuſt den beiden Theilungsmächten gewiſſermaßen die moraliſche Unmöglichkeit gezeigt einen öffentlichen diplomatiſchen Feldzug wegen der galiziſchen Concessionen

zu beginnen, ist in der Sache nicht das Mindeste geändert. Die Sache bleibt doch wie sie ist. Je freier und zufriedener die Polen in Galizien werden, desto gefährlicher werden sie für Rußland und Preußen. Es ist zuletzt nur ein dialektischer Sieg, den Graf Beust gewonnen hat. Die nordischen Mächte sind auf das ungünstige moralische Terrain aufmerksam gemacht, auf welches sie sich begeben hatten, indem sie offen über die humanere und edlere Behandlung der Polen in Oesterreich sich beschwerten und sie unvereinbar mit der eigenen Sicherheit erklärten. Sie werden nicht zum zweiten Male dem Gegner eine solche Waffe in die Hand geben, aber ihr Ziel, die Unterdrückung der Polen in Galizien, werden sie darum doch verfolgen, eben weil sie nicht anders können, weil sie müssen. Es fehlt ja leider nicht an andern Streitobjekten zwischen Oesterreich und den beiden andern Mächten; man wird eine weniger unvortheilhaft sittliche Ursache zu finden wissen, die kein so allgemeines moralisches Verdammungsurtheil hervorrufen, keine solche moralische Selbstverurtheilung in sich schließen würde, um mit Oesterreich anzubinden. In der deutschen Frage sowohl als in der orientalischen stoßen die gegenseitigen Interessen ebenso unvermeidlich und unversöhnlich aufeinander, und ich werde mir erlauben in einem zweiten Briefe darüber einige Andeutungen zu geben. Man wird die eine- oder die andere in den Vordergrund stellen, aber bei der schließlichen Abrechnung, wenn sie sich günstig für die beiden nordischen Mächte herausstellen sollte, wird Galizien sicherlich in erster Linie miteingeschlossen und in Mitleidenschaft gezogen werden.

Nachdem dann weiter der Reichskanzler nochmals auf's entschiedenste erklärt (je contesterais donc absolument) daß er sowohl Preußen als Rußland jedes Recht bestreite, aus denjenigen Verwaltungsorganisationen welche die österreichische Regierung in Galizien einzuführen beliebte, sich eine Waffe gegen Oesterreich zu schmieden, gesteht er mit voller Offenheit zu, daß er seit seinem Eintritte in's Ministerium sich den Wünschen Galiziens stets günstig erwiesen habe, und

indem er das auch ferner thun werde, glaube er eine weise Politik zu befolgen, und sei versichert, daß jeder unparteiische Mann ihm darin seine Billigung nicht versagen könne. Das Königreich Galizien sei so wesentlich für die Existenz des Kaiserreichs, daß er immer dem Ziele nachstreben werde die Bande zwischen beiden immer enger zu verknüpfen, und dazu gäbe es kein anderes und besseres Mittel, als eine den Galiziern zu gewährende größtmögliche Autonomie, mit Hülfe deren sie ihr nationales Bewußtseyn mehr und mehr entwickeln könnten. Hiefür habe er stets im Conseil des Kaisers gewirkt und gesprochen, und werde es auch fürder thun. Aber, fährt er fort, alle diese ihnen zu gewährenden Rechte würden sich immer nur auf die provinzielle Selbstverwaltung beschränken. Die auswärtige Politik sei davon ausgeschlossen, denn diese sei Sache des Gesammtreiches und des gemeinsamen Ministeriums, auf welche keine Provinzial-Verwaltung direkten Einfluß ausüben könne, und man werde nach wie vor mit der skrupulösesten Aufmerksamkeit darüber wachen, daß keine Uebergriffe in dieses Gebiet von Seiten Galiziens erfolgten.

Dieses ungefähr der Inhalt dieses Schreibens. Wenn Ihr Raum es erlaubte, möchte ich Ihnen rathen es in den Histor.-polit. Blättern ganz abdrucken zu lassen, denn es gewährt auch einen literärischen Genuß. Graf Beust ist hier wieder auf seinem eigentlichen Felde, was er bei manchen frühern diplomatischen Auslassungen wie z. B. in der Angelegenheit des Concordates nicht gewesen. Und dieses Feld welches ihm ursprünglich angewiesen war, es ist die Vertheidigung der von der Uebermacht bedrohten Staaten. Das hat er in der Sache von Schleswig-Holstein und des deutschen Bundes bis zum Jahre 1866 bewiesen, während sein Beruf zur Schlichtung der innern österreichischen Conflikte sich bis jetzt wenigstens als ein sehr zweifelhafter gezeigt hat. Ein großer Diplomat, ohne Zweifel — aber ein großer Gesetzgeber? Ich möchte es nicht mit derselben Gewißheit behaupten.

Stanford University Libraries
3 6105 013 458 216

D
1
H4
v.66

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.